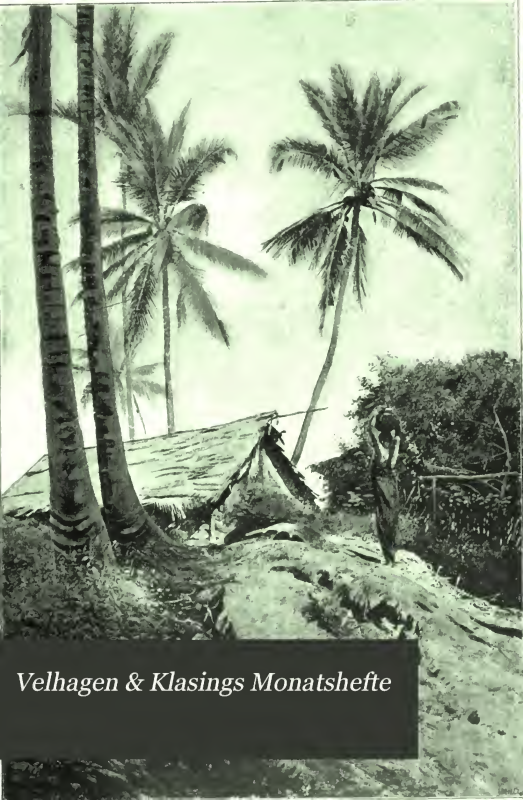

Velhagen & Klasings Monatshefte

Velhagen & Klasings

Monatshefte

IX. Jahrgang 1894/95. Heft 1. September 1894.



Redaktion in Berlin W., Steglitzerstraße 53.

Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig.

Velhagen & Klasings

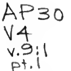
Monatshefte.

Jahrgang 1894/95.

I. Band.



Bielefeld und Leipzig.
Verlag von Velhagen & Klasing.





Inhaltsverzeichnis.

IX. Jahrgang 1894/1895. — Erster Band.

— Die illustrierten Beiträge sind mit * bezeichnet. —

Seite

Romane, Novellen und Verwandtes.

Gedichte, Sprüche.

Kunst und Litteratur.

Sonstige Aufsätze.

Kunstbeilagen.

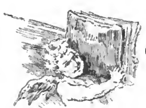
Einschaltbilder.

Selbständige Abbildungen, Studien- und Skizzenblätter im Text.

Gratisbeilage:

Velhagen & Klasings Romanbibliothek. V. Band, Nr. 1 bis 6:

Sich selber treu. Roman von M. Gerbrandt. Bogen 1 bis $9^{1}/_{2}$.



Velhagen & Klasings Monatshefte



Von den früheren Jahrgängen

sind noch vorrätig und können durch alle Buchhandlungen nachbezogen werden

Einzelne Hefte

I. Jahrgang 1886/87. Heft 1—10 à 1 Mk. (Heft 5 ist vergriffen.)
Romanbeigabe: „Fremdes Blut" von Doris Freiin von Spaettgen, als Anhang: gratis.

II. Jahrgang 1887/88. Heft 1—12 à 1 Mk. (Heft 2, 3 u. 4 sind vergriffen.)
Romanbeigaben: „Um jeden Preis" von Germanis, „Der Geiger von Thun" von A. v. Freydorf — als Anhang: gratis.

III. Jahrgang 1888/89. Heft 1—12 à 1 Mk. (Heft 2 ist vergriffen.)
Romanbeigaben: „Der Sternburger Kreis" von Germanis, „Auf der Dobenau" von E. von Wellnitz, — als Anhang: gratis.

IV. Jahrgang 1889/90. Heft 1—12 à Mk. 1.25. (Heft 3 ist vergriffen.)
Romanbeigaben: „Die zweite Mutter" von Henry Gréville, „Das Fritzche" von Gräfin M. Keyserling, — als Anhang: gratis.

V. Jahrgang 1890/91. Heft 1—12 à Mk. 1.25.
Romanbeigaben: „Ein tapferes Herz" von Jacques Vincent, „Onkel Piper von Pipersberg" von Casma, (Velhagen & Klasings Roman-Bibliothek, Band I.) — als Anhang: gratis.

VI. Jahrgang 1891/92. Heft 1—12 à Mk. 1.25. (Heft 4 ist vergriffen.)
Romanbeigaben: Velhagen & Klasings Roman-Bibliothek, Band II. „Der Celamone" von F. von Zobeltitz, „Die Kinder Klingströms" von M. v. Reichenbach, — als Anhang: gratis.

VII. Jahrgang 1892/93. Heft 1—12 à Mk. 1.25.
Romanbeigaben: Velhagen & Klasings Roman-Bibliothek, Band III. „Jerry" von S. B. Elliott, „Geheime Magie" von G. von Stokmans (Germanis), „L'omicida" von B. Schulze-Smidt, — als Anhang: gratis.

VIII. Jahrgang 1893/94. Heft 1—12 à Mk. 1.25.
Romanbeigaben: Velhagen & Klasings Roman-Bibliothek, Band IV „Die Réfugiés" von A. Conan Doyle, „Die Heimkehr" von Th. Bentzon — als Anhang: gratis.

Einbanddecken

Monatsheft-Halbbände: I.—VIII. Jahrg. Band I u. II à Band 90 Pfg.
Monatsheft-Viertelbände: IV.—VIII. Jahrg. Band I, 1. 2 u. II, 1. 2 à Band (2 Teile) 1 Mk. 80 Pfg.
Romanbeigaben: I.—V. Jahrg. à Band 50 Pfg.
V.—VIII. Jahrg.: Velhagen & Klasings Roman-Bibliothek I.—IV. Band à Band 75 Pfg.

Gebundene Jahrgänge

I. Jahrg. 2. Band 6 Mk. 50 Pfg. — II. Jahrg. 2. Band 7 Mk. 50 Pfg.
III. Jahrg. 2. Band 7 Mk. 50 Pfg — IV. Jahrg. 2. Band 9 Mk.
V. Jahrg. 1. und 2. Band à 9 Mk. — VI. Jahrg. 2. Band 9 Mk.
VII. Jahrg. 1. und 2. Band à 9 Mk. — VIII. Jahrg. 1. und 2. Band à 9 Mk.
Romanbeigaben: I.—V. Jahrg. gegen Nachzahlung von 1 Mk. à Band für den Einband
V.—VIII Jahrg.: Velhagen & Klasings Roman-Bibliothek 1.—4. Band à 1 Mk. 50 Pf. für den Einband

Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig.



Ein Afrikaner. Nach einer Ölstudie von W. Kuhnert.

Velhagen & Klasings
Monatshefte.
Herausgegeben
von
Theodor Hermann Pantenius und Paul von Szczepanski.
IX. Jahrgang 1894/95. Heft 1, September 1894.

Eine Künstlerfahrt nach dem Kilima Ndscharo.

Von

Otto Preuß.

Mit Illustrationen von **Wilhelm Kuhnert.**

Wenn der photographische Apparat im Dienste des Amateurs nicht so manches anschauliche Bild aus unsern deutschen Schutzgebieten festgehalten und zu uns gebracht hätte, würden wir noch heute kaum in der Lage sein, uns eine rechte Vorstellung von Land und Leuten daselbst zu machen. Unter den vielen Büchern, mit denen die vielen Afrikareisenden in den letzten Jahren den deutschen Büchermarkt überschwemmt haben, sind eine ganze Anzahl, die den Heldenmut ihrer Verfasser sehr rühmenswert erscheinen lassen, aber nur sehr wenige, aus denen man erfährt, wie sich das Leben der Deutschen und der Eingeborenen etwa in den deutschostafrikanischen Küstenstädten gestaltet, wie eine ostafrikanische Steppe, ein ostafrikanischer Sumpf oder eine ostafrikanische Gebirgslandschaft denn eigentlich aussieht, wie der Europäer sich drüben einrichtet, und wie dessen Alltagsleben dahinfließt. Und wenn diese Bücher auch zum großen Teil illustriert sind, so gewinnen sie durch diese Illustrationen doch nicht an überzeugender Anschaulichkeit. Denn in den meisten Fällen hat der Künstler das Material zu ihnen keineswegs an Ort und Stelle gesammelt, sondern er hat nur nach mehr als dilettantischen Skizzen gearbeitet oder gar nach Beschreibungen, die seiner Phantasie den allerfreiesten Spielraum ließen. Vielfach liest man sogar die Namen von Künstlern unter diesen Illustrationen, die den Boden Afrikas niemals in ihrem Leben betreten und nicht einmal einen Winter in Kairo zugebracht haben. Der Maler Hellgrewe war lange Zeit wohl der einzige deutsche Künstler, der über Kairo hinaus



Wilhelm Kuhnert.



Eseltreiber in Kairo. Nach einer Ölstudie.

bis nach Sansibar und sogar bis in die ostafrikanischen Küstenstädte vorgedrungen ist. Diese Lücke in unserer Kenntnis der deutschen Schutzgebiete, die man nur mühselig und sicher nicht ganz zuverlässig ausfüllen kann, wenn man aus Büchern und einzelnen Artikeln mosaikartig zusammensetzt, was man in zusammenhängender Darstellung nirgends findet, ist sehr bedauerlich, aber doch erklärlich. Die meisten Herren, die über jene Schutzgebiete geschrieben haben, hielten sich in ihnen nicht zum Zwecke ruhiger Beobachtung auf, sondern sie hatten Aufgaben zu erfüllen, die auf ganz anderem Gebiete lagen, und die ihnen wenig oder gar keine Muße ließen. Rechneten wir mit englischen Verhältnissen, so würde zweifellos uns schon eine ganze Anzahl von Malern im Gefolge der deutschen Expeditionen und im Dienst deutscher Zeitungen die Lücke ausgefüllt haben. Aber deutsche Zeitungen sind nicht häufig in der Lage, Spezialzeichner auf so weite Entfernungen zu versenden, und deutschen Militär- und Beamtenexpeditionen sind Berichterstatter und Zeichner nicht gleich willkommene Gäste, wie sie englischen Expeditionen zu sein pflegen. Das liegt in den deutschen Verhältnissen begründet, und da diese uns im allgemeinen keinen Anlaß geben, neidisch auf England zu blicken, so wäre es unbescheiden, in diesem Spezialfall Abhilfe der berechtigten und von anderen als reinpublizistischen Gesichtspunkten aus betrachtet vielleicht sogar sehr nützlichen deutschen Eigentümlichkeit nach englischem Vorbilde zu fordern.

Ostafrikanisches Schaf.

Immerhin aber gehört eine starke Energie und ein gewisser Wagemut dazu,



Abessinierin mit Kind.

wenn unter diesen Umständen ein junger deutscher Künstler den Plan faßte, auf eigene Faust, das heißt, weder im Auftrage eines großen deutschen Blattes, noch im Anschluß an eine wissenschaftliche oder militärische Expedition, eine Studienreise nach Afrika zu unternehmen, bei der es ihm von vornherein zweifelhaft sein mußte, ob er künstlerisch oder materiell auf seine Kosten kommen würde. Sind wir recht unterrichtet, so brachte die Bekanntschaft mit einem der liebenswürdigsten und anregendsten deutschen Afrikareisenden, dem durch seine Gefangenschaft bei Buschiri in den weitesten Kreisen bekannt gewordenen Dr. Hans Meyer, bei dem Berliner Maler Wilhelm Kuhnert den Entschluß zur Reise, Deutsch-Ostafrika aus eigner Anschauung kennen zu lernen und zu Studienzwecken aufzusuchen.

Wilhelm Kuhnert ist am 28. September 1865 in Oppeln geboren. Er besuchte die Berliner Akademie, wo ihm hauptsächlich die Professoren Paul Thumann und Ernst Hildebrandt Lehrer waren. Einige Porträts, die er malte, nachdem er die Akademie verlassen hatte, brachten ihm die ersten Erfolge, und vorübergehend mag es ihm als Lebensplan erschienen sein, sich ganz dem Porträtfach zu widmen. Aber er fand keine dauernde Befriedigung in der Bildnismalerei. Aus dem Fenster seines damaligen Ateliers in der Kurfürstenstraße sah man gerade herunter auf die Baumwipfel des Zoologischen Gartens, und wenn Kuhnert heimisches und fremdes Tierleben beobachten wollte, hatte er nur nötig, den Straßendamm zu überschreiten. Bekanntlich ist der Berliner Zoologische Garten nicht nur seiner ganzen gärtnerischen und baulichen Anlage nach einer der schönsten der Welt, sondern er weist auch den reichsten Tierbestand auf. Daß unter diesem die wilden Bestien des Raubtierhauses einen Künstler von Phantasie am meisten zur Wiedergabe reizen, ist erklärlich. Wilhelm Kuhnerts Löwen und Tiger, zu denen die ersten Skizzen im Raubtierhause des Berliner Zoologischen Gartens entstanden, wurden durch Reproduktion in vielen illustrierten Journalen bald allgemein bekannt, und der junge Künstler sah seinen Namen neben dem der berühmtesten Bestienmaler der Gegenwart mit Achtung genannt.



Ostafrikanischer Löwe.

Mag der Zwinger eines Raubtierhauses aber auch noch so geräumig und die darin eingesperrte Bestie noch so wenig von der Gefangenschaft angekränkelt sein, für den auf das Studium der Natur angewiesenen Künstler sind sie doch nur ein Notbehelf. Und wenn ihn seine Phantasie auch wirklich befähigt, den Beute jagenden Löwen zu malen, trotzdem er nur Löwen gesehen hat, denen der Wärter die rationell zugemessene Tagesportion von ausgeschlachtetem Pferdefleisch durch die Eisenstangen des Käfigs zuschob, wenn er auch Wüste und Tropenlandschaft auf die Leinewand zu zaubern versteht, ohne jemals eine Wüstenreise gemacht oder sich einen Pfad durch die Wildnis gebahnt zu haben, so ist es doch nur natürlich, daß mit jedem derartigen Bilde, welches er malt, die Sehnsucht in ihm wächst, sich selbst zu kontrollieren, festzustellen, ob das Bild, das er gemalt hat und von dem er beansprucht, daß das Publikum es auf Treu und Glauben hinnimmt, die innere Lebensmöglichkeit, den wahren und berechtigten Realismus atmet. Die meisten anderen Künstler, welche den Orient besuchten, wurden zu diesen Reisen durch den geheimnisvollen Zauber angespornt, den die Welt des Ostens und des tropischen Südens auf jeden ausübt, dessen Seele für den Reiz der Farbe und des Lichts besonders empfänglich ist. Sie wollten ihre Phantasie von den Wundern der Fremde befruchten lassen; Kuhnert hatte die Wunder der Wildnis schon in manchem Bilde geschildert, als er hinauszog, um seine Phantasie an der Wirklichkeit zu messen.

Um seinen nicht eben hünenhaften Körper nicht übergangslos den Tücken des ostafrikanischen Klimas auszusetzen, nahm Wilhelm Kuhnert einen längeren, vorbereitenden Aufenthalt in Ägypten, ehe er die Reise nach Sansibar und Tanga fortsetzte. Und dieser Aufenthalt in Ägypten ist für die künstlerische Entwickelung Wilhelm Kuhnerts sicher bedeutungsvoller geworden, als die spätere Studienfahrt in das Innere Ostafrikas bis an den Fuß des höchsten deutschen Berges, des Kilima-Ndscharo. So anregend auch der Reiz der Wildnis und des ursprünglichen Lebens in derselben sein mag, er wiegt doch für den Künstler nicht so viel, wie ein historischer Boden, der die Spuren einer vieltausendjährigen Vergangenheit aufweist. Gewiß haben Kuhnerts Tierbilder an Wahrheit und Natürlichkeit dadurch ge-



Aus W. Kuhnerts Atelier.

wonnen, daß er selbst den Spuren wilder Bestien durch Steppe, Sumpf und Urwald folgte. Durch den Aufenthalt in Ägypten aber wuchs er über sich hinaus, — aus dem Tiermaler wurde er zum Orientmaler, der die eigenartige ägyptische Welt, in der die Kultur des Westens und die des Ostens so unvermittelt nebeneinander gehen wie in keinem anderen Lande, in einer Reihe packender Bilder wiedergab. Eine Anzahl dieser Bilder mit ägyptischen und ostafrikanischen Motiven wurde, nachdem sie zum Teil schon auf der vorjährigen Berliner Kunstausstellung bekannt geworden waren, auf einer Wanderausstellung weiteren Kreisen zugänglich gemacht. Mehrere ostafrikanische Landschaften, darunter eine große Ansicht des Kilima Ndscharo, schmücken die Villa des Dr. Hans Meyer in Leipzig, und auch in der Berliner Kunstausstellung dieses Jahres trifft man auf ein Bild Wilhelm Kuhnerts, eine Moschee in der Wüste in Abendbeleuchtung darstellend, — nur die Kuppel des imposanten Baues leuchtet noch im Glanz der untergehenden Sonne, während die übrigen Konturen desselben schon im Abendschatten verschwimmen. Zwei der großen Orientbilder Wilhelm Kuhnerts finden die Leser in Holzschnittwiedergabe als Schmuck dieses Heftes, den „Viehmarkt in Gizeh“ und das Bild „Am Ziel einer Wüstenwanderung.“ Sicher ist auch Kuhnert, wie alle Ägyptenreisenden, um der berühmten Pyramiden willen nach Gizeh gekommen, aber das Leben der Gegenwart hat ihn mehr zur Darstellung gereizt, als die toten Zeugen einer großen Vergangenheit. Vielgestaltig genug ist dieses Leben, trotzdem es sich nur um das Alltagsinteresse von Haus und Hof dreht, und trotzdem ein Hauch orientalischen Phlegmas über dem Gewimmel der Marktenden und Feilschenden ruht. Die Märchenpracht des Orients, von der unsere Phantasie geträumt hat, finden wir freilich auf diesem der Wirklichkeit abgelauschten Bilde ebensowenig, wie die Oase des anderen Bildes, „Am Ziel einer Wüstenwanderung“ jene sprichwörtliche Üppigkeit und den Vegetationsreichtum zeigt, die wir mit dem Wort „Oase“ verbinden. Ein halbes Dutzend Palmen, ein wenig Schilfgras, der grüne Fleck, den die Quelle hervorgezaubert hat, scharf umgrenzt vom gelben Wüstensande, — es kommt uns nicht leicht an, das Bild dürftigen Pflanzenlebens mit jener wunder-


W. Kuhnert in seinem Atelier.

Paviane in der Wildnis im Innern Ostafrikas. Nach dem Leben gezeichnet.

baren Pflanzenherrlichkeit zu vereinen, die orientalische und abendländische Dichter auf den Oasen wachsen lassen. Um die Übertreibung ganz zu verstehen, muß man sich eben in die Seele der Wüstenreisenden hinein versetzen, die tagelang nur gelben Sand und blauen Himmel gesehen und unter den sengenden Strahlen der Sonne nach einem schmalen Streifen Schatten, mit ausgedörrter Kehle nach einem Trunk frischen Wassers gelechzt haben. Denen erscheinen der frische Quell und die wenigen Palmen als ein Paradies, und es ist wohl begreiflich, wie ihre Schilderungen von der Herrlichkeit der Oasen diesen dazu verholfen haben, daß sie für alle Zeit der Üppigkeit der Natur eine sprüchwörtliche Bezeichnung gegeben haben. Die beiden in Farbendruck wiedergegebenen Bilder, der Kopf eines „Afrikaners" nach einer Ölstudie und der „Araber aus Kairo" nach einem Aquarell, lassen erkennen, wie dem Künstler in seinem späteren Werdegange alle jene Eigenschaften unverloren geblieben sind, denen er seine ersten Erfolge als Porträtmaler zu danken hatte, — sie zeigen beide jene intime Auffassung und Charakteristik der Individualität, die auch denjenigen, der das Modell niemals gesehen hat, dazu berechtigen oder doch wenigstens unwillkürlich dazu veranlassen, dem Bilde eine sprechende Ähnlichkeit nachzurühmen. Die übrigen zahlreichen, den überaus reichen Studienmappen und dem Skizzenmaterial Wilhelm Kuhnerts entnommenen Illustrationen wird der Leser an der Hand der Unterschriften leicht nach



Nashornvogel.



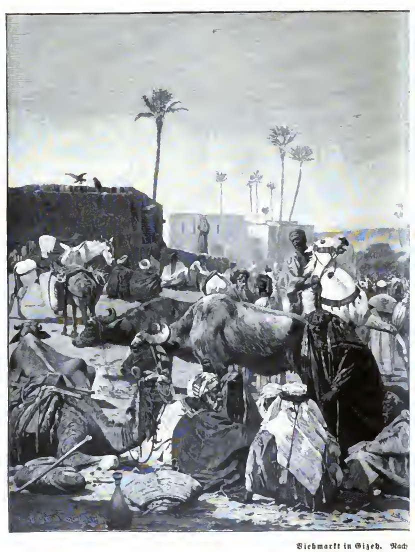
Aus der Umgegend von Tanga in Ostafrika. Nach einer Ölstudie.

ihrer Herkunft ordnen. Einzelne, wie der Königstiger und der Schimpanse, entstammen noch jener Zeit, da der Künstler für seine Studien fremdländischer Tiere einzig auf die Zoologischen Gärten angewiesen war, eine Selbstverständlichkeit, die eigentlich kaum betont zu werden nötig hätte, da es auch dem abenteuerlustigsten und fleißigsten Maler nicht wohl gelingen wird, in Deutsch-ostafrika einen Königstiger dazu zu bewegen, ihm zu einer Porträtstudie zu sitzen. Dagegen ist es Kuhnert wirklich geglückt — und da der Zusammenstoß ohne Unfall wie wir annehmen, „porträtähnlich" wiedergegeben hat. Aus dem Gedächtnis natürlich, denn Wilhelm Kuhnert ist nicht nur als Maler, sondern auch als Erzähler ehrlich, was immerhin etwas bedeuten will bei jemandem, der von einer weiten Reise erzählen und von niemandem kontrolliert werden kann. Kuhnert behauptet also nicht, daß der Löwe seinen Beruf als Modell sofort begriffen und still gehalten habe, bis der Maler sein Skizzenbuch vorgenommen und ihn porträtiert hatte, sondern er erzählt der Wahrheit gemäß, daß das Zusammen-

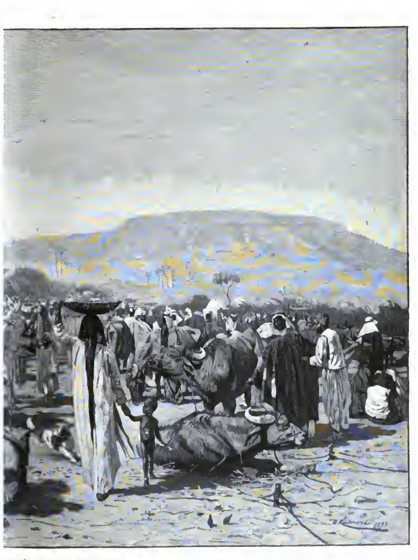


Marabus. Nach einem Aquarell.

verlaufen, kann man ihn ja ein Glück nennen — während seiner Künstlerfahrt nach dem Kilima Ndscharo auf einen Löwen zu stoßen. Es war gerade am Geburtstage des Künstlers, und die Begegnung hätte leicht verhängnißvoll werden können. Denn Kuhnert befand sich gerade allein und waffenlos ungefähr fünfzig Schritte entfernt von seinem Lager, als der ostafrikanische König der Tiere, der zwar erheblich kleiner als sein Kollege im Atlasgebirge, aber doch auch ein nicht zu verachtender Gegner ist, plötzlich vor ihm auftauchte und ihm jenen drohenden Blick zuwarf, den der Künstler in seiner Skizze, treffen ein sehr kurzes und der Löwe — aus welchen Gründen auch immer — ebenso schnell wieder im hohen Steppengrase verschwunden gewesen sei, als er vor ihm aufgetaucht war. Kuhnert war in diesem Augenblick auch nicht Künstler genug, um nach seinem Skizzenbuch zu greifen, das er bei sich hatte, sondern er rief nach seiner Büchse, die er im Lager zurückgelassen hatte. Es war höchst anerkennenswert, daß der schwarze Boy nicht zögerte, sie sofort zu bringen, trotzdem er wußte, welchem gefährlichen Wilde der Schuß gelten sollte. Aber die Waffe kam trotzdem zu spät; Kuhnert konnte nur noch nach der



Viehmarkt in Gizeh. Nach



dem Ölgemälde von W. Kuhnert.

Richtung feuern, in der der Löwe sich entfernt hatte, und in der nicht einmal mehr eine Bewegung des Grases anzeigte, ob er nicht abgeschwenkt war. Daß der Künstler dann aber wenigstens den Schauplatz der Begegnung mit besonderer Sorgfalt „nach der Natur" skizziert und später auf Grund dieser Skizze ein sehr packendes Löwenbild gemalt hat, ist selbstverständlich.

Es bleibt noch übrig, über Wilhelm Kuhnerts Künstlerfahrt selbst einiges zu sagen. Nachdem in Tanga die Expedition zusammengestellt war, die nur aus den notwendigsten Trägern, Führer und Koch bestand, und in der der Künstler der einzige Europäer war, machte sich Kuhnert Anfang September 1891 unter strömendem Regen auf den Weg, der ihn an dem Südabhange des Usambaragebirges, dessen terrassenförmiger Aufstieg wundervolle Aussichten bot, zunächst nach Korogwe führte. Der Marsch hatte vier Tage in Anspruch genommen, denen ein Rasttag in Korogwe folgte, der von Kuhnert natürlich benutzt wurde, um fleißig zu skizzieren, während seine Schwarzen sich damit vergnügten, eine Zebukuh zu verspeisen, die der Künstler von den Eingeborenen für ganze vier Mark erstanden hatte. An solchen Tagen aßen und tranken die Schwarzen und „machten Dummheiten," wie der Künstler erzählt, der im Gegensatz zu manchen anderen Afrikareisenden den schwarzen Menschenbrüdern, die ihn begleiteten, und denen, die er auf seiner Reise traf, viel Gutes und


Arabische Wasserträgerin.


Ostafrikanische Ziege.

vor allem sehr viel Harmlosigkeit nachzurühmen weiß. Möglich, daß er eine Route gewählt hatte, die ihn nur durch eine Negerbevölkerung außergewöhnlich friedsamer Natur führte; sehr wahrscheinlich aber auch, daß die Liebenswürdigkeit seiner eigenen Künstlernatur und die Anspruchslosigkeit seines Auftretens von den Negern instinktiv empfunden und durch freundliches Entgegenkommen erwidert wurden. Der erfolgreichste und bedeutendste der lebenden Afrikareisenden, Major von Wissmann, hat ja im wesentlichen auf seiner mehrmaligen Durchquerung des schwarzen Erdteils ganz dieselben Erfahrungen gemacht und verdankt seine mit so außer-



Negerin.

ordentlich geringen Mitteln erzielten, großartigen Erfolge nur dem Umstande, daß er in jedem Schwarzen so lange den Menschen sah, bis er sich überzeugt hatte, daß seine Güte nicht verstanden wurde. Wo Kuhnerts kleine Expedition Negerdörfer berührte, wurde sie von den schwarzen Dorfschulzen und der Bevölkerung freundlich begrüßt, und ihm wurden Eier, Mehl, Hühner, Mais und Zuckerrohr als Geschenk gebracht, das er entsprechend erwiderte. Ebensowenig wie von einer Feindseligkeit der Schwarzen — einen einzigen Fall ausgenommen, der sich auf englischem Gebiet ereignete — weiß Kuhnert von großer Scheu oder Furcht derselben zu erzählen. Sie standen nicht selten stundenlang hinter ihm, während er skizzierte, und begleiteten jeden seiner Pinselstriche mit lebhaften Gebärden, indem sie sich ihre Bemerkungen leise zuflüsterten, — niemals indessen wurden sie so lästig, meint der Künstler, wie nicht selten das europäische Publikum dem zeichnenden Künstler in den zoologischen Gärten wird. Hinter Masinde, Kuhnerts nächster, in einigen Tagemärschen erreichter Station, änderte sich die Landschaft. Die Expedition durchquerte die mit spärlichem Akazien- und Dumpalmengebüsch bestandene Steppe, in der der Künstler auf die ersten Antilopenspuren neben Hyänen- und Leopardenspuren traf. Ein Affe war das einzige Wild, das vorwitzig genug war, dem Künstler zu Schuß zu kommen. An den Abhängen des Paregebirges entlang ging dann der Weg über Kihungore und Gondja mit seinem rauschenden Wasserfall nach Kisuani, wo ein Bruder des in der jungen Geschichte der ostafrikanischen Kolonieen vielgenannten Häuptlings Simbodja dem Künstler seine Reverenz machte und die üblichen Gastgeschenke überbrachte und entgegennahm. Im Gefolge desselben erschienen die ersten, ganz ursprünglich afrikanisch be- oder vielmehr entkleideten Kriegergestalten, die Kuhnerts Pinsel und Zeichenstift natürlich zur Beute wurden und sehr charakteristisch von den Erscheinungen der ihm bis dahin zu Gesicht gekommenen Eingeborenen abstachen, deren Tracht fast ausnahmslos in einem langen Hemd von blauer oder weißer Farbe und nach arabischem Schnitt bestand. An Stelle dieses Gewandes war hier ein primitiver Lederschurz getreten, das mit roter Erde gefärbte Haar war in dünne Fäden gedreht, die nach allen Seiten vom Kopfe abstanden. Auch die Bewaffnung



Königstiger.



Die deutsch-ostafrikanische Station Masinde. Nach der Natur gezeichnet im Januar 1892.

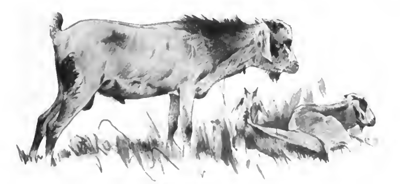

Honigsauger.

gebnis der Jagd war wenig günstig. Ereignisreich war trotzdem der Tag seiner Ankunft am Ufer des Sees. Schon während des Tages hatte ihn Gegrunze aus dem Papyrusgebüsch auf das Vorhandensein von Nilpferden aufmerksam gemacht, und am Abende sah er zum erstenmal diese ungeschlachtesten aller Dickhäuter leibhaftig in Freiheit vor sich, — besonders „ulkig" anzuschauen, wie der Künstler sich ausdrückt, wenn sie nach Art der Hunde auf den Hinterbeinen sitzend mit ihrer kolossalen Fleischmasse den Erdboden drücken. Vom Djipesee wurde der kürzeste Weg nach dem Kilima Ndscharo eingeschlagen, beschwerlich genug, da er durch einen stundenlangen unergründlichen Sumpf führte, in dem eines der unentbehrlichsten Mitglieder der Expedition, der schwarze Koch, beinahe sein Leben gelassen hätte. Nur mit Mühe gelang es, ihn wieder aufs Trockene zu schaffen, und Kuhnert war froh,

mit Bogen und Pfeilen war eine ganz ursprüngliche, und der erste Eindruck, den die schlanken und kräftigen Gestalten machten, wild und kriegerisch genug, während sie Kuhnert auf seinem Rückmarsch, wo er einige von ihnen anzuwerben gezwungen war, als außerordentlich leistungsfähige Träger kennen lernte. Im ersten Lager nach Kisuani, in einer wasserlosen, aber wildreichen Grassteppe hatte der Künstler jene erste und einzige Begegnung mit dem König der Tiere, von der oben eingehender gesprochen worden ist. Die Pare- und Kisunguberge kreuzend, gelangte die Expedition nach recht mühseligen Märschen an den Djipesee. Die durch ihren Wildreichtum berühmte Umgebung des Djipesees hielt Kuhnert in dieser Beziehung nicht ganz so viel, als er sich von ihr besprochen hatte. Zwar sah er in der Ferne Straußen- und Antilopenherden, und zahlreiche Wildspuren kreuzten seinen Weg, aber das Er-

als man endlich die jenseits des Sumpfes liegende Baumsteppe ohne nennenswerten Unfall erreicht hatte. Dort aber winkte auch der Lohn solcher Mühen, — in der Ferne tauchte zum erstenmal der Schneedom des Kilima Ndscharo auf. Auch unter Kuhnerts


Ägyptischer Packesel.



Ostafrikanische Ziegen.

Leuten war nicht ein einziger, der den Kilima Ndscharo schon vordem gesehen hatte, — die wunderbare Erscheinung des mit einer Hülle ewigen Schnees bekleideten Bergriesen, während schon um acht Uhr morgens die Tropensonne den Marsch beschwerlich machte, wirkte nicht nur auf den Künstler, sondern auch auf seine schwarzen Begleiter ergreifend. Nach kurzer Rast im Angesicht des Berges wurde der Marsch fortgesetzt. Als Kuhnert aber nach achtstündiger Wanderung das Lager aufzuschlagen befahl, erfuhr er zu seinem lebhaften Mißvergnügen, daß es auch in Afrika schlechte Menschen gibt. Er war auf englisches Gebiet geraten, und der schwarze Häuptling, dessen Machtbereich er kreuzte, erwies sich nicht nur als ganz und gar nicht gastfreundlich, sondern als ein höchst feindselig gestimmter Herr, der den deutschen Künstler als willkommene Beute ansah und drohte, ihn nur gegen ein Lösegeld weiterziehen zu lassen. Für den Fall der Weigerung stellte er sogar in Aussicht, daß er während der Nacht das Lager überfallen und nach Wildenart darin hausen würde. Aber Kuhnert ließ sich nicht einschüchtern, sondern wies die Forderung einfach ab. Erst als seine Leute, eingeschüchtert von der Menge der sich vor dem Lager ansammelnden Gegner, die ihre Kriegstänze aufführten und einen barbarischen Spektakel machten, an Flucht dachten, verstand er sich dazu, einen Wegezoll in Gestalt von weißen Stoffen zu zahlen. Trotzdem traute Kuhnert dem Frieden nicht recht und ließ während der Nacht scharfe Wache halten. Als er am nächsten Morgen schon sehr frühzeitig aufbrach, wurde auch wirklich ein neuer Versuch gemacht, noch einmal ein Lösegeld unter dem Vorwande von ihm zu erpressen, daß er sich wieder auf verbotenem Wege befinde. Diesem zweiten Versuch begegnete Kuhnert mit deutscher Grobheit, und als er ein paar verdächtig aussehende Kerle, die noch später seinen Weg kreuzten, durch einige Schüsse verscheucht hatte, blieb er fortan unangefochten. Eine Kuhantilope, die Kuhnert während des Marsches erlegte, war ein willkommener Ersatz für



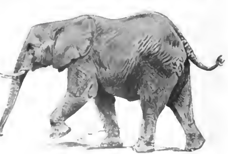
Aschantikrieger.



Neger aus Tanga.

die Speisevorräte, die ihm am vergangenen Tage von den Schwarzen beharrlich verweigert worden waren. Abends traf die Expedition von der auf einer Anhöhe gelegenen und mit einer sehr starken Steinmauer umgebenen Boma des Sultans Mareale von Marungu ein, die ganz den Eindruck einer kleinen Festung machte. Auch Dr. Hans Meyer war auf seinen Reisen nach dem Kilima Ndscharo mit dem Häuptling Mareale bekannt geworden, den er als Mann von etwa dreißig Jahren schildert, der sich durch Klugheit, Energie und Mut eine hervorragende Stellung unter den Dschaggafürsten erobert hatte. Dem Reisenden gegenüber zeigte er sich bescheiden und zuvorkommend — allerdings war Dr. Hans Meyer freigebig mit Gastgeschenken gewesen — und die Dschaggaleute, die er ihm als Führer für die Besteigung des Kilima Ndscharo mitgab, waren ihm außerordentlich nützlich. Auch Wilhelm Kuhnert hatte nicht über unfreundliche Aufnahme zu klagen. Er wurde mit selbstgebrautem Bier bewirtet, das ihm vortrefflich mundete. Weniger empfehlenswert als das Getränk waren allerdings, wie Kuhnert berichtet, die Speisen. Mareale stellte ihm eine gedörrte Rinderrippe zur Verfügung, die ganz so aussah, als ob die fürstlichen Kinder schon einige Tage daran herumgeknabbert hätten, und die der Künstler dankend ablehnte trotz seines knurrenden Magens, — weniger von Ekel beeinflußt als von dem Umstande, daß die Rippe bereits ein fleischloser Knochen war. Nachdem Kuhnert die Nacht fröstelnd und schlaflos auf nackter Erde zugebracht hatte, ein Leichtsinn, der ihm ein Fieber zuzog, machte er sich nach der deutschen Station am Kilima Ndscharo auf den Weg, wo er den Reichskommissar Dr. Peters mit zwei Offizieren antraf. Hier schlug der Künstler für längere Zeit sein Zelt auf, machte Ausflüge in die Umgegend, auf denen er jagte und skizzierte, während er die Abende gewöhnlich in der Station bei den Landsleuten zubrachte. Weitere Märsche führten ihn nach Aruscha und Kahe, wo er besonders viel Wild antraf und auch das Glück hatte, ein Nashorn zu erlegen. Das Fleisch desselben aßen die Schwarzen mit Passion, und auch Kuhnert meint, daß es ihm ganz gut geschmeckt habe.

Nach stiller Weihnachtsfeier auf der



Afrikanischer Elefant.

Kilima Ndscharo-Station trat Kuhnert am 1. Januar den Rückweg nach der Küste an, auf dem er durch anhaltendes Regenwetter, das die Wege unpassierbar gemacht hatte, mehrfach zu längerem Aufenthalt genötigt wurde. Er wählte, mit kleinen Abstechern, unter anderem dem nach der reizend im Usambaragebirge gelegenen englischen Missionsstation Magila, dieselbe Route nach Tanga, die er auf dem Wege nach dem Kilima Ndscharo benutzt hatte. Vorher noch, kurz vor Masinde, traf er mit dem Freiherrn von Bülow zusammen, der nicht viel später ein beklagenswertes Opfer des Aufstandes am Kilima Ndscharo werden sollte, dessen Ursachen von vielen Kennern der dortigen Verhältnisse in der unrichtigen Behandlung der Eingeborenen durch den Reichskommissar Dr. Peters gesehen werden. Am 6. Februar traf Wilhelm Kuhnert in Tanga ein und löste seine Expedition auf, die, die erste ihrer Art, lediglich künstlerischen Zwecken gegolten hatte.



Unterwegs.

Mit überreich gefüllten Skizzenmappen kehrte der Künstler nach Berlin zurück, wo er sich mit bewundernswertem Fleiß an die künstlerische Ausmünzung des von ihm gesammelten Materials machte. Wohl ein Dutzend und mehr großer, zum Teil figurenreicher Bilder nach afrikanischen Motiven hat er in den beiden letzten Jahren gemalt, — beabsichtigte er doch, von jener Sehnsucht ergriffen, die jeden zu packen scheint, der einmal seinen Fuß auf den schwarzen Erdteil gesetzt und das abwechselungsreiche Lagerleben eines Pioniers der Kultur, der Wissenschaft, oder — wie Kuhnert — der Kunst dort geführt hat, bald zu einer zweiten Expedition nach Deutschostafrika aufzubrechen. So weitgreifende Zukunftspläne hat der Künstler nun allerdings aufgegeben oder er hat sie aufgeben müssen, weil er nicht mehr selbständig über sich verfügen kann. Möglich auch, daß ihm die Wildnis Afrikas weniger lockend und verführerisch erscheint, seitdem sein Berliner Heim die ganze Wohnlichkeit und Behag-



Sitzender Araber in Kairo.

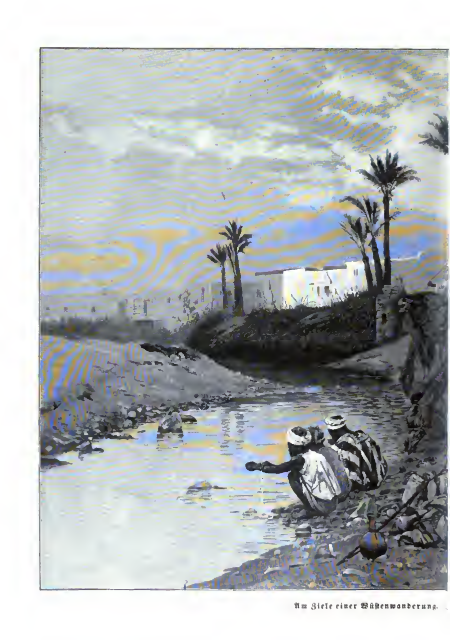


Ostafrikanische Ziege.

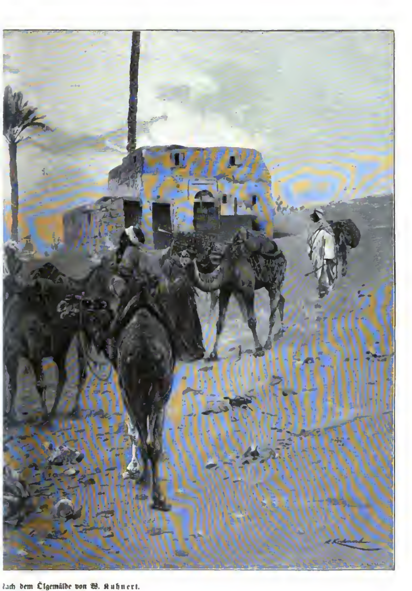
lichkeit atmet, die nur die Hand einer jungen Gattin hervorzuzaubern vermag. Vielleicht lernte sie ihn lieben wie Desdemona den Othello, „weil er Gefahr bestand“ — dann ist auch das Glück seiner jungen Ehe eine Folge jener Künstlerfahrt nach dem Kilima Ndscharo, der er künstlerisch so viel verdankt. Die Erinnerungen an jene Reise, Jagdtrophäen, Stoffe, ausgestopftes Getier und vor allem die Skizzen des Künstlers, dessen Vielseitigkeit ebenso bedeutend ist wie sein technisches Können, schmücken jetzt das Atelier des Künstlers, das in einem lediglich den Bedürfnissen der Maler und Bildhauer nach Raum, Licht und Luft Rechnung tragenden Palast der Kurfürstenstraße gelegen ist, der eine ganze Künstlerkolonie beherbergt. Dort wird voraussichtlich noch manches Bild entstehen, über dem die Tropensonne Afrikas leuchtet und das den Namen Wilhelm Kuhnert zu weiteren Ehren bringt.



Schimpanse.



Am Ziele einer Wüstenwanderung.



[N]ach dem Ölgemälde von W. Kuhnert.



Mein Grundbesitz.

Von Ernst Lenbach.

Zu Köllen auf dem Friedhof ruht schier mein ganz Geschlecht,
Begraben dort zu werden ist mein verbrieftes Recht.

In meines Weibes Herzen, da wohn' ich lebenslang;
Längst wußt' ich's, eh' ihr Jawort am Traualtar mir klang.

Wie sollt' ich nicht zufrieden mit meinem Lose sein?
Sind doch ein ganzer Himmel und sechs Fuß Erde mein!

Kyparissos.

Roman

von

Ernst Eckstein.

Erstes Kapitel.

Andros, die Hauptstadt der gleichnamigen griechischen Insel, war jetzt eben vom Schlaf erwacht. Kleinbürgerinnen und Sklavinnen drängten sich an die Brunnen; Fischerkähne steuerten mit geschwellten Segeln ins Meer hinaus, um noch vor Eintritt der Hitze wieder zurück zu sein; Lastträger kletterten schwerbeladen über die Planken der Kauffahrteischiffe; Matrosen, die kaum erst ihr Morgenbrot in pramnischen Wein getunkt hatten, scheuerten zwiebelkauend die Ruderstangen, flickten am Riemenzeug oder mühten sich bei der Ankerwinde.

In einem der Hochgemächer der Zwingburg, die sich nördlich vom Hafen in die Stadtmauer einfügte, stand Choirilos, der Geheimschreiber des Burgvogts, und ließ sich von seinem halbwüchsigen Sklaven Nikippos den lichtgelben Mantel um die beleibte Gestalt legen. Dann setzte er eigenhändig den großen thessalischen Reisehut auf, ergriff einen Stab mit kreisförmig gewundenem Griff und sagte, halb wie im Selbstgespräch:

„So! Mag nun die andrische Bürgerschaft immerhin von Entartung und Verweichlichung sprechen! Zehn Besuche hintereinander, und noch dazu im gesegneten Monat Thargelion, — beim Hunde, das ist eben so gut, wie ein Marsch nach Pogla oder nach Gaurion! Ja, hätte die Huld des Zeus mir das üppige Haar gelassen! So aber, kahl und blank, wie ich bin ... Was meinst du, Nikippos? Wär' ich nicht ein vollendeter Esel, wenn ich mich der Gefahr eines Sonnenstichs aussetzte?"

„Nur der andrischen Sitte zu lieb? Das fände ich geradezu strafbar . . ."

„Du bist ein gescheiter Kerl! Du verstehst deine Zeit und die Strömungen des Jahrhunderts. Andrische Sitte! Seit Kephens herrscht, hat sich der Blick der bevorzugten Staatsbürger bedeutend erweitert. Wir lernen von allen Nationen: die Sterndeuterei von den Ägyptern, die

Gartenkunst von den Persern, das Dichten von den Korinthern, — und das Hütetragen von den Thessaliern! Es lebe der Fürst und das neue Zeitalter!"

„Es lebe Choirilos, mein erlauchter Gebieter!"

Ein huldvoller Backenstreich war die Antwort.

Der Knabe ergriff nun ein schwarzes Holzkästchen mit eingelegten Metallranken und schritt in die Vorhalle. Hier standen vier auserlesene Sklaven in Festgewändern. Als der Geheimschreiber, pomphaft umwallt von seiner lichtgelben Chlamys, über die Schwelle trat, kreuzten sie alle vier nach persischer Art die Hände über der Brust und verneigten sich. Dann ging Choirilos mit Nikippos voran; die vier Männer — das übliche Ehrengeleite — folgten in geringer Entfernung.

Von der Südpforte der Zwingburg führte der Weg zunächst über den Markt. Hier herrschte bereits allenthalben das beweglichste Leben. Sämtliche Buden waren jetzt aufgeschlagen. Die Trapeziten sogar — die Geldwechsler — hatten schon ihre Tische zurecht gerückt. Hinter den hochgestapelten Backwaren schimpften und schmälten die breithüftigen Brotweiber. Vom Standplatz der Töpfer erscholl weithallendes Kaufgeschrei. Neben den alten verwitterten Erbsen- und Kohlhändlerinnen blühten die jugendfrischen Gesichter lieblicher Blumenmädchen, die mit reizendem Lächeln ihre Sträuße und Kränze und Kopfbinden feilboten.

Choirilos, der sonst wohl bei diesen artigen Kindern gelegentlich stehen blieb, um ein paar scherzhafte Worte mit ihnen zu plaudern und hier der schwarzlockigen Gaia, dort der goldhaarigen Kerkis ein wenig in die sanftverschwimmenden Augen zu schaun, schritt heute achtlos an ihnen vorbei. Ja, sogar über den Fischmarkt wandelte er mit augenscheinlicher Gleichgültigkeit, — er, der Feinschmecker und Lebemann, der sonst niemals verabsäumte, den Einkauf der Hechte und der kopaischen Aale, die er für die Mahlzeit benötigte, in eigner Person zu bewerkstelligen. Den Blick auf den Boden gesenkt, steuerte er stirnrunzelnd durch das laute Gewühl, als fürchte er, irgend ein lockender Eindruck von rechts oder links könne ihn aufhalten. Zwölf Besuche, — und im gesegneten Monat Thargelion! Grund genug, so frühzeitig aufzubrechen und jeder Hemmung grundsätzlich aus dem Wege zu gehn! Die Verschleppungen würden sich ohnedies ja von selbst einstellen!

Es handelte sich bei den zwölf Besuchen eigentlich nur um eine recht überflüssige Förmlichkeit, um die Zustellung nämlich von amtlichen Einladungsbriefen des Burgvogts Eutlas. Der Gewaltherrscher der Insel, Kepheus, gab ein glänzendes Fest. Der Burgvogt, als der Beauftragte des Fürsten, lud die Mehrzahl der Theilnehmer durch den Palastherold; für zwölf besonders hervorragende Gäste jedoch wählte man die etwas feierlichere Art der Vermittlung durch den Geheimschreiber. In dem Holzkästchen, das der halbwüchsige Sklave seinem Gebieter voraustrug, lagen die Einladungsbriefe, umschnürt und versiegelt wie Testamente.

Nachdem der Geheimschreiber den Markt überschritten, zog er ein wachsüberkleidetes Täfelchen aus dem Bausch seiner Chlamys, warf einen prüfenden Blick auf die Reihenfolge der Namen, die er dort eingezeichnet, und bog dann rechts ab in die Straße des Dionysos. Nach zwei Minuten machte er hier vor dem kupferbeschlagenen Thore eines stattlichen Hauses Halt.

„Klopfe, Nikippos!" sagte er zu dem Knaben.

Nikippos schlug mit dem schweren Ring dreimal stark wieder die Planken. Das Thor ward geöffnet, — erst langsam und vorsichtig, dann mit einem heftigen Ruck. Der Pförtner hatte den Geheimschreiber des Burgvogts erkannt und beeilte sich dienstfertig, ihn und seinen jugendlichen Begleiter ins Peristylion zu führen.

Dort empfing sie ein stämmiger Thraker in voller Rüstung. Zehn oder zwölf andere Bewaffnete kauerten würfelnd unter dem Säulengang.

„Tiridates!" rief Choirilos, dem Kriegsmann die Rechte entgegenhaltend. „Du hier? Ich wähnte dich mit deiner Abtheilung drunten in Pogla . . ."

Der Thraker fühlte sich durch den freundschaftlichen Händedruck des Geheimschreibers augenscheinlich geehrt. Ein flüchtiges Rot stieg ihm ins Antlitz. Dann sagte er schmunzelnd:

„Pogla . . .? Seit gestern bin ich zurück! Allen Göttern sei Lob gesungen, daß die Wochen der Ödigkeit nun glücklich hinter mir liegen! Es war trostlos in dem elenden Fischernest!“

„Kann ich mir denken! Wer so die Freuden der Hauptstadt gewohnt ist, der fühlt sich da drunten rein wie verkauft und verraten.“

„Nicht einmal trinkbaren Wein giebt's in Pogla! Geschweige denn etwa Gerstengebräu! Und das braucht unsereins doch wie das tägliche Brot!“

Der Geheimschreiber drückte die Augen zusammen. Vor dem thrakischen Bier — dem Zythos — empfand er einen gelinden Schauer. Einmal hatte er hier in dem Hause, wo er jetzt stand, bei dem Feldherrn Zethonios, der selber ein Thraker war, dies eigentümliche krokusfarbige Zeug mit den prickelnden Schaumperlen tapfer hinuntergeschlürft, — und war infolge davon zwei Tage lang krank gewesen. Jeder nach seinem Geschmack!

„Und du hast jetzt die Wache hier?“ fragte er wohlwollend.

„Für's nächste,“ gab Tiridates zurück. „Ich darf mich beglückwünschen. Der Dienst bei dem Feldherrn ist kein sonderlich angestrengter. Man behält ausreichend Zeit für die Hafenstraße . . .“

Choirilos nickte verständnisvoll.

„Ihr wißt zu leben, ihr Thraker, ihr wißt zu leben! Nun, ich verdenke dir's nicht. In deinem Alter hab' ich's ja wohl noch um etliches toller getrieben. Sie nannten mich damals die ewige Nachtlampe. Mehr als einmal bin ich mit meinen Zechgenossen bei Sonnenaufgang über die Straßen getaumelt, den Kranz schräg auf dem salbentriefenden Haar, vor uns die schwankende Flötenbläserin, hinter uns die lärmende Gassenjugend. Leider ist alles vergänglich, und die üppigsten Locken werden am frühesten grau, — wenn sie nicht schmählich vom Scheitel flattern, wie meine zum Beispiel . . .“

„Wenn nur der Geist noch jugendlich bleibt und der Magen!“ versetzte der Thraker.

„Da hast du recht, Tiridates! Besonders der Magen! Von dem hängt alles ab in dieser gebrechlichen Welt! Wer noch Aale verdaut, der wird auch leicht mit den Problemen der Staatskunst fertig. Aber — was ich nun sagen wollte . . . ist Zethonios zu sprechen? Er weiß zwar, um was es sich handelt; ihm zu Ehren geht ja das Fest in Scene . . .“

„Der Feldherr schläft noch. Wenigstens hat bis jetzt keiner der Sklaven etwas verlauten lassen . . .“

„Neuvermählte hassen das Morgenrot,“ lächelte Choirilos.

„Nun, das ist doch jetzt fünf Wochen schon her. Aber es gab gestern ein schweres Gelage beim Brunnenaufseher . . .“

„Mög' es ihm gut bekommen, dem edlen Zethonios! Der Brunnenaufseher führt einen Keller — großartig! Darf ich inzwischen das Einladungsschreiben des Burgvogts dir übermitteln . . .?“

„Ich bitte darum.“

Nikippos öffnete das zierliche Holzkästchen. Choirilos nahm den obersten der zwölf Briefe heraus, vergewisserte sich, daß es der richtige war, und überreichte ihn dann mit höflicher Feierlichkeit.

„Versäume nicht,“ sprach er, die Hand auf das Herz gelegt, „dem erhabenen Zethonios den Ausdruck meiner dienstwilligsten Ehrfurcht zu übermitteln! Tiridates, ich grüße dich!“

Er schritt langsam hinaus

„Nach der Wohnung des Skylax!“ sagte er, seine Liste beschauend.

Die vier Sklaven schlossen sich an. Choirilos wandte sich rechts in die Lamprosgasse.

Das Haus, in dessen Thürgang er hier verschwand, war beinahe dürftig, ein roh beworfener Ziegelbau mit niedrigem Obergeschoß, Wand an Wand mit ähnlichen Häusern, die sich schmalbrüstig wider einander drängten. Das Gäßchen schien ganz verödet; die Mehrzahl der Anwohner war nach dem Markte geströmt. Nur aus der Schmiedewerkstatt drunten am Bache Lampros ertönten Hammerschläge und der vergnügte Klang eines alt-andrischen Volksliedes.

Angesichts dieser Einsamkeit vergaßen die vier Geleit-Sklaven den vorschriftsmäßigen Ernst ihrer Haltung. Zwei von ihnen setzten sich auf den Rand eines Brunnens; einer kauerte sich flach auf den Erdboden, und selbst der vierte, der stehen blieb, löste sich eine Gewandspange; denn

es fing in der That an, drückend heiß zu werden.

Die zwei auf dem Brunnenrand musterten die unscheinbare Architektur des Hauses, wo sich jetzt der Geheimschreiber seines Auftrags entledigte.

„Sollte man's glauben," sagte der Jüngste, ein bartloser Bursche von zwanzig Jahren, „daß in der scheußlichen Bucht hier ein Mann wohnt, wie Skylax, der Staatsrichter?"

„Was willst du, Thoas!" bemerkte der Andre, der neben ihm saß. „Marmor und Cederngebälk machen die Lake nicht würzig! Der Staatsrichter wohnt einfach, — aber er ißt und trinkt dafür um so besser!"

„Da bist du im Irrtum, Cheops!" versetzte der langbärtige Lysias, der auf dem Erdboden kauerte. „Man merkt doch recht, daß du seit kurzem erst andrische Luft atmest! Skylax lebt wie ein Korbflechter! Malven und Mehlbrei ...! Er ist geizig über die Maßen . . ."

„So?" murmelte Cheops. „Wer sagte mir doch . . .? Übrigens: toll genug! Ein Richter und geizig! Fürwahr, eine herrliche Bürgschaft für die Gerechtigkeit!"

Lysias schüttelte nachdrücklich den Kopf.

„Das ist nicht, wie du meinst," sagte er kurz. „Skylax knausert, aber man kann ihm nichts vorwerfen . . ."

Dann, sich den Bart streichend, fügte er spöttisch hinzu:

„Abgesehen von dem einen natürlich, was man so vielen hier vorwirft: daß sie sich feige geduckt haben."

„Vor dem Gewaltherrscher, meinst du?"

Lysias nickte.

„Das sind Männer!" brummte er mitleidig. „Erst die Volkskönige hier und die Volkskönige da, und Freiheit und Vaterland bis in die Baumwipfel! Dann, wie Kepheus die alte Verfassung kurzer Hand über den Haufen wirft ... Nun, ich sage nichts mehr! Unser Herr, der Geheimschreiber, ist ja auch, — glatt wie ein Aal, — mit hinübergeschlüpft . . ."

Cheops zuckte die Achseln.

„Du jammerst, als bekämst du's bezahlt! Im Grunde bleibt sich die Sache doch gleich: ob da zwei Volkskönige in der Burg thronen oder ein sogenannter Tyrannos!"

„Wie man's nimmt! Für unsereins, ja; wiewohl sich auch hier so manches geändert hat. Aber die Freigeborenen! Unter den Volkskönigen herrschte das Volk mit; jetzt unter Kepheus hat selbst der vornehmste Edelling nur noch das Recht, Steuern zu zahlen und sittsam das Maul zu halten. Und ich hab' das Gefühl, als müßte dies Maulhalten einem ehrlichen Vaterlandsfreunde mitunter recht schwer fallen . . ."

„Ich gönn' es den Andriern! Die mögen jetzt auskosten, was es heißt: immer sich ducken und schweifwedeln wie ein geprügelter Hund! Meinetwegen könnte der Fürst sie alle ins Bergwerk schicken! Und er regiert auch mit Recht! Wär' er nicht klüger, als all' diese Tröpfe zusammengenommen, so hätt' er die ganze Geschichte ja gar nicht so fertig gebracht . . ."

„Er hat die Volkskönige, die ihm blindlings vertrauten, bei Nacht überrumpelt. Das ist kein Kunststück. Wir lebten im tiefsten Frieden . . ."

„Aber kein Mensch hat sich gewehrt ..."

„Bester Cheops, wehre du dich, wenn man dir Hände und Füße bindet! Die thrakischen Söldlinge standen bereits auf der Agora, eh' noch ein andrischer Dolch aus der Scheide flog! Dennoch hat sich Nedymnos, der alte Heerführer, mit seiner Bürgerwache droben am Dionysostempel verschanzt und zwei Tage lang standgehalten — fünfzig Mann gegen zwölfhundert . . ."

„Ja, Nedymnos . . . Das war auch der einzige . . ."

„Er und die fünfzig — von denen nur elf entkamen ...! Siehst du, ich bin kein Andrier, bin von dunkler Geburt und weiß nicht, ob der Geheimschreiber je mir die Freiheit schenkt: aber wie ich das hörte, da ging's mir doch kalt über den Rücken vor Stolz und Bewundrung; und als dann später die Nachricht kam: Nedymnos mit seinen elf Tapfern ist glücklich gelandet, da hab' ich der Aphrodite Euploia drei Kränze geopfert! Nein, Cheops . . ."

Der vierte Geleit-Sklave, der sich bis jetzt an dem Gespräch nicht beteiligt hatte, fiel dem begeisterten Lysias schroff in die Rede.

„Nimm dich in acht!" raunte er vorwurfsvoll. „Wenn der Geheimschreiber hört, daß du hier faselst, wie ein Rebell, so läßt er uns alle vier auspeitschen!

Weißt du noch, wie er dir damals am Feſte des Bakchos das Fell zergerbte? Und das war doch ein harmloſer Scherz im Vergleiche mit dem, was du jetzt eben zum beſten gabſt . . ."

„Am Feſte des Bakchos!" wiederholte der Sklave ſtirnrunzelnd. „Ich hab' ihm das nicht vergeſſen, ihm nicht und dem Burgvogt ebenſowenig! Dergleichen war unerhört, ſolange die Volkskönige herrſchten! Die Bakchosfeier gab unbeſchränkteſte Redefreiheit. Erſt der Tyrannos . . ."

„Ich bitte dich, ſchweig!" flehte der angſtvolle Warner. „Willſt du uns mutwillig zu Grunde richten?"

„Altes Weib, ſchlottriges! Zeig' uns doch lieber gleich dem Geheimſchreiber an! Das wird juſt einer hören, wenn man ſich hier einmal Luft ſchafft! Übrigens können wir ja vom Wetter ſchwatzen oder von deiner rotlockigen Phyllis!"

Thoas und Cheops lachten. Das Geſpräch nahm in der That eine minder verfängliche Wendung. Man erzählte ſich den alltäglichen Klatſch der Säulenhöfe, Liebesgeſchichten und drollige Abenteuer. Eben gab Cheops, der jahrelang in Smyrna gelebt hatte, einen koſtbaren Zwiſchenfall aus der Ehechronik ſeines damaligen Eigentümers, des reichen Phöniziers Hanno, zum beſten, als der Riegel am Hauſe des Staatsrichters klirrend zurückflog. Lyſias ſprang haſtig vom Boden auf; Cheops und Thoas rutſchten vom Rande des Brunnens herab und ordneten ihre zerknüllten Gewänder. Gleich darauf erſchienen Choirilos und der Knabe Nikippos im Thürrahmen.

„Nun, Leute?" ſprach der Geheimſchreiber, dem die vortrefflichſte Laune aus den geröteten Augen blitzte. „Ihr macht ja Geſichter, als hättet ihr einen Mord begangen! Ich ſeh's euch an, ihr Halunken: ihr habt wieder ſchön auf den armen, vielgeplagten Geheimſchreiber losgehackt! Er iſt euch zu lange geblieben! Was? Euch ſoll ja der Hagel des Zeus in die Knochen fahren, — wenn ihr im Grunde auch recht habt! In der That, wir verſpäten uns! Aber es war nicht zu ändern! Skylax, der Staatsrichter, hat mich ja feſtgenagelt! Der Mann hat eine Freundſchaft für mich, eine bewundernde Sympathie . . ."

„Wie ſollte er nicht?" hauchte Nikippos, ſein roſiges Knabengeſicht über das Kätzchen geneigt. „Ganz Andros iſt einig darin, daß du der liebenswürdigſte, geiſtreichſte . . ."

„Schmeichler!" fiel ihm Choirilos in die Rede. „Mach' mich alten kahlköpfigen Burſchen nicht ſchamrot! Aber das muß man dir laſſen, Nikippos: du haſt Lebensart, du haſt ſtädtiſchen Ton! Mancher, der ſchon bärtig iſt, wie ein Ratsherr, könnte ſich an deiner Gewandtheit ein Beiſpiel nehmen."

„Das zielt auf mich!" ſagte Lyſias.

„Wer ſich getroffen fühlt . . . Aber nun vorwärts! Die Sonne ſteigt höher; der Schatten am Gnomon wird kaum noch ſiebenthalb Fuß zeigen."

„Wohin, Herr?" fragte Nikippos, da der Geheimſchreiber jetzt den Hut von der Glatze nahm und ſich mit dem rauh-wollenen Handtuch, das er zu jeder Jahreszeit mit ſich führte, den Schweiß trocknete.

„Der Nächſte iſt Kypariſſos, der Seefahrer."

Man ſetzte ſich langſam und vorſichtig in Bewegung. Nach fünf Minuten erreichte man einen palaſtartigen Hochbau. Vor dem Haupteingang ſtanden zwei Hermenſäulen aus pentheliſchem Marmor. Die Front des Untergeſchoſſes war fenſterlos und durchweg aus roh behauenen Granitblöcken aufgemauert; am Obergeſchoß wechſelten Fenſter und buntgegliederte Wandflächen; ein zweites Geſchoß, etwas niedriger, aber nicht minder reich ausgeführt, ſtand auf dem erſten.

Choirilos hatte die Wohnung des Kypariſſos ſeit nahezu drei Jahren nicht mehr betreten. Denn erſt wenige Monate war es her, daß Kypariſſos von ſeinen vielbeſprochenen Seefahrten und Abenteuern zurückgekehrt war. . .

Niemand hatte ſo recht begriffen, was den glänzenden Edelling, den reichſten Grundbeſitzer von Andros, in der Blüte der Jahre hinaustrieb nach dem fernen Ägypten, nach Karthago und den Inſeln des tyrrheniſchen Meeres, während er doch daheim die beneidenswerteſte Rolle ſpielen, einen wahrhaft perſiſchen Luxus entfalten und ſich erſättigen konnte an allem, was ein helleniſches Herz ſchön und begehrenswert fand. Einige hatten behauptet, es

sei der Verdruß über den Ausgang eines geringfügigen Rechtsstreites, was ihm die Heimat verleidet habe. Andere sprachen von mystisch-philosophischen Anwandlungen, von glühendem Wahrheits- und Wissensdrang, der nur in dem alten Wunderlande am Nil bei den ehrwürdigen Priestern von Saïs und Memphis volle Befriedigung finden konnte. Noch andere wollten von einer schweren Enttäuschung wissen, von einer Wunde des Herzens, die draußen, auf dem bewegten Meer, unter den Stürmen Kronions vernarben sollte. Der eigentümlich verschlossenen Natur des Mannes, die ernster und tiefer schien, als der leichtblütige Durchschnitts-Charakter der Andrier, war dergleichen schon zuzutrauen. Etwas Bestimmtes aber und Zuverlässiges war nicht verlautet. Vielleicht hatten die drei Gründe gleichmäßig Anteil an dieser Weltfahrt, die vom Standpunkt des Vollblut-Andriers so befremdlich erschien; denn lange auf Reisen zu gehn, galt auf Andros beinah für unpatriotisch.

Heimgekehrt, fand Kyparissos die Verfassung gestürzt, den Rat der Geronten aufgelöst, — und Kepheus, den ehemaligen Schatzmeister der Volkskönige, als Gewaltherrscher an der Spitze des Staates. Im ersten Augenblick war der Trotz und das Rechtsgefühl des andrischen Edellings stürmisch emporgeschäumt. Dann aber sank ihm die Seele zurück in jene seltsame Gleichgültigkeit, die ihn schon während des letzten Jahres vor seiner Abfahrt so bleischwer heimgesucht hatte. Kepheus regierte ja, wie es den Anschein hatte, ganz leidlich. Die Insel gedieh. Und wenn sie auch nicht gedieh — war etwa Kyparissos berufen, das wieder gut zu machen, was die Beschränktheit und Mutlosigkeit seiner Mitbürger versäumt hatten? Er war des Ringens und Lärmens nun gründlich müde. An der Küste Kleinasiens hatte er mit den Piraten gekämpft und als Waffengenosse der Lemnier den berüchtigten Räuber Lykaon besiegt. Er hatte das Schwert gezogen gegen die aufständischen Äthiopier und gegen die Söldnertruppen des wortbrüchigen Matho. Nun wollte er endlich rasten und den Versuch machen, sein Leben so zu gestalten, wie es ihm selber genehm war, ohne Rücksicht auf andere, stät, ruhig und ebenmäßig, und — wenn das mit Hülfe der Götter noch möglich war — glücklich! Die Bürger der Insel hatten sich überdies ja gefügt! Und Kepheus mit seinen kriegskundigen Thrakern und Kolchern war nicht so leicht aus dem Sattel zu heben, selbst wenn Kyparissos die Lust verspürt hätte, den übermüdeten Arm noch einmal zu wappnen.

Choirilos, wie er jetzt mit Nikippos in den Säulenhof schritt, fand hier manches verändert. Links von der Mittelthür war eine ganze Auswahl von Schiffsschnäbeln und Ramm-Eisen festgeschraubt; ferner ein halbes Dutzend roh-geschnitzter weiblicher Statuen, sogenannter Kiel-Sinnbilder, nach denen die einzelnen Fahrzeuge benannt wurden, — alles Beutestücke aus dem kleinasiatischen Seeräuberkrieg. Rechts von der Mittelthür gewahrte man Sphinxe aus grüngrauem Granit, eine davon so groß, daß ihre mächtigen Tatzen weit herein in den Hof ragten. Neu für den Geheimschreiber waren auch die fremdartig grellen Gewebe, die rings in der ganzen Aule von Säule zu Säule gespannt waren, und die zahlreichen Helme, Schwerter und Speere, die gleich neben dem Eingang wie eine große Reliefschilderung an der Mauer der Kolonnade prangten.

„Verweile hier einen Augenblick!“ sagte der Obersklave, da Choirilos nach dem Hausherrn fragte. „Kyparissos verhandelt mit seinem Stallmeister . . .“

Der Geheimschreiber nagte die Lippen. Die Marställe des Kyparissos waren nächst denen des Kepheus ja weitaus die berühmtesten im ganzen griechischen Archipelagos, und es gab da wohl mancherlei zu erörtern. Daß aber der Stallmeister, der nur ein Freigelassener und der Bedienstete eines Privatmannes war, ihm, dem Beauftragten des fürstlichen Burgvogts, den Weg verlegte — wenn auch nur für Minuten — das dünkte ihm doch höchst ungebührlich.

„Ich komme im Namen des Eutlas,“ sprach er bedeutungsvoll. „Melde mich! Unsere Zeit ist gemessen!“

„Ehe du tausend zählst, wird Kyparissos hier sein. Er sieht nur die Abrechnung des verwichenen Monats durch. Das besorgt er nun selbst, da man ihn letzthin betrogen hat. Willst du nicht Platz nehmen?“

So sprechend wies er auf eine Bank neben der großen ägyptischen Sphinx.

Choirilos wandte ſich ab, ohne dem Sklaven etwas zu erwidern. Im Stillen ſchien er darüber nachzudenken, ob Kepheus gut gethan, Kypariſſos den Seefahrer mit auf die Liſte zu ſetzen. Ein Haus, wo ein ſo hochnäſiger Ton herrſchte, wo ein ganz gewöhnlicher Sklave dem Geheimſchreiber des fürſtlichen Burgvogts Ungehorſam bekundete — wahrlich, ein ſolches Haus war trotz ſeiner Vornehmheit nicht würdig, von dem erlauchten Tyrannos mit Aufmerkſamkeiten bedacht zu werden! Wer konnte denn wiſſen, ob Kypariſſos nicht rundweg ablehnte? Ob er nicht gleichfalls den Stallmeiſter vorſchützte, um der Teilnahme an dem Feſt überhoben zu ſein? Aber nein! Dergleichen war ja nicht denkbar . . .! Dem Staatsoberhaupt eine Abſage! Eben ſo gut hätte ſich Kypariſſos, den Dolch in der Fauſt, auf den Markt ſtellen und laut hinausſchreien können: ‚Ich gehe den Kepheus ermorden!‘ — Unſinn!

Nach fünf Minuten trat Kypariſſcs, nicht eben roſig gelaunt, durch die Mittelthür. Er hatte Verdruß gehabt. Sein Lieblingspferd, ein prächtiger, ſchneeweißer Koppahengſt, lahmte ſeit geſtern; bei dem pfeilſchnellen Ritt über das wieſen-bedeckte Ufer nach Pogla zu mußte das Tier ſich beſchädigt haben. Über Nacht war eine ſtarke Geſchwulſt eingetreten; der Stallmeiſter hegte nun ernſte Beſorgnis.

Kypariſſos wollte nach rechts in ſein Arbeitsgemach. Er ſah kaum auf und war daher etwas erſchrocken, als der Geheimſchreiber ihm ein lautes ‚Sei mir gegrüßt!‘ zurief.

„Du ſcheinſt überraſcht,“ lächelte Choirilos. „Vielleicht wächſt dein Erſtaunen, wenn du dies Schreiben entſiegelſt. Kepheus, der Selbſtherrſcher, dem du bis heute noch keinen Beſuch gegönnt, lädt dich zu Gaſte! Echt fürſtlich, das mußt du doch eingeſtehen! Er zuerſt bietet die Hand — denn er legt Wert darauf, dich zum Freund zu gewinnen!“

Der Edelling zog die Brauen zuſammen. Die breite Narbe, die ihm quer über die ſonnenverbrannte Stirn lief, rötete ſich. Haſtig riß er die Schnur auseinander und las.

Der Brief des Burgvogts war ein Meiſterſtück diplomatiſcher Höflichkeit.

Ohne der Würde des Staatsoberhauptes, in deſſen Namen er einlud, irgend etwas zu vergeben, verſtand er es doch, bei dem Empfänger den Eindruck zu wecken, als hänge von deſſen Zuſage beinah das Wohl und Wehe der Inſel ab.

Nicht für den Herrſcher war es ja von Belang, wenn die Gemüter beruhigt wurden — denn ſeit die Götter ihm damals den Sieg verliehen über die morſche Unfähigkeit, thronte er unerſchüttert auf ſeiner Höhe, und ſeine Kraft wuchs nach außen und innen mit jedem aufglühenden Morgenrot. Wohl aber war es für die Genußfreudigkeit und das Lebensglück der andriſchen Bürger wünſchenswert, wenn ſich der letzte Groll in den Herzen verlor und der letzte Zweifel an dem endgültigen Beſtande der neuen Ordnung getilgt wurde. Hierzu nun konnte der edle, tapfre und wohlmeinende Kypariſſos etwas Entſcheidendes beitragen, wenn er bei dem geplanten Feſte des Kepheus als Gaſt erſchien. Seine bloße Anweſenheit war eine That, die dem Volke von Andros dauernd zu gute kam.

Der Burgvogt, nachdem er dies knapp und ſchlagend auseinandergeſetzt, fügte hinzu, auch perſönlich würde ſich Kepheus glücklich ſchätzen, den kühnen Seefahrer, den Bezwinger des Räubers Lykaon, den glänzenden, liebenswürdigen Meiſter der Lebenskunſt da begrüßen zu dürfen, wo er, Kepheus, nicht als Lenker des Staatsweſens, ſondern als Wirt und Freund vor die Andrier trete, in der Ausübung dieſer reizvollen Pflicht unterſtützt von der Fürſtin Damiska, ſeiner getreuen Gemahlin.

Die Falten auf der Stirne des Kypariſſos glätteten ſich. Das war in der That liebenswürdig wie ein Lächeln der Aphrodite. Auch fühlte ſich Kypariſſos trotz ſeiner Weltklugheit doch ein wenig geſchmeichelt durch das außerordentliche Gewicht, das man gerade ſeiner Beteiligung beilegte. Ein Volkskönigtum gab es nicht mehr auf Andros; die Verfaſſung, die jetzt zu Recht beſtand, war die Tyrannis. Schmollen und Fernbleiben änderten nichts mehr an dem Geſchehenen. Und vielleicht war das begründet, was der Burgvogt da über das Wachstum des öffentlichen Vertrauens ſchrieb . . .

Wenn er Nein ſagte?

Dann ſtempelte er ſich ohne jeden vernünftigen Zweck zum Todfeind des Fürſten

und machte sich grundlos verdächtig, obschon er doch fest entschlossen war, sich allen Staatsangelegenheiten fern zu halten . . ,

Er ließ die Hand mit dem Brief sinken und starrte nachdenklich auf den getäfelten Fußboden.

„Was darf ich dem Burgvogt mitteilen?“ stammelte Choirilos.

„Sag' ihm, daß ich dem Fürsten danke . . .“

„Und wirst du kommen . . .?“

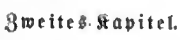
„Ich komme.“

Der Geheimschreiber atmete auf. Das war der schwierigste Teil seiner heutigen Sendung gewesen. Er durfte zufrieden sein.

Nun ging's weiter durch die belebtesten Stadtviertel, am Tempel des Erderschütterers Poseidon vorüber, zum Brunnenaufseher, zum Oberpriester des Zeus, zum Befehlshaber der Kriegsflotte. Choirilos troff — aber die Freude über das Jawort des Kyparissos ließ ihn die fast unerträgliche Hitze kaum wahrnehmen.

Das letzte Haus, an dessen Pforte er pochte, lag weit ab von der Stadtmauer, ganz vereinsamt zwischen dem Seestrand und der weißstiebenden Heerstraße, die nach Gaurion und der Nordbucht führte. Hier gab Choirilos das Einladungsschreiben gleich beim Thürsteher ab; denn Teukros, der Sternforscher, war in ganz Andros dafür bekannt, daß er für ungeladene Besucher niemals zu sprechen war.

Lange nach Mittag kehrte der arme Geheimschreiber in die Zwingburg zurück, ganz aufgelöst und verlechzt, aber in dem schönen Bewußtsein, eine wichtige Staatshandlung vorschriftsgemäß und mit gutem Erfolg zu Ende geführt und sich den Dank seines Vorgesetzten sowohl, wie des erlauchten Kepheus redlich verdient zu haben.



Zweites Kapitel.



Der Thürsteher gab den Einladungsbrief, der für Teukros, den Sternforscher, bestimmt war, an den Verwalter Symaithos. Dieser stand just im Begriff nach dem zweiten Peristylion zu gehen, wo die Gemächer Phaio's, der Hausfrau, lagen, als die Gebieterin selbst, von zwei Mädchen begleitet, aus der Mittelthür in den Hof trat. Eine der beiden Sklavinnen trug das ionische Skiadeion, den Sonnenschirm, den sie da draußen im Nachmittagsbrande aufspannen und ihrer Herrin hinterrücks über den Kopf halten sollte.

„Vom Burgvogt?“ murmelte Phaio, als der Verwalter ihr das Schreiben behändigt hatte. „Was kann er wollen?“

Die Frage war nur ein Ausdruck ihrer Befangenheit. Das Gerücht von dem bevorstehenden Feste war längst auch zu ihr gedrungen. Sie wußte, um was es sich handelte.

Einen Augenblick zögerte sie. Es war jetzt die Nachmittagsstunde, die man auf Andros 'die klare' hieß. Das Meer lag um diese Zeit bis an den fernsten Himmelsrand schleierlos ausgebreitet, ein ungeheurer Krystall von tiefblauer Pracht, ein Traumbild von unglaublicher Herrlichkeit. Phaio schwärmte von Kindheit an für die See, an der die meisten der Andrier achtlos vorübergingen. Sie hatte die 'Stunde der Lichtheit' in dem Olivenhain jenseits der Landstraße verbringen wollen. Hier führte ein sanft emporsteigender Pfad in zehn Minuten nach dem uralten Tempel des Zeus Xenios. Das Heiligtum war längst außer Gebrauch. In vollster Einsamkeit konnte man von den halbverwitterten Stufen aus den Blick über den Strand und die leuchtende Flut genießen. Und heute nun war ja die Luft so rein und so durchsichtig wie seit lange nicht . . . Sollte sie diese erbauliche Stunde im Schatten der Ölbäume aufgeben . . .? Und das mußte sie wohl, wenn sie jetzt gleich mit dem Schreiben da vor den Gemahl trat . . . Der Brief würde Erörterungen nach sich ziehen, umständliche Auseinandersetzungen, die ihr seit lange schon auf den Lippen schwebten . . . Aber sie hatte ja doch keine Ruhe da draußen, eh' nicht die Sache erledigt war — und peinliche Dinge nimmt man am besten sofort in Angriff . . .

Sie wandte sich zu den Sklavinnen.

„Es ist heute nichts mit dem Ausgang,“ sagte sie freundlich. „Setzt euch noch eine Weile ins Webzimmer!“

Die Mädchen küßten ihr zärtlich die Hand, murmelten 'Wie du befiehlst' und entfernten sich.



Araber aus Kairo. Aquarell nach dem Leben von W. Kuhnert.

Phaio nagte ein wenig die Lippe, wie jemand, der noch ein letztes Bedenken hegt. Dann warf sie das zierliche Köpfchen mit dem blauschwarzen Gelock rasch in den Nacken, fast ein wenig zu heftig für die mild-weibliche Anmut ihrer Gesichtszüge, und schritt mutig nach dem Arbeitsgemach ihres Eheherrn.

Dies Arbeitsgemach schob sich fast mit der ganzen Tiefe in den Hausgarten hinein. Gegen den Lärm des Peristylions war es durch eine wuchtige Thür und durch ein Vorzimmer geschützt, dessen Eingang mit schweren Wolltüchern verhangen war. In dem Vorzimmer kauerte auf einem ledernen Langkissen Deinos, der Leibsklave des Teukros, und las beim Schimmer seiner dreizüngigen Thonlampe ein assyrisches Traumbuch.

Da Phaio den Vorhang hob, fuhr der Leibsklave heftig zusammen. Er glaubte nicht anders, als daß irgend ein Unglück geschehen sei. Wenn das Haus nicht in Flammen stand, wenn nicht die Herrin erkrankt oder ein Seeräuberheer ans Ufer gestiegen war — wie konnte dann ein sterblicher Mensch sich erdreisten, den Hausherrn bei seiner wissenschaftlichen Arbeit zu stören? Das hatte ja damals sogar niemand gewagt, als Kepheus die Volkskönige bei nächtlicher Weile aus ihren Betten geholt und im Lastschiff nach Euboia geschafft hatte! Seit Stunden bereits tobte der Kampf zwischen den thrakischen Söldlingen und dem tapferen Nebymnos, — aber der Sternforscher saß unbehelligt in seinem Museion und erfuhr erst den Umschwung der Dinge, als er, um vieles verspätet, zur Mahlzeit kam.

„Was gaffst du mich an, Deinos?" flüsterte Phaio, da sich der Leibsklave wie zur Abwehr vor den bedrohten Eingang stellte. „Ich bin's, die Herrin! Tritt hinaus in den Säulengang und halte den Vorhang geschlossen! Ich habe mit Teukros zu reden."

Der Sklave warf ihr noch einen staunenden Blick zu. Dann schob er sein Traumbuch unter das Lederkissen und ging geräuschlos hinaus .... Phaio indes schritt zu der kupferbeschlagenen Thür und pochte. Da sich nach zweimaligem Anklopfen nichts regte, hob sie die Klinke und trat vorsichtig ein.

Helles Tageslicht strömte ihr aus den vergitterten Seitenfenstern goldgrünlich entgegen. Die eigentümliche Färbung war der Abglanz der Baumwipfel, die draußen im Strahl der Nachmittagssonne flirrten und flimmerten. Vor seinem löwenfüßigen Arbeitstisch, das Haupt in die linke Hand gestützt, saß Teukros und führte langsam das Schreibrohr. Der ganze Tisch war mit Buchrollen, drei- und viereckigen Wachstafeln, Papyrusstreifen, Meßinstrumenten und Karten bedeckt. Einige Blätter, mit Zahlen und Zeichen schwarz übersät, lagen am Boden. Links auf einem kupfernen Dreifuß mit schöngemaserter Ahornplatte standen eine silberne Trinkschale und eine dünnhalsige Kanne aus bläulich bemaltem Thon. Die Schale war bis zur Hälfte mit einer blaßroten Flüssigkeit angefüllt — Quellwasser mit Fruchtsaft, das einzige, was Teukros unter dem Arbeiten zu sich nahm.

Der Sternforscher kehrte dem Eingang den Rücken. Noch schien er die Anwesenheit der jungen Frau nicht bemerkt zu haben, und Phaio, wie sie ihn so erblickte, völlig versenkt in die leuchtende Welt seiner Gedanken, fand nicht sogleich den Mut, seine Verzückung zu unterbrechen. Sie war ja so stolz auf diesen glühenden Forschergeist, der dem Himmelsgewölbe des Zeus Antworten ablockte auf die verwegensten Fragen, der mit den Göttern verkehrte und doch, sobald er aus jener schwindelnden Höhe wieder zur Erde stieg, nichts Herrlicheres und Lieberes kannte, als seine Phaio. Ihr Blick weilte auf seiner edlen Gestalt mit dem Gefühl eines Rausches. Jede Linie des teuren Hauptes, jede kleinste Bewegung schlürfte sie dankbar ein; sie mußte die Hand auf das Herz pressen, um im Bewußtsein ihres Besitzes nicht laut aufzujauchzen.

Der Luftzug, den die geöffnete Thür verursachte, kräuselte ihm ein wenig das Stirnhaar und wehte ihm einen Papyrusstreifen über das Schreibrohr. Er wandte sich um. Aufleuchtendes Rot ging jählings über sein ernstes, blasses Denkergesicht. Und beide Arme gegen sie ausbreitend, sprang er empor.

„Phaio!"

Er zog sie an sich und küßte sie.

„Du hast mich beinahe erschreckt, Phaio!"

„Vergieb mir!“ bat sie im sanftesten Schmeichelton. „Ich hätte mir sagen können, daß diese plötzliche Störung dich aufregen muß . . .“

„Aber durchaus nicht . . . Es war nur das Ungewohnte — so im ersten Moment! Was kann mir denn Übles beschieert sein, wenn du, mein Alles, frisch und gesund vor mir stehst! Die Welt da draußen, die kleine, irdische mit ihren schattenhaften Begebnissen — die rührt nicht an meiner Seele! Ich kenne nur zweierlei: dich — und die großen Rätsel da droben!“

Noch einmal umschlang er sie mit glückseliger Inbrunst. Dann sagte er schalkhaft:

„Doch nun erkläre mir, was dich so unerwartet hierherführt! Irgend etwas Besonderes muß es doch sein . . .“

Phaio griff in den Gürtel.

„Da, lies!“

Teukros erbrach das rosenfarbige Thonsiegel. Nach flüchtiger Durchsicht warf er den Brief gleichmütig auf die Tischplatte.

„Sonst nichts?“ meinte er lächelnd. „Das hab' ich vorausgesehen.“

Es entstand eine Pause.

„Und was gedenkst du zu thun?“ fragte die junge Frau zögernd.

Teukros wiegte den Kopf.

„Eine höfliche Einladung erheischt eine höfliche Zusage. Es ist das erste Mal, daß mich der Fürst zu Gast bittet . . . . Du weißt, ich habe mich nicht an Kepheus herangedrängt. Ebensowenig hat sich der Fürst um uns bemüht . . .“

„Das wäre auch mehr, als erlaubt ist!“

„Wieso?“

„Du und Kepheus! Er, der Gewaltherrscher, der die Verfassung gestürzt, der uns alle geknickt und geknechtet hat — und du, der vornehmste Edelling, der Blutsverwandte des Volkskönigs Archidemos! Es giebt doch gewisse Grenzen . . .“

„Kind,“ fiel Teukros ihr in die Rede, „diese Verwandtschaft geb' ich dir gerne preis! Archidemos war ja ein Ehrenmann, aber ein enges Gemüt und ein Sklave der Priesterschaft. Im übrigen, wenn er von Seiten der Mutter etliche Ahnen mit mir gemein hatte . . .! Auch wirst du nicht gerade behaupten wollen, daß ihm für seine Person diese Verwandtschaft am Herzen lag . . .“

„Mein Freund,“ entgegnete Phaio, „daran trugst du selber die Schuld. Von jeher hast du den Staatsangelegenheiten dich grundsätzlich ferne gehalten. Du bist abseits gewandelt, als wärest du ein Menschenfeind.“

„Das klingt wie ein Vorwurf. Aber der Vorwurf ist ungerecht. Zu einer Zeit, als du noch mit Puppen spieltest, hab' ich der Pflicht des Staatsbürgers gegen das Vaterland vollauf genügt. Hast du den Krieg mit Rhodos vergessen? Zwei Jahre lang hat dein Teukros damals die Waffen getragen, — und nicht ganz ohne Ruhm, wie dir Pelias bezeugen müßte, wenn der Mann es nicht vorzöge, nur das zu betonen, was mich in deinen Augen herabsetzen kann.“

„Teukros, mein Liebling, was redest du! Pelias, der würdige Priester, der Freund meines Vaters und Großvaters — und dich herabsetzen! Er liebt dich, Teukros! Auch weiß er ja zu genau, daß ein solcher Versuch das sicherste Mittel wäre, die hohe Verehrung, die ich ihm widme, gründlich zu untergraben. Nein, Teukros, wir haben das nicht vergessen. Gerade Pelias hat mir aus deinen Kriegserlebnissen Dinge erzählt, die du niemals erwähnt hast. Er behauptet sogar, an dir sei ein Feldherr verloren! Ja, staune du nur! Er hat mir berichtet, wie du bei Stygna als blutjunger Lochage deine Abteilung siegreich zum Sturm geführt, während das Hauptheer die Schlacht schon verloren gab. Und so noch anderes . . . Aber siehst du, mein Freund: eben deshalb schmerzt es ihn tief, daß du seit jenem glorreichen Feldzug dich so völlig verwandelt hast! Du trittst kaum noch in die Öffentlichkeit. Schon in den Tagen der Volkskönige hast du gelebt wie ein Einsiedler . . .“

„Ja, glaubst du denn, Phaio, die ungeheuren Probleme, die mich beschäftigen, litten eine Zersplitterung? Kann ich zu gleicher Zeit den Weltraum durchforschen und Trabant sein im Sold eines Königs?“

„Davon redet ja niemand! Du weißt, kein sterblicher Mensch kann so sehr in heißer Bewunderung für deine Sternkunde aufgehen, wie ich! Dennoch hab' ich das dunkle Gefühl, als müsse es möglich sein,

über dem Himmel da droben die Erde und ihre Forderungen nicht ganz zu vernachlässigen. Gewiß wäre gar manches hier auf der Insel anders gekommen, wenn du dem Lauf der Dinge nicht so gleichgültig zugeschaut hättest . . ."

Teukros strich ihr zärtlich über das blauschwarze Haar.

„Du kleine staatskluge Frau!" sagte er lächelnd. „Wie schön das klingt und wie einsichtsvoll! Aber glaube mir, Phaio, du überschätzest mich! So mächtig und so belangreich, wie du dir's vorstellst, ist dein Teukros niemals gewesen! Und nun ernsthaft gesprochen: bist du denn wirklich der Ansicht, ich hätte eine Regierung stützen sollen, die nahe daran war, mir meine Lebensbedingungen abzugraben? Muß ich dir ins Gedächtnis zurückrufen, daß die Zeuspriester, durch die Volkskönige ermutigt, just im Begriff standen, meine Forschungen amtlich als strafbare Selbstüberhebung, als einen Frevel gegen die Gottheit zu brandmarken? Dieser Eingriff in meine persönliche Freiheit, in mein erstes und heiligstes Recht wäre vollstreckt worden, hätte nicht Kepheus das Volkskönigtum und die Herrschaft der Zeuspriester gerade zur rechten Zeit über den Haufen geworfen."

„So darfst du nicht sprechen, wenn du gerecht sein willst!" murmelte Phaio beklommen. „Jede Umwälzung, auch die schmachvollste und verwerflichste, kann für den einzelnen vorteilhaft sein. Der Sturm, der ein Fahrzeug zertrümmert, schwemmt uns Güter und Brennholz zu: für die Schiffsbemannung bleibt er ein Unglück. Ach, Teukros, du ahnst ja nicht, wie diese blühende Insel unter dem Druck ihres Peinigers stöhnt und sich langsam zu Tode blutet! Abgeschlossen lebst du in deiner eigenen Welt und hast nicht Auge noch Ohr für die entsetzliche Not deiner Mitbürger!"

Teukros lächelte.

„Aus dir spricht Pelias!" sagte er kopfschüttelnd.

„Und wäre dem so: ist nicht Pelias ein echter Vaterlandsfreund und ein Liebling der Götter? Wähnst du, der fromme Priester des Erdumfassers, der Siebzigjährige, verfolge selbstsüchtige Absichten? Ach, Teukros! Immer schon hat mir's ja auf der Zunge geschwebt, aber ich hab' nicht den Mut gefunden . . . Heute nun muß es gesagt sein . . . Teukros, du siehst und erkennst die Dinge nur deshalb nicht mit der Klarheit des Pelias, weil dein Blick aufwärts gewandt ist in die Unendlichkeiten des Sternenhimmels! Schau doch ein einziges Mal um dich! Ueberzeuge dich, was aus Andros geworden ist! Die Besten des Volkes sind flüchtig, ihre Familien zersprengt, ihre Besitztümer an die Mitverschworenen des Mannes verteilt, der unsre Freiheit mit Füßen tritt. Das Volk wird ausgesaugt, das Staatseigentum blindlings verschwendet. Die Thrakerhorden, mit denen uns Kepheus darniederhält, bersten vor Übermut. Das freie Manneswort ist verpönt. Spione und Angeber lauern auf allen Pfaden . . ."

„Nochmals: ich spüre den Geist des Pelias! Er kann stolz sein auf die gelehrige Schülerin! Wäre das so, wie du es malst, Phaio, schwarz in schwarz und mit Blut untermischt, wahrlich, man dürfte sich wundern, daß überhaupt noch jemand auf Andros die Lust besitzt, dies abscheuliche Dasein weiterzuschleppen! Und doch hör' ich die alten fröhlichen Lieder! Gewerbe und Handel regen sich mit verdoppelter Schwungkraft! Neue Bauwerke erstehn wie durch Zaubermacht! Künstler und Dichter scharen sich um den Thron des Gewaltherrschers, babylonische Forscher und ägyptische Weltweise! Ich selbst aber brauche nicht mehr, wie früher, ängstlich geheim zu halten, was mir die Seele erfüllt! Ich darf mich frei offenbaren, unbekümmert um die Beklemmungen kindischer Thorheit! . . . Nein, Phaio! Du übersiehst, daß Pelias ein langjähriger Freund des Nebymnos, und daß er ein Greis ist. Die Freundschaft verblendet, und das Alter bequemt sich ungern zu neuen Verhältnissen. Wir jüngern Männer urteilen hier minder befangen. Nimm doch zum Beispiel den Kyparissos! Ich dächte, du hättest mir oft genug eingeräumt, daß du ihn hochschätzest! Wohlan: Kyparissos steht ganz und gar auf dem nämlichen Standpunkt!"

„Das hat seine Gründe," versetzte Phaio. „Du weißt: sein Rechtsstreit um die lamprische Ölpflanzung . . ."

„Ich gebe dir zu, daß diese üble Erfahrung bei Kyparissos mitsprechen mag . .

Wem da ein augenscheinliches Unrecht geschieht . . ."

„Pelias meint, die Sache sei immerhin fraglich ... Aber selbst angenommen, die letzte Entscheidung zu Gunsten des Agathon wäre ein Mißgriff gewesen, so gilt hier der alte Spruch: Irren ist menschlich. Kyparissos wird doch, beim Zeus, nicht behaupten wollen, die Volkskönige hätten ihn absichtlich und wider ihr besseres Wissen verkürzt?"

„Vielleicht hat er es dennoch so aufgefaßt . . ."

„Dann zeigt es sich wieder, wie grundverkehrt es war, daß in derartigen Fällen dem Königtum selber das oberste Richteramt zustand. Pelias meint, die Krone sei zu erhaben, um irgendwie unmittelbar in den Zwist der Staatsbürger eingreifen zu dürfen."

„Pelias und immer wieder dein Pelias! Es ist ja großartig! Nun, ich lasse dem Pelias gern seine Anschauung! Nur möge er großmütig mir auch die meinige lassen und sich fürder nicht mehr hinter die kleine herzige Frau stecken, die das Licht meines Hauses und der Stern meines Lebens ist! Komm, reich mir noch einmal die Lippen, — und dann laß mich noch ein paar Augenblicke allein! Ich stecke mitten in einer Berechnung, die ich vor Tisch noch erledigen will . . ."

„Und — was wirst du dem Burgvogt antworten?"

„Was sich von selbst versteht: daß wir der Einladung Folge leisten."

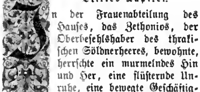
Phaio ließ den Kopf schwer auf die Brust sinken. Diese gefürchtete Zusage zu hintertreiben, war sie hierhergekommen — und nun fand sie nach all diesen Erörterungen nicht mehr das Wort, ihrem bangenden Wunsch Ausdruck zu leihen. Die ruhig-überlegene Art ihres Gemahls entwaffnete sie. Nur im Innern regte sich ihr, zwiefach peinvoll, der Widerspruch.

Teukros las ihre Gedanken.

„Rege dich nicht so zwecklos auf!" sagte er fürsorglich. „Hörst du? Und laß dir vom Pelias keine Grillen mehr in dies reizende Köpfchen setzen! Ich — so will's mich bedünken — habe doch gleichfalls einigen Anspruch auf dein Vertrauen! Oder bestreitest du das?"

Phaio erwiderte nichts. Wie traumverloren litt sie den Abschiedskuß, den er ihr heiß auf den blühenden Mund drückte. Dann schritt sie langsam hinaus.

Drittes Kapitel.



In der Frauenabteilung des Hauses, das Zethonios, der Oberbefehlshaber des thrakischen Söldnerheeres, bewohnte, herrschte ein murmelndes Hin und Her, eine flüsternde Unruhe, eine bewegte Geschäftigkeit. Sklavinnen huschten mit allerlei kleinem Gerät über die Sandsteinplatten des Hofes; Thürvorhänge wurden heftig zurückgeschoben, Truhen geöffnet, Prachtgewänder auseinander gebreitet nnd wieder zusammengelegt.

Dazwischen raunte und plapperte es von ängstlichen Mädchenstimmen.

„Hat uns die Herrin noch immer nicht rufen lassen?"

„Nicht daß ich wüßte. Oder hast du was gehört, Chelidoniou?"

„Nein. Das Becken ist stumm geblieben!"

„Aber der Schatten am Sonnenzeiger wächst zusehends! Und Myrtion ist doch mindesteus eine Stunde schon drinnen!"

„Ja, das dauert heut lange! Bedenk' nur, Hedeia: das erste große Fest bei dem Selbstherrscher! Da geht sie zu Werk, wie der Oberpriester beim Staatsopfer!"

„Schlimm genug! Wenn sie nur jetzt nicht bemerkt, daß die weiße Diploïs mit den Purpurstreifen schadhaft geworden ist... Zwei runde Löcher, so groß wie ein Gerstenkorn! Diese verwünschten Motten! Und dabei hab' ich die Kleidertruhen mit persischen und medischen Äpfeln geradezu vollgepfropft!"

„O weh! Die weiße Diploïs! Ihr Lieblingsgewand! Das wird dir übel bekommen! Den Spiegel zerschlägt sie dir auf der Nase!"

„Ach was! Myrtion wird schon ein gutes Wort für mich einlegen!"

„Ja wohl: Myrtion! Die ist auch nicht allmächtig! Mir zum wenigsten hat sie die drei Tage nicht abgenommen, die ich im Keller verbrachte, weil die Schminke ein wenig zu grell war!"

„Ja, sie ist eigen darin, unsere hochmögende Herrin! Du mußt sie noch kennen lernen! Sie treibt das nicht so klotzig und grob wie manche hier unter den andrischen Edelfrauen, die sich ein Rot aufklexen, schreiend wie die Blätter des Feldmohns! Sie will nur einen ganz duftigen Hauch, und den selbst nur für den Ausnahmefall, daß sie nicht vollständig frisch ist. Im allgemeinen hat sie den Grundsatz: Bewegung in frischer Luft malt schönere Wangen, als irgend ein Schminktopf."

Während die Mädchen so auf den Klang des Metallbeckens harrten, saß Telesilla, die Gemahlin des Oberfeldherrn Zethonios, mit ihrer Leibsklavin Myrtion in dem Hauptzimmer der Gynaikonitis und ließ sich von dem artigen kleinen Persönchen das goldblonde Haar strählen. Rechts und links in den Seitengemächern war alles verwaist. Keine der Sklavinnen hätte es jemals gewagt, sich unaufgefordert diesen anstoßenden Räumen zu nähern: denn die Stunde des Ankleidens war von jeher für Telesilla eine Stunde des freimütigsten Gedankenaustausches mit ihrer Vertrauten. Die braunlockige Myrtion, obwohl von Geburt eine Unfreie, stand nämlich dem Herzen der stolzen Gebieterin außerordenttich nahe. Fast von Kindheit auf war sie eingeweiht in Telesillas ureigenste und tiefste Geheimnisse. Teils aus persönlicher Zuneigung, teils weil sie ja selber mit ihr emporstieg, wenn Telesilla dem unverrückt im Auge behaltenen Ziel ihres Ehrgeizes näher und näher kam, hatte sich Myrtion völlig an die verborgenen Pläne der Herrin dahingegeben . . .

Wider die buntfarbigen Pfühle ihres Flachsessels geschmiegt, den rechten Arm über die Lehne gehängt, in der Linken den blanken Metallspiegel, verfolgte die Gattin des Thrakerführers zunächst schweigend die Thätigkeit ihrer kunstfertigen Sklavin, die ihr das wellige Haar mit einem weichglänzenden schwarzblauen Bande durchflocht. Und jetzt war Myrtion mit diesem kleidsamen Aufputz zustande gekommen. Noch einmal berührte sie das prachtvolle Gelock sanft mit den Fingerspitzen, trat zwei Schritte zurück und sagte mit einer Aussprache, die ihre Abstammung von der Küste Kleinasiens verrieth:

„So, du Herrliche! Niemals hast du dem Liebchen des schönen Paris vollkommener geglichen als heute!"

„Schmeichlerin!" lächelte Telesilla.

Myrtion verzog ein wenig den kleinen, pfiffigen Mund.

„Man schmeichelt den Unschönen," sprach sie mit einer zierlichen Kopfbewegung.

„Meisterhaft! Ob du wohl jemals um eine Antwort verlegen bist? Aber beim Zeus, du hast recht, Myrtion! Ich gefalle mir selbst! Heute früh noch war ich in Angst, wie ich wohl dreinschau'n würde . . . Das Bad indes und das reichliche Salböl haben mich herrlich erfrischt. Keine Spur mehr von Müdigkeit — trotz der unerquicklichen Nacht! Auch der widerwärtige Druck, der mir die Augen verschleierte, ist wie hinweggezaubert."

„Wer so jung ist wie du, süße Gebieterin, der verwindet das leicht. Besser noch wäre es freilich gewesen, du hättest dich überhaupt nicht so aufgeregt . . . . War's denn wirklich so unumgänglich, daß dir das alberne Holztäfelchen gleich den Schlaf raubte?"

„Jetzt, da ich ruhig bin, stimm' ich dir vollständig bei. Und zwar um so mehr, als Furcht und Erregtheit nie an den Dingen was ändern, oder doch höchstens zum Nachteil. Gestern jedoch . . . Ich bekenne dir, daß ich noch weit mehr verblüfft und erschreckt war, als ich dir's merken ließ! Erwäge doch, Myrtion! Ahnungslos tret ich hier ins Gemach — und finde breit auf dem Tisch da . . . O, es war in der That unerhört! Und sämtliche Mädchen beteuern mir, daß sie nichts wissen! Ich bin also vogelfrei! Meine Wohnung ist nicht mehr geschützt gegen die unverschämtesten Eindringlinge . . . Und nun erst die Aufschrift der Holztafel, die nichtswürdige Aufschrift! 'Uns Andriern gibst du kein Rätsel auf! Gedenke an Hekataios!' Beim Styx, da soll man nicht stutzig werden! Wer — so frage ich dich — weiß hier auf Andros etwas von meinen Erlebnissen am Hofe des Hekataios? Bis lange nach Mitternacht hab' ich mir darüber das Hirn zermartert — aber erfolglos!"

Myrtion zuckte die Achseln.

„Das Gerücht hat von jeher weitausgreifende Flügel gehabt," sagte sie nachdenklich. „Ein Schiffseigentümer vielleicht oder ein kythnischer Kaufherr . . . Am

Ende gar Hekataios selbst! Das wär' ihm schon zuzutrauen."

„Das glaube ich nicht. Woher sollte der wissen, daß Telesilla und die Troerin Kleobule ein und dieselbe Person sind?"

„Irgend wer aber muß doch diese Entdeckung gemacht haben!"

„Natürlich! Und die verwünschte Phrase: 'Uns Andriern gibst du kein Rätsel auf!' Siehst du, jetzt läuft es mir wieder kalt und heiß über den Rücken! Es ist doch klar . . ."

„Was denn?"

„Nun, die Worte besagen doch halb und halb, daß ich durchschaut bin . . . Und der prophetische Warnerton wäre nach meinem Gefühl sinnlos, wenn der Verfasser nur die Namensvertauschung und den läppischen Vorfall auf Kythnos meinte. Wem in der Welt bin ich hierüber Rechenschaft schuldig? Und wer kann mir beweisen . . .? Nein, ich fasse das anders auf. Du weißt, Kepheus kommt mir auf halbem Wege entgegen; er zeichnet mich aus, wenn auch vorläufig nur als staatskluge Freundin der Krone . . . Immerhin hat er mich etlichemal unter vier Augen gesprochen . . . Ein elender Schurke von Spürhund mag das bemerkt haben . . . Und nun ahnt man vielleicht, wo der tollkühne Lebensplan Telesillas hinaus will . . ."

„Meinst du?" murmelte Myrtion betreten. „Freilich, vom Standpunkt der Andrier muß dein Verkehr mit dem Fürsten ja auffallen."

„Aber Zethonios ist Thraker! Just weil diese Thraker den Frauen mehr Freiheit gönnen, als die engherzigen Andrier, hab ich ihm ja die Hand gereicht!"

„Das hindert nicht, daß du gleichwohl Verdacht erregst."

„Aber bei wem?"

„Bei der Fürstin vielleicht. Damiska liebt ihren Gemahl heiß . . ."

„Pah! Die Fürstin! Da schlägst du ihre Klugheit zu hoch an."

Myrtion lächelte.

„Zärtliche Gattinnen blicken oft schärfer, als man vermutet. Übrigens braucht sie ja gar nicht von selbst auf den Einfall zu kommen . . . Damiska hat hier am Hof ihre Anhänger . . ."

„Wie so?"

„Ja, du glaubst doch nicht etwa, daß alle Welt blindlings davon erbaut ist, wenn der Fürst seine Gemahlin vernachlässigt? Da ist zum Beispiel Eutlas, der Burgvogt . . . Neulich sagte mir sein Geheimschreiber Choirilos, der mir seit einiger Zeit stark auf den Fersen ist, Eutlas habe dem Kepheus in aller Ehrfurcht Vorstellungen gemacht . . ."

„Was für Vorstellungen?"

„Nun, Kepheus dürfe die Rücksicht gegen Damiska nicht gar zu sehr außer acht lassen, wenn er den Wunsch hege, im Volk Wurzel zu schlagen . . ."

„Und das erfahr' ich erst jetzt?"

„Ich getraute mich nicht . . ."

„Ja, meinst du denn wirklich, daß sich die Mahnung des Eutlas auf mich bezieht? Das ist doch undenkbar!"

„Nicht so völlig undenkbar. Choirilos wenigstens . . ."

„Was? Er hat es gewagt . . .? Das scheint ja ein recht süßes Verhältnis zu sein zwischen dir und dem Glatzkopf! Wo nähme er sonst den Mut her . . .? Und da weißt du wohl auch, was Kepheus dem Burgvogt geantwortet hat?"

„Nichts Erbauliches, Herrin! Es hat einen Auftritt gegeben! Jeder andere wäre unfehlbar in Ungnade gefallen. Eutlas natürlich, dem doch der Fürst so unendlich viel Dank schuldet . . ."

Telesilla nagte die Lippen.

„Höre," begann sie nach einer Pause, „hast du das Täfelchen schon ins Feuer geworfen?"

„Noch nicht, Herrin! Es fand sich noch keine Gelegenheit. Auch dachte ich, droben in meiner Stahltruhe sei es so gut wie begraben."

„Geh' und hole mir's!"

„Jetzt gleich, eh du noch fertig bist?"

„Jetzt gleich!"

„Wie du befiehlst! Soll ich derweile dir jemand hereinschicken?"

„Nein. Ich bin jetzt nicht in der Stimmung . . ."

Myrtion stieg hinauf in das Obergeschoß. Telesilla indes lehnte sich in den Flachstuhl zurück, kreuzte die Hände unter dem Busen und schloß tief atmend die Augen. Der Zwischenfall mit dem beschriebenen Holztäfelchen hatte ihr klar gemacht, daß sie in der That alle erdenkliche Vor-

sicht aufbieten mußte, wenn der Traum ihres Lebens nicht auch hier unerfüllt bleiben sollte, wie damals auf Kythnos am Hofe des Hekataios.

Dieser Traum war der schrankenlose Genuß des Reichtums, der Macht und der Willkür.

Schon als unreifes Kind, ohne die mindeste Aussicht einer Verwirklichung, hatte sie dem Phantom künftiger Größe nachgeschmachtet mit allen Fibern ihrer begehrlichen Seele. Das meiste war ihr unter den schwierigsten Umständen über Erwarten geglückt . . .

Wie sie jetzt dasaß, die rosigen Füße weit von sich gestreckt und bis an die Knöchel eingewühlt in das prächtige Löwenfell, da machte sie gleichsam den Überschlag ihrer Erfolge . . . Ihr beweglicher Geist schweifte zurück bis in die fernste Vergangenheit; sie dachte in Bildern und Scenen, wie ein Poet; sie schaute Farben- und Licht-Eindrücke, wie das erinnernde Auge des Malers . . .

Da stieg zuerst, grau in grau, eine ärmliche Flechtwerkhütte vor ihr empor, — das Heim ihres Vaters, der zwar von freier Geburt, aber ein Walker mit schlechtzahlender Kundschaft und ein jähzorniger Trunkenbold war . . . Draußen, links neben dem Eingang, stand eine roh gezimmerte Bank. Dort hockte die sechsjährige Telesilla oft stundenlang und blickte hinaus auf die Stadt Larissa und das weite blauschimmernde Meer. Dann plötzlich erscholl von drinnen eine grell kreischende Frauenstimme. Die Kleine stellte das irdene Wägelchen, das sie liebkosend im Schooße gehalten, rasch auf den Boden und schlich seufzend hinein. Sie mußte nun Wasser schleppen und der einäugigen Schwester des Vaters beim Kochen der Gerstengraupe und des Malvengemüses behilflich sein . . . . Und das Malvengemüse roch so abscheulich, und die Gerstengraupe ward nicht schmackhafter durch die zahllosen Flüche, mit denen ihr Vater das 'elende Schweinefutter' hinabwürgte . . .

Jahre vergingen so in trostlosem Einerlei. Die Hütte, die Werkstatt, der öde, schmutzige Hof mit dem fauligen Tümpel, die Butten und Bretter und Stangen — alles dies hatte für Telesilla einen ganz eigentümlichen Hauch von Moder und Armut und Langweiligkeit, der ihr noch jetzt schwer auf die Nerven fiel. Die ganze Kindheit roch ihr nach Malvengemüse . . .

Und wie sie allmählich heranwuchs, empfand sie den Jammer ihrer Entbehrungen nur um so tiefer. Noch zwölfjährig, war sie schon aufgeblüht, herrlich und wonnesam, wie kein zweites Mädchen in ganz Troas. Aber sie hatte bei all ihrer Schönheit nur ein einziges dürftiges Kleid, und ihr einziger Schmuck war ihr goldblondes Haar, das ihr bis an die Fersen reichte . . . Als Spiegel diente ihr eine handgroße Erzplatte, die sie einst auf dem Markt zu Larissa vom Tisch eines Trödlers gestohlen . . .

Jenseits des Bakchos-Hügels, etliche Stadien landeinwärts, lag die Besitzung des reichen Kallias. Diese Besitzung dünkte ihr damals der Inbegriff alles Stolzen und Großartigen. In die Stadt kam sie nur selten. Am Hause des Kallias aber schlich sie fast jeden Tag neugierig entlang und lugte an dem gaffenden Thürsteher vorbei in den Hof, dessen rötlich bemalte Säulen ein gelbschimmerndes Dach trugen. Sie stellte Vergleiche an zwischen dem eigenen jämmerlichen Daheim und dieser luftigen Prachtwohnung, — und das Herz schwoll ihr vor unbändiger Sehnsucht. Wie viel Herrliches gab es auf dieser Welt, und wie wenig genoß sie davon! Sie erblickte die Sklavinnen des Kallias, die in lichte Gewänder aus duftigem Wollstoff gekleidet waren! Ja, zwei von ihnen trugen sogar halbseidene Kopftücher und echten, richtigen Goldschmuck: schöngeringelte Schlangen mit smaragdgrünen Augen! Und diese Mädchen waren doch Unfreie, und an Liebreiz nicht zu vergleichen mit ihr, deren bezaubernde Schönheit selbst aus dem kläglichen Erzspiegel hervorleuchtete, wie das Sonnenlicht aus dem Grau einer Regenlache.

Damals schon war ihr vollständig klar geworden, daß ihre Schönheit die Staffel sei, von der sie emporsteigen werde zu den Höhen der Menschheit. Aber nicht in der Weise, wie dies bei armen und niedrig geborenen Mädchen wohl häufig genug vorkam: indem sie sich wegwarf und so den Männern ein Spielzeug wurde! O nein! Dazu war Telesilla zu klug, zu stolz, zu berechnend! Sie verstand bereits die Welt

und den Lauf der Dinge, noch eh' sie ihn kennen gelernt. Was sie an bunten Geschichten hier und da aufgeschnappt, was sie aus den Gesprächen der Nachbarinnen sich heimlich zusammengereimt, das reichte ihr aus, um sich ein Bild zu gestalten, das der nüchternen Wirklichkeit außerordentlich nahe kam. Sie wollte nur anlocken, um zu versagen; sie wollte den Brand der Leidenschaft bis zum Wahnwitz entfachen, um nur den zu beglücken, der ihr alles zu Füßen legte: seine Person, seinen Rang, sein Vermögen!

Drei Jahre später hatte sie über das Schicksal gesiegt. Wenigstens gab sie sich damals für eine Weile mit dem Erreichten zufrieden. Kallias, der sich bis zur Sinnlosigkeit in sie verliebt hatte, war ihr Gemahl geworden. Sie schaltete jetzt als unumschränkte Gebieterin auf demselben Besitztum, das sie vor kurzem noch voll hungriger Sehnsucht neidisch umschlichen hatte. Kallias vergötterte sie; jeden Wunsch las er ihr von den Augen ab; sie wühlte im Gold und streute es übermütig hinaus, wie Saatkörner ... Dann plötzlich nahm ihr rastlos bewegter Geist eine andere Richtung. Die sonderbare Gestalt des schlauen Ägypters trat in ihr Leben, jenes Pleukostris, der in Larissa als Wahrsager und Traumdeuter sich aufhielt und nach und nach ihr Führer und Lehrer ward. Durch ihn kam der jugendstrahlenden Frau die Erkenntnis, daß Wissen ebensosehr eine Macht ist, wie Schönheit und Klugheit. Mit spielender Leichtigkeit lernte sie schreiben und lesen ... Und dann trieben sie miteinander Mathematik und Völker- und Staatskunde und Rechtswissenschaft und Astrologie, bis ihr dann plötzlich wieder die volle, verzehrende Glut ihres Verschwendungsdranges heiß in die Adern schlug und irgend ein tolles Fest oder sonst eine goldverschlingende Narrheit erzeugte ...

Ein anderes Bild rollte sich vor der Träumerin auf: die prunkende Leichenfeier, der qualmende Holzstoß, in dessen Flammen die junge Witwe Salbengefäße und Blumen warf. Kallias war im dritten Jahre nach seiner Hochzeit gestorben. Das Testament des Verewigten machte sie zur Eigentümerin seines gesamten Vermögens. Ihr Vater, dem nach troischem Recht die Vormundschaft über sie zufiel, war gegen die hochfahrende Tochter längst so sklavisch und zahm geworden, daß er in alles willigte, was ihr zu Sinne kam; auch schien ihm der Reichtum des Kallias so unermeßlich, daß der Gedanke, dieser vollquellende Born könne sich jemals erschöpfen, nie bei ihm auftauchte. Er war zufrieden, wenn er allmonatlich seine fünfzig Stateren bekam und etliche Amphoren Wein, die er mit zechwilligen Freunden im Hof seines neuerbauten Holzhauses jubelnd vertilgte ... Die Ansprüche Telesillas jedoch waren inzwischen maßlos gewachsen. Schon kurz nach dem Tode des Kallias hatte sie die Zahl ihrer Sklaven und Sklavinnen beinah verdreifacht, nur um die Wonne des Machtgefühls und des äußeren Glanzes zu steigern. Und so ähnlich auf allen Gebieten ... Sie vergeudete blindlings, wahnwitzig, bis eines trüben Morgens ihr die Erkenntnis kam: ein Jahr noch weiter in dieser Tonart — und alles ist durchgebracht bis auf den letzten klappernden Obolus ... Aber sie war ja mit jedem Monat ihrer vergänglichen Ehe schöner, süßer und reifer geworden ... Sie brauchte die Hand nur auszustrecken, und irgend ein andrer goldstrotzender Narr fing sich unrettbar in ihrem Zaubernetz. Diesmal aber sollte es wirklich der Mühe verlohnen. Nicht der erste, beste, wie Kallias, sondern ein Ausbund aller irdischen Pracht und Hoheit, ein Milliardenfürst sollte es sein, ein persischer Edelling, ein Satrap, dessen Schatzkammer unergründlich war, wie das Dunkel des Erebos ... Und Tausende, Hunderttausende mußten vor dem Gewaltigen zittern, nicht nur so eine Handvoll Sklaven, die man in fünf Minuten allesamt ohrfeigen konnte ... Sie würde den Mann finden, der diesem leuchtenden Bilde entsprach, und wenn sie ihn suchen müßte, wie Demeter einst die Persephone!

Da geschah es einmal, daß sie mit ihrer Lieblingssklavin Myrtion am Gestade des Meeres auf- und abging und diese Pläne mit ihr besprach, und von Ephesos und Korinth schwärmte, wo das Gold aller Weltteile in breitflutenden Strömen sich staute ... Draußen am Horizont glitt ein fremdartiges Prunkschiff majestätisch entlang, das Purpursegel vom leichten Südostwinde gebläht, die zahlreichen Ruderstangen



Für die Armen. Marmorgruppe von Georg Busch.

wie silberglänzende Flossen taktgemäß hebend und senkend. Plötzlich verschwand die Sonne; grauschwarzes Gewölk türmte sich auf, und der günstige Fahrwind verwandelte sich binnen weniger Augenblicke in einen wildschnaubenden Sturm. Telesilla, das flatternde Obergewand fest zusammengepackt, sah, wie ein tobender Wirbelstoß jach in das Segel fiel und den Mastbaum hart am Verdeck abknickte. Die See schäumte in haushohen Wellen; der Lärm der anrollenden Brandung übertäubte fast die helltönigen Worte Myrtions, die zu schleuniger Heimkehr mahnte. Telesilla indessen blieb wie gebannt. Sie hatte bemerkt, daß sich die Richtung des Schiffes änderte. Das orkanartige Unwetter zwang die Triere zum Einlaufen in den Hafen ...

Regen prasselt hernieder und grobkörniger Hagel: aber die Troerin steht, als nahe dort auf dem taumelnden Kiel ihr zukünftiges Schicksal. Mühsam ringt sich das Schiff durch, in allen Fugen geschüttelt, von Sturzwellen überschwemmt, fast schon ein Wrack, — und dennoch, wie stolz, wie fürstlich in jeder Linie! Ein wunderbarer Zusammenklang von Silber und Cedernholz, von bräunlicher Ahornmaser und Elfenbein!

Männer steigen ans Land, reicher gekleidet, als irgend ein Stutzer Larissas, und doch nicht stutzerhaft, sondern würdig und ernst, wie Priester und Weise ... Sie wenden sich nach der Stadt ... Einer von ihnen, der würdigste, vornehmste, richtet auf Telesilla den Blick, erst staunend und dann verzückt wie ein Sterblicher, dem Aphrodite in eigner Person erscheint ... Was liest sie nicht alles in dem verzehrenden Flammenblick! Kein Zweifel: Eros hat ihm das Herz in den Grundfesten erschüttert, — jählings, mit der Gewalt eines Natur-Ereignisses ...

Wie sie dann später erfuhr, der glänzende Fremdling, den ihre sturmzerzauste, regendurchnäßte Gestalt so plötzlich mit allen Schauern der Sehnsucht erfüllte, sei Hekataios, der König von Kythnos, — da stand ihr Entschluß fest. Acht Wochen später hatte sie ihr Besitztum verkauft, den Hauptteil des Erlöses bei den zuverlässigsten Trapeziten Larissas niedergelegt und mit dem Reste die Fahrt angetreten nach Kythnos, wo Hekataios nach Ausführung seiner Hellespont-Reise unterdes wieder angelangt sein mußte. Was man ihr von dem unermeßlichen Reichtum des Königs erzählt hatte, der, wie es hieß, über ein Volk von Millionären herrschte, war geradezu schwindelerregend. Diesen im Golde fast erstickenden Herrscher nun selbst zu beherrschen, ihn rückhaltslos unter das Joch ihrer Schönheit zu beugen und so sich die ganze köstliche Insel gleichsam zur willfährigen Sklavin zu machen, das war der wohlerwogene Plan, der die Unersättliche über das Meer führte. Sie war so siegesgewiß, daß sie im Geist schon die Feier entwarf, die der Vermählung mit Hekataios vorausgehen sollte; ja, daß sie Regierungsmaßregeln in Betracht zog, die ihr, den Lehren des Ägypters entsprechend, zweckmäßig dünkten für die Befestigung ihrer Allmacht ...

Und nun kam der schmerzlichste Mißerfolg ihres Lebens ...

Hekataios, dem sie gar bald zu begegnen wußte, schien zwar bei ihrem Anblick aufs neue entflammt, zumal sie die Miene einer weltflüchtigen Traurigkeit aufsetzte. Er sandte ihr sogar einen Hofbeamten und bot ihr als Staatsoberhaupt seinen Schutz an ... Und nun ging alles so weit ja gut ... Telesilla, die sich jetzt Kleobule nannte und für die Witwe eines troischen Edellings ausgab, ward mit der Schwester des Königs nahe befreundet und ließ sich allmählich aus ihrer geheuchelten Trauer herausreißen ... Schon glaubte sie sich unmittelbar am Ziel ihrer Wünsche, als Nedymnos, der Feldherr der Andrier, der nämliche, der dann später von Kepheus besiegt worden war, ihr die schöngedeihenden Pläne schmachvoll durchkreuzte ...

Welche Erinnerungen! Das alles lag nun schon um vier Jahre zurück, und doch trieb es ihr heute noch das Blut kochend zur Stirn und ließ ihr das Herz erkrampfen in Scham und Ärger und blindwütiger Rachgier. Wie sie jetzt dasaß in dem schweigsamen Frauengemach, die Hände straff über der aufwallenden Brust, die Lippen geschlossen, als unterdrücke sie einen grausigen Fluch, da glich sie fast einer schön gemeißelten Gorgo. — Nedymnos und Hekataios, das waren und blieben die zwei verhaßtesten Namen aus der Zahl ihrer Todfeinde. Nedymnos hatte inzwischen

geerntet, was er verdiente: er war gedemütigt, wenn auch ohne ihr Zuthun; er war niedergeschmettert, flüchtig und im Ausland verschollen. Hekataios jedoch, der aalglatte Schuft, der ihr noch in der zwölften Stunde entschlüpft war, herrschte nach wie vor ungekränkt über sein stolzes Milliardenreich und schoß, wie es schien, aus der Verborgenheit Pfeile nach ihr herüber, die mit Galle und Gift getränkt waren. Denn am Ende hatte er doch bei dem unverschämten Holztäfelchen die Hand mit im Spiel und drohte jetzt eine ähnliche Rolle an, wie sie damals Nedymnos mit so beispielloser Verschlagenheit durchgeführt hatte. Aber noch war nicht aller Tage Abend. Sie war jetzt gewarnt! Wenn ihr alles nach Wunsch ging, dann würde wohl auch für Hekataios die Stunde der Abrechnung kommen. Er sollte in ihr eine Gegnerin finden, die nicht an matter Vergeßlichkeit und feigem Erbarmen krankte!

Und hier auf Andros würde und mußte sie endlich ans Ziel gelangen! Der Weg über den Thrakerfeldherrn Zethonios, dem sie nach kurzem Bedenken die Hand zum Ehebund gereicht hatte, führte sie vielleicht sicherer zur Herrschaft, als wenn sie unmittelbar nach Kepheus selber gestrebt hätte . . .

Die Herrschaft! Keinen Willen über sich anerkennen, als den eigenen; die Schicksale eines Staates, später vielleicht einer großen Gesamtheit von Staaten, frei zu bestimmen, wie man heute die Wahl eines Kopfschmuckes, eines Lieblingsgerichts, einer Blume bestimmte! Sich ausleben zu dürfen mit der tiefatmenden Kraftfülle einer brandenden See! Groß zu sein, wie man schön war, — ein vollendetes Urbild der Macht und des Glanzes, der Übergewalt und des menschenbethörenden Liebreizes . . .! Dieser Gedanke war doch wohl eines Kampfes wert, eines Kampfes selbst auf Leben und Tod . . .

Wie sie den Tag ihres Triumphes eben sich ausmalte, licht-verschwenderisch und mit allen Glutfarben der Morgenröte, trat Myrtion wieder ins Zimmer und zerrte sie aus den Höhen ihrer Vision herab zu den kleinlichen Anforderungen der Wirklichkeit. Denn kleinlich erschien jetzt der schönen Troerin alles, was ihr vor kurzem noch unruhige Stunden bereitet und ihr die Seele mit bänglicher Ahnung erfüllt hatte. War sie nicht die Gemahlin des Oberfeldherrn? Hatte nicht Kepheus, trotz der weltmännischen Kaltblütigkeit, die er zur Schau trug, heimlich schon Feuer gefangen? Wer und was konnte da ihre doppelt gefestigte Stellung erschüttern? Mochte selbst jenes unleidliche Abenteuer von Kythnos bekannt werden: sie würde schon im geeigneten Augenblick Mittel und Wege finden, um den abscheulichen Eindruck abzuschwächen. Und das war um so leichter, als ja Nedymnos, der Todfeind des Kepheus, bei dem Ereignis die Hauptrolle gespielt hatte.

„Verzeih, Herrin, daß ich so lang blieb!" sagte die Leibsklavin. „Das Ding hatte sich tief zwischen die Gürtel verkramt."

„Gieb nur her!"

Telesilla ergriff die kleine Lindenholztafel mit einer Geberde müdester Nachlässigkeit.

„Mich dünkt," sprach sie nach kurzem Betrachten, „das sind die Schriftzüge des Geheimschreibers Choirilos."

„O nein! Die Schrift des Choirilos kenn' ich genau . . ."

„So? Woher denn? Schreibt er dir etwa Liebesbriefe?"

„Das könnte wohl stimmen," lächelte Myrtion. „Aber . . . nicht wahr . . . du verstehst . . .?"

„Was, du unglaubliche Närrin?"

„Daß ich den Esel zum besten halte . . ."

„Welch' eine Sprache, Myrtion! Choirilos, wenn er dich hörte, würde dich umbringen!"

„Ach, der . . ."

Telesilla prüfte die Schriftzüge nochmals.

„Dies Epsilon," meinte sie halblaut, „und das breitspurige Sigma . . . Die Hand ist augenscheinlich verstellt: aber ich müßte mich sehr täuschen, wenn nicht Eutlas, der Burgvogt, ein solches Epsilon machte . . ."

„Du glaubst . . .?"

„Ich weiß nicht . . . Ein unbestimmtes Gefühl sagt mir: die Holztafel hier kommt aus den Räumen der Zwingburg."

Telesilla traf mit dieser Vermutung so ziemlich das Rechte. Die Holztafel kam in der That aus den Räumen der Zwingburg, wenn auch nicht Eutlas, der Burg-

vogt, ihr Urheber war, sondern sein Arzt Erythros, ein Freigelassener, der mit seinem früheren Gebieter, einem korinthischen Kaufherrn, acht Tage lang auf Kythnos geweilt und den Sturz Telesillas, damals Kleobule geheißen, mit erlebt hatte. Wer diese Troerin nur einmal gesehen hatte, mußte sie wiedererkennen. Und da Erythros nun aus den Andeutungen des Burgvogts entnahm, daß Telesilla zu Kepheus in Beziehungen trat, deren Endzweck aus den kythnischen Vorfällen sich unschwer erraten ließ, so hatte der wackere Freigelassene auf eigene Faust jene Warnung verfaßt und sie mit Hilfe der Sklavin Hedeia, die ihm ergeben war, heimlich in Telesillas Ankleidezimmer eingeschmuggelt.

„Ach was!" rief Telesilla plötzlich. „Ob Eutlas oder wer sonst: ich lache des Dummkopfs! Aphrodite, nimm dies auf, als wär es ein Dankopfer!"

Sie erhob sich und trat zu dem Kohlenbecken, auf dessen mäßiger Glut eine Thonschale mit einer hellroten Flüssigkeit brodelte. Im nächsten Moment war das Holztäfelchen spurlos hinweggeflackert.

„So! Und nun vorwärts! Ich möchte bei Kepheus nicht gerade die letzte sein!"

„Das möchte dir schwer fallen," schmeichelte Myrtion, „da du die erste bist!"

Die schöne Troerin setzte sich wieder auf den polsterbedeckten Flachstuhl. Myrtion legte ihr flink die Sandalen an, goldgelb mit breiten, schmiegsamen Riemen von dem nämlichen Blauschwarz, wie das Band, das sie vorhin ihr ins Haar geflochten. Dann ergriff sie die Thonschale, die auf den Kohlen stand, goß etwas von der rötlichen Flüssigkeit in die Schminkmuschel und kauerte vor Telesilla aufs Löwenfell. Mit einem zierlichen Pinsel begann sie der Herrin die Fingernägel zu färben.

„Also mit Choirilos wechselst du Briefe!" sagte die Troerin.

„Nur so ein bischen . . ." erwiderte Myrtion. „Es ist . . . du weißt . . . Wie soll ich mich ausdrücken? Ich glaube, Choirilos hat Einfluß auf Eutlas; vielleicht sogar auf den Fürsten . . . Und ich sage mir immer: der Mensch kann nicht Freunde genug haben . . ."

„Aber wohin soll das führen?"

„Darum sorge dich nicht! Die Möglichkeit einer unklugen Handlung ist vollkommen ausgeschlossen. Höchstens vielleicht, daß ich ihn heirate . . . Seit Kepheus regiert, sind alle Dinge möglich auf Andros . . ."

Die Troerin lachte hell auf.

„Ihr wär't mir ein köstliches Paar," meinte sie spöttisch. „Gut für ihn, daß du von unfreier Geburt bist . . . Sonst: gnade ihm Zeus!"

„Ach, die unfreie Geburt hätten wir auch unterschlagen können, wie die Werkstatt des Walkers und so manches, was hinter uns liegt . . ."

„Ich freue mich, daß wir in diesem Punkt ehrlich waren . . . Sonst würdest du jetzt den Geheimschreiber fest kriegen, und ich wäre um dich geprellt. Wie aber sollt' ich wohl ohne dich fertig werden?"

„Du meinst: mit dem Nägelschminken...?" flüsterte Myrtion schalkhaft.

„Nein, auch sonst! Mach kein so dummes Gesicht! Du weißt sehr wohl, daß ich in dir mehr eine Freundin erblicke, als eine Dienerin."

„Zu gütig, Herrin! Und ich hab' ja natürlich nur Spaß gemacht! Wär' ich auch freigeboren, wie du, ich würde ja doch nicht im Traum daran denken, diesen Geheimschreiber . . . Pfui! Eine Glatze, so groß wie ein Waschnapf . . . Und er schwitzt . . .! Geradezu scheußlich! Nein! Wenn ich denn überhaupt einmal heirate, will ich auch einen Gemahl, in den ich gehörig verliebt bin!"

„Verliebt! Wer schön ist und andere in Flammen setzt, braucht der selber verliebt zu sein? Und dann: betrachte sie doch, diese irdischen Götter! Wie klein, wie kläglich! Wo soll die Liebe denn herkommen, da wir Frauen nur das wahrhaft bewundern können, was uns zu Boden drückt! Die Männer! Sie scheinen uns zu beherrschen und sind doch im Grund nur die Puppen, mit denen wir spielen, wenn wir die Puppen der Kindheit im Tempel aufgehängt haben! Verliebt! Ich verstehe das nicht! Bist du denn jemals im Leben verliebt gewesen?"

Myrtion unterbrach ihre Arbeit und hob schwärmerisch die langbewimperten Augen.

„Zum Verrücktwerden!" sagte sie leise.

„Und das hast du vor deiner Herrin geheim gehalten?"

„Ich war zu beklommen damals! Und auch ein bischen zu unglücklich! Denn er stand hoch über mir und hat sich durchaus nicht um mich gekümmert . . .“

„Ich rate vergebens . . .“

„Um jene Zeit warst du vollauf mit dir selbst beschäftigt. Sonst hättest du's merken müssen . . .“

„Und wenn du mich umbringst . . .“

„Soll ich ihn nennen?“

„Ich warte darauf.“

„Nun denn — aber du grollst mir nicht? — Es war Glaukos, der Befehlshaber der kythnischen Leibwache!“

Telesilla zog unwillig die Brauen zusammen.

„Glaukos,“ murmelte sie . . . „Der elende Lügner, der mich so frech überlisten half!“

Dann, sich beherrschend, fügte sie kalt hinzu:

„Aber es mag schon sein . . . Er war ein stattlicher, schöner, blühender Mann . . .“

„Ein Gott!“ lispelte Myrtion.

„Und den hast du geliebt?“

„Wahnsinnig!“

Telesilla schaute ihr stumm ins Gesicht. Die Züge des jungen Mädchens hatten sich eigentümlich verklärt. Der Zug von Schlauheit und Pfiffigkeit, der ihr sonst um den schwellenden Mund spielte, war völlig hinweggetilgt. Die Erinnerung an diese erste und einzige Neigung schien das leichtfertige Geschöpf in eine Sphäre der Reinheit zu heben, deren Abglanz auf Telesilla beinah beunruhigend wirkte.

„Du machst ja Augen, Augen —!“ rief sie nach einer Weile . . . „Ich hätte gar nicht geglaubt . . . Also du hast geliebt — wirklich und wahrhaftig geliebt . . .? Wie eigen das klingt, wie dunkel und traumartig!“

„Alle Mädchen lieben einmal, ob früher, ob später . . .“

Telesilla schüttelte langsam das Haupt.

„Ich nicht!“ sagte sie ernsthaft. „Mir hat niemals das Herz beim Anblick eines Mannes höher geschlagen. Und siehst du, Myrtion: gerade in dieser Ruhe, in dieser Gleichgültigkeit ruht das Geheimnis meines Erfolges! Von allen begehrt sein und selbst nie zu begehren, so geziemt es dem Weibe, das die Welt unterjochen will.“

„Und doch hat selbst die himmlische Aphrodite geliebt!“

„Das haben kleinlich denkende Priester ihr angedichtet. Nein, Myrtion! Die Seele, die herrschen soll, muß ihre Freiheit bewahren . . .“

Myrtion war jetzt mit dem Hellrot-Schminken der Fingernägel zu Ende gekommen. Nun ergriff sie ein Stäbchen aus Spießglanz und schwärzte der schönen Troerin die Brauen und Wimpern, die von Natur braun waren. Zum Schluß malte sie ihr am unteren Augenrand einen ganz schmalen, tiefschwarzen Strich.

„Wundervoll!“ raunte sie dann, zwei Schritte zurücktretend.

Telesilla stand auf. Die schlanke, vollblühende Frau in dem langwallenden ionischen Ärmel-Chiton, das schöne Gesicht strahlend von unbeschreiblichem Jugendreiz, bot in der That einen berückenden Anblick. Myrtion schlug dreimal auf das kleine Metallbecken. Sofort erschienen die Sklavinnen mit den Kleinodien und den drei Festgewändern, zwischen denen sich Telesilla entscheiden sollte.

Die Troerin wählte ein Kleid aus goldgelbem Byssos, das zwar ärmellos, aber gleichwohl nach ionischer Art um fast eine Elle zu lang war und demgemäß über dem Gürtel zu einem Bausch emporgerafft werden mußte. Nachdem die sachverständige Myrtion den Faltenwurf dieses Bausches sorgsam geordnet hatte, nahm Telesilla aus dem schwarzblauen Stahlkästchen, das ihr die Sklavin Hedeia entgegenhielt, eine handbreite Spange in Mattgold und legte sie als einzigen Schmuck um den schneeigen Oberarm. Hedeia, die wegen des eingeschmuggelten Holztäfelchens doch im stillen gebangt hatte, atmete auf, da ihre Herrin noch immer nicht Miene machte, den befremdlichen Vorfall zu untersuchen. Es war in der That ein gefahrvolles Wagnis gewesen. Schon der Gedanke, dieser scharfblickenden Troerin gegenüber etwas ableugnen zu müssen, wirkte herzbeklemmend . . . Und nun vollends, wenn es herauskam! Aber was thut man nicht alles dem Mann seiner Wahl zuliebe!

Nun schoben die Mädchen einen silbernen Hochspiegel heran, der zwischen zwei Säulen beweglich war und der schönen Gebieterin

die ganze Gestalt zeigte. Telesilla warf einen langen prüfenden Blick hinein.

„Ich bin zufrieden," sagte sie lächelnd. „Schickt mir die Sänfte! Hier gleich in die Frauenabteilung! Und meldet es meinem Gemahl!"

Die Mädchen entfernten sich. Telesilla indes trat sinnend auf Myrtion zu, legte ihr beide Hände freundschaftlich auf die Schultern und murmelte, jede Silbe betonend:

„Also du warst verliebt? Schämst du dich nicht, vor deiner Herrin etwas vorauszuhaben? Geh', hol mir den Mantel!"

Viertes Kapitel.



Im Säulenhofe des neu erbauten Herrscherpalastes, der im Volke die Marmareia hieß, weil er fast durchweg aus pentheliſchem Marmor aufgeführt war, stand Kepheus und empfing seine Gäste mit der Liebenswürdigkeit eines vollendeten Weltmanns. Er trug eine weiße Chlamys und weißverschnürte lakonische Halbschuhe. Jedes Abzeichen seiner Fürstengewalt fehlte. Auch die Zahl der kolchischen und thrakischen Söldlinge, von denen die Marmareia sonst wimmelte, war heute erheblich beschränkt: die stattlichen Knechte schienen durchaus nur Ehrenwache, nicht Schutzwache. Seit einigen Monaten nämlich war in der Seele des Usurpators eine denkwürdige Wandlung eingetreten. Er, dem früher jede noch so unbedeutende Regung des Volksbewußtseins Verdacht eingeflößt hatte, hielt seine Herrschaft nunmehr für ausreichend befestigt, um eine gewisse Sorglosigkeit zur Schau tragen zu können. Vertrauen weckt ja Vertrauen. Ohne die Maßregeln der Vorsicht ganz außer acht zu lassen, glaubte er zeigen zu sollen, daß er von seinen ehemaligen Widersachern nichts Ernstliches mehr zu besorgen habe. Er hoffte so den Eindruck hervorzurufen, als fühle er sich trotz des schweren Verfassungsbruches, dessen er schuldig war, mit der Mehrzahl des andrischen Volkes eins; als hege er die heilige Überzeugung, der Staatsstreich wider das alte Königstum sei zum Wohl der Gesamtheit unumgänglich notwendig gewesen. Eutlas und sein beredter Geheimschreiber Choirilos hatten diese Anschauung vielfach in Umlauf gesetzt und sogar in amtlichen Erlassen betont, daß die rettende That des Kepheus die Insel vor dem unausbleiblichen Schicksal innerer Fäulnis bewahrt habe. Da war es nur folgerichtig, wenn sich der Selbstherrscher nicht auf die Dauer gebärden wollte, als fürchte er eine üble Vergeltung.

Selbst Damiska, die Fürstin, hatte ihrem Gemahl recht gegeben. Es ging nicht an, daß er sich unablässig verschanzte und jeden Eßtisch mit Dolchen und Schwertern umgab. Sie sah das vollkommen ein, obschon sie die plötzliche Zuversicht ihres Gatten nicht teilte.

Damiska hatte sich gleichfalls unter die Gäste gemischt. Sie plauderte eifrig und liebenswürdig mit dem Brunnenaufseher Kryptos und seiner schüchternen blauäugigen Frau, die ihr persönlich befreundet war. Hiernach wandte sie ihr frommlächelndes Antlitz zu Eutlas dem Burgvogt, einem Manne von auffallender Häßlichkeit. Bei der Begrüßung Damiskas hellte sich das schweigsam-düstre Antlitz des Burgvogts auf, wie eine Steinwüste, wenn der Mond aus den Wolken tritt. Eutlas umgab die Fürstin mit einer ehrfürchtig-scheuen Huldigung, die aus herzlicher Achtung, aus lebhafter Sympathie und ein wenig aus Mitleid zusammengesetzt schien. Zwischen den beiden entspann sich ein ungezwungenes Gespräch, das der etwas bedrückten Damiska offenbar wohlthat; denn sie lächelte manchmal wie ein getröstetes Kind.

Plötzlich kam ihr zu Sinne, daß sie, als die Gemahlin des Fürsten, ernste Verpflichtungen habe und eigentlich Unrecht thue, so dem Trieb ihrer Neigung zu folgen. Nun bewillkommte sie mit erkünstelter Herzlichkeit den Staatsrichter Skylax, dessen hagere, knochige Riesengestalt höflich gebeugt auf sie zukam, und den kürzlich ins Amt getretenen Zeuspriester, die gefügigste Kreatur des Gewaltherrschers, das leibhaftige Ebenbild des feisten, kahlköpfigen Geheimschreibers Choirilos.

Auch den wenigen Edellingen der altandrischen Volkspartei, die sich hier eingefunden, sagte sie mildfreundliche Worte. Es war, als wohne ihr ein beklommener Drang inne, das Unausgeglichene zu ebnen, den letzten Groll, der da im Hintergrund dieser

Herzen noch schlummern mochte, durch ihre sanft-weibliche Innigkeit zu beschwören, kurz, alles hinwegzuräumen, was ihrem Gatten das Weiterschreiten auf der betretenen Bahn irgend erschweren konnte. Damiska war von den Schreckens-Ereignissen, die den Thron der Volkskönige umgestürzt hatten, ganz und gar überrascht worden. So wenig sie auch von Staatsangelegenheiten verstand, sie fühlte doch tief, daß ihr Gemahl, den sie so über alles liebte, einen ruchlosen Treubruch und die verwerflichste Gewaltthat begangen. Dumpfe Gewissensangst, die er selber nicht kannte, spann sich seit jenen Tagen um ihr bangklopfendes Herz, und manchmal war es, als ob ihr scheu forschender Blick demütig um Verzeihung bitte . . .

Die Festgenossen waren schon beinahe vollzählig, als der Thrakerfeldherr Zethonios mit Telesilla ins Peristylion trat. Der Palastverwalter führte die zwei bis an den Hausteich, wo sich die himmelhohen Cypressen so tieferust in dem krystallklaren Wasser spiegelten. Das Gespräch in dem weiten Raum war urplötzlich verstummt. Aller Augen wandten sich nach dem eigenartigen Paar, das während der letzten Wochen nicht nur die Frauengemächer, sondern auch den Markt und die Zechstuben so nachhaltig beschäftigt hatte. Beide fesselten unabweisbar den Blick: sie, in ihrer blühenden Blondheit, von dem hochgelben Byssosgewande umflossen, gleichsam die Verkörperung des allbelebenden Sonnenlichts; er, nach den Begriffen der Andrier fast ein Barbar, hoch, breitschulterig, noch frisch trotz seiner fünfzig Jahre, mit braunem Gelock, der flammrote Bart über die mächtige Brust herniederflutend wie schmelzendes Kupfer . . .

Während die Troerin eifrig und dienstwillig auf die Fürstin Damiska zuschritt, näherte sich Zethonios dem Fürsten ruhig und mit heiterer Gemächlichkeit. Kepheus, das vorstehende Untergesicht zu einem huldvollen Lächeln verziehend, umarmte ihn zärtlich und küßte ihn rechts und links auf die Wange, wobei sich Zethonios recht tief bücken mußte; denn er überragte den Kepheus um anderthalb Kopflängen.

„Sei mir gegrüßt!“ sagte der Fürst mit etwas geschraubter Volltönigkeit. „Du strahlst ja wie der leibhaftige Lenzmond! Freilich“ — (er blickte auf Telesilla) — „du hast alle Ursache!“

„Das hab' ich!“ versetzte Zethonios. „Mir ist so frohmütig und so leicht wie seit lange nicht! Hätte, beim Hund, mir nicht träumen lassen, daß ich alter verwitterter Stamm noch einmal so aufblühen könnte!“

„Nun, nun!“ wehrte der Fürst. „Du redest mir da, als wärst du ein Priamos!“

„Ich war's, Herr! Wenn nicht an Jahren, doch an Gemüt! Seit ich da droben am Pontos meine Bisgeta begraben, dacht' ich in meinem Sinn: dein Leben ist abgeschlossen! Was man so Leben nennt ...! Aber die Götter wußten es besser! Ehe ich's mich versehe, kömmt's da über mich wie der Regen des Zeus über das Stoppelfeld!“

„Ein übler Vergleich!“

„Nun ja, ich meine nur so . . . Es ist ja richtig, man hat noch etliches Mark in den Knochen ... Aber seltsam bleibt's darum doch, wenn man als fünfzigjähriger Kerl so Hals über Kopf in die Schlingen fällt . . . Kein Bube von zwanzig hätte das toller gemacht!“

Er schaute voll Inbrunst nach Telesilla hinüber, die eben dem Brunnenaufseher freundlich die Hand drückte.

„Ja, ja,“ murmelte er gerührt. „Diese Troerin da hat's in sich! Und wie gutherzig sie ist und wie anspruchslos! Sie, die unter den Göttern des Himmels die Wahl hätte, nimmt mich alten, schäbigen Krüppel! Ja, Herr, das bin ich! Ein schäbiger Krüppel, der nur anderthalb Ohren hat und bei schlechtem Wetter am Fuße lahmt, wie euer Hephaistos! Nun, ich bin dem süßen Geschöpf aber auch dankbar dafür bis zur Narrheit. Frag' sie einmal, ob sie sich einen liebevolleren Gemahl wünschen kann! Unter uns, Herr: es ist ein vollkommener Skandal! Ich bin einfach ihr Sklave! Wenn sie mir sagte: 'Zethonios, alter Esel, schnür mir die Halbschuhe' — hol' mich der Geier, ich würde mich platt auf den Bauch legen und ihr Füßchen hier in die Tatze nehmen!“

„Beneidenswerther!“ lächelte Kepheus, dem Kriegsmann die Schulter klopfend.

Nun kam die Troerin selbst. Die Begrüßung zwischen ihr und Damiska war kurz gewesen. Telesilla, die sonst überall

mit der Siegesgewißheit der unfehlbaren Herzensbezwingerin auftrat, fühlte sich in der Nähe Damiskas unbehaglich. Es war ihr zu Mute, als ob diese scheuen, sanftblinzelnden Augen ihr tief in die Seele drängen und alles erforschten, was dort versteckt und begraben lag. Um so größer war ihre Sicherheit im Verkehr mit dem Fürsten. Hier verstand sie es wunderbar, weibliche Scheu und schamhafte Unterwürfigkeit an den Tag zu legen und doch all' ihre körperlichen und geistigen Vorzüge unwiderstehlich wirken zu lassen.

Kepheus begrüßte sie ehrerbietig und ritterlich. Er unterließ jede Anspielung auf die leuchtende Pracht ihres Gewandes, auf ihre Schönheit oder gar auf das Glück ihres Gemahls, der sich doch selber so rückhaltslos über dies Glück geäußert hatte. Vielmehr brachte er das Gespräch alsbald auf ernste staatliche Dinge, auf den Handelsvertrag mit Tenos, auf die neu eröffneten Bergwerke, auf den Weizen- und Weinzoll, dessen Höhe demnächst im Kronrat festgesetzt werden sollte.

Telesilla behandelte all' diese Fragen mit Einsicht und Sachkenntnis. Sie sprach so laut, daß man auf zehn Schritte im Umkreis jede Silbe verstand. Es lag ihr daran, die Rolle der staatsklugen Beraterin des Tyrannos bei jedem Anlaß thunlichst zur Schau zu tragen. Kepheus erstaunte jetzt aufrichtig über das große Verständnis, das sie besonders dem sehr verwickelten Problem des Handelsvertrags entgegenbrachte. Er hielt ihre glänzenden Antworten für die Eingebungen des Augenblicks, während sich Telesilla seit mehreren Tagen schon gründlich vorbereitet und über alles und jedes genau unterrichtet hatte.

Als sich der Fürst eben von Telesilla abkehrte, um dem hagern, dürrknochigen Staatsrichter Skylax ein höfliches Wort zu sagen, schob sich der babylonische Teppich am Thürgang abermals weithin zurück, und herein traten, in schneeweißen Obergewändern zwei Männer von achtundzwanzig bis dreißig Jahren: Teukros der Sternforscher und Kyparissos der Seefahrer.

Die beiden Edellinge hatten sich draußen vor dem Palast getroffen. Gleich hoch gewachsen, schritten sie nebeneinander her wie zwei Brüder. Kyparissos war unleugbar der schönere. Auf ganz Andros vielleicht gab es kein männliches Antlitz von so vollendetem Ebenmaß. Der Reiz dieses Ebenmaßes ward noch gesteigert durch die gewaltige Säbelnarbe, die schräg über die halbe Stirn lief. Dabei spielte um den weichschwellenden Mund ein Zug von Glückverlangen und Leidenschaftsfähigkeit, der zu denken gab. Teukros dagegen, vom Standpunkt des Malers und Bildhauers weit hinter Kyparissos zurückstehend, übertraf ihn durch die vergeistigte Kraft des Ausdrucks, durch die weltverachtende Ruhe und den fast überirdischen Glanz seiner Augen, die bei dem flüchtigsten Lächeln Ströme von Licht ergossen.

Mit einer Herzlichkeit, die jedes noch etwa vorhandene Widerstreben entwaffnen zu sollen schien, ging der Tyrannos den Ankömmlingen drei Schritte entgegen.

„Willkommen!“ rief er mit lauter Stimme und bot erst dem Teukros und dann dem Kyparissos die Rechte. „Ich bin stolz darauf, die Oberhäupter der beiden ältesten Adelsgeschlechter hier in die Zahl meiner Gäste zu reihen — dich, Kyparissos, den zweiten Odysseus, der nun endlich wieder uns angehört, und dich, Teukros, den Mann der Sternkunde, der himmlischen Rätsel, den Wahrsager ohne Weihbinde! Ich verhehle euch nicht, daß ich gerade auf euer Erscheinen bei diesem Feste einen ganz besonderen Wert lege!“

Das unschöne Antlitz des Kepheus hatte bei dieser liebenswürdigen Ansprache etwas Bestrickendes, einen Hauch von rein menschlicher Warmherzigkeit und Milde. Und die Stimme des Mannes, tief aus der Seele hervorquellend, warb und schmeichelte mit eigentümlicher Innigkeit. Kyparissos ward in der That lebhaft beeinflußt. Auch Teukros dankte weit volltöniger, als man von seiner tiefwurzelnden Gleichgültigkeit hätte erwarten sollen.

„Du glaubst nicht, Teukros,“ hub dann der Fürst wiederum an, „mit wie freudiger Teilnahme ich alles verfolge, was von deinen Beobachtungen und Forschungen zu uns herüberdringt! Die Staatsgeschäfte nehmen mich Tag für Tag mehr in Anspruch: sonst würde ich längst dich gebeten haben, mir einen tieferen Einblick zu gönnen. Man erzählt sich ja Wunderdinge . . . Und wie rastlos, wie unermüdlich du bist! Oft lange nach Mitternacht glüht noch die Leuchte auf deiner Plattform . . .“

Dann zu dem andern:

„Für dich, Kyparissos, hab' ich als Gastgeschenk eine erbauliche Botschaft . . . Auf meinen Befehl ward sie dir vorenthalten, obgleich die Sache schon gestern entschieden war. Ich selber wollte mir nämlich die Freude machen . . ."

Kyparissos verneigte sich.

„Höre also!" fuhr der Tyrannos fort. „Ich habe in Gemeinschaft mit Skylax die Akten des Rechtsstreites geprüft, den du vor Jahren mit dem Ephesier Agathon über die Ölhaine geführt hast. Du glaubtest damals in der Entscheidung des Tribunals einen Irrtum, in der Bestätigung seitens der Volkskönige eine Ungerechtigkeit wahrnehmen zu sollen. Skylax teilt deine Auffassung. Da überdies nun etliche Formfehler ganz erheblicher Art mituntergelaufen sind, so habe ich angeordnet, daß jenes Urteil vernichtet und der Prozeß wieder aufgenommen werde." (Fortsetzung folgt.)

Unter den Linden beim Frühlingswehn ....

Unter den Linden beim Frühlingswehn,
Da haben wir uns zuerst gesehn,
Als ihre Zweige entlaubt und kahl,
Da grüßtest du mich zum letztenmal.
Bald beugt sie des Winters schimmernde Last — —
Ob du mich dann schon vergessen hast? — —

Karin Gräfin Bussy.



Sülzbrack zu Kirchwärder.

Aus den Vierlanden.

Von

Julius Stinde.

Illustrationen von Alb. Richter und Friedrich Kallmorgen.

Wo die Elbarme südlich von Hamburg eine fruchtbare Marsch gebildet haben, liegt, von Deichen gegen die Flut umzogen, ein eigenartiges Land, eigen durch seine Bebauung, eigen durch die Sitten und Gewohnheiten seiner Leute. Wie ein Stück alter Zeit liegt es an den großen Verkehrsadern. Die Berlin-Hamburger Bahn nähert sich ihm in Bergedorf, der letzten Station vor Hamburg, die Elbe grenzt es nach Norden ein und durchspinnt es mit breiten Läufen und schmalen Gräben.

Oft hat das Hochwasser, zumal wenn die Sturmflut von der Nordsee her das Flußwasser staute, die Deiche durchbrochen und das Gebiet überschwemmt, aber die Zähigkeit der Bewohner ließ nicht ab, besserte die Dämme wieder mit Buschbündeln und Erdreich aus, baute Zerfallenes auf und bestellte Äcker und Gärten mit neuer Saat. Nur an einigen Stellen verlief sich die Flut nicht wieder, sondern blieb als Brack, als schilfumrahmter See, in dessen stillem Wasser sich Häuser und Bäume friedlich spiegeln, auf deren Grund das Vergessen der Flutnot schlummert. Das Sülzbrack (siehe oben) veranschaulicht eine solche letzte Spur eines vor mehr als dreihundert Jahren stattgehabten Wassereinbruchs.



Geschirrtrockenständer zu Neuengamme.

Was Wind und Wasser nicht vermochten und den Kriegszeiten nicht gelang: die

Vierlande zu beseitigen, das vollzieht mit gelinderer, aber mächtiger Hand ein Dämon, der Geist der Zeit, den zwar noch niemand ersah, der sich aber überall in seinem Wirken verrät. Dieser Gewaltige ist auch über die Vierlande gekommen und fängt seit den letzten Jahrzehnten an, mit dem Altgewohnten aufzuräumen, und nicht lange wird es dauern,

Bauernhaus Nr. 44 zu Neuengamme.

dann ist die Eigenart der Vierländer bis auf einen schwachen Rest verschwunden. Solange die eigentümliche Tracht der Blumen und Gemüse verkaufenden Vierländerinnen in den Straßen und auf den Märkten Hamburgs als unterscheidendes Merkmal von Nutzen sein wird,



bleibt sie voraussichtlich, sollte aber der Hamburger seine Meinung dahin ändern, daß die Güte der Ware nicht ursächlich mit dem Kleide der Verkäuferin in Zusammenhang steht, dann dürfte die Stunde gekommen sein, in welcher der Zeitgeist die Modernisierung auch hier vervollständigt.

Die alten Häuser, der alte Hausrat gehen mehr und mehr verloren. Die Häuser brennen ab oder werden abgerissen, weil sie den Ansprüchen nicht mehr genügen, der Hausrat aber ist bereits zum größten Teil in Museen gewandert oder in die

Prunkräume wohlhabender Sammler. Das Hamburgische Museum für Kunst und Gewerbe verdankt dem eifrigen Bemühen seines Direktors, des kenntnisreichen Professors Dr. Brinckmann, köstliche Schätze kunstgewerblichen Fleißes, die meist in Vierländer Bauernhäusern der Stolz der alten Besitzer waren.



Es ist daher ein in hohem Grade dankenswertes Unternehmen von Carl Griese, Kunstdruckerei in Hamburg, Vierlanden in photographischen Lichtdrucken so abzuschildern, daß



Zollenspieker zu Kirchwärder.

die alten Bauten und charakteristischen Züge des Landes, wie sie jetzt noch vorhanden sind, der Gegenwart vor Augen geführt und der Nachwelt aufbehalten werden. Siebenundvierzig treffliche Aufnahmen machen den Bilderinhalt des Werkes „Die Vierlanden" aus, das im Buchhandel erschienen ist und doppelt wertvoll durch eine geschichtliche und erläuternde Abhandlung aus Dr. F. Voigts gewissenhafter Feder wird. — Die Vierlande sind als Marschgebiet flach und dennoch reich an landschaftlichen Reizen ähnlich wie Holland, dessen Natur dem Maler an feiner Farbentönung ersetzt, was ihr an romantischer Linienführung abgeht. Auch in Vierlanden üben die Nähe der See und

der Wasserreichtum des Gebietes denselben Einfluß auf die Luft aus, wie in Holland, und daher formen und färben sich Wolken und Lüfte hier, wie die flämischen Meister sie malten, und stimmten die einfache Landschaft farbig so, wie sie jenen erschien.

Kornspeicher am Bauernhaus Nr. 44 zu Neuengamme.

Einfahrt der Heuernte auf den Hof des Bauerngutes Nr. 13 zu Kurslak.

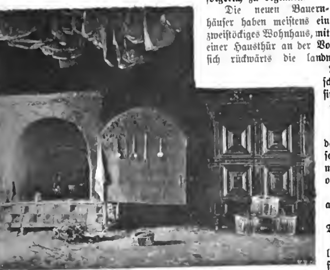
Kommt dazu das Blühen der Bäume im Frühjahr, das Prangen der Gärten im Sommer, Feld und Hecke im Herbste mit seinen Sonnenuntergängen, dann bieten die Vierlande mit ihren alten Gebäuden und Trachten, wo sie sich rein erhielten, dem malerisch Empfindenden der Augenweide übergenug. Der an dem Elbdeich gelegene Zollenspieker zu Kirchwärder (Abb. Seite 43) zeigt, wie gute Bildwirkung sich dort auch ohne den Zauber der Farbe erzielen läßt.



Heuberg am Bauernhaus Nr. 48 zu Kirchwärder.

Die Vierlande haben ihren Namen von den vier Landschaften Neuengamme, Kirchwärder, Altengamme und Kurslak; eingedeicht und besiedelt wurden einzelne Strecken des Marschlandes wohl erst im Anfang des XII. Jahrhunderts. Woher die Siedler kamen, das ist nicht festgestellt; man nimmt an, daß die Einwanderung aus den Niederlanden oder Friesland erfolgt sei, doch ist nicht ausgeschlossen, daß auch aus benachbarten niedersächsischen Gegenden Kolonisten von den Landesherren gegen die in Korn und Jungvieh zu entrichtenden Gefälle und sonstigen Verpflichtungen Land zur Bebauung nahmen. Die Herren waren, als die Gammer Marsch bebaut wurde, die auf der Machthöhe stehenden sächsischen Herzöge aus welfischem Stamme; kriegerische Stürme schufen aber im Laufe der Zeiten Wechsel, bis die Vierlande nach dem siegreichen Kriege der Hansestädte mit dem Herzog Erich IV von Sachsen-Lauenburg unter die Botmäßigkeit Hamburgs und Lübecks kamen. Damit begann die beiderstädtische Zeit, indem abwechselnd ein Hamburger

und Lübecker Ratsherr das Gebiet verwalteten. In allen Bestallungen wurde den Amtsverwaltern zur Pflicht gemacht, ihren Unterthanen keine neuen Lasten aufzulegen, und da die Ratsversammlungen zu Lübeck und Hamburg an den bestehenden Verhältnissen nichts änderten, blieben die mittelalterlichen Einrichtungen fast unberührt



Diele im Bauernhaus Nr. 18 zu Kurslak.

bestehen, und wie die Obrigkeit sorgfältig darüber wachte, daß die Grenzen des Amtes gewahrt und jeglicher fremde Einfluß auf die inneren Zustände ferngehalten wurde, sonderten sich auch die Eingesessenen von ihren Nachbarn ab und hielten alte Lebensgewohnheit, Sitte und Gebrauch mit Stetigkeit fest.

Bis zum Jahre 1868 entbehrten die Vierländer aller eigentlichen politischen Rechte; kein Teil der Verfassung weder von Lübeck noch von Hamburg war ihnen zu gute gekommen, sie gehörten keiner dieser Städte an und wurden beim Begehren, sich in einer der beiden niederzulassen, den Angehörigen fremder Staaten gleich behandelt. Endlich fiel dieses seltsame Überbleibsel mittelalterlicher Absonderlichkeit, und die Vierlande wurden dem Hamburger Staate eingemeindet.

Die wunderliche politische Stellung der Bewohner und die inselartige Beschaffenheit des deichbewehrten Marschlandes begünstigten die Sonderstellung. Die staatliche Ausgleichung und die neuen Verkehrsmittel bereiteten dem Zeitgeist Boden und Wege, seine nivellierende Arbeit erfolgreich zu beginnen.

Die neuen Bauernhäuser haben meistens ein zweistöckiges Wohnhaus, mit einer Hausthür an der Vorderseite, dem sich rückwärts die landwirtschaftlichen Räume anschließen, und sind, wie das Gesetz vorschreibt, mit harter Bedachung versehen, entweder mit Pfannen oder mit der feuersicheren, aber unschönen Dachpappe. Das alte große Bauernhaus liegt langgestreckt, an jeder



Diele in Kathe Nr. 120 zu Neuengamme.

Seite mit einer Eingangsthür versehen, ins Land hinein. Die breite Giebelseite des bewohnten Hausteils liegt nach dem Deiche zu, an der entgegengesetzten Seite ist das große Thor, das auf die Dreschdiele führt und den vollbeladenen Kornwagen ohne Zwang durchläßt. Gedeckt sind die meisten Bauernhäuser mit dem tung erhalten, sondern hier und da erneuert, ausgebessert und geflickt, so zeigen sie doch immer noch, wie die Balken der Vorderseite bildnerisch behauen oder geschnitzt wurden, wie das kleinere, das Mauerwerk quer durchschneidende Gebälk gebogen oder gekreuzt angebracht ward und die Fächer selbst eine Füllung von mosaikartig

Wohnstube mit geöffnetem Wandbett im Bauernhaus Nr. 176 zu Neuengamme.

alten niedersächsischen Retdach und entbehren oft genug noch des Schornsteins.



Kaum ein Bauernhaus blieb in älterer Zeit ohne Verzierung an seiner Außenseite und ohne verhältnismäßig gediegene, den Wohlstand seines Besitzers anzeigende innere Ausschmückung. Sind auch die Häuser nicht vollständig in ihrer ursprünglichen Gestal- gemauerten Ziegeln erhielten. Das Bauernhaus aus Neuengamme (Abb. Seite 42) hat an seiner Vorderseite verziert behauene Balkenträger und in den Feldern Bogengebälk und Kreuzbalken. Einzelne Fächer haben noch das Mosaikmauerwerk, das sich schon bei flüchtigem Hinsehen von dem einförmigen neueren Steinverband unterscheidet. Auch versuchte der Maurer in den Feldern durch die Fügung der Ziegelsteine Figuren wiederzugeben, wie z. B. Windmühlen, von denen sich eine Andeutung auf unserer Abbildung zwischen den beiden Kreuzbalken an der Hausecke erhalten hat. Unter dem Mittelfenster ist ein Besen in Ziegelmosaik,



Blick vom Kirchwärderschen Zollenspieker elbaufwärts.

Inneres der Kirche zu Neuengamme.

der Donnerbesen, der eine schützende Wirkung gegen den Blitz haben sollte. Der Gott des Gewitters war Thor, dessen Hammer der feurige Strahl entfuhr, und so weist das gemauerte Sinnbild auf den Kultus grauer Vergangenheit hin; in seiner unbeholfenen Einfachheit sagte es etwas, den alten Glauben hielt es als Aberglauben lebendig. Das öde Fachwerk des Handwerkers unserer Zeit enthält weder Bild noch Sinn und ist daher ebenso nichtssagend wie die Gebäude so mancher moderner Architekten, die beziehungslos bauen. Die oberen Fenster des Bauernhauses sind alt und nur aus bleigefaßten Scheiben zusammengesetzt, die Mittelfenster sind zeitgemäß aus Holzrahmen und großen Scheiben gemacht, damit der Zeitgeist hinein- und herausschauen kann. Die Thür befindet sich an der Hofseite.

Das große auf die Dreschdiele führende Thor der Rückseite eines Bauernhauses stellt sich auf Abbildung Seite 44 dar. Das Dach ist neu mit Ret gedeckt, der Giebel trägt nicht die symbolischen Drachen- oder Pferdeköpfe, sondern schließt mit einem Pfosten ab, so nüchtern wie ihn ein unsymbolischer



Zimmerling nur irgend zuhaut. Der Heuwagen hält vor dem großen Thor. Die Mägde tragen die Vierländer Tracht, auch ein Alter steht dort in Kniehosen, Knopfweste und Hemdärmeln. Die jungen Leute aber und der mit befehlender Handgebärde die Einfahrt leitende Bauer gehen nach der Mode. Kniehose, Strümpfe und Schuhe sind ihnen zu altväterisch: sie kaufen in einem Hamburger Kleiderladen und fühlen sich eins mit allen anderen Reichsbürgern, deren Anzug aus demselben Stoff geschnitten wurde wie der ihre. Hier und da hat sich auf einer Hofstelle ein

Diele mit Blick in das Wohnzimmer im Bauernhaus Nr. 174 zu Neuengamme.

uralter Kornspeicher erhalten (Abb. Seite 44), der nicht mit Fenstern, sondern bloß mit Luken versehen, einen seltsamen Eindruck macht. Obgleich nur wirtschaftlichen Zwecken dienend, ist auch ihm von dem Erbauer passender Schmuck zu teil geworden, denn die Eckpfosten haben Säulenknäufe, und der Gesimsbalken ist künstlich gegliedert. So merkwürdige Bauten, wie diese Kornspeicher, findet man nur noch in Vierlanden als Zeugnisse einstigen überreichen Feldsegens.

Wer das Innere der älteren Bauernhäuser betritt, den heimelt die Vergangenheit an, bald lebhafter, bald schwächer, je nachdem die Abwehr oder die Annahme der Neuerungen sich geltend machten.

Die Mitte des Hauses nimmt die breite, von einer Seite bis zur anderen führende Hausdiele ein, auf der sich in der Regel zwei

Herde befinden, von denen aus die Öfen der Vorderstube geheizt werden. Es sind offene Herde, mit mächtigem, „Digge“ genanntem Herdmantel, der von einer Thür verschlossen werden kann, die nicht selten sehr hübsch durchbrochene Schnitzarbeit zeigt (Abb. Seite 45). Die Innenseite der Thür dient zum Anhängen von Löffeln, Kellen und Gerät, an der Herdstange hängen an Ketten herab der Grapen und der Theekessel, der das siedende Wasser zum Kaffee, Thee und zum Grog liefert. Über dem Herde hängen im Rauche Seiten trefflichen Speckes und Schinken, die der Vierländer dem Hamburger gegen klingendes Silber verkauft. Ein Korb mit Erdbeeren steht in der Nähe des Herdes, vor dem Schrank die drei Körbe enthalten „Kasbeern,“ schmackhafte köstliche Kirschen, ebenfalls für den Hamburger Markt, denn Vierlanden ist der Gemüse-, Obst- und Blumengarten Hamburgs. Meilenweit ziehen sich von den Deichen an die Gemüsepflanzungen hin, Treibbeete zeitigen die Erstlinge, bevor die großen Sendungen von auswärts den Hamburger Markt überschwemmen. Ganz besonders hat der Anbau von Maiblumen zugenommen, man sieht weite Felder mit diesen duftenden Glockenpflanzen bedeckt, die, sorgfältig verpackt, nach England, Rußland und selbst nach Nordamerika gehen, wo sie im Winter zur Blüte gebracht werden. Die herrliche Vierländer Erdbeere scheint jetzt auszuarten und wird immer seltener. Ähnlich soll sich die Erdbeere der Insel Amager bei Kopenhagen verhalten, die eine unvergleichliche Frucht lieferte. So altern auch die Geschlechter der Gewächse, und die Abnahme ihrer Kraft wird an ihren Früchten erkannt.

Auf der Diele steht ein Schrank. An großen, schön gearbeiteten Schränken, worin die Frau ihre Leinenschätze aufbewahrte und die Festgewänder, hatten die Vierländer ausgesprochenen Gefallen; sie rührten entweder von heimischen oder hamburgischen Tischlern her, die in Kerbschnitt und eingelegter Arbeit geschickt waren, die besonders an Truhen, Stühlen, Wiegen und kleineren Geräten zur Anwendung kam, mit denen der Volkssitte gemäß jede Braut ausgestattet wurde. Blumen und Rankwerk waren beliebte Vorlagen für die eingelegten Arbeiten, wie an den Stühlen in der Wohnstube eines Bauernhauses in Neuengamme (Abb. Seite 46) sichtbar ist. Sternmuster und Ranken zieren eine Wiege, die im hamburgischen Kunstgewerbemuseum steht und deren Gängel sich auf einem Untersatz bewegten, damit der gestampfte Lehmfußboden oder der Ziegelstein-Estrich nicht zerfurcht würde. Den eingelegten Stern sieht man auch auf der Füllung des Wandschrankes neben der Uhr. Die Schiebethüren des Wandbettes sind geöffnet und lassen das Bett sehen, aus dessen Federkissenlast man sich mittels des herabhängenden Strickes aufrichtet, dessen Ende die sogenannte Bettquaste trägt. Oft ermöglicht ein in der Wand angebrachtes Schiebefensterchen einen Blick auf die Diele zu werfen, so daß die Bäuerin sowohl des Morgens in aller Frühe, als auch in Krankheitstagen zu anderer Zeit das Gesinde unter Augen hat.

Den Eingang in ein Nebengelaß schließt ein gestickter Vorhang ab. Die Frauen



Vierländerin. Studie von Friedrich Kallmorgen.



Vierländerin. Studie von Friedrich Kallmorgen.

schreiben. Vor zwanzig Jahren konnte man in einzelnen Vierländer Häusern sich solchen Anblickes noch erfreuen. Mittlerweile hat das Zeitbedürfnis aufgeräumt: das gute alte Steinzeug, schöne Delfter, nordfranzösische und deutsche Töpferware, seltenes Porzellan, Metallgerät, Messingschüsseln, Krüge und was sonst des Sammlers Gier erregt, wurde von Händlern aufgekauft und außer Landes gebracht. Billige Fabrikware und der Schund der Schleuderbazare nahmen den Platz des echten und kräftigen Erbgerätes ein.

Mit den schönen Öfen, sowohl denen aus dunklen Zierkacheln, als solchen aus weißglasierten Kacheln, die mit blauen, figürlichen oder landschaftlichen Darstellungen bemalt sind, hat es eine eigne Bewandtnis. In Hamburg wurden im XVII. Jahrhundert wundervolle Fayenceöfen gemacht, die aber, als man rein weiße Öfen für vornehmer erachtete, gehen mußten. So kam es, daß jene aus Hamburger herrschaftlichen Häusern als altmodisch entfernten Öfen aufs Land kamen, wo der Gemüsebauer sein Wohlgefallen daran hatte, weil sie zu seiner übrigen Einrichtung trefflich paßten. Nun hat das Hamburger Gewerbemuseum für Geld und gute Worte einige der schönsten alten Öfen aus Vierlanden wieder erworben und zur Freude aller Kenner aufgestellt. Bauernsinn bewahrte die Schätze der Töpferkunst, ohne seine zähe Art wären alt Hamburger Öfen wohl nicht mehr vorhanden und als kunstgültige Muster an die Stätte ihres Ursprungs zurückgekehrt.

Um das Ende des XVI. Jahrhunderts erließ der Hamburger Rat Verordnungen, die der Üppigkeit der ihnen unterstellten Marschbauern bei ihren Familienfesten und der übermäßigen Kleiderpracht steuern sollten. Die Einzelheiten der Anordnungen machen es wahrscheinlich, daß die jetzige Vierländer Tracht aus jener Zeit stammt. Die Kleidung der Männer ist einfach und hat den Schnitt bewahrt, wie ihn die

und Mädchen Vierlandens sind kunstfertig im Nadelwerk. Auf keinem Vierlander Stuhl fehlte ein bunt gesticktes Sitzkissen, das zu der dunklen Holztäfelung der Wände gut stimmte, und ebenso waren die mit Schnörkeln geschnitzten Bänke mit farbigen Kissen belegt, auf denen es sich gemächlicher saß als auf den modernen Sofas, die Bank und Sitzlade verdrängt haben und genau genommen weder zum Sitzen noch zum Ruhen taugen.

Als die Fenster noch in Blei gefaßt wurden, war der Gebrauch gemalter Glasscheiben sehr häufig, auch wurden farbige klare Gläser zu hübschen Mustern zusammengefügt, in deren Mitte ein kleines Glasgemälde eingelassen ward. Das hörte auf, als die Glasmacher größere Tafeln in den Handel brachten, und es für fein galt, solche Fenster zu haben wie die Städter. Wie malerisch aber die Holztäfelung, die gestickten Kissen, das geschnitzte Gerät, die Thonwaren auf den Borten und die braunen oder violettbraunen Kachelöfen in dem Lichtspiel wirkten, das die bunten Glasfenster einließen, das läßt sich nicht be-

Männertracht aus der zweiten Hälfte des XVII. Jahrhunderts zeigt. Die Frauentracht ist reich an Schmuck, an Stickereien, Seidenstoff, Gold- und Silberzierat. Früher trugen die Männer, je nach dem Kirchspiel, worin sie wohnten, verschiedenfarbige Wämse. Kirchwärder hatte krapprot, Neuengamme hellrot, Kurslak dunkelrot, Altengamme braun. Jetzt ist die Farbe der Wämse, der Hosen und Strümpfe allgemein schwarz.

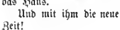
Die Kleidung der Frauenzimmer war früher lebhafter von Farbe als jetzt. Am auffallendsten ist der aus feinem Stroh in den Vierlanden selbst geflochtene Frauenhut, der einer umgekehrten flachen Schüssel ähnelt. Unter dem Hut tragen sie eine eng anliegende Kappe mit schwarzseidenen, bretthart gesteiften Schleifen, die abstehen wie die Flügel einer Windmühle. Der Gebrauch der Tracht nimmt, wie schon bemerkt, immer mehr ab; in den reichen Bauernfamilien wird von ihr nur noch selten Gebrauch gemacht. Die in Hamburg mit dem Erzeugnis ihres Bodens Handeltreibenden legen sie an, um sich als Eingesessene Vierlandens kenntlich zu machen. Bei den Tagelöhnern und Handwerkern in Vierlanden ist sie so gut wie verschwunden. Wesentliche Stücke des Frauenschmuckes sind die Hemdenspange aus Silberfiligran mit farbigen Steinen oder Glasfluß und die Brustkette. Der Ärmel des Hemdes wird mit einem Knopf geschlossen, der jenen Knöpfen gleicht, die, in Gräbern gefunden, von den Fachleuten der Bronzezeit zugeschrieben werden.

Der fromme Sinn der Vierländer bethätigte sich in dem Ausschmuck der Kirchen, die von außen gering erscheinen, im Innern dagegen reich an Holzschnitzwerk und Zierat sind. Die Innenansicht der Kirche zu Neuengamme (Abb. Seite 47) ist bemerkenswert durch die Schnitzwerkausstattung des Gestühltes und die Intarsien in den Füllungen. Die mit vielem Geschmack ausgeführte eingelegte Arbeit zeigt in der oberen Füllung der Gestühltthür fast immer den Namen des Besitzers und oft die Jahreszahl der Anfertigung. Die große Mittelfüllung springt in eckiger oder eiförmiger Kröpfung oft weit hervor und ist am sorgfältigsten behandelt. Dargestellt sind meist Blumen in Vasen oder Körben, mit Vögeln oder Schmetterlingen darüber, auch der Stern findet sich.

Ungemein mannigfaltig ist die Gestalt der Hutständer, die vom einfachsten bis zum kunstreichen vorhanden sind und nicht selten als nachahmungswerte Schmiedearbeit gelten können. Die am Gestühlt befestigte, oft in gedrehter Arbeit hergestellte Stange endigt in Blumenformen, Tulpen, Rosen, Nelken, Lilien oder in Ranken, andere sind in krausem Schnörkelwerk aufgebaut, das einen Schild umgibt mit dem Namenszug des Besitzers, Sinnzeichen oder dem Lübischen Doppeladler und dem Hamburger Wappen mit den Türmen.

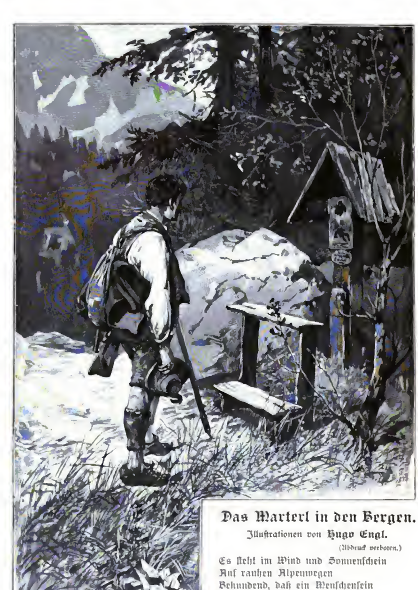
Die Denkart, die in den kunstgewerblichen Arbeiten, in jenen Hutständern, in dem Schnitzwerk der Kirchengestühlte und des Hausgerätes Ausdruck fand, ist als erloschen zu betrachten; ohne Widerstreben findet das Unempfundene, das Beziehungslose, wofür das Fremdwort Fabrikat bezeichnend ist, zunehmenden Eingang. Allmählich schläft der Volkssinn ein, übertäubt von dem Geplärre der Tagesfrageneröterung, und das Sinnlose dünkt ihm recht. Auch auf den Friedhöfen verschwinden die alten Leichensteine, an denen der Steinhauer kunstthätig war, um Gedenkkreuzen und Gittern zu weichen, wie sie der Eisengießer nach seinen Musterbrettern anfertigt. Die alten Grabsteine werden in solchen Fällen als Treppenstufen vor die Thüren der Bauernhäuser gelegt, und über die zum Gedächtnis der Altvorderen eingemeißelten Namen und Sprüche schreitet der Enkel in das Haus.

Und mit ihm die neue Zeit!





Vierländerin.
Studie von Friedrich Kallmorgen.



Das Marterl in den Bergen.

Illustrationen von **Hugo Engl.**

Es steht im Wind und Sonnenschein
Auf rauhen Alpenwegen
Bekundend, daß ein Menschensein
Dem Schicksal hier erlegen.
Manch einer, der mit rüst'gem Tritt
Nichts ahnend naht, hemmt jäh den Schritt
Und sinnt darob ein Weilchen nach,
Ruft Ernstes doch im Herzen wach
Das Marterl in den Bergen.

Daß ungewiß des Lebens Gut
Und mannigfalt Gefahren,
Heut predigt's jedem kecken Blut
Gleich dringend wie vor Jahren, —
Dem Toten zur Erinnerung
Wird innig noch von alt und jung
Ein Wort, ein fromm Gebet geweiht
In schweigender Waldeinsamkeit —
Am Marterl in den Bergen.

Gott spende seinen Segensgruß
Uns Wand'rern all in Gnaden,
Daß nimmer strauchle unser Fuß
Auf allen, allen Pfaden!
Fürwahr, gar manchem, hier wie dort,
Thät' not ein mitleidvolles Wort,
Das liebevoll der andre spricht,
Ein still Gebet, und sei's auch nicht
Am Marterl in den Bergen.

Harriot Wolff.



Mutter.

Erzählung

von

Goswina v. Berlepsch.

ie lernten sich in Italien kennen, unter einem beinah feindseligen ersten Eindruck.

In Venedig, an der Giudecca draußen, hatte sie aquarellierend im Freien gesessen. Er kam mit seinem Begleiter des Weges und bemerkte, ihrer ansichtig werdend, allzu sicher in seiner deutschen Sprache: „Herrgott! Schon wieder ein pinselndes Frauenzimmer!“ — Ein kalter Streifblick aus groß aufgeschlagenen Augen — ein etwas verlegenes Lächeln seinerseits, indem er vorübergehend wahrnahm, daß das „Frauenzimmer“ gar nicht übel, von eleganter Erscheinung sei und jedenfalls deutsch verstehe, — das war der Anfang gewesen. Dann kamen sie durch die Ironie des Schicksals in derselben Pension bei Tische nebeneinander zu sitzen. Nun hieß es: Helfe was helfen mag! Nach tiefer Verbeugung und einer fast genial zu nennenden Offenherzigkeit der Entschuldigung, mit

Witz und Gewandtheit vorgebracht — (der Doktor konnte ein Teufelskerl sein, wenn es ihm darum zu thun war) — ging ein leises Leuchten durch die Augen der Dame, die zuvor kühl wie ein nordischer Oktobertag geblickt, — ein untrügliches Zeichen der Verzeihung. Dann stellte man sich gegenseitig vor: Dr. Julius Bremer — Hedwig Weggers. Woher? Was sonst? Weiter erfuhr man vorläufig nichts.

Die nächsten drei Wochen brachten indessen manches Wissenswerte zu Tage. Man sah sich oft, wenigstens immer abends bei Tische; man plauderte, kritisierte, erzählte auch dies und jenes, und da stellte sich denn heraus, daß Dr. Bremer Historiker, Privat-Dozent an einer deutschen Universität, — Fräulein Weggers, mütterlicherseits von amerikanischer Abkunft, in Bremen geboren, elternlos, mit einer begleitenden Cousine viel auf Reisen war, welches Vergnügen sie augenscheinlich in angenehmster Weise, nämlich über bedeutende Mittel verfügend, genießen konnte. Sie betrieb Malerei wie Musik als Dilettantin, hatte aber, wie die gelegentlich hör- und sichtbaren Proben bewiesen, vorzügliche Lehrer gehabt. Näher besehen, gehörte sie also nicht zu jenen „pinselnden Frauenzimmern," welche des Doktors Spott herausforderten. Ihre vornehm betriebene Liebhaberei, die weder nach Beifall, noch sonstigem Erfolg fragte, flößte ihm im Gegenteil immer mehr Respekt ein. Seine Abneigung — er setzte ihr dies gelegentlich einmal auseinander — galt auch nur, abgesehen von dem meist talent- und geschmacklosen Modedilettantismus, jenem „weiblichen Kunstproletariat, das heute jede Kunststadt überschwemmt, die Preise verdirbt und den Malbacillus immer noch weiter verbreitet." Er hatte hierbei einige typische Gestalten vor Augen, die er kannte, verkümmerte Wesen, welche sich umsonst emporgemüht, jetzt eben im Taglohn der Kunst oblagen und als Verschwörerinnen gegen alles Männliche, hauptsächlich gegen Ausstellungsjuroren, umhergingen.

Die drei Wochen des Zusammenseins waren überraschend schnell vorbei, nachdem man gegenseitig sich mehr und mehr gefallen und manches Schöne noch gemeinsam genossen hatte.

Hedwig Weggers besaß wirklich sympathische Eigenschaften. Obgleich nicht mehr in der ersten Jugend, stand sie noch in voller Blüte, und zwar in jener gesunden, dauerhaften Blüte, die der Nordländerin eigen ist. Ihr Wesen, selbstsicher, ohne Überhebung, fein, ohne Pedanterie, war bei aller Natürlichkeit stets korrekt; dabei ihr Wissen von ganz ansehnlichem Umfange. Sie hielt eher damit zurück, statt es zu zeigen; sie ließ sich ganz gerne vom Doktor belehren und bewies ihm nachher oft durch eine einzige Äußerung, wie sie ihn nicht nur verstanden, sondern über den erörterten Gegenstand ganz selbständige Anschauungen hatte. Kurz, das Harmonische ihrer Persönlichkeit schwebte ihm schließlich als das Ideal einer Lebensgefährtin vor, ohne sein Herz gerade in gefährliche Extasen zu versetzen.

Jetzt stand er vor der Abreise. Der Koffer war gepackt; die Ausbeute des italienischen Aufenthaltes befriedigte. Man hätte sich nun, um eine angenehme Bekanntschaft reicher, die Hand drücken und — eben auseinandergehen können, wie das auf Reisen so geht. Aber den Doktor umschmeichelte noch ein verführerisches Entweder — Oder. Er hatte oft und äußerst sorglos mit der Vorstellung gespielt, Hedwig als Gattin zu besitzen, dazu ein Hauswesen, geschmackvoll, bequem, wie sie es ohne Zweifel zu gründen und zu führen verstünde. Jetzt, wo diese Traumgaukelei vielleicht durch ein Wort zur Thatsache werden konnte, scheute er sich doch, damit hervorzutreten. Dinge, die ihm seit lange nicht so zum Bewußtsein gekommen, fielen ihm ein: seine absolute Besitzlosigkeit, die kleinen Verhältnisse seiner Familie, seiner Mutter und Schwester. Ja, wäre bereits erfolgt, was er in der nächsten Zukunft erwartete, die Berufung auf einen Lehrstuhl! — —

Diese Erwägungen wirkten etwas lähmend auf sein gutes Selbstbewußtsein; er war sogar verstimmt, gedrückt. Aber schließlich mußte Abschied genommen werden, so oder so, denn morgen in aller Frühe ging es fort. Also vorwärts! Ein Blick in den Spiegel, etwas Toilette gemacht, den kurz gestutzten Bart à la Henri IV sorgsam gebürstet, Handschuhe, — zum Teufel, selbst ist der Mann!

Hedwig saß mit ihrer Cousine Bertha in ihrem Salon, einem echten Venezianer

Fremdenzimmer, weitläufig, Steinfußboden, Marmorkamin, vergilbte Stiche nach Tintoretto an den Wänden; das übrige wacklig, rissig, teilweise von verschossener Pracht; aus den Fenstern ein entzückender Blick hinab auf einen Hof mit Marmorbrunnen und allerlei malerischer Verkommenheit; im Vordergrunde durchs Portal das Aufblitzen einer Wasserstraße, vorbeigleitende Gondeln. Hedwig hatte, da sie lange hier verweilt, dem Raum durch manche Zuthaten etwas Behagliches zu geben gewußt.

Der Doktor sah sich um, als er ihn betrat. — „Wie lauschig haben Sie sich da eingerichtet! Das mutet ja fast heimatlich an."

Hedwig lächelte. „So nennen Sie das bißchen Flitter? Sie sind bescheiden! Ich bringe — wie soll ich das sagen — stets mich selber mit in die verschiedenen Umgebungen. Die modle ich mir dann zurecht, so gut es geht."

„Das ist die amerikanische Ader in Ihnen."

„Warum keine deutsche?"

„Weil diese viel zu sehr das Fremde, Ungewohnte respektiert, wenn's sein muß, durch ein Empfänglichkeitsmartyrium sich windet."

„Das kenn' ich nicht", lachte Hedwig. Sie setzten sich. Die Unterhaltung war sofort im Flusse, etwas nervös, aber gegenseitig anregend, wie immer.

Auf einmal sah man, daß Cousine, die stets empfindlich über die Nebenrolle, welche sie bei den Gesprächen spielte, verschwunden war. Hedwig ärgerte sich im stillen über die Taktlosigkeit — nicht über das Alleinsein —, fuhr aber. als gewahrte sie dieses Verschwinden kaum, in der Unterhaltung über ganz unpersönliche Dinge fort, in die sie leise hinübergelenkt hatte.

Wozu die Komödie? dachte Julius.

Hedwig dachte im Grund dasselbe, denn sie erwartete halb und halb, daß ein kurzer, genialer Handstreich wie damals, als er sich vor ihr entschuldigt, dem Geplauder unversehens ein Ende machen werde. Aber das geschah nicht. Es hielt ihn etwas zurück, er wußte nicht, war es Stolz oder Kleinmütigkeit — oder ein instinktiver Protest seiner bisherigen Freiheit. Kurz — nach mehreren zerstreuten Antworten, während deren er eine reizende, in der Nähe stehende Kassette betrachtet hatte, fing er plötzlich an, über florentinische Mosaik zu sprechen, und atmete dabei mit einem gewissen Ausdruck der Sehnsucht den intimen Reiz, der in dem Gemach hier wohnte. Schließlich wurde er doch sentimental. Er begann von seiner Mutter zu sprechen.

Dieses Thema gefällt jeder liebenden Frau, wenigstens insoweit, als es ein Gradmesser für die Liebesfähigkeit des Mannes ist. Hedwig lauschte aufmerksam, und ihre Züge waren von innerlicher Wärme durchhaucht.

Dieser Wiederschein seiner Worte, die Situation überhaupt, riß ihn nun hin, förmlich begeistert von der einfachen, alten Frau zu reden, die als Gymnasiallehrerswitwe in einem kleinen Landstädtchen mit ihrer Tochter lebte, seitab von allem Schimmer der Welt. Sie standen ihm auf einmal in so freundlichem Licht vor Augen, die Guten, die sich von ihren beschränkten Mitteln immer genug abzusparen wußten, um ihm, dem vergötterten Sohn, dem geliebten Bruder, fortwährend neue Liebeszeichen zu geben. Kein Geburtstag, keine Weihnacht verging, ohne daß dorther eine Sendung eintraf, die bescheiden und doch so beredt von nimmerruhender Liebe Zeugnis gab. Julius war derart daran gewöhnt, daß ihn bei solchen Gelegenheiten nur noch eine Anwandlung flüchtiger Rührung, ja einer Art Erbarmens überkam mit den beiden, die sozusagen nur von den Lichtreflexen *seines* Lebens lebten. Dann warf er, je nach Stimmung, einen längeren Brief oder auch nur ein paar Zeilen, ein paar freundliche Worte aufs Papier, Nachrichten über sein Vorwärtskommen. Das war sein Gegengeschenk und genug, er wußte es, um daheim helles Glück zu bringen.

Das Thema paßte in die Abschiedsstunde. Hedwig hörte mit dem Interesse des Herzens, was der Doktor sprach, — er offenbarte ihr zum erstenmal sein *Gemüt*.

Indessen hatte es zu dämmern begonnen. Cousine trat mit Licht herein. Zu früh! Es verscheuchte ein Wort, welches unausgesprochen zwischen den beiden geschwebt und das beide gefühlt hatten. Es zerriß die Stimmung — so magisch nun auch

der rotseidene Lampenschleier schimmerte, bei dessen Schein es sich prächtig hätte weiterplaudern lassen. Vorbei war es, vielleicht für immer — durch eine zu früh gebrachte Lampe!

Julius stand rasch auf, sprach zerstreut noch einige Worte; dann reichte man sich die Hand zum Abschied.

Hedwig war in unangenehmer Stimmung nach des Doktors Abreise; erst ärgerlich über die gute Cousine mit ihrem unzeitigen Verschwinden und Erscheinen, — dann gelangweilt von der Pensionsgesellschaft, die natürlich ein aufmerksames Auge und Ohr für das gegenseitige Interesse der Beiden gehabt und nun sehr gern dahintergekommen wäre, ob da ein Fädchen oder Faden angesponnen worden oder nicht. Mit einemmal hatte Hedwig das tägliche Zusammensein mit allerlei ihr gleichgültigen Leuten, das ganze Wanderleben satt. Es zog auch sie zurück über die Alpen.

Unter den Männern, die sie kennen gelernt und die sich zum Teil eifrig um ihre Person und ihren Reichtum bemüht, hatte keiner einen so nachhaltigen Eindruck wie dieser Doktor, auf sie gemacht. Manchmal hatte sie das Gefühl gehabt, als wäre er ernstlich verliebt, — dann blies der nächste Tag wieder alles aus. Er konversierte, witzelte mit ihr wie mit den Andern oder schwieg auch oft mehr, als höflich war. Sein Umgang reizte sie, weil er jener Konsequenz entbehrte, die sie bisher an Männern gewöhnt war, welche um ihre Gunst geworben hatten. Geworben! Konnte sie das von ihm sagen, weil er sie den übrigen Damen der Pensionsgesellschaft — unter denen freilich einige bemerkenswerte Erscheinungen, z. B. eine rumänische Schönheit, die aller Blicke auf sich lenkte — vorgezogen hatte? Ja, sie wußte es. Aber was wollte das sagen? Trafen sie sich je einmal wieder? Warum schlug er beim Abschied keine, wenn auch noch so lustige Brücke? Bei irgend einer Gelegenheit hatte er, wie sie glaubte, einmal ihre Adresse aufgeschrieben, zufällig, ohne danach zu fragen — das war alles. Und trotzdem, daß er so fortgegangen — erhöhte nur das Interesse für ihn.

Also auch Hedwig beschloß ihre Abreise, und merkwürdigerweise, obgleich es dem Sommer entgegen ging, den sie sonst immer auswärts verlebte, nach der Heimat.

Ihre äußerst behagliche Stadtwohnung wurde wie für einen unabsehbar langen Aufenthalt vorbereitet.

Einmal zu Hause, warf sie sich mit Eifer auf das Studium geschichtlicher Spezialwerke in verschiedenen Sprachen, von denen der Doktor ihr während seiner eigenen Forschungsarbeiten in Italien gesprochen hatte. Tagelang versenkte sie sich in deren Lektüre, in Vergleichungen verschiedener Autoren, Stiche, Photographieen, kunsthistorische Abhandlungen, die damit in Zusammenhang standen. Sie betrieb es so energisch wie alles, was sie einmal erfaßte, und vergaß beinahe darüber, daß indessen ein herrlicher Sommer draußen durchs Land zog.

Eines Tages wurde Hedwig durch eine Kreuzbandsendung überrascht; kurze Zeit danach durch ein Schreiben von Dr. Bremer. Sie antwortete — und es entwickelte sich rasch eine anregende Korrespondenz, eine neue Seite der Bekanntschaft: in Briefen.

Der Doktor sandte in der Folge dann und wann Arbeiten, die in hervorragenden Zeitschriften erschienen. Sogar einige Gedichte schickte er einmal, „schnell aufgeschossenes Unkraut," wie er's naunte, — Verse voll Glut, Ironie, Schwermut, Pessimismus. Da gab es viel Gedankenaustausch. Hedwig dachte und sprach über Dinge, die ihre helle, wohlaufgeräumte Innenwelt noch nicht berührt hatten. Sie brachte nun auch noch manche Stunde am Schreibtisch zu; sie lieferte kleine Aufsätze — das waren keine Briefe mehr — doch ohne Eitelkeit, unwillkürlich, wie es sich ihr in die Feder, in ihre klare, großflüssige Schrift drängte. Diese Korrespondenz wurde ihr zum Genuß, zur Erkenntnis, zur Erweiterung ihres eigenen geistigen Lebens.

Das Persönliche spielte darin fast gar keine Rolle, wenigstens scheinbar keine. Es beschränkte sich auf ein paar kurze Notizen so nebenher, während es doch hinter allem, wie hinter einem Vorhang stand, dem nächsten Eindruck schon wieder entgegenlauschend.

Manchmal ließen des Doktors Briefe auf sich warten. Es traten Pausen ein, welche Hedwigs Geduld auf die Probe stellten. In solchen Pausen mit ihrer



Schöne Hoffnungen. Nach einer Tuschzeichnung von Fritz Reiß.

steten Erwartung wurde ihr klar, was dieser Mann für sie geworden.

Cousine Bertha, welcher nach Wochen solchen Lebens das Maß still ertragener Langweile endlich voll schien, warf die Frage auf, ob man dieses Jahr gar nicht an die See gehen werde.

„Wozu?" fragte Hedwig ruhig. „Es ist zu Hause so gut! Ich habe keine Lust, fortzugehen."

Sie bemerkte die Leidensmiene der armen Bertha nicht, die hierauf zu einer neuen Stickerei überging, innerlich den Stoßseufzer zum Himmel sendend: „Nur *einmal* möchte ich den Stiel umgekehrt haben, daß *sie* fühlen müßte, was solche Launen sind!" —

Die Langeweile wurde also fortgesetzt. Eines Morgens — unverhofft — gab es eine Überraschung.

Die Zeitungen lagen auf dem Tisch. Hedwig las sie flüchtig und unregelmäßig, um so eifriger ihre Cousine, die wenigstens dem Hörensagen nach wissen wollte, daß es draußen noch eine Welt gab. An einer Stelle blieben ihre Augen hängen, ja bohrten sich förmlich ein, — dann sahen sie über das Blatt hinweg nach Hedwig.

— „Da ist ja eine Nachricht — du weißt es übrigens wohl schon von ihm selbst —."

„Von wem?"

„Dr. Bremer."

Hedwig wechselte, kaum sichtbar, die Farbe. „Eine Nachricht —?"

„Geh', verstelle dich nicht, — du weißt es!"

„Nichts weiß ich."

Es war ein kleiner, boshafter Triumph, den Bertha in diesem Moment feierte. — „Sonderbar, dergleichen pflegt man seinen — Bekannten sonst selber mitzuteilen —."

„Was denn?" fragte Hedwig nervös.

Die Base lächelte mit einem Zwitterausdruck, der das Herz der andern aufschlagen machte. — „Er hat sich —"

„Gieb das Blatt!"

„Mache mir den Spaß, zu raten, wenn du es denn nicht wissen solltest."

Hedwig wandte sich unwillig ab.

— „Zum Universitätsprofessor hat er sich ernennen lassen —."

„Man *wird* ernannt."

„Ich weiß, — wollte dich bloß ein bischen auf die Folter spannen! Da —" Bertha suchte in dem großen Zeitungsblatt, als wüßte sie schon nicht mehr, wo sie die Stelle gelesen; dann fuhr sie mit dem Finger den Zeilen entlang, wo geschrieben stand: An die Stelle des verstorbenen Historikers, Professor N. N. in W. wurde der Dozent Dr. Julius Bremer u. s. w. u. s. w.

Hedwig las es zweimal.

Warum ließ er es sie zufällig durch die Zeitung erfahren? War er ihr etwas anderes schuldig? Thöricht!

Obgleich die Reihe des Schreibens an ihm war, setzte sie sich sofort, um ihrer Freude schriftlichen Ausdruck zu geben.

Mehrere Wochen verstrichen — kein Dank, keine Antwort kam darauf.

Eine Spannung ergriff Hedwig, die sie zuvor nicht kannte.

Die sommerliche Stille im Hause wurde ihr schwül. Sie willigte nun doch ein, an die See zu gehen, wählte aber einen wenig besuchten Ort, wo für Bertha die Langeweile, die ihr Verhängnis und herbstes Schicksal schien, von neuem begann. Wiederum mußte sie allein sitzen, während Hedwig Partieen machte zu Fuß am Strande, oder mit Seegelbooten hinaus in die Einsamkeit der See, — Liebhabereien, welche für die ältere Gefährtin keinen Reiz hatten.

Hier war Raum genug, die innerliche Unrast auszutragen. Es dauerte längere Zeit, doch dann gelang es. Die physischen Anstrengungen bekamen Hedwig gut; ein weiteres thaten Stolz und Verstand, die in ihrem Leben stets Ordnung gehalten.

Da kam, schier unerwartet, eines Tages, von zu Hause nachgesandt, ein Brief Dr. Bremers. Sein Schweigen wurde erklärt. Er war mit einem Freund auf einer größeren Fußtour im Gebirge gewesen, wodurch die Unordnung in der Korrespondenz entstand, und schließlich hatte er auf die stürmische Bitte der Seinigen, die er lange nicht gesehen, einen Abstecher in die Heimat gemacht. Das sei eine Freude gewesen! — Bei dieser Gelegenheit habe er einmal wieder einen Zug Heimatluft gethan; — ein merkwürdiger Genuß, ungefähr so, wie wenn der Erwachsene ein einst geliebtes Spielzeug aus Kindertagen wiedersieht, klein, abgegriffen, mit der Patina jener Zeiten — und doch quillt draus ein Schimmer, eine ganze ferne blaue Welt

hervor! Übrigens habe er es nicht länger als zwei Tage in dem lieben Nest mit seinen Schildbürgern ausgehalten, von denen zwei Drittel unangenehm modern angeraucht, unter dem Restteil aber noch Prachtfiguren für den humoristischen Beobachter, wahre Märchengestalten aus dem Morgen des Jahrhunderts herumlaufen.

Ein köstlicher Brief war es wieder, aus dem seine ganze Persönlichkeit redete. Wie er einzelnes schilderte, Örtlichkeiten, Menschen mit der ihm eigenen kerntreffenden Art, komisch, wehmütig, immer lebensvoll, Linie und Farbe in einem Wort, — z. B. die Seligkeit seiner Mutter beim Wiedersehen. Hedwig hatte das alles vor Augen mit seinen intimen familienhaften Zügen. —

Sie kannte dergleichen nicht. Die früh Verwaiste, in physiognomielosem Reichtum Aufgewachsene wußte keine Stätte, keinen Menschen, von dem sie mit solcher Wärme hätte sprechen können. Lange sann sie dem nach, aufs Meer hinausschauend, ferne Segel verfolgend — und eine starke Sehnsucht ergriff sie. Aber auch eine Frage: Weshalb das Geplänkel der Gefühle, zwischen zwei freien Menschen, die mit sich im Klaren sind und sagen können: Ich will!?

Es ist Dezember, voll eingebrochene Winterszeit.

Der „Herr Professor“ hat soeben sorgfältigst Toilette gemacht, da er heut Abend in Gesellschaft geht. Da ist ihm eingefallen, daß er schon längere Zeit nicht nach Hause geschrieben und es seiner Mutter doch hatte versprechen müssen, oft, recht oft von sich hören zu lassen. Ja, lieber Gott, die alte Frau wußte nicht, was alles seine Zeit in Anspruch nahm; sie wollte immer wieder etwas zu lesen haben von ihm.

Wenn aber auch so ein Brief eintraf, — Schwester Gertrud hatte ihm das beschrieben, als er zu Besuch war — wie oft, zehnmal wohl studierte und genoß sie ihn durch; wie klang dann „mein Sohn — mein Julius hat mir das und das geschrieben,“ aus ihrem Munde! Und im geheimen dieser zärtliche Kultus mit allem, was von ihm war! Sie konnte wie ein verliebtes Mädchen erröten, wurde sie überrascht, wenn sie — was immer Feierstunden für sie waren — in alten Schächelchen aus seiner Knaben- und Studentenzeit kramte, in Zeugnissen, Geburtstagsversen, Briefen, verblaßten Photographieen, die sie von Zeit zu Zeit vornahm, um sie dann wieder zurückzulegen an ihre verborgenen Plätzchen.

Julius schrieb ihr, seit er bei ihr gewesen und gesehen hatte, daß sie in der Zeit seiner Abwesenheit sehr gealtert und morsch geworden war, immerhin öfter, als zuvor. Weiter konnte er noch nichts für sie thun, aber bald sollte es anders werden, wie er versicherte, da die Einnahmen nun andere waren. Er sprach einmal von Ehrenschulden. Den beiden Frauen waren die Augen übergegangen, daß er so der Opfer gedachte, die sie für ihn gebracht, jahrelang, freilich oft unter verschwiegenen, drückenden Sorgen, aber wie mit Freuden! Nun hatte er ja sein Ziel erreicht, zu dem sie ihm in ihrer Weise mit verholfen; nun fing auch für sie das Leben noch an, schön zu werden. —

Julius sah auf die Uhr und beschloß, gleich jetzt, bevor er es wieder vergaß, schnell zu schreiben. Unter dem Allerlei der Mitteilungen — Mutter und Schwester erfuhren so gern auch von seinen äußeren Erlebnissen — berichtete er, daß er vor einigen Wochen eine Reisebekanntschaft aus Italien erneuert habe. Eine Dame sei es, welche für mehrere Monate nach der Großstadt gekommen, um da den Winter zu verbringen — unter anderem auch Kolleg bei ihm zu hören. Sie sei erstaunt, daß hier nicht Vortragscyklen für ein sogenannt gemischtes Publikum gehalten werden. „Eine lukrative Idee übrigens bei dem vehementen Wissensdrang eben dieses gemischten Publikums — das Wort hat einen abscheulichen Beigeschmack! Zu den „Gemischten“ kann die Besagte indessen nicht gezählt werden, ein sympathisches Wesen, von hervorragender Bildung — —“

Mit fliegender Feder schrieb er; es wurden richtig zwei Bogen — desto besser!

Nun stand er auf und machte sich sogleich zum Gehen fertig. Er traf heute mit Hedwig Weggers bei einer befreundeten Familie zusammen, die sie durch ihn kennen gelernt.

Beim ersten Postkasten warf er den Brief ein und ging dann zu Fuß weiter.

In die Pferdebahn mochte er nicht steigen und an den Luxus eigener Wagen hatte er sich noch nicht recht gewöhnt. Es war auch angenehm zu gehen; der Abend prächtig, kalt, voll Sterngefunkel; der Schnee knirschte wie im Februar.

In bester Stimmung schritt er aus. Auf so leichte Art, wie es eben geschehen, Freude, ja Glück spenden zu können, gibt eine gewisse Wollust des Ichgefühls, zumal wenn nach vollzogener That noch andere schmeichelnde Perspektiven winken. Die Seele schaukelt sich in einer Zufriedenheit, wo alles rings wie glatte See sich breitet. Erinnerungen und Erwartungen ziehen spielend in lichten Wellchen daher. Vergangene Stürme — wo sind sie? Nur der kräftige Salzodem ist davon noch da, der Menschenstolz, Herr geblieben zu sein.

Stürme, die den Mann stählen, hatte Julius eigentlich nicht erlebt, nur Kämpfe im kleinen, Reibungen, die den Charakter schärfen, schleifen — auch manches abschleifen. Was der Druck ärmlicher Verhältnisse und deren Gefolgschaft, was Sehnsucht, brennender Hunger nach Weite und Schönheit des Lebens ist, das hatte er gründlich kennen gelernt. Jetzt lag diese Misère hinter ihm, ohne ihn geduckt oder gar verkrüppelt zu haben. Er war ein freier Mann geworden zur rechten Zeit, wo man sein Schicksal noch schmieden kann.

Julius verlor sich in ein frohes Sinnen. Manche feindliche Gestalt, die ihm den Weg vertreten, stand ihm vor Augen, — er lachte; ihnen zum Trotz war er vorwärts gekommen. — Dann tauchten Mädchen-, Frauengesichter auf, — „Flammen" aus näherer und fernerer Zeit, in die er — ohne jeden Zukunftsgedanken — verliebt gewesen, einfach, weil er Frauenliebe und Freundschaft brauchte so, wie er von Zeit zu Zeit gute Musik hören, eine gute Aufführung im Theater sehen mußte, etwas, das dem Leben „Blume" gibt. An die Ehe dachte er zum erstenmal ernstlich, seit Hedwig Weggers in seinen Gesichtskreis getreten.

Ihre Erscheinung verdrängte jetzt alle die andern. Der Moment fiel ihm ein, wo sie sich wiedergesehen. Seinetwegen war sie gekommen, das wußte er; sie suchte auch gar nicht in frauenzimmerlicher Prüderie einen andern Grund ihm glaubhaft zu machen. Sie war einfach da und sagte, sie hätte Lust, während ihres Aufenthaltes bei dem und dem Meister einiges zu lernen. Das war ganz sie, großzügig, einfach und — schmeichelte ihm. In seine Vorstellungen vertieft, war es ihm, als ginge sie an seiner Seite, angeschmiegt an seinen Arm, — als sähe er in ihr klares, regelmäßiges Gesicht. —

Plötzlich bemerkte er, daß er in Gedanken weit über sein Ziel hinausgegangen war.

Er kam verspätet und fand die Gesellschaft versammelt war. Sein erster Blick fiel auf Hedwig, die im Gespräch mit einem Herrn stand und die Augen grüßend nach ihm wandte, ohne weitere Veränderung der Züge, als ein leises, ruhiges Lächeln, und ohne einen Moment den Faden des Gesprächs zu verlieren. Sie sah in dem schwarzen, kostbaren Spitzenkleide, das schlank an ihr niederfloß, unter den anderen Damen mit ihren farbigen und komplizierten Anzügen, auffallend einfach, „stilvoll" aus.

Sobald die nötigen Begrüßungen durchgemacht waren, stand Julius vor ihr. Er bemerkte das Interesse, welches der neuen Erscheinung entgegengebracht wurde, und war stolz darauf. Mit einer Art Koketterie — denn auch Männer verstehen diese Kunst vortrefflich — spielte er ihren Ritter, was die Neugier der jungen und älteren Damen in gleichem Maß erregte.

Die Gesellschaft bestand beinahe ausschließlich aus Professoren und deren Angehörigen. Wer in die Geselligkeit dieser mehr oder minder exklusiven Kreise Einblick bekommen hat, weiß, welche Rolle ein junger, interessanter — noch unverheirateter Kollege spielt, der Carrière zu machen verspricht. Er steht in der Gunst aller töchtergesegneten Familien, ist der Geladene in sämtlichen Gesellschaften, der Zugezogene bei allen Bällen, bis er — was öfter vorkommen soll — sich schließlich kopfüber in die Ehe stürzt, nur um zu der nötigen Ruhe und Konzentration, die das Übrige seines Lebenszweckes erheischt, zu gelangen.

Julius hatte seinen glänzenden Tag heute. Die Anwesenheit Hedwigs inspirierte ihn. Er wußte es auch geschickt zu fügen, daß sie zu besonderer Geltung kam.

Die Dame des Hauses, selbst sehr

musikalisch, pflegte ihren Gästen öfters kleine, erlesene Konzerte zu bieten. Auch diesmal stand der Flügel offen. Eine junge Dame, Schülerin eines sehr berühmten Meisters, sollte heute zum erstenmal hier singen. Mit einer Miene, die Erwartungen weckte, blätterte sie lässig in den Noten. Es war etwas Allerneuestes, was sie sang, — ihre Stimme ein rein, aber kühl tönendes Metall.

Einige gelehrte alte Herren, die bei der modernen Musik nur Ohrenqual und Hemmung des Gesprächs empfanden, schlichen sich in ein Nebengemach, um fortzureden.

Nach längerer Pause erklang eine andere Stimme, welche die Aufmerksamkeit anzog. Sie gehörte Hedwig Weggers. Sich selbst begleitend, saß sie am Klavier und trug aus dem Gedächtnis eine ganz unbekannte Weise vor, — wie sie nachher sagte, die Komposition eines jungen Musikers, der für seine Werke keinen Verleger gefunden und vor seinem frühzeitigen Tode ihr das Manuskript vermacht hatte.

„Für eine solche Komposition keinen Verleger?"

„Ein Schicksal, dem unsere humane Zeit sonst abzuhelfen weiß," bemerkte Julius mit sarkastischem Lächeln; — „ein beherzter Griff in die Tasche — und jedes Werk lebt."

„Der Betreffende hatte seine eigenen Ansichten über diese —"

„Massenzüchtung von Unsterblichkeitskandidaten, wollen Sie sagen, gnädiges Fräulein," fragte ein an dem Gespräch beteiligter Herr. „Dafür allein hätte er Lorbeeren verdient! — Sagen Sie mir, wer dichtet, komponiert, knetet, malt heute nicht? Und, was das Unheimliche ist, alle mit dem Hinblinzeln nach Öffentlichkeit, Genannt-, Gerühmtwerden! Der Dilettantengrößenwahn —"

Die Hausfrau trat rasch, etwas nervös das Thema unterbrechend, zu Hedwig, um zu fragen, ob sie vielleicht noch so etwas Verborgenes im Gedächtnis hätte.

In der Gesellschaft befand sich nämlich eine hochgestellte Dame, welche in den Vermögensverhältnissen war, die eben besprochene Praxis ausgiebig üben zu können. Sie war von großer dichterischer Produktivität und brachte ihre Freunde sehr oft in die kritische Lage, ihr „Letztes", wenn schon nicht rühmen, so doch respektvollst, wie eine Huld, wenigstens empfangen zu müssen. Eine noch immer interessante Frau, wollte sie eben mehr als einmal schön gewesen sein und suchte der Bewunderung von einst eine neue Brücke zu bauen. Übrigens schien sie das kurze Gespräch am Klavier nicht beachtet zu haben.

Der Eindruck, den Hedwig in diesem Kreise machte, wirkte auf Julius bestimmend. Nie hatte sie ihm besser gefallen als heute. Bei Tische neben ihr sitzend, durch ihre Nähe und die ausgezeichneten Weine des Hauses befeuert, — man ließ sich dieselben ohne Scheu munden und die Frauen fleißig dabei leben — schlug er ihr in keckem Wagemut vor, den Rückweg in der schönen Winternacht zu Fuß zu machen. An Cousine Bertha, die natürlich wieder mit anwesend war, dachte er nicht.

Unten wartete aber bereits der Wagen.

Als man aufbrach — im letzten Augenblick, nachdem Bertha schon im Dunkel des Coupés verschwunden war — entschloß sich Hedwig, zu Fuß zu gehen.

„Aber Hedwig —" mahnte es von drinnen.

„Sei unbesorgt, ich erkälte mich nicht." — Damit schloß sie selbst den Wagenschlag und hieß den Kutscher fahren.

Hedwigs ruhige Energie hatte etwas Selbstherrliches, das Julius in diesem Moment ein wenig — was war es nur? — beklemmte. So vertraute sich kein dem Glück entgegenzitterndes Mädchen dem geliebten Mann; — so that es nur die souveräne Sicherheit der Weltdame. Er wußte, was Hedwig erwartete, und hatte plötzlich — ein Gefühl der Unentrinnbarkeit vor etwas, das ihm doch eben noch verführerisch gewesen. Er sah sich als der Gewählte, Gewollte, — freilich, von welch einem prächtigen Weibe!

Er bot Hedwig den Arm; sie nahm ihn, und schweigend gingen sie eine Strecke auf der menschenleeren Straße, in sympathischem Rhythmus, in gleicher Hauptes-höhe. Er war eigentümlich erregt, verliebt, aber nicht sorglos verliebt, wie er es bis zu dieser Stunde noch gewesen.

Auf einmal blieb er stehen.

„Hatten Sie auch schon die Empfindung — mich überkommt sie manchmal, besonders nachts auf öder Straße, wie eben jetzt, — daß ein unsichtbarer Gefährte neben

Ihnen geht, oder dort an der Kreuzung Sie erwartet, an einer ganz bestimmten Stelle, nach der Sie von ferne schon sehen müssen?"

Hedwig blickte ihn mit einem fragenden Lächeln an. — „Das ist ja unheimlich."

„Kennen Sie das wirklich nicht?"

„Gott sei Dank, nein. Ich habe ein gutes Gewissen und zu wenig Phantasie. — Woher aber haben Sie diese schaurige Einbildungskraft?"

Er schwieg einen Augenblick. — „Meiner Mutter verdanke ich das im Grunde wohl, die uns, als wir Kinder waren, oft ganz unbefangen von derlei fabulierte. Sie war darin selber eine Kindernatur. Und merkwürdig —" Er brach ab.

„Was wollten Sie sagen?"

— — „Jetzt eben, wo mich ein Gedanke nur beherrscht — — sehe ich sie vor mir, so lebendig, so intensiv — — an I h r e n Zügen rätselnd —"

„Was möchte sie wohl finden?"

„Weiß der Himmel! Eine ihr vielleicht nicht ganz begreifliche, starke — und große Natur."

„Da klingt ein Aber heraus! So ein erster Blick ist kritisch, man sagt untrüglich, — — ich möchte es wohl wissen."

„Sie wollen?" — Es blitzte entschlossen in seinen Augen auf. — „Dieser erste Blick würde vor allem sehen — daß Sie zu dieser Stunde die Entscheidung über meine Zukunft in Händen haben!"

Hedwig schlug ihre Augen vor den seinigen nicht nieder, sondern sah klar und fest hinein. — „Sie müssen ein guter Sohn sein!"

„Weshalb?"

„Daß Sie so — innig an die Entfernte denken."

Julius war betroffen. Fühlte sie, daß er das entscheidende Gespräch nur außergewöhnlich hatte einleiten wollen — oder war es die erste Eifersucht, welche sie so sprechen ließ?

— „Sie haben den Faden abgelenkt," sagte er.

„Ja!"

Sie blieben wieder stehen.

— — „Sagen Sie mir, warum ist es so schwer, einfach zu sein?" fragte Hedwig.

„Weil wir nicht einfach sind; weil ein fortwährendes Reflektieren das gesunde, wagende Selbstvertrauen untergräbt —"

Sie senkte leicht den Kopf zur Seite. — — „Ich meine, weil wir nicht gewöhnt sind, die Wahrheit schlicht herauszusagen. Braucht man denn Umwege, wenn man mit sich im Klaren ist?"

Er ergriff ihre beiden Hände. „Sie sind ein wunderbares Wesen!"

„Oh nein, von wunderbar leider keine Spur. Ich lernte zu früh und zu selbständig über mancherlei nachdenken, da es niemand anders für mich that. Dabei wird man unangenehm vernünftig und verliert" — sie hielt einen Moment inne und sah ihn mit schönem Ausdruck unverhohlen an, — „jene Poesie des Gemütes, welche die Dinge so eigentümlich durchwärmen und vergolden kann. Diesen Zug besitzen Sie — ich habe Sie oft darum beneidet."

Sie schwiegen eine kurze Weile, dann sagte er mit rascher Wendung, so recht in seiner Weise: „Kann man sachlicher daran gehen, sich die Hand fürs Leben zu reichen, als wir es thun?"

Jetzt lächelten sie beide, Aug' in Auge.

„Wir thaten es ja schon," antwortete Hedwig, auf ihre verschlungenen Hände deutend.

— — — — — — — — — — —

Am nächsten Morgen wurde früh schon ein Billet an Hedwig abgegeben.

„„Wann seh' ich dich? Wann darf ich kommen?"" — Ein Stundenplan der Kollegien lag bei, zu genauem Studium empfohlen. Der Rest — Verliebtheit. —

In der Dämmerung erschien er, einen lose gebundenen Strauß von Flieder und Orchideen sorgsam aus einer Wattenhülle lösend.

Hedwig trat aus dem Nebenzimmer ihm entgegen, raschen Schrittes, aufblühend in der Freude des Wiedersehens. Sie hatte sich für ihn geschmückt, unauffällig, wie eine Frau von Geschmack es thut, — er sah es gleich.

Jetzt erst wurde er seines Glückes recht eigentlich inne, in dem kleinen, traulichen Gemach, das ein leiser Wohlgeruch durchströmte, so diskret wie die feingestimmte Harmonie überhaupt, welche Hedwig umgab.

Sie saßen bei der Lampe allein, nachdem Cousine Bertha eine Weile Gesellschaft geleistet und dann sich zurückgezogen hatte.

— — „Mir ist heut Morgen gleich

beim Erwachen ein Wunsch gekommen, Julius, — den darfst du mir nicht abschlagen," sagte Hedwig, während er ihre schöne weiße Hand eingehend studierte und oft küßte.

„Prächtig modelliert — weich, schlank, und charaktervoll zugleich — du hast eine Regentinnenhand!"

„Hörst du?"

„Was?"

„Es handelt sich um einen Wunsch, den ersten —"

„Befiehl!"

„Nur Ja sagen sollst du?"

„Ja!"

„Wir reisen zu Weihnachten, du, Cousine und ich, zu deiner Mutter, deiner Schwester."

Er fuhr auf. „Jetzt? — Ist das dein Ernst?"

„Mein erster Wunsch!" — Sie näherte sich seinem Ohr. — „Oder willst du mir sie nicht gönnen, die dir so nahe stehen?"

„Gönnen!" — Sein Blick schweifte von ihr ab — der Kopf war ihm heiß — was sagen?

— „Nun?"

„Ich habe Bedenken: die weite Reise — und dann auch — — du glaubst nicht, wie still die Mutter lebt —"

„Oh, da lasse mich sorgen!" rief Hedwig. „Erstens soll sie durchaus nicht die mindeste häusliche Störung haben. Bertha und ich wohnen im Hotel."

„Du verstehst mich falsch."

„Nein, nein, ganz recht. Höre, wie ich mir's denke: Wir schreiben, daß ich die Deinigen kennen lernen möchte, aber ohne alle gêne. Wir kommen zum Christabend dort an und bleiben einen, höchstens zwei Tage. — Werden sie nicht auch wissen wollen, wie ich bin, allein Deinetwillen? Oh, und eine solche Freude schadet nicht! Wir schreiben an Dein Mütterchen, jetzt, sogleich — sie soll entscheiden."

— „Ich freute mich heute den ganzen Tag auf diese Stunde, — wozu gleich an anderes denken, als an uns?"

„Gut, also ein Kompromiß! Du bleibst heute lange, bist unser Gast zum Abendbrot, und dann, bevor du fortgehst — dann schreiben wir zusammen." — Sie sagte das mit einem Lächeln, welches keinen Widerspruch aufkommen ließ. — „Hast du unsere Verlobung —"

„Diese Nacht noch schrieb ich."

Sie sah ihn mit glänzenden Augen an. — „Das nenne ich einen Sohn! — — Werden sie dich denn mit mir teilen wollen? — Nein, ganz müssen sie dich mir lassen!" rief sie stolz.

Die Liebe schien urplötzlich und völlig von ihr Besitz genommen zu haben. Noch gestern war sie eine andere gewesen. Heute überflutete ein Strom von ungekannten glücklichen Gefühlen ihr ganzes Wesen.

— „Weißt du, daß du vom ersten Moment an mir nicht gleichgiltig warst, jenem Momente auf der Giudecca! Es zog mich wider Willen, dir nachzusehen damals, wenn auch nicht gerade mit freundlichem Blick — — Gott weiß warum, — du!" —

Sie standen sich gegenüber; Hedwig hatte, während sie sprach, ihre Hand auf seine Schulter gelegt; sie berührte ihn elektrisch. Ihre Geständnisse betäubten, beseligten ihn.

Aber was lag nur im Hintergrunde seiner Seele, das ihn dies Glück nicht frei und voll genießen ließ, wie sie es that?

Ein Druck war es, den ihr Wunsch ahnungsvoll heraufbeschworen — Erinnerungen an kleine peinliche Verhältnisse, die gerade in dieser Stunde sich einstellten, wie Bettelfreunde bei einer reichen Hochzeit. Es gibt Situationen, wo Armut Erniedrigung ist. Julius hatte das in früherer Zeit manchmal erfahren, aber die erbärmliche Empfindung abgeschüttelt wie ein schmutziges Gewandstück. Er hatte das hinter sich — aber dort die Seinigen nicht; also sollte er diese Pein verdoppelt, vor den Augen seiner Braut noch einmal durchmachen — —

Er war zerstreut, verstimmt.

Allerlei Vorstellungen vergällten ihm diese Stunde, Bilder von Sorgen und Nöten, von zwei kümmerlichen Frauengestalten, die sich abmühen würden, eine verwöhnte Braut empfangen zu können — — und auch von einer anderen Gestalt noch, die ihn jahrelang von der Heimat fern gehalten, nachdem sie zuvor ihn ebenso dorthin gezogen: die Muse seiner Studienzeit, ein liebliches Mädchen, das einst ein Ringelchen von ihm an der Hand getragen.

— „Woran denkst du?" fragte Hedwig,

ihn aufmerksam betrachtend, — „du hattest eben einen ganz finsteren Blick!"

„Geschieht es dir nie, daß gerade in den schönsten Momenten irgend ein quälender Gedanke dich überfällt?"

Sie sann und schüttelte den Kopf. „In diesem besten der Augenblicke habe ich nur den einen Gedanken: daß wir uns angehören!"

Jäh hellte sein Gesicht sich auf. Schüttete ihm das Leben nicht seine Reichtümer zu Füßen? Weg mit allen Quälereien! Er zog Hedwig stürmisch an sich — —

Sie beschlossen, einen kleinen Spaziergang zu machen. Beide verlangte es nach einem Gang in frischer Winterluft.

Voll heiterer Laune kehrten sie dann zurück, ohne die empfindliche Miene Berthas zu bemerken, die sich nunmehr zur Statistenfigur herabgewürdigt fand und eine „glocken"-halbe Stunde über die gewohnte Zeit mit dem Thee hatte warten müssen.

Julius brachte den ganzen Abend bei seiner Braut zu. Nachher ging er noch kreuz und quer durch die Straßen, um über mancherlei nachzudenken. Hedwig hatte ihren Wunsch richtig durchgesetzt; er trug den postfertigen Brief an die Seinigen in der Tasche.

Föhrenberg, 17. Dezember 1888.

Mein Julius! Mein teures, geliebtes Kind!

Dieses eine Mal laß dich von deiner alten Mutter noch so nennen; es ist ja mein ganzes Erdenglück, daß der liebe Gott dich mir geschenkt hat und so zu Ehren kommen läßt. Welch ein Segensjahr ist das, hätte es der Vater erlebt! Eine ehrenreiche Stellung in der Welt, auf die du stolz sein kannst, und nun auch die Aussicht auf Häuslichkeit und Familienleben. Du hast es lange entbehren müssen. Aber ich wußte, es wird dir einmal wohl ergehen, es richtete mich auf in vielen Kümmernissen, die, wie du weißt, uns nie gefehlt haben. Wenn ich denke, daß der Vater oft an deiner Laufbahn zweifelte, daß er in dieser Ungewißheit starb. Aber nichts weiter davon in dem Briefe, der dir und deiner lieben Braut tausendfältige Segenswünsche von mir bringen soll. Alles Glück, ach! verzeih, die Thränen fallen auf das Briefblatt! Sie lassen sich nicht aufhalten, ich muß immer wieder die Brille abwischen. Es sind Freudenthränen. Alles Glück, was Menschen überhaupt gegeben sein kann, das wolle Gott Euch geben, darum will ich ihn bitten jeden Tag in meinem Morgen- und Abendgebet.

Weißt du, was Gertrud gestern that, nachdem wir deinen Brief erhalten und alle beide geweint und gewiß dreimal nacheinander gelesen hatten, weil deine Schwester die Nachricht gar nicht glauben oder fassen konnte? Es war den Nachmittag gerade keine Schule, also Gertrud frei. Erst ging sie an dich telegraphieren und dann trotz hohem Schnee auf den Kirchhof mit einem Kranz aus Tannenreis auf Vaters Grab. Er müßte auch wissen, was geschehen sei, sagte sie. Du weißt ja, wie sie an Vater hing, wie sie überhaupt ist. Ihr werdet Euch ihrer nie zu schämen haben, nein wahrhaftig nicht, und zur Last fallen wird sie Euch auch nie. Sie hat ihre bescheidene Stellung, für die sie lebt, nun und ihren Charakter, den kennst du.

Eine Stunde nachher.

Wie ich eben im besten Schreiben bin, da kommt Gertrud gleich mit zwei neuen Briefen, dem einen von Euch beiden und dem von dir mit der Geldanweisung. Ich bin ganz verwirrt von der Nachricht, daß ich deine geehrte Braut schon jetzt kennen lernen soll, aber welche Freude! Wie gut meint es Gott mit mir. Verzeihe nur, daß ich so schlecht schreibe, ich zittere vor lauter Freude. Das Geld, das hättest du aber nicht zu schicken brauchen, oder doch nicht so viel; wir würden von uns aus schon auch das mögliche thun. Deine Hedwig weiß ja, daß sie nicht zu reichen Leuten kommt, und sie ist uns auch nicht fremd als deine Braut. Oh, was für ein Weihnachtsfest wird das werden, meine Kinder bei mir und so! Ich kann wirklich nicht weiterschreiben, Gertrud thut es. Ich zittere so stark, und die Brille wird immer wieder naß. — — — — — —

Schnee und Reif, neblige Perspektiven, ein echter deutscher Weihnachtshimmel, grau, schwer und doch so traulich für alle, die einem frohen Christfest entgegengehen.

Die Krähen kommen aus den Wäldern. Dicht über Giebel und Gärten fliegen sie

her, um nach einem Bissen in dieser kargen Zeit zu suchen.

— „Pscht! Willst du gleich fort, Rabentier, abscheuliches!"

Ein Weib, das den Fensterflügel halb geöffnet hat, um ihr Staubtuch auszuwedeln, scheucht unwillig nach einer der Krähen, die sich eben mit irgend einer Beute auf den nächsten Schneehaufen gemacht hat und von da unten nun in ihrem kohlschwarzen Gefieder, groß und breit, fast unverschämt nach der Ruferin hinaufschaut.

Es ist eine stille kleine Gasse in dem Städtchen Föhrenberg, wo zur Winterszeit noch weniger vorgeht als sonst, und wo so ein Vogel in seiner hungrigen Zahmheit immerhin auch eine Erscheinung ist.

„Wen schalten Sie denn da, Liese?" fragt jemand drinnen im Zimmer.

Noch ein „Pscht!" samt heftigem Schwenken des Tuches, — der Weggescheuchte breitet die Schwingen aus und ist mit wenigen schweren Flügelschlägen, ganz nah überm Boden hin, ein Stück weitergeflogen — dann schließt sich das eisblumenbedeckte Fenster. Drinnen und draußen sind wieder getrennte Welten.

„Eine Bärenkälte ist's," sagt Liese, die Aufwärterin; „da kommen diese Viecher einem dicht vor die Thür. Ich kann die Raben nicht leiden."

„Weshalb denn?"

„Weil's garstige Vögel sind und —"

„Aha, da guckt wieder der Aberglaube 'raus. Wenn man garstige Menschen, die hungern, auch so wegjagte!"

„Das ist was anderes. Liebe deinen Nächsten, heißt's."

„Dazu rechne ich auch die Tiere."

„Ja Sie, Fräulein Gertrud, Sie haben überhaupt Ihre eigenen Ansichten. Meinetwegen, Sie müssen sie so gewiß schon wegen der Schule haben, wegen dem Vorbild für die Kinder, — aber ob es gerade das Rechte, Praktische fürs Leben ist —"

„Ich bin immer gut damit durchgekommen."

„Soll's so bleiben, auch in Zukunft, auch fernerhin!" — Liese stäubt und putzt bei diesem Gespräch, daß ihr die alten faltigen Wangen glühen. Auf einmal hält sie inne und tritt dicht vor Gertrud, die ebenso emsig mit bei der Arbeit ist. — „Wissen Sie, was Sie sind, Fräulein Gertrud? Ein Herz von einem Frauenzimmer sind Sie, — eine — eine — wie gesagt, wenn's gerecht auf der Welt zuginge und Sie einen braven Mann und Kinderchen hätten — na, ich sage nichts weiter! Aber gar nicht an sich denken und noch für Leute, die's ohnehin dick sitzen haben, die im Glück stecken bis über die Ohren, sein Bett hergeben, alles auf den Kopf stellen, nur weil —"

„Weil's mir Freude macht und der Mutter auch," lacht Gertrud.

„Ja, der Mutter, der ist natürlich nichts zu viel für ihren Julius und auch für seine reiche Braut nicht. Meinetwegen, ich habe nichts dreinzureden, aber — man hat so seine Gedanken. Und wenn ich denke —," sie hält wieder inne, um leise und eindringlich in Gertrud hineinzureden — „wie Sie sich mit der alten Frau aller Ehren wert durcharbeiten — und wie gut es ihm geht — da hätte er schon noch ein paar Jährchen mit dem Heiraten warten können, wo er ohnedies das arme Ding, das Dorchen Lörmann, hat sitzen lassen."

„Was reden Sie da, Liese, von Sitzenlassen? Damals ging es eben nicht."

„Das Dorchen hätte schon gewartet, aber na — das ist der Welt Lauf!"

„Sie sind eine böse Zunge, Liese; empfängt man so den heiligen Christ?"

„Morgen geh' ich in die Kirche, da mach' ich's wieder gut. Aber wahr ist's doch, was ich sage."

Die alte Liese darf sich so ein Gespräch schon herausnehmen, denn sie gehört sozusagen zur Familie, hat gute und schlimme Tage mit durchgemacht, erst als Dienstmädchen zu des Herrn Gymnasiallehrers Lebzeiten, dann nach Jahren wieder, in denen sie selber verheiratet gewesen und Witwe geworden. Seit die Verhältnisse ihrer Herrschaft durch den Tod des Ernährers zusammengeschrumpft, auf die kleine Pension der Mutter und den Lehrerinnengehalt der Tochter gestellt sind, dient sie wieder als Aufwartefrau im Hause, als Faktotum. Das ist auch schon wieder Jahre her.

— „Was, den schönen gestickten Teppich auch noch?"

„Jawohl! Der kommt hierher und den Blumentisch von drüben, den stellen wir ans Fenster; das schmückt das Stübchen, und auf den Tisch kommen auch Blumen.



Lotus und Wasserlilien. Nach einer Zeichnung von J. D. Woodward.

Warten Sie, Liese, ich hole sie gleich herein, damit die ganze Pracht beisammen ist."

„Die Umstände!"

„Eine Braut muß man festlich empfangen. Julius wird seine Freude daran haben!"

Gertrud geht hinaus. Die Alte nickt ihr nach, als verschluckte sie eine Rede.

Noch ein paar Minuten, und das Stübchen ist fertig zu Hedwigs Empfang. Was an Zierat in dem kleinen Frauenhaushalt zu finden, ist hier zusammengetragen. Es sieht wundernett aus, wenn auch etwas unbequem mit all' den Deckchen, Kissen, Schlummerrollen, Vasen und Figürchen. Das Zimmer ist klein wie die Wohnung überhaupt; man muß achthaben, nichts umzustoßen oder mitzuziehen, wenn man sich darin bewegt, aber der Eindruck, so von der Thüre aus, ist rührend freundlich. Eine zarte Fürsorglichkeit, die an alles denkt, spricht daraus. Im Ofen knistert bereits jetzt das Feuer, damit der Raum recht gut durchwärmt sei, wenn der Gast kommt. Ein Paar neue gestickte Pantoffeln stehen in der Nähe zum Hineinschlüpfen bereit für kalte Füße, — ein Geschenk, welches Frau Bremer ihrer Tochter zum letzten Geburtstag gemacht hat und das nun zum Ehrendienst bei der Braut bestimmt ist.

Es war beschlossen worden, Hedwig müsse im Hause wohnen. Ihre Begleiterin, die konnte man freilich nicht mit beherbergen. Aber die künftige Anverwandte im Gasthof — nein, das sähe ja förmlich lieblos aus. Man wollte sich schon einrichten, daß alles ging. Und es war gegangen, wie das Werk nun zeigte. Freilich, wie Gertrud, einstweilen aus ihrem Stübchen verbannt, mit ihren Büchern und Schulheften unterkam, danach durfte nicht gefragt werden. Aber es ist Ferienzeit, der Bakulus ruht eine Weile. Das traf sich glücklich.

Wie nun alles in schönster Ordnung ist, holt Gertrud die Mutter, damit sie sich die Herrlichkeit ansehe. An den Fingern der Matrone glänzen Goldflitterchen. Sie schmückt wie vor vielen Jahren, als ihre Kinder noch Kinder waren, heute ganz allein ein Christbäumchen.

Die drei Frauen, Liese den Besen, die Schaufel, die Staubtücher in der Hand, betrachten mit leuchtenden Augen die Einrichtung, „jeder Prinzessin wert," wie Liese meint.

„Gott segne ihren Eingang," sagt die alte Frau ergriffen.

„Und Ihnen auch! Das muß man bei einer Schwiegertochter immer wünschen, die man noch nicht gesehen hat — na ja — ist's etwa nicht wahr?"

Frau Bremer kennt ihre Alte, die geborene Pessimistin, die doch für eine gute Sache durchs Feuer geht. Es ärgert sie deshalb nicht, was sie da sagt.

„Hätten Sie Kinder, Liese, so wüßten Sie, daß man an die immer zuerst denkt," antwortet sie. Aus ihrem Gesicht, einem freundlichen Antlitz mit unzähligen Fältchen und Furchen, strahlt helles Glück und nicht zum mindesten auch die unverkennbare Genugthuung über die „Partie," welche der Professor, ihr Sohn, machen wird. —

Eine kleine Zweigbahn führt nach Föhrenberg. Die Reise dahin ist etwas umständlich. Der Zug, mit welchem die Erwarteten kommen, trifft am Spätnachmittag ein.

Wie rasch die Stunden verflogen, bis alles so ganz bereit war: Mutter nett gekleidet, mit einem neuen Häubchen; die alte Liese festlich herausstaffiert, daß sie sich sehen lassen konnte; dann das Abendessen, die Bescheerung — und ja nichts zu vergessen, was Verlegenheiten bringen könnte. Man ist ängstlich, wenn ein verwöhnter Gast in einen kleinen Haushalt kommt, wo erst durch ihn allerlei Lücken und Gebrechen offenbar werden.

Jetzt kleidete Gertrud sich an, um auf den Bahnhof zu gehen. Als sie vor die Hausthür trat, fingen gerade die Kirchenglocken an, das Fest einzuläuten. Das klang so schön und stimmte die Freude feierlich. Wenn Hedwig bei diesem Glockenläuten ankäme, — ein Mensch, so auf dem Höhepunkt seines Glücks, dachte Gertrud, — es würde gewiß einen erhebenden Eindruck auf sie machen. Der Zug hatte aber Verspätung, und die Glocken warteten nicht.

Endlich glühten die Feueraugen der Lokomotive auf. Gertrud, der besonnenen Lehrerin, die ihrer Klasse gegenüber prächtig die Ruhe zu bewahren verstand, klopfte das Herz wie einem Schulkinde beim Examen. Sie spähte nach den Aussteigenden. Ein-

zelne und Gruppen gingen an ihr vorüber, bis zur Nasenspitze eingemummt wegen der Kälte.

Jetzt — dort unten wurde ein Hut geschwenkt. Julius war es, der seine Schwester erblickte, aber vor der Coupéthür stehen blieb, um seinen Begleiterinnen herauszuhelfen.

Gertrud eilte ihnen entgegen. Zwei elegante Damen, ganz in Pelz, standen vor ihr, — sie wußte nicht, welche die Rechte sei. —

„Dies ist Hedwig," sagte Julius.

Gertrud küßte sie bewegt, wobei ihr Thränen in die Augen traten. Sie wischte sie schnell weg; dann begrüßte sie erst ordentlich den Bruder, der wie verändert vor ihr stand.

„Meine Cousine," stellte Hedwig vor. Ein Händedruck.

Seltsam! Sie waren so freundlich alle drei — und doch drang Gertrud etwas Kaltes ins Herz, das eben noch ungestüm geklopft hatte.

Julius bot seiner Braut den Arm. — „Ist ein Wagen bereit?" fragte er Gertrud.

Sie erschrak. „Nein — ich dachte, die kurze Strecke —"

Es war ihm früher nie eingefallen, einen Wagen zu benutzen. —

„Die Mutter erwartet Sie bei uns. Es ist alles schon bereit."

„Sie nennst du mich?"

Gertrud errötete. „Also — du!" Sie reichten sich die Hände und lächelten.

Hierauf gab es eine kurze Beratung wegen des Wohnens. Hedwig wollte durchaus nicht „derangieren." Julius war aus guten Gründen über den Heroismus seiner Angehörigen erstaunt, — aber Gertrud sagte, daß es ein Schmerz für die Mutter wäre, wenn Hedwig nicht bei ihr vorlieb nehmen möchte; sie hätte sich so sehr gefreut — —

„Dann selbstverständlich." — Und man beschloß, direkt nach Hause zu gehen. Nur Bertha wurde zuerst in den Gasthof geleitet, da sie Toilette machen wollte, bevor sie nachfolgte. —

An einem der Fenster in der stillen Gasse stand über eine halbe Stunde schon die alte Frau und spähte hinab, immer aufs neue mit ihrem Hauch die Eisblumen aufthauend, um nur ja die Ankommenden nicht zu versäumen. Jetzt gewahrte sie drei Gestalten — das waren sie!

„Liese — Liese! Licht — sie kommen!" rief sie ganz außer sich.

Ein Lämpchen stand ihnen zu Ehren ja schon auf der Treppe; wozu denn noch ein Licht? dachte Liese, trat aber hinaus, um bei der Hand zu sein wegen des Gepäcks.

Mit ausgebreiteten Armen empfing Frau Bremer ihre Schwiegertochter, drückte sie an sich, schluchzte und vermochte nicht zu sprechen. Sie empfing sie, wie ein Mensch nach langen Jahren der Entbehrung das Glück empfängt, stumm, mit zitternden Thränen.

„Was weinst Du, Mütterchen," lachte Julius. „Du und Gertrud, Ihr seid beide so feierlich."

— „Gott segne Euch, Kinder, — Gott segne Euch!" war das erste, was sie hervorbrachte.

Liese stand mit weißer Schürze und einem Gesicht wie eine Schicksalsschwester im Hintergrund. Sie blickte scharf nach der Braut — die war nicht gerührt! Aber stattlich und nobel, tausend noch einmal — und ein charaktervolles Gesicht hatte sie.

„Guten Tag, Liese!" rief Julius.

„Guten Abend, Herr Jul— Herr Professor sag' ich — Gratuliere auch schön zur Verlobung." — Sie sagte es, ohne eine Miene zu verziehen.

„Danke, Liese! — Sieh' Hedwig, das ist ein Exemplar aus alten Zeiten, eine Getreue, die mit unserer Familie so ziemlich durchs Leben gegangen ist."

„Und auch weitergeht, wenn Einem der Herrgott die Gesundheit schenkt," setzte Liese resolut hinzu.

Hedwig nickte freundlich. Die Alte küßte ihr unbeholfen die Hand, in dem dunklen Drang, hier etwas Besonderes thun zu müssen. Eine bläulichrote, hartgearbeitete Knochenhand faßte nach der schlanken Rechten. Sie fielen Hedwig auf, diese unförmlichen Hände, die gewissermaßen zu der engen Treppe paßten, über die man eben gegangen, zu dem ganzen übrigen Eindruck. —

Als die Gäste drinnen in der Wohnung waren, nahm Liese das Öllämpchen

wieder von der Treppe weg. Wozu für nichts das Öl verbrennen?

Hedwig zog sich eine Weile zurück, um sich umzukleiden. Recht bequem solle sie es sich machen, bat Mutterchen, und Gertrud erbot sich zur Hülfeleistung.

In der alten Wohnstube, wo der Tisch festlich gedeckt war, zog Frau Bremer ihren Sohn ans Licht und betrachtete ihn mit glückseligen Mutteraugen. — „So sieht denn ein Bräutigam aus! Komm, laß dich noch einmal ans Herz drücken. Ich kann dir nicht sagen, wie mir ist, — seit langen, langen Jahren war ich nicht so glücklich! Weißt du auch, wann du das letzte Mal zu Weihnachten bei uns warst? Als der Vater noch lebte! — Und daß du gerade diesmal kommst — zu deiner alten Mutter, ihr die Braut zuführst — das — ist lieb und gut von dir — das macht mich sehr — sehr —"

„Aber Mutter, ihr faßt ja die Geschichte förmlich wehmütig auf, — weshalb denn?"

„Weißt du — wir haben lange keine solche Freude erlebt, — und dann auch — wenn ich denke — — wie der Vater sich oft in dir irrte — —"

„Laß das gut sein."

„Ich meine, wenn er den heutigen Abend erlebt hätte!"

Ein Schatten von Ungeduld flog über des Sohnes Gesicht. — „Seid ihr nun auch ordentlich vorbereitet?" fragte er, den gedeckten Tisch überblickend. „Das mit dem Wohnen bei dir, das hättest du nicht thun sollen, Mutter."

„Gertrud gab so gerne ihr Stübchen her. Und wie sie es einrichtete, das mußt du sehen. Alles, was sie hatte, das stellte sie hinein."

Gertrud kam nun auch dazu. Julius reichte ihr die Hand. „Warum bist du so still?"

— „Nur ein bißchen — verlegen; deine Braut ist gar großstädtisch. — Ihr alle drei kommt mir wie reisende Fürsten vor."

Julius lachte laut auf. „Oh, ihr Leutchen hinterm Berge! — Aber jetzt etwas im Vertrauen. Wir werden doch heute Abend eine kleine Bescherung haben? Für diesen Fall brachte ich ein paar Sächelchen mit, die ihr Hedwig schenken sollt. Man muß ihr doch eine Aufmerksamkeit erweisen."

„Daran haben wir selber gedacht," rief Mutterchen triumphierend. „In der kurzen Zeit," flüsterte sie, „ließ sich natürlich nichts mehr arbeiten. Da kam mir eine Idee. Ich hatte für Gertrud einen kleinen Teppich gestickt, weil sie an kalten Füßen leidet. Wenn wir den Hedwig gäben, dacht' ich, so gleichsam als erstes Haushaltungsstück, verstehst du! — und ich machte nachher einen für Gertrud. Sie willigte ein. Siehst du, so sind wir prächtig versorgt."

„Schön. Legt die Kleinigkeiten aber immerhin dazu."

„Und die Cousine —?"

„Ist alles vorgesehen. Komm, Gertrud, ich übergebe es dir gleich."

Die Geschwister entfernten sich miteinander, und Frau Bremer ging nun eilig in die Küche. Es kochte und briet auf dem Herd, daß es eine Lust war; die beiden alten Frauen hantierten mit glühenden Wangen. Durch die offene Küchenthür strömte der Bratengeruch festlich in die ganze Wohnung.

Cousine Bertha blieb lange aus. Ein Gasthofsdiener sollte sie herführen. Um nicht länger auf sie warten zu müssen, machte Julius sich auf, um sie zu holen.

In dem Augenblick, als er fortgehen wollte, gab es auf der Stiege draußen ein Gepolter — bald darauf trat Bertha ein. Sie war auf der stockdunklen Treppe falsch getreten und gefallen.

„Ist denn keine Beleuchtung draußen?" fragte Julius.

Mutter und Tochter sahen sich betroffen an.

„Liese muß wohl das Lämpchen hereingenommen haben."

„Sie ist gar so sparsam, die Liese," begütigte Mutterchen zutraulich.

Bertha lächelte höflich zu dieser Erklärung — aber in des Professors Gesicht stieg es rot auf.

Nun kamen die dampfenden Schüsseln; man setzte sich zu Tische. Um keinen Preis wollte Mutter obenan sitzen; nein, nein, der Platz gebührte der Braut! Diese nahm aber die ihr zugedachte Ehre nicht an, und so mußte die alte Frau sich fügen. Es sei ihr gar nicht wohl da, erklärte sie treuherzig; eine Hausmutter müsse doch oft

vom Tisch aufstehen, und dann habe sie ihr Lebenlang nie Anspruch auf Ehrenplätze gemacht.

Julius verfiel in eine nervöse Heiterkeit und ließ es sich scheinbar vortrefflich schmecken. Er sprach viel, um Mutterchen so manches Wort abzuschneiden, welches sie — einmal warm geworden — vertrauensselig an Hedwig richtete. Gertrud war fortwährend auf den Füßen. — „Setze dich doch,“ bat er, „wozu strengst du dich so an?“

Gertrud lachte etwas verlegen, mit einem fast demütigen Blick zu ihrem Bruder hinüber, der sagen sollte: Ich will es euch ja nur behaglich machen!

Es war aber nicht ganz behaglich. Gertrud verlor mehr und mehr ihre Sicherheit. Ihr und der Mutter fehlte offenbar der richtige Ton, trotz aller Herzlichkeit. Es wollte nicht so gemütlich werden, wie sie es sich gedacht hatten. Hedwig und ihre Cousine aßen wenig, obgleich sie auf Mutters Befragen alles köstlich fanden. Julius machte auch so eigentümlich verblümt entschuldigende Bemerkungen. —

Viel früher, als erwartet, konnte Liese den Tisch abräumen. Das ist schnell gegangen, dachte die Alte, die den Höhepunkt der Festlichkeit im Essen erblickte. Es mußte in der Großstadt, woher die Gäste kamen, anders Brauch sein.

Frau Bremer stand auf. „Nun bitte ich um einige Augenblicke Geduld“, sagte sie verheißungsvoll; — „die Äpfel und Nüsse, die zum Weihnachtsabend gehören, die müßt ihr euch, liebe Kinder, da in der Nebenstube holen!“

Gott sei Dank, das hatte die Mutter nett gesagt. Wäre sie nur sonst weniger mitteilsam, weniger unterwürfig. Sobald es geht, wird Julius es ihr sagen, auch Gertrud.

Er blickte seine Braut fragend an. Hedwig lächelte großmütig und reichte ihm die Hand. Sie sprachen leise miteinander, Gertrud unterhielt die Cousine.

Bald ging die Thür ins Nebenzimmer auf — ein Christbäumchen strahlte ihnen entgegen.

Mutterchen führte Hedwig an der Hand hinein zu ihren Geschenken.

„Viel, viel schöne Weihnachtsfeste möge euch die Zukunft bringen! — Dies, liebe Hedwig, ist das erste Geschenk für eure Häuslichkeit. Gib ihm ein bescheidenes Plätzchen.“

„Ei, wie sch— — wie gütig von dir!“ — Hedwig konnte nicht lügen; sie hatte ein gedankenloses „schön“ auf den Lippen, verbesserte es aber schnell. Sie wollte die Hand küssen, welche die Arbeit gemacht, — es war für ihre verwöhnten Augen ein Unding von Farbenzusammenstellung.

„Was fällt dir ein — so etwas!“ wehrte die glückliche Geberin; „ich möchte dir ja —“ die Rührung kam schon wieder — „tausendmal mehr geben.“

Von Julius lag unter anderem ein kleines Packetchen auf Hedwigs Platz. Sie öffnete, mit einem beredten Blick auf ihn. An zarten Venezianerketten, die zu einem Halsschmuck vereinigt waren, hing ein geschnittener Stein, von kleinen Brillanten umsäumt.

„Nein, wie herrlich!“ rief das Mutterchen, ganz geblendet. In der Familie Bremer hatte man niemals Brillanten besessen.

„Ein Eros — wunderschön geschnitten.“

„Erus? Was ist das?“ fragte sie naiv. „Darf ich's auch ansehen?“ — Hurtig setzte sie die Brille auf. Eine Art verlegenen Entsetzens zeigte sich auf ihrem Gesicht. — „Nein, aber Julius! Der hat ja — rein nichts an —!“

Hedwig und Julius waren höchlich ergötzt. — „Der ist aus einem Himmelsstrich, wo das eine Nebenrolle spielt.“

„Wohl aus Italien mitgebracht?“

Er nickte seiner Braut zu. „Damals!“

„Ich danke dir!“ sagte Hedwig leise, innig, seine Hand ergreifend.

Er hielt die ihrige fest, hob sie zum Licht empor und küßte sie zwei-, dreimal. Es war ein stummer Gegendank an sie, die ihm so fein über eine unsägliche Beengung hinweg half, durch ihre Freundlichkeit gegen seine Angehörigen. Nie waren sie ihm so ärmlich, philisterhaft, wie heute vorgekommen.

„Aber wo bleibt denn die Liese? Die darf am Weihnachtsabend nicht fehlen — Liese!“ rief Mutterchen geschäftig zur Thür hinaus.

„Laß sie draußen,“ flüsterte ihr Julius zu. „Das paßt nicht.“

„Ei, nicht passen! Seit siebenunddreißig

Jahren wird ihr mit uns beschert. Die kränkt sich ja zu Tode darüber. Nicht wahr, liebe Schwiegertochter, die Liese darf hereinkommen? Das ist immer so gewesen."

„Natürlich!"

Die Alte folgte dem Ruf nicht. Gertrud mußte sie holen und über die Vernachlässigung heimlich trösten. Nun, da erschien sie denn, den Zipfel ihrer weißen Festschürze oben ins Band eingeschlagen, hustete verlegen, sah mit einem andächtigen Blick das Lichterbäumchen an, bedankte sich „gehorsamst" für die empfangenen Gaben — und ging, sobald sie konnte, geräuschlos wieder hinaus in ihre Küche.

Später brachte ihr Gertrud ein Glas Punsch und Näscherei. Sie fand die Alte, die mit ihrer Arbeit flink fertig geworden, gedankenvoll auf einem Stuhl beim Herde sitzend. — „Da trinken Sie, Liese, und dann gehen Sie nach Hause."

„Bedank' mich schön," sagte sie, „ich mag nicht trinken."

„Warum?"

— — „Was weiß ich — mir schnürt's — aber das brauch' ich nicht zu sagen."

Sie goß auf Gertruds Zureden das wärmende Getränk in eine Medizinflasche und nahm es samt den Geschenken mit nach Hause. — „Eine gute Nacht wünsch' ich," sagte sie, ohne sich umzusehen, an der Hausthür und schritt durch die stille Gasse, wo da und dort noch ein Fenster, des Christabends wegen, erleuchtet war.

Es folgte ein schöner, heller Weihnachtstag.

Früh am Morgen wurde Hedwig durch Glockengeläute aufgeweckt; es mußte eine Kirche ganz in der Nähe sein. Kaum war sie, als es aufgehört, wieder eingeschlummert, so begann es schon wieder seine eindringliche Mahnung. Und dann klingelte eine schreiende Hausglocke in der Nachbarschaft irgendwo. Die Holztreppe neben der Wand, wo Hedwigs Bett stand, krachte unter schweren Tritten, wahrscheinlich eines Bäckers oder Milchträgers — kurz, Hedwig blieb wach, trotz Mutters Mahnung, sich nur ja recht auszuschlafen.

Beim Ankleiden hatte sie Mühe, sich unter all dem Zierat des Zimmers zurechtzufinden, — lauter Sächelchen, die von einer gewissen Zimperlichkeit des Geschmacks redeten, unnötig, unschön, dazu noch teilweise mit Emblemen und Sprüchen versehen, z. B. eine wie ein Kunstwerk mitten an der Wand hängende Bürstentasche mit der Inschrift: Des Hauses Schmuck ist Reinlichkeit. — Welch ein Abstand zwischen Julius, dessen kritischen Spott gerade in Dingen des Geschmacks man kannte, und seinen Angehörigen hier! Jetzt begriff Hedwig, warum er sich gegen diese Weihnachtsreise gesträubt hatte: aus Zartgefühl. Er hing eben doch an dieser ureinfachen Mutter, dieser Schwester, von welcher sich Hedwig ein ganz anderes Bild gemacht, — an dieser unsagbar poesielosen Atmosphäre! Das waren Rätsel der Familienbande, die Hedwig nie kennen gelernt.

Es klöpfelte leise, behutsam an der Thür.

— „Ich bin es, liebes Kind; ich wollte dich fragen, ob du etwas brauchst?"

Die Mutter!

Hedwig, obwohl noch nicht fertig angekleidet, öffnete ein wenig die Thür. „Danke, danke! Aber zuerst guten Morgen! — Ich kann dich nicht bitten, einzutreten, — es ist zu viel Unordnung hier."

„Deshalb nur? Das thut ja nichts." Ohne Umstände trat sie ein. — „Weißt du, liebes Kind," sagte sie, bedeutsam lächelnd, „ich habe seit einer Stunde schon gehorcht, ob du wohl wach bist. Ich bin schon lange auf, und weißt du, warum? Ich konnte 's nicht erwarten, bis ich dich bei Tage sehe — ich habe vor lauter Freude fast gar nicht geschlafen."

„Gute Mutter!"

„Komm, laß dich ansehen — du mußt mir schon erlauben, daß ich dir einmal so recht gründlich in die Augen sehe. Weißt du, die Frau, die meinen Julius glücklich machen soll, von der muß ich mir jeden Zug einprägen! — Er war mein Sorgenkind seit seiner Geburt, weil er immer ein außergewöhnliches Kind war. Die hat man am liebsten, die einem die meiste Sorge machen; das wirst du schon auch einmal erfahren!"

Sie legte ihre Hände auf Hedwigs Schultern und betrachtete sie mit inniger Andacht. — „Hast du ihn denn auch so recht — recht lieb?" fragte sie, wie verstohlen, voll unendlicher Zärtlichkeit.

Hedwig lächelte. „Ich glaube wohl.“

„Nun, dann wird's ja gut werden, und der liebe Gott wird euch seinen Segen geben. — Wärst du heute vielleicht gerne zur Kirche gegangen?“

„Ich?“ fragte Hedwig etwas überrascht, — „ich dachte nicht daran.“

„Da hatte Gertrud also doch recht. Ich meinte — aber seine Religion, die macht jeder mit sich selber ab. Wir haben einen so ausgezeichneten Prediger.“

„So? Den hörst du wahrscheinlich recht oft?“

„Jedesmal! Heute hält er die Abendmahlspredigt; die ist immer besonders schön — da muß der Verstockteste butterweich werden.“

„Nun seid ihr durch mich abgehalten worden!“

„Nur ich. Gertrud ist hingegangen, obgleich deinetwegen ungern. Sie sagte, das ginge doch nicht, du müßtest ordentlich besorgt werden. Aber dafür bin ich ja da. Sie hat Rücksichten wegen der Schule zu nehmen. Als Lehrerin am ersten Weihnachtsfeiertag nicht im Gottesdienst sein, das würde ihr sehr verdacht werden. Aber was schwatz' ich nur so! Du hast gewiß schon Frühstückshunger, und wie kalt es hier ist! Sieh, jetzt würde Gertrud schelten, wenn sie das sähe. Sagst ihr nichts, gelt? Nun muß gleich geheizt werden, und dann kommst du in die Wohnstube, frühstücken; es ist schon alles bereit. — Bist du auch nicht böse, daß ich so lange geschwatzt habe?“

„Gewiß nicht!“

(Fortsetzung folgt.)



Friede.

Nun glätten sich im Abendhauche sacht
Die wilden, sturmgejagten Meereswogen,
Vom blassen Gold des Abends überflogen —
Und dämmernd eint sich freundlich Tag und Nacht.

So ging auch die dahin der rasche Tag.
Des Lebens Dissonanzen sind verklungen,
Denn Glück und Leid ward zu Erinnerungen,
Und friedlich geht des heißen Herzens Schlag.

Die Stille rings umher — wie wohl sie thut!
Vom Ufer ebbt mit einem letzten müden
Verträumten Rauschen die bewegte Flut.

So ist auch dir, dem Meere gleich, beschieden,
Nach eines farbenreichen Tages Glut,
Ein heilig ernster, süßer Abendfrieden.

Hedwig Gräfin Rittberg.



Die letzte Königin aus dem Hause Stuart.

Von

Theodor Hermann Pantenius.

(Abdruck verboten.)

Die Zeitungen berichteten vor einiger Zeit als Kuriosum, die englischen Jakobiten hätten eine Briefmarke drucken lassen, auf der statt des Porträts der Königin Victoria das Bildnis der Prinzessin Ludwig von Bayern prangte. Aus dieser Mitteilung erfuhr der erstaunte Leser zweierlei: einmal, daß es in dem Lande des Spleens auch heute noch Jakobiten gibt, obgleich doch der letzte Stuart bereits zu Anfang dieses Jahrhunderts — 1807 — zu seinen Vätern versammelt wurde; sodann, daß nach Ansicht dieser sachkundigen Genealogen die künftige Königin von Bayern auch die rechtmäßige Königin von Großbritannien und Kaiserin von Indien sei.

Heute erregen, wie gesagt, diese Ausführungen gerechtfertigte Heiterkeit, es gab aber eine Zeit, in der der Schlachtruf: „Hie Hannover! Hie Stuart!" die Leidenschaften nicht nur in Großbritannien, sondern in ganz Europa anfachte. Und die Entscheidung über diese Frage lag, wenigstens formell, in der Hand einer Stuart, der letzten Königin aus diesem unglücklichen Herrscherhause.

Die Persönlichkeit dieser Königin ist interessant genug, um es gerechtfertigt erscheinen zu lassen, daß wir im folgenden ein Bild von ihr und dem mit ihrem Geschick untrennbar verbundenen Ehepaar Churchill zu entwerfen suchen.

In der Zeit, in der die Söhne Karls I nach der Hinrichtung ihres Vaters das Brot der Verbannung aßen, hatten die beiden Prinzen keinen hingebenderen und klügeren Diener als Edward Hyde, den ehemaligen Schatzkanzler König Karls I, der in der Geschichte als Graf von Clarendon fortlebt. Die beiden Prinzen waren der Frauenliebe gleich sehr ergeben, doch unterschieden sie sich dadurch, daß Karl ein ausgesprochenes Gefühl für weibliche Schönheit hatte, während Jakob von der Natur in diesem Punkt vernachlässigte Frauen vorzog. Anna Hyde, die Tochter Sir Edwards, war danach eigentlich nicht geeignet, die Aufmerksamkeit des Prinzen Jakob auf sich zu ziehen, es geschah aber doch, und da die Liebe der jungen Dame auf keine andere Weise zu erlangen war, so entschloß er sich im Jahre 1653 zu einer regelrechten Werbung. Der Ehebund wurde in aller Stille geschlossen und nach der im folgenden Jahre großenteils durch Sir Edwards Verdienst eintretenden Restauration von König Karl II anerkannt. Aus dieser Ehe gingen zwei Töchter hervor: Maria und Anna, die beide einmal Königinnen von England werden sollten.

Das Schicksal der beiden Prinzessinnen gestaltete sich von Anfang an wunderlich genug, denn obgleich ihr Vater ein fanatischer Katholik, und ihre Mutter aus Liebe zu ihm ebenfalls heimlich katholisch geworden war, beschloß der König doch, seine Nichten im strengsten Protestantismus erziehen zu lassen. Es geschah das natürlich aus politischen Gründen. Der geistliche Berater der Prinzessinnen wurde der Bischof von London, Henry Compton, ein Mann, der früher bei der Leibgarde gedient hatte und nun das ganze Ungestüm seines Kavalleristentemperaments in einer leidenschaftlichen Hingabe an die englische Staatskirche ausgab. Er wurde denn auch seiner Aufgabe so gründlich gerecht, daß die Liebe zur englischen Staatskirche mit dem Leben der



Prinzessin Anna von Dänemark. Nach dem Gemälde von W. Wissing und J. van der Vaart.



Karl II. Nach dem Gemälde von Samuel Cooper.

beiden Prinzessinnen auf das innigste verschmolz. Neben ihr mußten alle anderen Empfindungen zurücktreten.

Da die Mutter der Prinzessinnen schon früh starb, wurde die Lady Frances Villiers mit ihrer Erziehung betraut, eine töchterreiche Dame, von der wir wenig wissen. Jedenfalls genossen aber die Prinzessinnen in Richmond ein gesundes, von der Verderbtheit des Hofes in keiner Weise angestecktes Familienleben. Und das wollte viel heißen.

Die Prinzessin Maria, zwei Jahre älter als ihre Schwester (geb. 30. April 1662), war die ungleich begabtere. Sie hatte viel von der bezaubernden Liebenswürdigkeit, die so viele Glieder ihres Hauses auszeichnete, einen scharfen Verstand und einen festen Willen. Prinzessin Anna (geb. 6. Februar 1664) war zunächst das Urbild eines

gut gearteten, aber wenig begabten jungen Mädchens. Eine überaus melodische Stimme war ihr schönster Schmuck. Aber so verschieden die beiden Schwestern auch erschienen, eins war beiden gemeinsam: jede von ihnen hatte von ihrem Vater eine wunderbare Hartnäckigkeit des Empfindens geerbt. Wem diese Seelen sich einmal ergeben hatten, an dem hingen sie mit einer Hingabe, die nur der Tod oder die unerhörtesten Erfahrungen zerstören konnten. Maria hatte das Glück, daß der Gegenstand ihrer Liebe ihr Gatte wurde. So wenig liebenswürdig der zweite große Oranier auch war, jeder Pulsschlag ihres Herzens hat ihm gehört, bis es still stand. Und diese Liebe brachte es schließlich auch fertig, diesen von klein auf ganz in der Politik aufgehenden Mann in einen liebevollen Gatten zu verwandeln. Als Wilhelm III an Marias Sterbebett zusammenbrach, fürchtete seine Umgebung allen Ernstes für sein Leben.

Der armen Anna wurde es nicht so gut. Auch sie liebte mit der ganzen Hartnäckigkeit, mit der ihr Vater haßte, aber diese Liebe galt nicht ihrem Gatten und wurde ihr schließlich zu einer Quelle bitterster Enttäuschung und schmerzlichster Aufregungen.

Der Herzog von York, das war der Titel Jakobs, hatte nach dem Tode seiner ersten Gemahlin wieder geheiratet. Seine zweite Frau wurde die Prinzessin Maria von Modena, eine Dame, die nicht viel älter war als ihre Stieftochter. Zu ihrem Hofstaat gehörte ein Ehepaar Churchill, das aus zwei höchst merkwürdigen Menschen bestand.

Unter den vielen verarmten Edelleuten, die nach der Restauration am Hofe zusammenströmten, um dort irgend wie Fuß zu fassen, befand sich auch ein Herr Churchill. Er hatte das Glück, daß seine Tochter Arabella häßlich und unliebenswürdig genug war, um die Augen des Herzogs von York auf sich zu ziehen, und die ganze Familie wurde nun gut placiert. Ihr weitaus begabtestes Mitglied war der damals zwölf Jahre zählende John, den der Herzog zunächst als Page verwendete und vier Jahre später als Fähndrich in die Leibgarde eintreten ließ. Dieser junge Mensch, der dazu bestimmt war, später einer der größten Feldherren aller Zeiten zu werden, zeichnete sich schon damals durch eine Verbindung von Eigenschaften aus, die man nur selten in einem Menschen vereinigt findet. Er war ebenso schön wie klug, furchtlos, schlagfertig im höchsten Grade und voll Selbstbeherrschung. Äußerlich durch und durch vornehm, war er doch ohne alle Grundsätze und ohne jedes Ehrgefühl. Zwei Leidenschaften beherrschten ihn von den Knabenjahren an: Ehrgeiz und Geldgeiz, und um ihnen zu frönen, scheute er vor nichts zurück. Der Bruder der Maitresse des Herzogs von York hatte, um sich eine einflußreiche Protektion zu sichern, ein Verhältnis mit der Maitresse des Königs, der Herzogin von Cleveland. Einmal wurde er von dem König um ein Haar bei der letzteren gefunden, und er konnte sich und seine Gönnerin nur retten, indem er aus einer hochgelegenen Etage zum Fenster hinaussprang. Die Herzogin belohnte die halsbrecherische That mit einem Geschenk von 100 000 Mark, und der junge Offizier — kaufte sich für diese Summe schleunigst eine Leibrente. Jedes Goldstück, das erübrigt werden konnte, wanderte in eine Truhe.

Zweiundzwanzig Jahre alt ging Churchill als Kapitän mit dem Herzog von Monmouth nach Frankreich und diente dort unter Turenne, der ihn sehr auszeichnete. In seinem siebenundzwanzigsten Jahre kehrte er nach England zurück, erhielt ein Regiment und wurde zugleich wieder dem Hofe des Herzogs von York zugeteilt.

An diesem Hofe lebte nun, zehn Jahre jünger als Churchill, ebenfalls seit ihrem zwölften Jahre, Sarah Jennings. Sarah Jennings war ein dem seinigen kongenialer Geist. Sie war ebenso klug und verschlagen wie er, ebenso ehrgeizig und ebenso grundsatzlos. Nur in einem unterschieden sie sich: während Churchill eine durchaus kalte Natur war, war Sarah im höchsten Grade leidenschaftlich. Diese beiden Menschen fühlten sich mit magischer Gewalt zu einander hingezogen, und die Liebe zu Sarah überwand sogar Churchills Geiz. Denn sie war ganz mittellos, und seine Verwandten hielten eine reiche Erbin für ihn bereit. Die Vermählung mit Sarah, für die sich die Herzogin von York lebhaft interessierte, fand in aller Stille statt, und es erwies



Anna Hyde, Herzogin von York. Nach dem Gemälde von Peter Lely.

sich, daß diese beiden an einem der verderbtesten Höfe der Welt aufgewachsenen, völlig grundsatzlosen Menschen ihr ganzes langes Leben hindurch von einer Liebe verbunden wurden, an der weder die Verhältnisse, noch die Jahre etwas veränderten. Bis zum Tode blieben sie sich mit einer Liebe zugethan, die sonst nur auf einem ungleich edleren Boden gedeiht.

Brachte Sarah ihrem Gatten auch kein Geld mit, so erwies es sich doch, daß sie über einen Schatz verfügte, aus dem das Ehepaar später auch große Summen schöpfen sollte. Dieser Schatz war die Liebe, welche die junge Prinzessin Anna für Frau Sarah hegte. Das schwerfällige Temperament der Prinzessin empfand die Lebhaftigkeit und Gesprächigkeit der klugen, witzigen Hofdame als eine köstliche Ergänzung, und ihre Seele klammerte sich mit allen Organen an die Freundin. Auch die Verheiratung der Prinzessin mit dem Prinzen Georg von Dänemark (1683), einem jüngeren Sohne Friedrichs III, that der Innigkeit dieses



Königin Maria von Modena. Nach dem Gemälde von Peter Lely.

Verhältnisses keinen Abbruch. Die Prinzessin war dem wenig begabten Prinzen, dessen Interessen über die Tafelfreuden und seinen geliebten Rotwein nicht hinausgingen, und der am englischen Hof eine lächerliche Figur abgab, eine treue, freundliche Gattin, aber ihr ganzes Herz gehörte Frau Churchill. Diese Hingabe äußerte sich in den rührendsten Formen. So war es der Prinzessin unerträglich, daß ihre Freundin sie auch unter vier Augen und brieflich als Hoheit anredete. Sie verlangte und setzte durch, daß sie miteinander auf dem Fuße völliger Gleichheit verkehrten. Die Prinzessin hieß Frau Morley, Frau Churchill — Frau Freeman. Auch der Prinz und Churchill selbst mußten sich diese Maskerade gefallen lassen und sich mit Herr Morley und Herr Freeman anreden.

Es ist sehr wahrscheinlich, daß die klugen und weitblickenden Churchills schon damals Pläne schmiedeten, um durch die ganz von ihnen umstrickte Prinzessin einmal England zu beherrschen.

Obgleich der Prinz und die Prinzessin in einem Teil von Whitehall wohnten, kümmerten sich Herr und Frau Morley doch ganz und gar nicht um die politischen Ereignisse, die in nächster Nähe von ihnen vor sich gingen, und die von der größten Bedeutung nicht nur für England, sondern für ganz Europa waren.

Sobald der Herzog von York nach dem Tode Karls II als Jakob II König geworden war, begann er mit aller Energie den Versuch, den Katholicismus zur herrschenden Religion in England zu machen.

Es kann an dieser Stelle nicht näher auf den Gang der historischen Ereignisse eingegangen werden. Es sei nur daran erinnert, daß das Vorgehen des Königs anfangs erträglich erschien, weil man die Nachfolge einer Protestantin für zweifellos hielt. Mochte Jakob im Interesse des Katholicismus auch noch so viel Eifer entfalten, sobald er starb, folgte ihm seine an den Prinzen Wilhelm von Oranien verheiratete (1677) Tochter Maria, und der Protestantismus war dieser Dame, wie jedermann wußte, Herzenssache. Die Stellung der Nation zum Könige wurde aber eine ganz andere, als ihm ein Sohn geboren wurde. Jetzt schien der Protestantismus ernstlich in Frage gestellt, und auch die loyalsten Kreise rüsteten sich zu entschlossenem Widerstande. Es kam dazu, daß Jakob mit seinem gewöhnlichen Ungeschick es nicht verhinderte, daß die in Bezug auf die Geburt dieses Kindes verbreiteten Gerüchte von jedermann geglaubt wurden. Obgleich nichts näher lag, als daß die Prinzessin Anna zu diesem Akt zugezogen wurde, unterließ man es, sie rechtzeitig zu benachrichtigen. Die Folge davon war, daß nicht nur die weitesten Volkskreise glaubten, daß der neugeborene Prinz ein mit Hilfe der Jesuiten untergeschobenes Kind sei, sondern daß auch die Prinzessinnen diesen Glauben teilten.

Es stand in der That viel auf dem Spiel. War das Kind echt und blieb es am Leben, so mußte mit einer katholischen Dynastie gerechnet werden. Eine solche bedeutete aber in jenem Zeitalter für England nichts anderes als einen Kampf auf Tod und Leben zwischen den beiden Bekenntnissen. Die Tage der „blutigen Maria“ waren noch in jedermanns Gedächtnis.

Der König hatte der Prinzessin Anna gegenüber immer seine liebenswürdigsten Seiten entfaltet. Dieser Mann, dessen Herz nach dem Urteil des sachkundigen Churchill härter war als Marmor, war ihr immer ein liebevoller Vater gewesen. Die Churchills hatten die Prinzessin schon damals pekuniär so ausgebeutet, daß sie trotz ihrer persönlichen Anspruchslosigkeit mit der ihr ausgesetzten verhältnismäßig hohen Apanage von 25 000 Pfund nicht auskam. Jakob hatte ihre Schulden anstandslos bezahlt. Was mehr sagen will: er, der seine Religion mit Vorliebe durch Bestechungen, Daumschrauben und spanische Stiefel verbreitete, er hatte sich darauf beschränkt, seiner Tochter dann und wann ein katholisches Buch in die Hand zu drücken, von dem man ihm gesagt hatte, es sei geeignet, auf protestantische Leser Eindruck zu machen.

Hier aber lag in der That ein unüberbrückbarer Abgrund zwischen Vater und Tochter. Genau mit derselben Starrköpfigkeit, mit der Jakob an der katholischen Konfession hing, hielt Anna an dem Bekenntnis der englischen Hochkirche fest. Jeden Angriff auf dieses empfand sie als eine persönliche Beleidigung, und ihre Liebe zu ihm war ungleich größer als die zu dem sich ihr mehr und mehr entfremdenden Vater.

Die Churchills waren persönlich in kirchlicher Beziehung so indifferent, wie man es von Leuten ihres Schlages erwarten mußte; für sie lagen aber die Dinge so, daß bei dem Siege des Katholicismus der Trumpf, den sie in der Hand hielten, sich in eine wertlose Karte verwandeln mußte. An einen Übertritt der Prinzessin Anna war nicht zu denken. Im günstigsten Fall ließ man sie nach dem Siege des Katholicismus ihre Tage ruhig und völlig einflußlos auf irgend einem abgelegenen Schloß vertrauern. Wurde dagegen der König vertrieben, und folgte ihm Maria, so war Anna die nächstberechtigte Erbin des Thrones. Maria war kinderlos; sie konnte jung sterben; man konnte sie vielleicht auch stürzen. Dann wurde Anna Königin, und die Churchills regierten durch sie. So that denn das Ehepaar alles, um die Kluft, die sich zwischen dem königlichen Hof und dem der Prinzessin geöffnet hatte, mehr und mehr zu erweitern. Maria und Wilhelm erfuhren,



Jakob II im Krönungsornat. Nach dem Gemälde von Peter Lely.

daß sie auf Anna und die Churchills unbedingt rechnen konnten.

Churchill hatte sich bei Gelegenheit des Aufstandes, an dessen Spitze der Herzog von Monmouth stand, sehr hervorgethan, sein Ansehen beim Könige war ein unbegrenztes. Wem in der That hätte Jakob auch vertrauen sollen, wenn nicht diesem Mann, der ihm alles verdankte?

Als Wilhelm am 5. November 1688 in der Torbai gelandet war und gegen London heranzog, verlegte ihm das Heer des Königs bei Salisbury den Weg. Die gegen den König Verschworenen, an ihrer

Spitze Churchill und der Herzog von Grafton, ein natürlicher Sohn Karls II, planten, Jakob in Warminster, wo ein paar Regimenter, auf die sie rechnen zu können glaubten, standen, gefangen zu nehmen; der König wurde aber, als er eben im Begriff stand nach Warminster abzureisen, von einem Nasenbluten heimgesucht, das ihn in Salisbury zurückhielt. Mittlerweile war der Höchstkommandierende Lord Feversham mißtrauisch geworden und riet dem König, Churchill und Grafton gefangen nehmen zu lassen. Jakob schlug die Warnung in den Wind, er berief vielmehr einen Kriegsrat, zu dem auch die verdächtigten Offiziere zugezogen wurden. Diesen wurde ihre Lage immerhin unheimlich, sie flohen noch in derselben Nacht in das Lager Wilhelms.

Jakob war ebenso bestürzt wie empört und gab unter dem Eindruck, daß er sich auf niemand mehr verlassen könne, den Befehl zum Rückzuge. Sobald das nächste Nachtquartier erreicht war, verließ ihn auch der Prinz Georg, der noch eben sein Nachtmahl geteilt hatte. Jakob that, als ob er sich aus diesem Abfall nicht viel mache, aber er erbitterte ihn doch tief, und er schrieb ihn mit Recht auf das Konto Churchills. Dieser aber hatte unbegreiflicherweise, wie es scheinen mußte, eine Geisel in Whitehall zurückgelassen: Frau Sarah weilte dort bei der Prinzessin Anna. Jakob war nicht der Mann, eine solche Gelegenheit unbenutzt vorübergehen zu lassen, um seinen Rachedurst zu stillen. Fiel Frau Sarah in seine Hände, so stand ihr ein schreckliches Schicksal bevor.

Das wußte Frau Sarah, das wußte aber auch die Prinzessin Anna. So schwer es der letzteren sonst auch fiel, einen Entschluß zu fassen, jetzt, wo sie die vergötterte Freundin in höchster Gefahr sah, war sie zur That bereit. Sie selber drängte zur Flucht, und die Lady Churchill handelte mit der ihr eignen Klugheit und Energie. Bischof Compton und der Herzog von Dorset wurden ins Vertrauen gezogen und brachten in der Nacht eine Mietkutsche in die Nähe des Palastes. Um Mitternacht kamen die Prinzessin und Frau Sarah die Hintertreppe herab und fuhren zunächst in die Wohnung Comptons. Am folgenden Tage brachen sie dann auf und stießen glücklich zu Wilhelm.

Als Jakob am Abend in London eintraf und erfuhr, daß seine Tochter und ihre Freundin geflohen waren, entrang sich selbst der Brust dieses durch den wildesten Fanatismus verhärteten Mannes ein Schmerzensschrei. „Gott sei mir gnädig," rief er, „meine eignen Kinder verlassen mich."

Als Jakob nach seiner Flucht für abgesetzt erklärt worden war, und Maria zur Königin ausgerufen werden sollte, entstand eine Schwierigkeit. Wilhelm erklärte, daß er als Prinzgemahl keinen Augenblick in England bleiben würde. Nun hatte Maria selbst den heißen Wunsch, daß er König von England werden sollte, und erklärte gerade heraus, daß sie nur als seine Gattin den Thron besteigen würde; es kam aber sehr darauf an, wie sich Anna zu dieser Frage verhielt. Sollte sie es ruhig hinnehmen, daß, falls etwa Maria vor Wilhelm starb, dieser als König regierte? Es war ja nicht wahrscheinlich, daß dieser Fall eintrat, denn Wilhelm war sehr kränklich, Maria aber kerngesund, er konnte indessen immerhin ins Auge gefaßt werden, und er trat ja auch thatsächlich später ein.

Anna selbst erhob gegen das Arrangement keinen Einspruch. Die Krone hatte für sie wenig Verlockendes, und die Churchills erwarteten damals noch für ihren Verrat den höchsten Lohn und rieten deshalb im Sinne Wilhelms. Wilhelm und Maria ernannten Churchill in der That zum Grafen von Marlborough, zum Geheimrat und königlichen Kammerherrn, und er hatte später Gelegenheit, sein großes Feldherrntalent in Irland und auf dem französischen Kriegsschauplatz zu entfalten, die unbeschränkte Herrschaft, die Frau Sarah über die Prinzessin Anna ausübte, mußte aber dem königlichen Paar mißfallen und mißfiel ihm in der That gründlich. Darüber kam es bald zu einem Konflikt. Die Marlboroughs wollten der Prinzessin eine unerhört hohe Apanage auswirken und zwar nicht durch das Königspaar, sondern vom Parlament aus. Da nun Wilhelm und Maria ganz richtig erkannten, daß diese Summe (70 000 Pfund) nur die Aufgabe haben sollte, der unersättlichen Habgier der Marlboroughs zu dienen, so widersetzten sie sich, und die Prinzessin mußte sich damit begnügen, daß ihr 50 000 Pfund, damals



Von Ihm! Nach dem
(Photographie und Verlag von



[G]emälde von Orrin Peck.
[(Phot. von] Franz Hanfstaengl in München.)

eine enorme Summe, zur Verfügung gestellt wurden. Das konnte Frau Sarah der Königin nie verzeihen, und es wurde ihr nicht schwer, der Prinzessin einzureden, daß ihre Geschwister ihr mit dem schnödesten Undank vergolten hätten.

Es kam eine Zeit, in der Wilhelm in England in hohem Grade unpopulär wurde. Man machte ihm zum Vorwurf, daß er England ganz unnützerweise in die Händel der kontinentalen Staaten verwickele; daß er dabei nur die Interessen Hollands im Auge habe; daß er sein Königsamt dazu mißbrauche, um seine holländischen und deutschen Waffengenossen auf Kosten seiner englischen Unterthanen mit Geld und Gut zu beschenken. Daran knüpften die Marlboroughs weitreichende Pläne. Wie, wenn es gelang, Wilhelm die Krone von England so zu verleiden, daß er in sein Vaterland zurückkehrte? Würde Maria ihm dann nicht folgen? Und mußte daran nicht, da an eine Rückberufung Jakobs im Ernst nicht zu denken war, Anna das Regiment zufallen? Anna war, im Gegensatz zu Maria, der man es nicht vergab, daß sie so rückhaltlos an ihrem Gatten hing, bei den Torys sehr beliebt. Sie war so gut protestantisch wie ihre Schwester, es ließ sich annehmen, daß auch der protestantische Teil der Jakobiten ihr zufallen würde.



Henry Compton, Bischof von London.
Nach einem zeitgenössischen Stich von David Loggan.

Es war immerhin ein höchst gewagtes Spiel, und die Marlboroughs hielten es für angemessen, für alle Fälle wieder mit Jakob anzuknüpfen. Sie bewogen auch die Prinzessin, in einem geheimen Schreiben an ihren Vater diesem die tiefste Reue über ihren einstigen Abfall von seiner Sache auszusprechen. Die Marlboroughs meinten das alles, wie gesagt, nicht ernst, denn niemand kannte Jakobs Unversöhnlichkeit besser als sie, es paßte aber in ihr Intriguenspiel, daß die Anhänger des vertriebenen Königs ihre Hoffnungen auf sie setzten. Wilhelm aber erfuhr schließlich von dem Verrat, und am 9. Januar 1692 wurde Marlborough aller seiner Ämter und Würden entsetzt.

Maria teilte ihrer Schwester selbst das Vorgefallene mit und erwartete natürlich, daß die Prinzessin auch ihrerseits die Marl-

boroughs aus allen Ämtern entlassen würde. Aber Anna hielt unentwegt an ihrer Freundin fest. Nicht nur das, die Gräfin hatte auch noch die Frechheit, eines Abends ihre Herrin in die königlichen Gemächer zu begleiten. Am folgenden Tage schrieb Maria Freundin trennen. „Es gibt kein Elend, das ich nicht lieber erduldete," schrieb sie. Schließlich ließ die Königin der Gräfin befehlen, den Palast zu verlassen. Mrs. Freeman zog dann auch richtig aus, aber Mrs. Morley begleitete sie. Beide Haus-



Maria, Prinzessin von Oranien. Nach dem Gemälde von Peter Lely.

an die Prinzessin. Sie setzte ihr auseinander, daß die Gräfin und ihr Gemahl nach dem Vorgefallenen doch unmöglich noch länger im Palast wohnen könnten, und beschwor sie, das Paar zu entlassen. Anna erklärte, sie könne sich nicht von ihrer

stände, der prinzliche und der gräfliche, wurden in einem Privathause gemeinsam fortgeführt.

Zuletzt riß der Königin die Geduld, und sie versuchte es, durch Strenge ihre Schwester aus den Banden dieser Freund-



Wilhelm III. Kupferstich von Cornelis Vermeulen nach dem Gemälde von Adrian van der Werff.

schaft zu reißen. Anna wurden die ihrem Range gebührenden Ehrenrechte vorenthalten: man stellte ihr keine Schildwache mehr, die fremden Gesandten durften ihr nicht mehr ihre Aufwartung machen, sie war von Hofe verbannt. Trotzdem hielt Mrs. Morley an Mrs. Freeman fest.

Erst als Maria auf dem Totenbett lag, fand eine Versöhnung zwischen den Schwestern statt, und nach Marias Tode (1694) bildete sich sogar ein freundschaftliches Verhältnis zwischen Wilhelm und Anna.

Das hatte seinen guten Grund. Marlborough hatte jetzt keinen Anlaß mehr, Wilhelm zu stürzen. Es unterlag keinem Zweifel, daß seine Tage gezählt waren, und die junge, lebensfrische Maria war tot. Nach Wilhelms Tode kam Anna ohnehin auf den Thron. Marlborough und sein Weib wirkten deshalb im versöhnlichsten Sinn auf Anna. Von ihnen selbst wollte Wilhelm anfangs allerdings nichts wissen, aber er machte keinen Versuch mehr, sie von Anna zu trennen, und sie warteten geduldig auf ihre Stunde. Im Jahre 1698 fand die Versöhnung statt. Marlborough wurde zum Gouverneur des damals neun Jahre alten Sohnes von Anna, des Herzogs von Gloucester, ernannt und erhielt zugleich einen Sitz in dem für die Zeit der Abwesenheit des Königs eingerichteten Regentschaftsrat. Die Familien Morley und Freeman standen wieder an den Stufen des Thrones.

Es begann jetzt die glücklichste Zeit im Leben der Prinzessin.

Anna war nun die anerkannte Thronfolgerin, und ihr wurden alle dieser Stellung entsprechenden Ehren zu teil. Sie residierte im St. James-Palast, und sie verbrachte den Sommer in Windsor-Castle. Das Verhältnis zu ihrer Freundin, das ihr so viele Anfechtungen zugezogen hatte, wurde jetzt von aller Welt respektiert, und die Prinzessin konnte sich in ihrer Arglosigkeit einbilden, daß es beiderseits auf reinster Hingabe beruhte. Ihr Sohn endlich, der im Jahre 1690 geborene Herzog von Gloucester, entwickelte sich in der erfreulichsten Weise. Es scheint, daß ein gut Teil deutscher Soldatenart in dem Knaben steckte. Man hatte ihm erlaubt, aus seinen Altersgenossen unter den Kindern der Hofleute ein Regiment zu bilden, und der Prinz wurde nicht müde, die Truppe Griffe üben und Schwenkungen ausführen zu lassen. Am Geburtstag der Prinzessin wurden aus kleinen Kanonen Ehrensalven abgegeben, und Anna ließ es sich gern gefallen, daß die St. Georgshalle sich darüber mit Pulverrauch füllte. Schon als sechsjähriger Knabe präsentierte der kleine Prinz vor dem König Wilhelm seine Muskete wie ein alter Grenadier und erklärte, er übe so fleißig, um seinem Onkel einmal im Kampf wider die Franzosen zu helfen. Wie wir schon sahen, wurde Marlborough sein Gouverneur, während Bischof Burnet, der treue Freund der Königin Maria, mit seiner wissenschaftlichen Erziehung betraut wurde.

Es war ein furchtbarer Schlag für Anna, als der kleine Prinz erkrankte und wenige Tage darauf (30. Juli 1700) starb. Und sie litt nicht nur als Mutter, sondern auch als Prinzessin, denn die Thronfolge war nun wieder ganz in Frage gestellt. Die große Mehrheit der Nation war fest entschlossen, unter keinen Umständen zu dulden, daß Jakob wieder auf den Thron kam, oder daß sein Sohn, der ebenfalls Jakob hieß, der Nachfolger Annas wurde. Unter diesen Umständen mußte der Thron auf die greise Enkelin Jakobs I., die Kurfürstin Sophie von Hannover, übergehen. Gegen diese aber hegte Anna eine ausgesprochene Abneigung. Sie hatte überdies die Zweifel an der Echtheit ihres Stiefbruders längst aufgegeben, und es war natürlich genug, daß sie die Stuarts wieder auf dem Thron von England zu sehen wünschte. Wohlverstanden, sofern das möglich war, ohne die Kirche zu gefährden.

Daran aber war nun gar nicht zu denken, denn der junge Prinz war im strengsten Katholicismus erzogen worden. Regierung und Parlament beschlossen denn auch schon 1701, daß der künftige König unter allen Umständen der Landeskirche angehören müsse und daß die Thronfolge der Kurfürstin Sophie und ihren Nachkommen gebühre. Als König Jakob (17. Septbr. 1701) starb und Ludwig XIV seinen Sohn als König Jakob III anerkannte, erklärte das Parlament den letzteren für einen Hochverräter und bedrohte jede Verbindung mit ihm mit den schwersten Strafen.

Je trauriger sich die Dinge für Anna

gestalteten, um so enger schloß sie sich an die Gräfin Marlborough, bei der sie allein Trost suchte und fand.

Am 8. März 1702 starb Wilhelm, und Anna wurde Königin.

Die Marlboroughs waren endlich am Ziel ihrer Wünsche, und der Graf — seit 1703 Herzog — konnte sein Feldherrntalent nach allen Richtungen entfalten. Die Namen Donauwörth, Blenheim, Ramillies, Oudenarde, Malplaquet bezeichnen die einzelnen Stationen seiner Heldenlaufbahn.

Während der Herzog im Felde lag, war es die Aufgabe der Herzogin, ihre königliche Freundin in seinem Sinne zu leiten. Das war anfangs leicht, wurde aber mit der Zeit immer schwieriger, denn die Sympathieen Annas gehörten im Grunde der Partei, welche in erster Reihe die englische Kirche vertrat, den Torys. Diese aber wollten von den kontinentalen Händeln nichts wissen und haßten die Marlboroughs von Herzen. Andererseits waren die ungeheuren Erfolge ihres Gemahls der Herzogin stark zu Kopf gestiegen, und die Jahre hatten überdies diese cholerische Natur nicht milder gemacht. Ihre Herrschsucht und ihre Habgier zogen ihr immer neue Feinde zu, und da



Prinz Georg von Dänemark. Nach dem Gemälde von Kneller.



Herzogin von Marlborough. Nach dem Gemälde von Kneller.

sie ihrer Macht ganz sicher zu sein glaubte, hielt sie es nicht mehr für nötig, ihre Begierden auch nur einigermaßen zu zügeln.

Am verhängnisvollsten scheint für sie der Umstand geworden zu sein, daß sie ihre Gleichgiltigkeit gegen die Konfession zu wenig verbarg, denn dieses war der Punkt, in dem auch die Freundschaft zwischen Mrs. Morley und Mrs. Freeman sterblich war. Anna war der Meinung, daß, sobald die Whigs das Regiment innehatten, die Kirche von England sich in Gefahr befand. Für diese Besorgnis fehlte der Herzogin jedes Verständnis.

Die zahlreichen Feinde der Marlboroughs erkannten indessen ganz richtig, daß bei dem



Herzog von Marlborough. Nach dem Gemälde von Adriaan van der Werff.

Anlehnungsbedürfnis der Königin die Herzogin nur verdrängt werden konnte, wenn sich ein Ersatz für sie fand. Nun hatte die Herzogin eine arme Cousine, ein Fräulein Abigail Hill, an den Hof gezogen und zur Kammerfrau (bedchamber-woman) der Königin gemacht. Die Feinde der Marlboroughs entdeckten mit Vergnügen, daß die Königin für diese junge Dame lebhafte Sympathieen hatte, und sie bemühten sich mit Erfolg, Fräulein Hill in ihr Lager hinüberzuziehen. So klug die Herzogin auch war, so verhinderte ihr Hochmut sie doch lange zu erkennen, daß ihr in der Kammerfrau eine gefährliche Konkurrentin erwuchs. Sie wurde erst stutzig, als sie erfuhr, daß Fräulein Hill mit Einwilligung der Königin, aber ohne Wissen der Her-

zogin einen Kammerherrn der Königin, Masham, geheiratet hatte, und sie wurde in hohem Grade unruhig, als sie nicht mehr daran zweifeln konnte, daß Frau Masham ihren Einfluß benutzte, um die Führer der Torys mit der Königin in persönliche Verbindung zu bringen.

Die Herzogin verdankte ihren Einfluß auf die Königin von Anbeginn an nicht etwa einem einschmeichelnden Auftreten, sondern ihrem energischen, herrischen Wesen, das Anna als eine Ergänzung zu ihrem eigenen sanften und unentschlossenen Charakter empfand. Kein Wunder, daß die Herzogin auch jetzt ihr Ziel am sichersten zu erreichen hoffte, wenn sie rücksichtslos gegen die Gegnerin vorging und kurzer Hand verlangte, daß Anna sie entlassen sollte. Zu ihrem Schrecken erwies es sich, daß Anna ihr zum erstenmal Widerstand zu leisten wagte. Die Königin hielt mit jenem unbeugsamen Eigensinn, der sich nicht selten mit großer Sanftmut verträgt, an der neuen Freundin fest. Nun gerät die Herzogin außer sich und verliert alle Besonnenheit. Es vergeht kein Tag, an dem sie nicht der Königin eine Scene macht. Alles vergeblich, sie entfremdet sie sich nur mehr und mehr und bietet ihren Feinden immer neue Blößen.

Im April 1710 kam es zur Katastrophe. Die Herzogin kam unerwartet nach Kensington und erzwang eine Audienz. Ihren Verlauf schildert sie selbst folgendermaßen: „Als ich eintrat, sagte die Königin, sie habe eben an mich schreiben wollen, und als ich zu sprechen begann, unterbrach sie mich vier- oder fünfmal, indem sie immer wieder wiederholte: ‚Was Sie mir auch zu sagen haben, Sie können es mir schriftlich mitteilen.‘ Ich betonte darauf, niemand könne etwas so Schlechtes gethan haben, daß man ihm daraufhin das Recht nehmen dürfe, sich zu verteidigen, und ich versicherte, ich würde sie nicht mit Fragen belästigen, von denen ich wüßte, daß sie ihr beschwerlich fielen. Ich müßte aber notgedrungen gewisse Verleumdungen, die über mich ausgesprochen worden wären, als solche enthüllen. Ich fuhr dann, obgleich die Königin ihr Antlitz von mir abwandte, fort, auszuführen, daß Personen in ihrer Umgebung sie glauben machten, ich spräche von ihr in einer Weise, die ich ebensogut anwenden, wie ich meine Kinder ermorden könnte. Die Königin erwiderte darauf, daß zweifellos viele Lügen verbreitet würden. Ich bat nun, mir im einzelnen mitzuteilen, wessen ich angeklagt wäre. Es würde sich dann schnell erweisen, ob ich schuldig sei. Nur so könne ich den Nachweis meiner Unschuld führen. Die Königin erwiderte darauf, daß sie mir keine Antwort geben würde. Ich hatte in meinem Brief betont, daß, was ich auch zu meiner Rechtfertigung zu sagen hätte, daraus für die Königin nicht die Verpflichtung erwüchse, mir zu antworten. Das benutzte sie nun, obgleich ich doch gewiß nicht gemeint hatte, es läge mir nichts daran, die Einzelheiten der gegen mich erhobenen Anklagen kennen zu lernen. Konnte ich sie doch sonst nicht widerlegen. Das aber, versicherte ich, wäre einzig und allein mein Wunsch. Es läge mir gar nichts daran, die Namen der Verleumder oder der Zwischenträger zu kennen. Ich beteuerte, daß ich der Königin die Unannehmlichkeit dieser Unterredung nicht etwa bereite, um ihre Gunst wiederzugewinnen, sondern lediglich um in ihren Augen fleckenlos zu erscheinen. Die Königin wollte jetzt das Zimmer verlassen, ich vertrat ihr aber den Weg und bat um die Erlaubnis, mich verteidigen zu dürfen. Die Königin wiederholte indessen immer wieder: ‚Sie wünschten keine Antwort und sollen keine haben.‘ Als sie sich der Thüre näherte, geriet ich in Verzweiflung. Ich brach in Thränen aus und konnte eine Weile nicht sprechen. Endlich faßte ich mich und rief in der Leidenschaftlichkeit meines Kummers die Königin zum Richter darüber an, ob ich nicht noch das Glück haben würde, Ihrer Majestät Gunst zu besitzen, wenn ich es verstanden hätte, meine wahre Meinung zu unterdrücken und in Bezug auf Menschen und Dinge zu heucheln; ob ich sie in der langen Zeit unserer Freundschaft je belogen oder sonst geheuchelt hätte; ob ich je ihr Mißfallen erregt hätte, es sei denn durch meinen Eifer, sie in Bezug auf solche Dinge zu beeinflussen, die mir für ihr Behagen oder ihre Sicherheit erforderlich erschienen. Ich fügte hinzu, eine sehr verständige und vertrauenswürdige Persönlichkeit aus ihrer Umgebung habe mir gesagt, mir würden Dinge zur Last gelegt, deren ich ganz unfähig sei. Sie wisse, daß Ihrer Majestät beständig allerlei



Herzog von Gloucester. Nach dem Gemälde von Kneller.



Bischof Gilbert Burnet. Nach dem Gemälde von John Riley.

Geschichten erzählt würden, um — sie gegen mich einzunehmen. Sie erklärte, daß ich Ihrer Majestät gegenüber schuldig sei, mancherlei unterlassen zu haben, weil ich nicht wußte, wie unangenehm Ihre Majestät nach dem, was zwischen uns vorgefallen sei, meine Besuche empfinden müsse. Ich erklärte darauf einiges, was die Königin mir übelgenommen hatte, und bat schließlich mit einem neuen Thränenstrom und in einer Verzweiflung, die auch da Mitgefühl wachrufen mußte, wo alle Liebe erloschen war, mir durch Angabe von Einzelheiten die Möglichkeit zu bieten, mich zu rechtfertigen. Die einzige Antwort war: ‚Sie wünschten keine Antwort, und Sie sollen auch keine erhalten.‘ Ich bat dann, mir wenigstens mitzuteilen, ob Ihre Majestät es mir ein anderes Mal sagen würde, aber sie antwortete nur: ‚Sie wünschten keine Antwort, und Sie sollen auch keine erhalten.‘ So endete diese merkwürdige Unterredung, die letzte, die ich mit Ihrer Majestät gehabt habe.“

Man gewinnt in der That aus dem Bericht der Herzogin, so einseitig er auch ist, ein lebhaftes Bild von dem Vorgang und den beteiligten Personen, die beide ganz ihrem Charakter entsprechend reden.

Ein Versuch, das alte Verhältnis wieder-

herzustellen, den der Herzog selbst austellte, schlug fehl. Die Freundschaft der Königin war endgiltig und für immer verscherzt. Und mit der Herzogin fiel auch der Herzog (1711). Die Rolle der Marlboroughs war ausgespielt.

Der Lebensabend der Königin, die bereits 1708 auch ihren Gemahl verloren hatte, gestaltete sich trübe genug. Die gewissenlosen, verderbten Staatsmänner, die an ihrem Hof in wilden Parteikämpfen um die wirkliche Herrschaft rangen, verursachten ihr manche böse Stunde, und ihr Wunsch, die Krone ihrem Stiefbruder zu hinterlassen, ließ sich nicht durchsetzen. Sie erlebte es noch, daß die ihr so verhaßte Kurfürstin Sophie vor ihr starb (Juni 1714), und es gelang ihr, den Kurprinzen Georg bis zuletzt vom englischen Boden fernzuhalten, aber sie konnte es nicht verhindern, daß er ihr Nachfolger wurde. Noch kurz vor ihrem Tode mußte sie eine Akte unterzeichnen, in der für den Fall der Landung ihres Stiefbruders in England ein Preis von 5000 Pfund auf seinen Kopf gesetzt wurde.

Am 1. August 1714 schloß die letzte Königin aus dem Hause Stuart die lebensmüden Augen für immer.

Unter ihrer Regierung hatte England machtvoll in die Verhältnisse Europas eingegriffen; es war ferner die Union Englands mit Schottland zu stande gekommen; es waren endlich auch sonst vielfach die Grundlagen zu Englands künftiger Größe gelegt worden. Aber die sanfte, indolente Frau auf dem Throne hatte kaum einen Anteil an diesen Dingen. Ihr hatte das Leben nur zu viel Schmerzliches gebracht. Sie hatte ihren Vater in der schwersten Krisis seines Lebens verlassen müssen; sie hatte mit ihrer einzigen Schwester in Unfrieden gelebt; sie mußte die Freundin, an der ihr Herz viele Jahre hindurch so leidenschaftlich hing, und der sie so große Opfer gebracht hatte, schließlich von sich stoßen; sie mußte mit dem Gedanken ins Grab steigen, daß ihr Geschlecht für immer von dem Thron ihrer Väter gestoßen war. Arme Anna!

Mrs. Freeman hat nach dem Tode von Mrs. Morley noch dreißig Jahre gelebt. Die Herzogin starb erst 1744, zweiundzwanzig Jahre nach dem Tode des Herzogs. In ihren Memoiren hat sie vergeblich versucht, eine Mohrenwäsche an ihrem eignen rabenschwarzen Leibe vorzunehmen. Was ihr und ihrem Gemahl wirklich zur Entschuldigung gereicht, ist der Umstand, daß sie die argen Kinder einer argen Zeit waren.

Sprüche.

Von **Frida Schanz**.

Ein Urteil, abgefaßt in Eile,
Von spätrem Urteil wird's verdrängt, —
Und doch, ein Hauch von Wahrheit hängt
Gewiß an jedem Vorurteile!

Modern sei die Kunst! doch himmelferne
Liegt ihr das fade Vergänglich-Moderne!
Das echte Kunstwerk sei bis zum Kern
Wahr und schön, — das heißt ewig-modern!

Wer zu der Begriffe Wogen und Schwanken
Den Schlüssel entdeckte im Dichterwort,
Dem wird das Spiel mit feinen Gedanken
Zum leidenschaftlichen Lieblingssport.

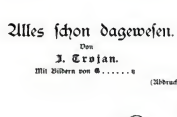
Eine Sorte Wanderer gibt es im Leben,
Die finden, wie sehr sie sich abgehetzt,
Grad' immer das letzte Stück Brot vergeben,
Grad' immer den letzten Stuhl besetzt.

Es freut sich jeder seiner lieben Habe,
Der Haus und Hof sein sichres Eigen nennt,
Eins aber ist noch beff're Himmelsgabe:
Ein kleines eignes sichres Stück Talent.

Der kann im vollen Ernste sagen,
Daß er ein gutes Buch genießt,
Der drin noch sinnend weiterliest,
Wenn er es lange zugeschlagen.

Ich bin zufrieden! denkt der Mensch vermessen,
Wenn er, was er ersehnt, errungen hat;
Jedwedes Mal, wenn man sich sattgegessen,
Denkt man, man sei für immer satt.

Halte die Thatkraft stramm und straff,
Sei die Zeit auch bequem und linde.
Zerrissene Segel hängen schlaff
Auch im frischen Winde.



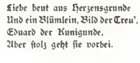
Alles schon dagewesen.

Von

J. Trojan.

Mit Bildern von G. . . . . . s

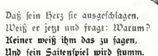




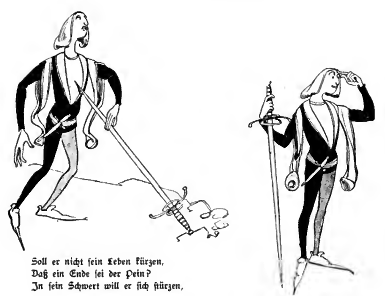
Liebe beut aus Herzensgrunde
Und ein Blümlein, Bild der Treu',
Eduard der Kunigunde,
Aber stolz geht sie vorbei.



Und er sieht sie, wie sie schreitet
Auf ihr Schloß zu, fühllos, ach,
Von dem Windspiel nur begleitet,
Und er blickt ihr seufzend nach.



Daß sein Herz sie ausgeschlagen,
Weiß er jetzt und fragt: Warum?
Keiner weiß ihm das zu sagen,
Und sein Saitenspiel wird stumm.



Soll er nicht sein Leben kürzen,
Daß ein Ende sei der Pein?
In sein Schwert will er sich stürzen,

Sieh, da fällt ihm etwas ein.

Aus dem Schatzgewölbe bringen
Läßt er sich kostbaren Tand,
Und versehn mit solchen Dingen
Wirbt er um der Schönen Hand.

Ketten bietet er und Spangen
Und sein Herz ihr auf den Knien.
Hold wird er von ihr empfangen,
Die vorher unnahbar schien.





Jetzt, berauscht von Liebeswonnen,	Hätt' er eher sich besonnen,
Sitzen sie im Rosenhain.	Wäre sie schon länger sein.

Das Kriegsrecht.

Von

Georg Freiherr von Ompteda.

(Abdruck verboten.)

Der Schnee fiel in so dichten Massen, daß seit zwei Tagen sogar die Bahnverbindung unterbrochen war. Und immer noch rieselten fortwährend die Flocken nieder. An den langen Winterabenden langweilten wir uns schrecklich in dem winzigen Neste. Trostlos sahen wir zum Fenster des Kasinos hinaus dem Naturschauspiele zu, das uns von der Außenwelt abschnitt.

Sogar dem allezeit fröhlichen Wagen, der erst seit einem Jahre Offizier war, ging der Humor aus:

„Da wollt' ich doch lieber, wir hätten einen frischen, fröhlichen Krieg!"

Der Major wurde ganz ernst. Kopfschüttelnd sah er den jungen Leutnant an:

„Herr von Wagen, man merkt, daß Sie noch keinen Krieg erlebt haben!"

„Na Herr Major, man kann doch nur einmal totgeschossen werden!"

Der Major schwieg eine Weile, dann fuhr er fort:

„Das eigene Leiden ist es nicht. Was man sieht, macht es, was man erlebt! Der Krieg ist etwas Furchtbares!"

Ganz still war Leutnant von Wagen geworden, und auch wir anderen sagten nichts, bis endlich einer den Major bat, von 1870 zu erzählen. Er wehrte sich zuerst. Er meinte, ihm sei die Gabe versagt, ein Geschehnis regelrecht zur „Geschichte" zu bilden.

Das war aber nur Bescheidenheit, wie wir wußten, denn der Major hatte uns schon manche Stunde vertrieben mit seinen heitern Erlebnissen, in denen er sich oft ein wenig selbst ironisierte. Nun sollte einmal etwas Ernstes kommen. Uns auch lieb. Man vergaß doch wenigstens die Öde und Langeweile des Winterabends.

Wir setzten uns zurecht, ließen die Lichter anstecken, die Vorhänge schließen und ein paar Scheit Holz auf das offene Feuer des Ofens werfen.

Der Major, der den ganzen Tag die

Cigarre nicht aus dem Munde bekommt, steckte sich eine neue an, machte noch eine Kunstpause, wie er sie liebt, um die Aufmerksamkeit zu schärfen, und fing endlich an zu erzählen:

„In der ersten Zeit des Krieges hat mir der Ort, wo ein Gefecht stattgefunden hatte, immer einen unauslöschlich furchtbaren Eindruck gemacht. Mit der Zeit werden die Nerven abgestumpft dagegen. Man wird roh und gefühllos. Mein Gott, man ist auch totmüde und oft so überanstrengt, daß einem alles vollkommen gleichgültig ist, und man über solche Sachen nicht mehr nachdenkt.

Wo man Platz findet, legt man sich hin und schläft wie ein Bär, und wenn man auch mitten unter totgeschossenen Kameraden läge.

Den ersten Gefallenen sah ich bei Wörth. Ich hatte eine Patrouille bekommen und ritt mit meinen Leuten durch den Wald. Ich voran. Auf einer Lichtung, die wir durchquerten, scheute plötzlich meine Stute — sie ist mir später vor Paris im Stalle verbrannt, den die Kerls von einem Fort in Brand geschossen hatten — also die Stute machte einen Satz zur Seite, während sie pustend und schnaubend den Kopf senkte.

Da lag die erste Rothose. Ein Kavallerist, der offenbar vom Pferd heruntergeschossen worden war. Der Kopf ruhte im Graben, der Körper auf dem Wege. Eine Wunde war nicht zu sehen, und die Augen — schwarz wie das Haar — standen groß offen, so daß wir dachten, er lebte noch.

Ich meinte, er müsse jeden Moment meinen Gaul bei den Beinen packen. Ja es ist lächerlich, aber ich weiß noch ganz genau, daß meine erste Empfindung so war. Dabei gab es keinen Zweifel, daß er tot war, denn in dieser Lage hätte es ein Verwundeter nicht ausgehalten, ohne zu ersticken.

Wir blieben einen Augenblick halten. Es war doch ein sonderbares Gefühl: der erste Tote! Das Grauenhafte war, daß die Leiche eine Cigarette im Mundwinkel hängen hatte. Der Tod mußte also wohl augenblicklich eingetreten sein.

Aber dieses bläulich-braune Gesicht mit den offenen, schwarzen Augen und der Cigarette im Munde starrt mich noch heute an, wenn ich daran denke.

Dann schritten wir vorwärts, und nun kamen die ersten Schlachtfelder.

Sehen Sie sich das mal an, Herr von Wagen, und dann reden Sie mir noch einmal von „frischem fröhlichem“ Krieg.

Sie müssen sich zwar nicht vorstellen, daß da meilenweit dick alles voller Toten und Verwundeten gelegen hätte. Das habe ich nie so gesehen. Aber an einzelnen Stellen: einfach furchtbar. Vor allem in der Nähe, hinter oder vor den Deckungen, an den Waldsäumen, Mauern, Einfriedigungen, Straßengräben, dort lagen sie Mann an Mann getreulich nebeneinander.

Wir ritten einmal — das ganze Regiment — die Chaussee hinab, die nach Branle-la-Pêche führt. Eine pappelbepflanzte, ziemlich breite Straße. So etwas hatte ich doch nicht für möglich gehalten: im Chausseegraben rechts und links lagen die Toten förmlich wie in Schützenketten, aber an vielen Stellen dichter noch als eine Schützenkette sein dürfte.

Es waren fast nur Bayern. Eine Menge hätte man gar nicht einmal für tot gehalten. Sie hatten sich zum Schießen im Graben hingekniet, gekauert oder lang ausgestreckt, je nach der wechselnden Tiefe der Aushöhlung. Das Gewehr war auf den Grabenrand zum Feuern aufgelegt, als warteten sie nur auf das Kommando zum Feuern.

Andere waren zurückgefallen und befanden sich nun in den verschiedensten Stellungen auf der Grabensohle. Oft zwei oder drei übereinander, auf dem Rücken oder platt auf dem Bauche, das Gesicht in der Erde.

An den tiefsten Stellen der Gräben stand Wasser vom Regen in der Nacht, und dort in die Lachen und Pfützen waren Köpfe vergraben, als ob die Sterbenden in ihrer letzten Not und Angst noch hätten die Lippen benetzen wollen, oder als ob sie, unfähig, sich aus der einmal eingenommenen Lage zu erheben, langsam ertrunken wären, wie das Regenwasser allmählich stieg.

Auf der Straße selbst war fast nichts zu sehen. Den Durchgang hatte man am frühen Morgen für die vorbeimarschierenden Truppen gesäubert. Nur hier und da, aber doch nur an wenigen Stellen, hatte eine Granate die Straßenbettung aufgerissen und ihren Trichter ausgeworfen.

Eine kleine Pappel ganz nahe bei

Branle-la-Pêche war zerspellt von einem krepierenden Geschoß, als hätte sie der Blitz getroffen.

Aber an den Seiten der Straße lag alles herum, was der Tag an Opfern gefordert: Raupenhelme, Mützen, Keppis und Tschakos, Epaulettes, Faschinenmesser, Säbel, Gewehre, Patrontaschen und alle Montierungsstücke.

Auf dem Felde, das sich zu den Höhen von Branle-la-Pêche hinaufzog, wo die Hauptstellungen der Franzosen am Tage vorher gewesen, da war es geradezu furchtbar. Wenn ich die Augen schließe, so sehe ich noch heute das Bild genau vor mir, obwohl so viele Jahre dazwischenliegen.

Lehnan, von der Straße ab bis hinauf an die weiße, in der Sonne blendende Kirchhofsmauer, dehnte sich ein einziges Totenfeld. Wir mußten dort die Straße verlassen, weil wir an die „ferme les Sabliers" befohlen waren, die unmittelbar nördlich vom Kirchhof sich erhoben hatte. „Hatte," denn sie war bis zum Boden niedergebrannt.

Ich weiß noch, daß die Tête .... ich war bei der dritten, an diesem Tage Têtenescadron .... zuerst zögerte, über den Graben zu setzen. Drüben am Landungsufer war nämlich nicht ein Fleckchen frei, wo beim Sprunge unsere Tiere hätten fußen können.

Die Kolonne verhielt. Ein paar Gäule krochen zurück und brachten dadurch Unordnung in die Schwadron. Unser Regimentskommandeur Oberst von Bülow kam im Galopp an der Kolonne vorgeritten: „Na vorwärts! vorwärts! Direktion Kirchhof von Branle-la-Pêche habe ich gesagt! Ihr werdet doch noch den Graben nehmen können! ...."

Aber das Wort erstarb ihm fast im Munde, als er den Leichenwall vor uns sah, auf den zu springen Tier und Mensch der Instinkt abhielt.

„Ja so .... also ausbiegen .... aber schnell .... Herr Rittmeister!" rief unser braver Oberst. ... Es war, als ob er herumwürgte an den paar Silben.

Und nun bogen wir nach dem Dorfe zu aus, um etwa 50 Schritt. Dort war ein regelrechter Übergang über den Graben hergestellt, wahrscheinlich für das Auffahren unserer Artillerie am Tage vorher. Obenauf lagen Faschienen, abgehauene Äste von den benachbarten Pappeln, die Speichen von einem wohl zerschossenen und stecken gebliebenen Munitionswagen, ein paar Tornister, Sand und Erde. Doch die Aufschüttung hatte der Regen der Nacht zum großen Teil weggespült, und wir wurden gewahr, daß man zu unterst, der Längsrichtung des Grabens folgend, Gefallene gebettet hatte, nebeneinander geschichtet wie ein Bund Reißig, um den Geschützen über das Hindernis zu helfen.

Unser Weg ging über Leichen.

Ein Adjutant kam uns von der Höhe aus entgegen, um das Regiment zur Eile zu mahnen. Sein Pferd jagte rücksichtslos über die Körper der am Boden liegenden Menschen und Rosse. Ihm war das schon ganz einerlei, was uns noch Grausen erregte. Er hatte die Gefechte der vergangenen Woche schon mitgemacht, während wir erst frisch ins Feuer kamen.

Ihm hatte schon die harte Notwendigkeit das Gefühl geraubt.

Und später ging es mir auch so. Wie oft bin ich als Ordonnanzoffizier über ein Gefechtsfeld geritten ohne Regung, ohne Zücken. Die Pflicht trieb mich. Die Zeit fehlte mir, die blutenden Stumpfe und abgerissenen Glieder, die verzerrten Gesichter, die zerfleischten Leiber mit menschlichem Gefühl zu betrachten. Ein Dutzend Biwaksnächte nacheinander bei Regen und Kälte, endlose Märsche, Übermüdung und Nervenzerrüttung ließen mich gleichgültig werden gegen alle Greuel des Krieges.

Ruhig habe ich mich dann, wenn die Müdigkeit mich übermannte, hingeworfen, wo es gerade kam. Ich dachte über nichts dergleichen mehr nach.

Ein einziges Mal breitete ich ein Taschentuch über das Gesicht eines Toten neben mir, um schlafen zu können. Es war ein großer, blonder „Garde mobile du Nord," dessen Züge im Todeskampf zu grinsen schienen, als lache er über einen guten Witz.

Und dann habe ich einmal — es war ganz am Ende des Feldzuges — wieder Grauen empfunden, als ich auf einem abendlichen Ritt ganz allein nördlich von Paris über den Schauplatz eines Ausfalles der Belagerten mußte:

Das Schlachtfeld war fast aufgeräumt.



Spielmann eines Hochländer Regiments. Studie von Ed. Détaille.

Die Schneedecke hatte wohl auch manches verborgen. Da sah ich plötzlich im Vorüberreiten, wie eine Hand um einen Baum am Wege griff.

Ich parierte mißtrauisch meinen Gaul. Man wird vorsichtig auf solchen Ritten, wo einen aus dem Hinterhalt eine Kugel erreichen kann, ohne daß man etwas vom Feinde bemerkt hat. Wie ich nun genau hinsah, entdeckte ich, daß es eine braune, starke, linke Hand war, behaart und mit einem Trauringe am vierten Finger. Doch mit einemmale erblickte ich die Fleischwunde am Gelenk, wo sie vom Arme getrennt. Sie war wahrscheinlich durch einen Granatsplitter abgerissen, fortgeschleudert worden und nun auf irgend eine Art und Weise an der scharfen Rinde des Baumes hängen geblieben.

Der Anblick war mir so schrecklich, daß ich dem Gaul die Sporen gab, um möglichst schnell vorüberzukommen.

Und nun rede man noch von „frischem, fröhlichem“ Krieg!

Die furchtbarsten Seiten des Krieges sind aber nicht Greuel und Verwüstung der Schlachtfelder, sondern die Grausamkeiten gegen die Bewohner, die er mit sich bringt, weil in solchen Zeiten nichts gilt, als die Frage: was ist notwendig zur Gewährleistung des Sieges?

Im zweiten Teil des Feldzuges führte ich eine Zeitlang die Schwadron als einziger Offizier. Der Rittmeister war eines Sturzes halber, der ihn zum Reiten unfähig machte, in die Heimat geschafft. Der Premierleutnant lag am Typhus erkrankt im Lazarett.

Wir hatten Quartiere gewechselt, und ich kam mit meinen Leuten erst ziemlich spät am Nachmittage in unserem neuen Standorte an.

Saint-Julien-En-Chevalet hieß das Dorf, in dem wir bis zum Morgen bleiben sollten. Der Ort war klein, aber reizend, soweit sich unter der dichten Schneedecke, die ihn einhüllte, erkennen ließ.

Ich war mit dem Wachtmeister und einigen zwanzig Pferden auf dem Schlosse untergebracht worden. Dem „Châtiau“, wie die Bauern es nannten. Nu flüchtig nahm ich das „Châtiau“ in Augenschein, das eigentlich wohl mehr den Namen einer Villa verdiente, dann ging ich ins Dorf, um nach meinen Leuten zu sehen.

Als ich nach einer halben Stunde etwa zurückkehrte, fand ich nirgends ein lebendes Wesen auf dem Hofe. Die Husaren waren bei ihren Pferden beschäftigt, und im Hausflur zeigte sich kein Mensch.

Irgend wo mußte ich doch bleiben: Ich trat also ein, bestrebt, den Säbel klirren zu lassen, weil ich hoffte, dadurch meine Anwesenheit bemerkbar zu machen.

Eine Thür im Flur ging auf, und ein alter Diener in einfacher, schwarzer Livree sagte zu mir:

„Monsieur le comte vous prie d'entrer ici dans cette pièce.“

Dabei öffnete er ein Zimmer zu ebener Erde.

Ich befand mich allein in einem Salon Louis XVI. Nicht eben groß, aber dafür desto geschmackvoller. Darin sind sie ja einzig die Franzosen. Alles in dem Raume war zu einander passend und mit künstlerischem Geschmack abgetönt. Im Kamin, auf dem ein paar prächtige Bronzen standen — übrigens nach meinem Urteil vielleicht ein wenig zu „spielig,“ übertrieben zierlich — brannte knisternd das Feuer. Mit meinen dicken Feldzugsstiefeln, an denen doch noch trotz sorgfältigen Abtretens der Schnee backte, wagte ich gar nicht recht weiter in das Zimmer hineinzugehen, denn auf dem hellen Rokokoteppich ließ ich, wenn auch gegen meinen Willen, Spuren zurück.

Zwischen den Fenstern stand ein wunderschönes Bahût Louis XVI, jenes kleine schrankartige Möbel, das wir 1870 fast überall in den Salons fanden.

Ich bückte mich, um die Malerei auf den beiden kokett geschwungenen Flügelthüren des Bahût anzusehen, als jemand eintrat.

Ich fuhr herum. Ein älterer Herr stand vor mir. Klein, mit bräunlichem Teint, ergrautem, kurzgehaltenem Haar und schwarzem, nur an den Spitzen sich weiß färbendem Henri-quatre. Wahrscheinlich der Hausherr, Comte de Brissac-Lebuys.

Wir verneigten uns beide, und er sagte höflich, wenn auch kühl:

„Monsieur, je vous souhaite la bienvenue.“

Da ich mein Bonnenfranzösisch noch nicht ganz vergessen hatte, antwortete ich ihm, in seinem Idiom, es thäte mir leid,

ihn in seiner Bequemlichkeit zu stören, allein wie er ja wisse, sei es ja nicht eigne Wahl, die mich hierherführe, sondern die Pflicht gegen mein Vaterland.

Der Graf de Brissac erwiderte nichts darauf, machte nur eine artige Geberde, die in einem Achselzucken und Mienenspiel so viel heißen sollte als: traurig genug, wir können es aber nun einmal nicht ändern.

Ich beendete die Verlegenheit, indem ich bat, mir mein Zimmer anzuweisen. Wir traten wieder auf den Flur, und er schritt voran die Holztreppe hinauf, die in das Obergeschoß führte. Dabei nahm ich erst wahr, wie klein er sei, denn er trug Absätze, fast eine Handbreit hoch.

Mein Zimmer war riesig. Es hatte vier Fenster Front nach dem Park zu, der sich an das „Châtiau" schloß, und den man durch die kahlen Äste der Bäume hindurch weit überblicken konnte. Im Kamin brannte gleichfalls ein lebhaftes Feuer. Mein Bett stand unter einem mächtigen Himmel von Cretonne von demselben Muster wie die Vorhänge. Es war breit nach französischer Art.

Der Graf wartete neben mir, und — ich meinte, um etwas zu sagen, immer französisch natürlich:

„Ihre französischen Betten sind wundervoll, Herr Graf!"

Ein freundliches Lächeln flog um seine Lippen, und er erwiderte mit einem gewissen Stolz:

„Sie sind sehr artig, mein Herr, das zu finden, aber es ist auch so!"

Nun erkundigte ich mich noch danach, wo mein Bursche untergebracht sei. Aber er verstand mich durchaus nicht. Endlich bemerkte ich den Grund: ich hatte geglaubt richtig zu übersetzen und sprach immer von meinem „Garçon." Graf de Brissac, der von einem Kellner nichts wußte, half mir ein:

„Votre ordonnance! Je ne sais pas! C'est l'affaire du valet de chambre de s'en charger."

Das wollte ich aber nicht. Ich hatte es mir zur Regel gemacht, wo wir auch während des Feldzuges hinkamen, stets meinen Burschen mit mir zusammen oder unmittelbar neben mir schlafen zu lassen. Feindseligkeiten der Bevölkerung hatten mich schon mehrfach gelehrt, daß Vorsicht nicht unnütz sein konnte.

Ich bat meinen Wirt, es so einrichten zu wollen, daß mein Bursche ein Zimmer neben dem meinigen erhielte.

Er blickte mich erstaunt an, aber sagte es zu. Auch der Wachtmeister, den er im Stallgebäude hatte schlafen lassen wollen, wurde auf meine Bitte im „Châtiau" einquartiert. Er sollte neben der „Office" im Erdgeschoß seine Wohnung bekommen.

Dann empfahl sich Graf Brissac, indem er mich bat, doch gefälligst im Salon zu erscheinen, sobald ich meine Toilette beendigt. Das war bald geschehen, zum Umziehen besaß ich nichts. Ich wusch mir also nur die Hände und ließ mir die Stiefel durch den getreuen Grumbke, meinen Burschen, reinigen, wobei ich ihm empfahl, noch ein paar Scheit Holz in den Kamin zu werfen, der mehr für das Auge zu sein schien, als für Abwehr eines so strengen Winters. Freilich waren ja die Temperaturverhältnisse damals für Frankreich außergewöhnliche.

Als ich in den kleinen Salon trat, faß mein Wirt am Feuer und las. Er erhob sich und bot mir einen Stuhl an.

Ich entschuldigte meinen Anzug, vor allem meine schweren Schmierstiefel damit, daß ich thatsächlich augenblicklich nichts anderes anzuziehen hätte, als was ich selbst auf dem Pferde mit mir trug, dazu müsse ich für alle Vorkommnisse bereit sein, sofort wieder in den Sattel steigen zu können.

Graf de Brissac meinte, er selbst sei zwar nicht Soldat gewesen, aber er habe von seinen Freunden gehört, daß sie in den glorreichen Feldzügen, die sie mitgemacht, alles bei sich gehabt hätten, bis auf die geringsten Toilettegegenstände. Dabei begann er mit einer gewissen Absicht diese Kriege aufzuzählen: Krim, Algier, Mexiko, Italien.

Ich erwiderte ihm ruhig, wir erachteten es als schweren Fehler, auch nur ein einziges Stück mitzuschleppen, das nicht unbedingt notwendig sei.

Darüber schien er einigermaßen erstaunt. Er meinte nicht ohne Schärfe:

„Man kann doch nicht im Kriege ganz Barbar werden. Die Reinlichkeit sollte immer aufrecht erhalten bleiben."

Da er einen solchen Ton anschlug, antwortete ich ironisch:

„Herr Graf, zu diesem Zwecke führe

ich auch eine Zahnbürste in der Packtasche!"

Das hätte ich nicht thun sollen, denn unsere Stimmung gegeneinander wurde nun immer eisiger. Wir als Sieger hatten die Pflicht, so zuvorkommend zu sein, wie nur möglich, und kleine Empfindlichkeiten mußten und konnten wir unseren Wirten verzeihen, die so tief gedemütigt waren durch die fortwährenden Niederlagen, und die ein Recht hatten, uns Eindringlinge zu hassen aus vollster Seele.

Während des ganzen Krieges war es mein Bestreben gewesen, wohin ich auch kam, Mitleid zu haben, zu lindern, zu besänftigen. Ich that es ja so gern! Ich habe diese armen Leute lieb gewonnen und achten gelernt im Feldzuge, die so oft verzweifelt und gebrochen waren über das Unglück ihres Vaterlandes. Nie habe ich vergessen mich zu fragen: wie ist uns zu Mut gewesen unter Napoleons I. Unterdrückungen; was würden wir thun, wenn heute die Franzosen als Sieger in Deutschland wären, statt wir bei ihnen?

Ich beschloß also einzulenken und wollte eben etwas Dementsprechendes sagen, als der alte Diener eintrat, der mich in den Salon geführt. Er wandte sich zu Graf de Brissac und meldete:

„Monsieur le comte est servi."

Wir standen auf und gingen in das danebenliegende Zimmer, wo der Tisch gedeckt war. Mit einer Handbewegung forderte mich mein Wirt auf, Platz zu nehmen, und der Diener begann zu servieren. Ich bekam ein vorzügliches Diner vorgesetzt von wenig Gängen, aber so ausgezeichnet zubereitet, wie man es eben nur in Frankreich erhält. Dabei sagte der Graf noch ein paar entschuldigende Worte, deren Spitze freilich wiederum etwas Absichtliches hatte. Er meinte nämlich, das Essen habe darunter gelitten, daß in diesen Kriegszeiten die Gegend zu unsicher sei, um sich etwas kommen zu lassen. Es würde von unseren Truppen ja doch nur weggefangen werden. Sein Ton war höflich und zuvorkommend in vorsichtigen Ausdrücken zwar, aber die Absicht lag doch auf der Hand.

Dem wollte ich entgegnen.

Ich nahm also mein ganzes Französisch zusammen und sprach — vielleicht durch den Ärger besser die Worte findend, etwa folgendes:

„Herr Graf, Sie werden mir beistimmen, wenn ich Ihnen von vornherein sage, daß der Krieg natürlich ein Unglück auf jeden Fall ist. Er mag niedrige Leidenschaften entzünden, sie vielleicht im Außergewöhnlichen aller Umstände auch schärfer zu Tage treten lassen als in Friedenszeiten, aber stark breit machen dürfen sie sich nicht. Bei uns nicht. Bei uns Preußen ist der hervorstechendste Zug der Armee: Disciplin, Manneszucht. Unsere Leute gehorchen den Befehlen ihrer Offiziere. Und unser Offizierkorps ist nicht eine Bande von Freibeutern und Wegelagerern, sondern eine Vereinigung von Gentlemen. Und ich darf Sie wohl darauf aufmerksam machen, Herr Graf, daß ich demjenigen, der das anzweifeln sollte, zur Verfügung stehe, falls er mir seine Zeugen schickt. Natürlich vom Tage des Friedensschlusses ab, denn bis dahin gehört mein Leben meinem Könige!"

Diese Rede war ein bißchen floskelhaft und übertrieben, aber die Franzosen haben ja nun einmal die kleine Schwäche, solche Redensarten zu lieben. Und in der That, wie ich gehofft, hatte sie auf meinen Wirt Eindruck gemacht. Er sagte mir nämlich ein paar Komplimente über zwei Kameraden von der Infanterie, die vor acht Tagen bei ihm gelegen hätten und „très bien" gewesen wären. Dann gab er mir zu, im Dorfe und auf seiner Besitzung habe niemand klagen können. Die Soldaten hätten sogar der Dienerschaft geholfen, Holz zum Feuern klein zu schlagen.

Hierbei nickte der alte Diener nachdrücklich, der bis dahin, während wir aßen, regungslos am Buffet gestanden hatte.

Ich fragte sofort den Grafen, ob er etwa über das Verhalten meiner Husaren irgend wie zu klagen hätte. In diesem Falle würde es mir eine besonders angenehme Pflicht sein, Abhilfe zu schaffen.

Zuerst wollte der alte Herr nicht recht mit der Sprache heraus, bis es sich schließlich ergab, daß ihn mein braver Wachtmeister gekränkt, der mit ein paar Leuten der Sicherheit halber das ganze „Châtiau" durchsucht hatte, wie wir es übrigens immer thaten. Man konnte ja nie wissen, ob nicht doch irgend wo feindliche Soldaten Unterschlupf gefunden hatten.

Ich beruhigte Graf de Brissac darüber mit der Erklärung, daß ein solches Vorgehen Vorschrift und durchaus notwendig sei.

Er meinte, in seinem wundervollen, gewählten Französisch, das ich nicht wiedergeben kann:

„Ja mein Herr, sehr gut, aber man hätte doch wenigstens auf meine Damen Rücksicht nehmen können.“

Ich antwortete:

„Das habe ich nicht wissen können, daß Damen hier sind. Sonst ....“

Er verteidigte sich sofort:

„Meine Frau ist nämlich nicht ganz wohl, und meine Tochter will daher ihre Mutter nicht verlassen.“

Die Damen waren also vor mir versteckt worden, und nur Graf de Brissac selbst hatte sich gezeigt, damit wenigstens jemand dem feindlichen Offizier die „honneurs“ machte.

Ich sagte meinem Wirte, es thäte mir leid, wenn ich im Hause irgend eine Störung veranlaßte. Es würde mir ebenso recht gewesen sein, einfach für mich allein auf meinem Zimmer zu essen. Aber davon wollte der Graf nichts wissen. Es sei seine Pflicht als Hausherr, Gäste nicht allein zu lassen, auch wenn es Feinde wären.

Da machte ich mir endlich Luft:

„Herr Graf, Ihr Feind bin ich. Sie sind Franzose, ich preußischer Offizier. Das ist nun einmal nicht wegzuleugnen. Aber glauben Sie mir, ich habe ebenso ein Herz wie Sie. Ich verstehe Ihr Unglück genau so wie Sie. Wenn Sie uns verwünschen und hassen, so begreife ich das. Bitte, vergessen Sie das nicht. Wenn ich Franzose wäre, so würde ich das Gleiche thun, so würde ich in jeder deutschen Uniform auf dem Boden meines Vaterlandes eine Beleidigung sehen, ein ... ein ... genug etwas Schreckliches ....“

Graf de Brissac sah mich groß an. Er war sehr bewegt, nervös spielte seine rechte Hand auf dem Tischtuch. Wir schwiegen beide eine ganze Weile. Endlich sagte er mit zitternder Stimme:

„Meinen Sie das wirklich so?“

„Sonst würde ich es doch nicht sagen!“

Der alte Diener, der eben mit der kleinen Bürste die Brotkrumen vom Tisch auf das Präsentierbrett in seiner Hand fegte, hielt inne und betrachtete mich.

Von diesem Augenblick an wurde unsere Stimmung gegeneinander anders. Mein Wirt streifte allmählich seine ganze Zugeknöpftheit ab. Seine Zurückhaltung schwand, das Eis war gebrochen.

Das Diner war beendet. Wir erhoben uns und gingen wieder in den kleinen Salon Louis XVI zurück. Der Diener brachte uns Cigarren und Likör, und Graf de Brissac bot mir eine Cigarre an.

Ich zögerte sie zu nehmen:

„Darf hier im Salon geraucht werden?“

„O bitte, mein Herr!“

„Aber wenn die Damen morgen wieder hierherkommen?“

„Es schadet nichts, Sie können ruhig rauchen! Es wird meine Damen nicht stören!“

Er schien die Rücksicht auf seine Damen mir sehr hoch anzurechnen.

Wir setzten uns an den Kamin, und er begann vorsichtig zu fragen, mit einer ungeheuren Unkenntnis unserer Verhältnisse und einem gewissen naiven Stolz auf französische Art und Sitte, ob wir wohl auch den Begriff des Salons kennten und respektierten als Damenzimmer, in dem nicht geraucht würde, ob man bei uns nach dem Diner Kaffee und Likör serviere, ob unsere Häuser auch so gebaut wären, daß Empfangs- und Gesellschaftszimmer im Erdgeschoß angeordnet seien, und tausend andere Sachen.

Er hatte Frankreich niemals verlassen und war im Grunde seines Herzens vollkommen davon überzeugt, daß es für einen halbwegs anständigen Menschen eigentlich vollkommen unmöglich sei, im Auslande zu leben. Genug, er entwickelte so falsche Ansichten von uns, wie wir sie im allgemeinen von den Russen haben. Deutschland schien er für eine Art Wüste zu halten, auf der fast das ganze Jahr undurchdringlicher Schnee läge:

„Sie müssen sich doch sehr wohl fühlen bei diesem furchtbaren Winter, den wir dieses Jahr bei uns erleben!“

„Warum, Herr Graf?“

„Weil Sie es gewöhnt sind.“

Ich begann zu lachen und klärte ihn ein wenig über die Verhältnisse bei uns auf. Er schien von einem Erstaunen in das andere zu geraten, aber je mehr er

erkannte, daß er es mit keinem Wilden zu thun hatte, desto liebenswürdiger wurde er.

Wir sprachen von französischer Kunst. Ich erzählte ihm, Victor Hugo gelesen zu haben, wenn auch nur bruchstückweise; ich zählte ihm Stücke her, die ich gesehen hatte vom „Tartuffe“ bis zur „Cameliendame“; am glücklichsten war er darüber, daß mir Alfred de Musset bekannt. Das schien sein Lieblingsdichter zu sein. Zur Belohnung erklärte er mir sogar, er habe im Jahre 1868 in Paris in einem Salon von einem Mitglied der Comédie Française (den Namen habe ich vergessen) Goethesche Gedichte in der Übersetzung gehört.

Graf de Brissac schloß:

„Ja, Goethe sehen Sie, das war ein Dichter! Den kann man sogar mit Hugo vergleichen!“

„Er hatte auch die Ehrenlegion, Herr Graf! Von Napoleon I erhielt er sie.“

„Wirklich, das freut mich! Obwohl ich eigentlich von Napoleon ....“

Er hielt inne und fügte dann verbissen hinzu:

„Napoleon III ist ja auch jetzt an unserem nationalen Unglück schuld!“

Ich fragte ihn vorsichtig, ob er denn mit der kaiserlichen Herrschaft nicht einverstanden sei. Der Graf antwortete sofort sehr entschieden, indem er dabei fast heftig seinen Überrock zuknöpfte und sich den Henri-quatre strich:

„Ich bin Legitimist, mein Herr!“

Nun wußte ich also, daß ich freier reden konnte, ohne Befürchtung anzustoßen, und dadurch fand ich einen neuen Berührungspunkt. Meine Mutter nämlich war eine Österreicherin und eine Bekannte der Gräfin von Chambord, die mit ihrem Gemahl den Winter regelmäßig in Frohsdorf bei Wien verlebte. Das sagte ich ihm. Er war außer sich vor Freude darüber:

„Denken Sie doch, daß meine Frau als Mädchen dort war. Ihr Vater Marquis de Lanerolles war ein Freund des Herzogs von Berry, des Vaters des Grafen von Chambord.“

„Der ermordet wurde? Meine Mutter erzählte mir davon.“

Graf de Brissac ereiferte sich plötzlich:

„Oui, par cette brute, par ce Louvel.“

Ich gebe das Französisch wieder, weil ich offen gestanden keine rechte Übersetzung für „brute“ weiß. Nun war mein Wirt in das richtige Fahrwasser gekommen. Er überschüttete mich mit unendlichem Redeschwall und versicherte mir einmal nach dem anderen, meine Mutter müsse seine Frau gekannt haben, jedenfalls habe ich doch gewiß aus ihren Erzählungen den Namen Lanerolles behalten.

Um ihm einen Gefallen zu thun, gab ich das zu, obwohl meine Mutter nur einoder zweimal bei der Gräfin Chambord eingeladen gewesen war, mir kaum etwas davon erzählt und bestimmt niemals den Namen Lanerolles genannt hatte.

Der Graf war so verändert in seiner Haltung und Gesinnung gegen mich, daß er plötzlich sagte:

„Ich werde einmal sehen, wie es meiner Frau geht. Vielleicht ist sie wohl genug, den Sohn ihrer Freundin zu empfangen.“

Er hatte in seiner Freude, auf eine sehr oberflächliche Vermutung hin, sofort meine Mutter zur Freundin seiner Frau gemacht, und mit jugendlicher Lebhaftigkeit stürmte er hinaus, indem er mir kaum Zeit ließ, durch ein artiges Wort ihm zu danken.

Ich sann nach. Wie liebenswürdig dieses Volk, wie leicht erregt und — jetzt wenigstens — wie unglücklich!

Da klopfte es an der Thür. Es war mein Bursche Grumbke.

„Nun Grumbke, was giebt's?“

„Der Herr Wachtmeister ist da!“

„Was will er denn?“

„Mit Herrn Leutnant sprechen.“

„Ja das glaub' ich schon, aber was denn?“

„Das weiß ich nicht, Herr Leutnant!“

So mußte ich also hinaus.

Wachtmeister Brodmeyer, ein untersetzter, stämmiger Märker, erwartete mich in der Flur an der „Office:“

„Ist etwas Besonderes?“

„Herr Leutnant, der Befehl ist da!“

Wir traten in die „Office,“ einen schmalen Raum zwischen der Küche und dem Eßzimmer, der zum Anrichten diente und zur Aufbewahrung von Porzellan und Glas. Ich las den Befehl durch. Er enthielt nichts Besonderes, als die Mitteilung, daß wir im Südwesten voraussichtlich in den nächsten Tagen auf feindliche Kräfte stoßen würden. In Bezug auf Sicherung und Aufklärung sei infolge-

dessen auf diese Himmelsrichtung eine besondere Wichtigkeit zu legen. Ich ordnete dementsprechend einiges an, erkundigte mich nach der Verpflegung und dem Unterkommen und versprach dem Wachtmeister, in nicht zu langer Zeit selbst noch einmal durch das Dorf zu gehen.

Dann kehrte ich guter Laune wieder in den Salon zurück.

Am Kamin fand ich zwei Damen, Mutter und Tochter. Graf de Brissac stellte mich vor unter einem mir völlig unbekannten Namen. Den meinigen vermochte er entweder nicht auszusprechen oder hatte ihn vergessen.

Die Gräfin war klein und zierlich, von fast mädchenhafter Figur. Nur am Gesicht sah man ihr Alter, um so mehr, da sie sich ziemlich stark gepudert hatte. Von einem Unwohlsein merkte ich ihr nichts an.

Die Tochter besaß ein paar wundervolle, große, dunkle Augen, sonst war sie eher häßlich als hübsch. Sie hatte aber ein reizendes Benehmen und war auffallend graziös. Sprechen that sie kein Wort.

Beide Damen trugen Schwarz. Die Gräfin empfing mich außerordentlich liebenswürdig mit der Anrede:

„Mein Mann erzählt mir, daß Sie Sympathie für Frankreich besitzen!"

Ich gab das zu, und sofort waren wir auch bei der Gräfin Chambord. Es stellte sich heraus, daß Gräfin de Brissac den Mädchennamen meiner Mutter nicht kannte. Aber gleichviel, diese Enttäuschung trübte nicht unser gutes Einvernehmen, sondern ich wurde à conto des Umstandes, daß meine Mutter bei dem angestammten Herrscher der Legitimisten verkehrt, nicht mehr als Feind betrachtet.

Ich glaube fast, wenn ich Civil angehabt, so wären wir wie alte Freunde miteinander gewesen.

Natürlich kamen wir trotz alledem sehr bald wieder auf den Krieg zu sprechen. Es war ja auch kaum möglich, nicht seiner zu gedenken, da doch jeder Schritt auf ihn hinwies, und allein schon meine Gegenwart an ihn immer wieder erinnern mußte. Aber unser Gespräch hatte einen ganz anderen Ton angenommen wie vorher.

Graf de Brissac schüttete mir nun mit der größten Offenheit sein Herz aus. Er begann in Ausdrücken über Napoleon zu schimpfen, die eigentlich alles überboten, was ich bis dahin in Frankreich nach Sedan über den Kaiser gehört hatte. „Paillasse, coquin, fourbe, polisson, gredin," war noch das mildeste, was er vorbrachte. Diese Ausdrücke vor seiner Tochter, bei einem Manne wie Graf de Brissac, erschienen eben nur erklärlich durch die maßlose Erbitterung, die das Unglück seines Vaterlandes hervorgebracht hatte.

Er schob alle Schuld an den Niederlagen ganz allein auf Napoleon, und je weiter er sich hineinredete, desto mehr schien er zu vergessen, daß er zu einem Offizier jener Armeen sprach, die als Feinde im Lande standen:

„Feige sind die Führer gewesen! Feige ist dieser Schurke gewesen! Er hätte sich wenigstens schlagen sollen bis zum letzten Blutstropfen! Alle feige!"

Dem meinte ich entgegnen zu müssen und gab ihm die Versicherung, die Siege seien uns oft schwer genug geworden, und seine Landsleute hätten sich heldenmütig geschlagen.

Er horchte einen Augenblick auf, die Anerkennung schien ihm wohl zu thun, aber bald fing er wieder an, seiner Wut, seiner Trauer, seiner Verzweiflung Luft zu machen.

Die beiden Frauen hatten ihre Taschentücher in der Hand und drückten sie von Zeit zu Zeit an die Augen. Das junge Mädchen weinte still vor sich hin, die Gräfin warf ab und zu ein Wort dazwischen. So sagte sie:

„Aber nun, wo wir so gedemütigt sind, ist auch alles erlaubt. Wenn die Männer zu feige sind und sich schlagen lassen, müssen die Frauen sich bewaffnen."

Der Graf fügte hinzu:

„Wie haben es die Deutschen damals gegen Napoleon I gemacht! Überall sind im geheimen Bünde geschlossen worden. Wenn die Truppen nicht siegen können, so müssen wir anderen uns bewaffnen."

Ich warf leise ein:

„Das wäre gegen das Völkerrecht!"

Er blitzte mich an:

„Krieg ist Krieg!"

„Herr Graf, ein gesittetes Volk darf nicht mit solchen Mitteln kämpfen!"

„Es gibt Fälle, wo alles gleich ist. Wir sind zur Verzweiflung getrieben!"

„Aber dann müssen wir uns eben auch wehren, wie wir können."

„Wie meinen Sie das?"

„Nun, wie wir es schon gethan haben und wie es eine Ordre, die wir erhielten, jedem Offizier gestattet: jeden Civilisten augenblicklich niederzuschießen, der mit der Waffe in der Hand betroffen wird oder, auf frischer That ertappt, geständig ist."

Gräfin de Brissac fuhr dazwischen:

„Ich finde, es ist Unrecht, einen Unterschied zu machen, ob einer Soldat ist oder nicht. Beide lieben ihr Vaterland, und alle haben das Recht, für ihr Vaterland zu kämpfen."

Ich sagte möglichst artig zu ihr:

„Frau Gräfin, es mag Momente geben, wo jeder zur Waffe greift, aber Kriegsrecht ist Kriegsrecht, und wir müssen uns doch dagegen schützen, daß wir meuchlings ermordet werden. Dann wäre es doch auch eine patriotische That, Gift in die Suppe zu streuen!"

Graf de Brissac schüttelte den Kopf: „Das Gastrecht ist heilig!"

Dann setzte er sich plötzlich in einen Fauteuil und begann krampfhaft zu schluchzen, während auch die beiden Damen weinten.

Die Lage war für mich äußerst peinlich geworden. Was sollte ich thun? Einen Trost zusprechen gegen unsere Waffen, und an den ich nebenbei selbst nicht glaubte? Der Kummer, die Verzweiflung meiner Wirte schnitten mir ins Herz. Ich mußte Sieg auf Sieg für uns wünschen, aber verstehen konnte ich sie vollkommen, und je bitterer sie sprachen, je trostloser sie sich gebärdeten, desto größere Achtung empfand ich für sie. Doch länger hier verweilen mochte ich nicht, so schützte ich denn die Pflicht vor. Ich müsse noch einen Gang durchs Dorf thun.

Sie hatten sich erhoben, und ich nahm gleich Abschied von ihnen, da sie wohl noch schlafen würden, wenn ich am nächsten Morgen mit meinen Leuten das Dorf verließ.

Die Gräfin trug mir einen Gruß an meine Mutter auf und reichte mir die Hand, die ich küßte. Ich sagte zu ihr, ich hoffte, sie könne bei mir vergessen, in welcher Eigenschaft ich hier sei, und ich dankte ihr für ihre Liebenswürdigkeit.

Der Tochter machte ich meine Verbeugung, die sie stumm erwiderte.

Graf de Brissac geleitete mich zum Korridor. Er drückte mir zum Abschied die Hand und sprach:

„Monsieur, je ne vois pas en vous un ennemi, mais un homme qui m'est sympathique!"

Auf dem Hof traf ich Wachtmeister Brodmeyer. Ich nahm ihn mit ins Dorf, wo wir alles in vollkommenster Ruhe und Ordnung fanden. Nach Südwesten zu, auf der Straße nach Maubant, ordnete ich noch einen Patrouillengang an, dann kehrten wir in das „Châtiau" zurück. Wir besprachen noch ein paar Kleinigkeiten über das Ausrücken am anderen Morgen und trennten uns dann.

Ich stieg die Treppe zu meinem Zimmer in die Höhe, das ich nach alter Feldzugsgewohnheit genau absuchte und verschloß, nachdem ich vorher einen Blick in den Alkoven nebenan gethan, in dem der ehrliche Grumbke schnarchend, wie ein Murmeltier schlief.

Ich war auch müde und begann mich deshalb sofort zu entkleiden. Von den Fenstern warf ich noch einmal einen Blick in den wunderschönen Park hinaus, den ich weithin übersehen konnte, da die Nacht sehr hell war, und der Schnee am Boden blendete. Der Mond stand am Himmel und strahlte sein weißes Licht herab. Rechts lag sanft ansteigend der Wald von Maubant, links das Dorf, in dem noch einzelne Lichter brannten, geradeaus eine Schneefläche im Park, durch die sich ein zugefrorener Bach schlängelte. Er verlor sich allmählich in der Ferne.

Ja, schön war dieses Frankreich, auch in solchem Winter, den es sonst nur selten kannte.

Ich legte mich in mein Riesenbett und schlief sofort ein.

Mitten in der Nacht erwachte ich. Mir war es, als hörte ich eine Thür gehen. An Vorsicht gewöhnt, sprang ich auf und schlich, ohne Licht anzuzünden, aus meinem Zimmer in den Flur.

Es war mir, als ob ich unten an der Treppe Stimmen vernähme. Ich lauschte einen Augenblick, und richtig, jemand sprach mit dem Diener, dessen Organ ich genau erkannte. Die andere Stimme sagte:



Ein großes Kunstwerk. Nach einer Bleistiftzeichnung von Toby E. Rosenthal.

„Il faut que je parle à m'steur le comte. Ça va bougrement lui faire plaisir.“

Nun horchte ich auf. Lauschend blieb ich an der Treppe stehen und beugte mich über das Geländer. Aber trotz der größten Anstrengung vermochte ich nicht zu verstehen, was der alte Diener antwortete, da er absichtlich die Stimme zu dämpfen schien.

Doch der andere sprach deutlich. Er rief etwas polternd und heiser:

„V'la que les notres s'ront demain à Maubant . . . . . . non . . . non . . . les piou-piou . . . ah ils devront fourrer le nez dans la . . . . sales cochons de Prussiens . . . nous les flanquerons . . . .“

Er verlor sich in Patois, dem ich nicht mehr folgen konnte . . . . leider verließ mich weniger mein Ohr, als mein Französisch. Aber so viel hatte ich doch wenigstens verstanden, daß es irgend jemand war, der dem Hausherrn aus irgend einem Grunde die Nachricht brachte, daß französische Truppen und zwar sogar Infanterie morgen in Maubant erwartet wurde. Piou-piou hatten wir ja oft genug für „Infanterist“ gehört.

Vielleicht wußten sie davon, vielleicht auch nicht, bei uns beim Regiment. Benachrichtigen mußte ich sie jedenfalls.

Wie der Blitz fuhr ich in meine Sachen, weckte Grumbke, nahm meinen Revolver in die Hand und lief mit dem Licht die Treppe hinab. Ich riß unten alle Zimmer auf, während mein Bursche die Thür zum Hof bewachte. Der Wachtmeister, der sich gar nicht ausgezogen, erschien augenblicklich und suchte mit mir.

Nichts war zu entdecken. Alle Räume waren leer. Der alte Diener lag in seinem Bett und schlief, oder er that doch wenigstens so.

Graf de Brissac kam im Schlafrock aus seinem Schlafzimmer, das wir eben absuchen wollten, uns schon entgegen. Er erkundigte sich in sehr ruhiger Weise nach dem Grund des Alarms.

Ich gab ihm eine ausweichende Antwort und wünschte ihm eine gute Nacht. Was war auch am Ende daran gelegen, ob wir den Bauer erwischten, der es für nötig befunden, seinem Gutsherrn die Nachricht zu überbringen? Wahrscheinlich war es sogar viel besser, nicht weiter Lärm zu schlagen, sondern nur augenblicklich die Meldung abzusenden.

So schickte ich denn Wachtmeister Brodmeyer sofort in den Stall, einen Husar zu wecken, der satteln sollte und zum Stabe nach Tourniolet-sur-Bran reiten.

Währenddessen schrieb ich folgende Meldung:

„Ein Bauer bringt dem hiesigen Gutsherrn soeben heimlich die Nachricht, daß morgen französische Infanterie in Maubant eintreffen werde.“

Dann ließ ich mir Husar Groeber kommen, der abreiten sollte. Ich vergewisserte mich, ob er auch noch den Weg nach Tourniolet-sur-Bran kannte, den wir selbst mit der Schwadron gekommen. Er wußte genau Bescheid. Der kleine Kerl schien ganz stolz auf seinen nächtlichen Auftrag zu sein:

„Ich werde gleich durch'n Park machen, Herr Leutnant!“

Das wollte ich jedoch gerade nicht. Der Weg durch den Park war verschneit und deshalb mir zu unsicher, da sich doch irgend wo versteckt Gräben befinden mochten, in die er geraten konnte. Deshalb befahl ich ihm, durch das Dorf zu reiten und dann im Bogen die Chaussee. Dadurch kam er zwar erst nach 20 Minuten an das Parkthor, das er geradeaus durch den Park in fünf Minuten erreicht hätte, aber er langte doch wenigstens mit Sicherheit an, und es handelte sich ja weniger um die Schnelligkeit als um das bestimmte Eintreffen der Meldung.

Ich ging möglichst leise, nicht etwa die Damen zu wecken, wieder nach meinem Zimmer und warf mich gleich angezogen auf das Bett, da wir ja doch in ein paar Stunden ausrücken mußten.

Dann schlief ich wie ein Toter.

Ich weiß nicht, wie lange ich geruht haben mochte, als ich in die Höh' fuhr. Irgendwo war Lärm. Ich suchte möglichst meine Benommenheit abzuschütteln. An der Thür wurde geklopft.

„Herr Leutnant! Herr Leutnant!“ rief die Stimme des Wachtmeisters.

Ich schloß auf. Wachtmeister Brodmeyer stand vor mir.

Ein wenig ärgerlich und noch ein bißchen duselig brummte ich:

„Was ist denn schon wieder los?“

Der sonst so ruhige Wachtmeister war ganz erregt:

„Herr Leutnant, der ‚Fehrbellin,‘ den der Groeber ritt, ist eben im Galopp wiedergekommen. Er lief auf der Dorfstraße herum!“

Das war doch ärgerlich, ich schimpfte also:

„Das Rindvieh der Groeber ist wohl hingeflogen?“

„Nein, Herr Leutnant, runtergeschossen haben sie ihn!“

„Haben Sie denn den Schuß gehört?“

„Nein, Herr Leutnant, aber der Sattel ist ganz voll Blut!“

Mir entfuhr ein Donnerwetter. Wir eilten die Treppe hinunter. Unten war schon alles in Bewegung. Mein Bursche kam mir entgegengestürzt:

„Herr Leutnant, der alte Franzose ist vorhin im Garten gewest. Ganz bestimmt.“

Der Wachtmeister und ich riefen einstimmig:

„Der Diener?“

„Nein, der alte Breisack!“

Graf de Brissac? In der Nacht im Park? Denn Grumbke sagte immer Garten für Park! Eine Ahnung blitzte in mir auf. Sofort stürmten wir nach dem Schlafzimmer des Grafen. Es war verschlossen. Wir schlugen laut an die Thür und horchten. Es war mir, als raschelte etwas. Wir pochten wieder:

„Qui est là?“ fragte der Graf von innen.

Ich rief: „Öffnen Sie, Herr Graf. Ich habe mit Ihnen zu sprechen.“

Eine Weile dauerte es noch, dann schob der alte Mann den Riegel zurück. Er trug seinen Schlafrock über dem Nachthemd. Sofort waren wir im Zimmer.

Graf de Brissac wollte mir Vorwürfe machen, aber ich schnitt ihm das Wort ab:

„Darf ich fragen, ob Sie im Park gewesen sind?“

„Nein, mein Herr, warum ....“

„Sie haben dieses Zimmer nicht verlassen, seitdem wir uns diese Nacht gesprochen haben?“

„Aber nein, mein Herr, ich weiß nicht....“

Mein Bursche, der bloß das kopfschüttelnde Leugnen des Grafen verstanden hatte, schrie wütend los:

„Das sohlt er, Herr Leutnant. Ich hab'n gesehn. Weiß der Deubel, er war's!“

Und der Wachtmeister rief, indem er das Bett befühlte:

„Im Bett hat er nicht gelegen. Das ist ganz kalt.“

Plötzlich zog er noch obendrein unter den Vorhängen, die ein Stück bis auf das Parkett reichten, einen Stiefel mit nassen Sohlen hervor. Am Absatz klebte eine Spur geballten Schnees.

Graf de Brissac war totenbleich geworden. Er stammelte:

„A quoi bon cette farce-là!“

Ich antwortete ihm einfach:

„Warum sagen Sie nicht die Wahrheit?“

Er machte eine verächtliche Gebärde.

Währenddessen entstand Lärm auf dem Hofe. Ich ließ den Hausherrn unter Bewachung von zwei Husaren zurück, die heraufgekommen waren, und ging die Treppe hinab.

Ein paar meiner Leute liefen mir entgegen. Ein Gefreiter erzählte:

„Herr Leutnant, mir hab'n Groebern gefunden. Gleich im Dorf. Er muß geschleift sein vom Fehrbellin. N'en Schuß hat er im Koppe. Der muß gleich weg gewesen sein.“

Die Leiche lag im Schnee auf dem Hof an der Stallmauer. Ich fühlte Groeber an. Er war tot. Der Roßarzt, der hinzugekommen, bestätigte es mir.

Langsam stieg ich wieder die Treppe hinan, nachdem ich einen zweiten Mann mit der Meldung abgefertigt. Für mich war kein Zweifel mehr, daß Graf de Brissac dem Meldereiter, dessen Absendung er auf irgend eine Weise wahrgenommen, aufgelauert und ihn niedergeschossen hatte, um die Meldung vom Eintreffen der Franzosen in Maubant zu verhindern.

Oben auf dem Korridor war Lärm und Tumult. Ein paar Frauenstimmen kreischten. Es waren die Gräfin und ihre Tochter, die Morgenkleider übergeworfen hatten und durchaus in das Zimmer des Grafen eindringen wollten.

Sobald sie meiner ansichtig wurden, stürzten sie auf mich zu:

„Sie werden nicht dulden, daß man meinen Mann mißhandelt!“

und:

„Was hat mein armer Vater verbrochen? Er ist unschuldig.“

So kreischten sie durcheinander.

Ich suchte sie möglichst zu beruhigen und bat sie, in ihre Zimmer zurückzukehren, mit der Versicherung, daß ich ihnen in ein paar Minuten selbst Aufklärung bringen würde.

Dann bahnte ich mir den Weg in das Zimmer. Die Husaren drängten die Damen zurück. Graf de Brissac stand bewegungslos noch dort, wo ich ihn verlassen hatte. Seine Hände aber waren auf dem Rücken gebunden. Ich fragte:

„Wer hat das befohlen?"

Wachtmeister Brodmeyer wies mir eine Pistole vor, die er in der Wäsche gefunden hatte. Er steckte einen Zipfel seines Taschentuchs in den Lauf und zog ihn leicht geschwärzt wieder hervor. In einem Kasten aus Ebenholz, der unter dem Toilettentisch des Grafen stand, fand sich eine zweite und in dem Kissen, das auf dem Boden lag, der genaue Abdruck der anderen Pistole.

„Sie schießen gut!" sagte ich zu Graf de Brissac.

Er schwieg.

Ich war so empört über den mörderischen Überfall, daß ich zum Gefangenen bemerkte:

„Das ist ganz gemeiner Meuchelmord!"

Der Graf sah mich ruhig an, kein Nerv zuckte an ihm. Langsam sprach er: „Mein Herr, Krieg ist Mord überhaupt."

„Aber wir kämpfen ehrlich. Soldat gegen Soldat. . . ."

Er schnitt mir das Wort ab und sagte mit unnachahmlichem Stolz und dem Hochtrabenden, dem Theatralischen, das so leicht im Französischen liegen kann:

„Wenn das Vaterland geknechtet wird, dann sind wir gegen die Unterdrücker alle Soldaten. Dazu bedarf es nicht der Uniform. Jeder Franzose kennt seine Pflicht."

Ich war trotz meines Zornes, meiner Empörung doch voll leisen Mitgefühls. Ich wußte ja, dieser Graf de Brissac war kein elender Meuchelmörder. Ich war gewiß, sein Handeln betrachtete er als patriotische That. Wahrscheinlich als Pflicht. Begreifen konnte ich es, daß er in der Verzweiflung über das Schicksal seines Vaterlandes jedes Mittel für erlaubt hielt, wie mir das ja am Abend vorher seine Frau und er ganz offen angedeutet.

Aber wenn ich mir auch diese That menschlich erklären konnte, so wußte ich doch ebenso genau, was ich zu thun hatte. In zwei Stunden rückten wir aus. Mitschleppen den Gefangenen, war unmöglich. Irgend welche genaue Untersuchung ausgeschlossen. Ich also war der Richter, der Rächer, der Herr über Leben und Tod. Mein Urteil war sofort zu vollziehen. So wollte es das blutige, notwendige Recht des Krieges.

Ich fragte den Gefangenen nur:

„Wissen Sie, was Ihnen bevorsteht?"

„Ja, mein Herr!"

Dann ging ich hinaus, um meinem Versprechen gemäß die beiden Damen von dem zu unterrichten, was zu geschehen hatte. Sie waren noch auf dem Korridor, wo sie von den Husaren an der Thür durchaus verlangten, eingelassen zu werden. Unsere Leute zuckten nur mit den Achseln, aber wichen nicht vom Fleck.

Ich sagte zur Gräfin so artig und ruhig, wie ich nur konnte:

„Frau Gräfin, Graf de Brissac — hat einen deutschen Soldaten getötet. Das verlangt Sühne."

Die folgende Scene war furchtbar, die alte Dame bat mich himmelhoch, das nicht zu glauben, ihr Mann sei unschuldig, er habe ganz bestimmt das Haus nicht verlassen. Sie kam mir immer näher und krallte sich schließlich förmlich an mir fest, mich mit ihren Bitten überschüttend.

Das junge Mädchen fand keine Worte. Sie lehnte an der Wand und biß krampfhaft in ihr Taschentuch, während ihre großen, dunklen Augen mich finster betrachteten.

Ich riß mich von der Gräfin los und rief:

„Frau Gräfin, ich habe Gastfreundschaft in Ihrem Hause genossen; es ist die traurigste Pflicht meines Lebens, die ich zu erfüllen habe, doch ich muß sie erfüllen."

Plötzlich wich die Gräfin zurück. Sie kreischte, als ob ihr erst jetzt eine Ahnung der Wahrheit aufgegangen sei:

„Sie wollen ihn töten?"

Ich antwortete nicht.

Da wankte die alte Dame und fiel, ehe ihr jemand beispringen konnte, ohnmächtig zu Boden.

Das junge Mädchen aber trat hart an mich heran, sah mich mit unsäglicher Verachtung an und spuckte plötzlich vor mir aus.

Ich drehte mich herum und trat in das Zimmer des Grafen zurück. Dort gab ich dem Wachtmeister den Befehl, Graf de Brissac in den Hof führen zu lassen. Mit gebundenen Händen, ohne Hut, nur mit seinem Schlafrock bekleidet, ging er hinaus.

Die Gräfin und ihre Tochter waren verschwunden. Ich ließ sie in ihrem Zimmer einschließen.

Wie wir die Treppe hinunterschritten, dachte ich noch einmal über die Ereignisse dieser Nacht nach. Ich hatte am Tische dieses Mannes gegessen, unter einem Dach geschlafen und trotz der Feindschaft zwischen unseren Völkern in ihm den Gentleman, den artigen, guten Gesellschafter gefunden. Wir hatten Höflichkeiten ausgetauscht, als ob wir nicht uns als Sieger und Besiegter gegenüberstünden.

Und jetzt war dieser Mann ein Mörder, und ich ging, ihn totschießen zu lassen!

Wir standen im Hof. Ich ließ vier Karabiner laden, und die Husaren stellten sich nebeneinander. Der Gefangene wurde gegen die Stallmauer gelehnt, neben dem toten Husar.

Der Gefreite, der die Leiche des Husar Groeber gefunden, wollte dem Grafen die Füße zusammenbinden, doch jener schüttelte den Kopf und sagte zu mir:

„Je ne suis pas un lâche! Ne craignez pas que je me sauve! Monsieur, je ne vous en veux pas. Vous faites votre devoir.“

Die Husaren gingen in Anschlag. Aufrecht, stolz, eine achtunggebietende Erscheinung trotz des Schlafrockes, den er trug, stand der kleine, alte Herr da. Wie der Wachtmeister sein „Feuer“ kommandierte, schrie er laut:

„Vive la France!“

Die Schüsse erdröhnten. Der Gefangene fiel augenblicklich vorn über und blieb mit dem Gesicht im Schnee liegen. Graf de Brissac war nicht mehr.

Im selben Augenblick jedoch tönte aus dem „Château“ ein greller, markerschütternder Schrei. . . .

Sehen Sie, meine Herren, das ist furchtbarer als Greuel und Verwüstung der Schlachtfelder. . . .

Und so, Herr von Wagen, ist der ‚frische, fröhliche‘ Krieg!“

Die Bake von Bosch-Plat.

Novellette in Versen

von

A. von der Elbe.

Am Ufer standen wir des nord'schen Meeres,
Das wogenschäumend Hollands Küsten spült:
Das Auge tauchte in die blaue Ferne
Des Horizonts, die Meer und Himmel eint.
Weit hin, im Osten schwebt ein dunkles Pünktchen,
Den Schiffer frag' ich, was man dort erschaut.
„Meint Ihr vielleicht den Bosch-Plat, Herr, da drüben?
Bewohnt vor Jahren, jetzt verlassen — wüst.“
„Verlassen, und warum?“ so forsch' ich weiter.
„Aus Gründen, Herr, ach, recht betrübter Art.
Wollt Ihr die traurige Geschichte wissen?
Nun wohl, so nehmet Platz und hört mir zu.“
„Nein,“ sag' ich, „nein! Hinaus, in deinem Boote
Auf hohem Meere spinne mir dein Garn,
Gen Bosch-Plat laß uns segeln ohne Säumen,
Hast du erzählt, so steigen wir ans Land.“ —
Und mit dem Knaben, der am Strand sich sonnend,
Rasch aufgerüttelt hin zum Boote springt,
Hebt Henderik des kleinen Ankers Kette,
Knüpft los die Segel, die sich lustig blähn,
Ich steig' ins Schiff, und eine frische Brise
Aus Westsüdwest führt uns der Insel zu.
Er lehnt am Steuer, da das Boot im Gange,
Der Knabe hocket auf des Schiffes Rand,
Auf losen Segeln ruhe ich zur Seite,
So fahren durch die Brandung wir hinaus.
„Nun, Hendrik, rede;“ sag' ich zum Gefährten,
„Was ist es mit der Insel dort im Ost?
Wir gleiten ungestört jetzt durch die Wellen,
Erzähle alles, was von dort du weißt.“ —
„So hört mich an. Es ist mein Vaterbruder,
Der brave Gerd, von dem ich reden will.
Acht Jahre sind's in den Oktobertagen,
Seit auch der letzte dort das Eiland ließ;
Ich kenne diese traurige Geschichte,
Als hätt' ich allem zugeseh'n, genau.
Der Gerd, ein tücht'ger Lootf' und alter Schiffer,
Der nur in seinen Dünen sich gefiel,
Ererbte dort das einz'ge Haus vom Vater,

Ein nett Gehöft und auch ein guter Platz,
Als Lootse, fremden Schiffen einzuhelfen.
Er nahm sich hier vom festen Land ein Weib
Und lebte friedlich, ja im Wohlstand drüben.

Zwei Knaben schenkte ihm sein gutes Anntje,
Doch kann ich kaum der Base mich erinnern,
Sie starb schon früh, und eine Magd erzog
Die beiden Jungen. Wild genug sie wuchsen
Und waren beide ganz verschiedner Art.
Der Ält'ste Claas, ein schöner, kräft'ger Bube,
Von trotzigem und auch recht eitlem Sinn,
Schlank wie ein Mast und rasch wie eine Möwe,
Regierte früh schon Vater, Bruder, Haus,
Und trotz manch' losem Streich war er der Beste.
Der Jüng're, Friedel, war ein närr'scher Kauz,
Dickköpfig, breit, mit langen, schlaffen Gliedern;
Er lernte schwer, war häßlich, ungeschickt.
Als schon die Jungen zehn, auch zwölfe zählten,
Nahm Gerd ein Waisenmädchen zu sich her,
Nur aus Erbarmen, denn der Ohm war gütig.
Die Evje aber war ein armes Ding
Und Gottes Lohn, sich ihrer anzunehmen,
Doch, da er Knecht und Magd da drüben hatte
Und Kuh und Schwein und manches auch vom Strand,
Konnt' er das Mäulchen mehr noch mit versorgen.
Ich spielte oftmals in der Sommerzeit
Da drüben mit den Jungjes in den Dünen.
Das Evje war uns allen stets der Schatz;
Wir suchten Muscheln, Brombeerfrucht und Blumen
Und Möweneier, alles nur für sie.
Wir mühten uns, der Beste ihr zu werden,
Doch hatte Vetter Claas den steten Vorzug. —

Wir wuchsen auf. Ich ging hinaus zu fahren
Und sah um Ostern, dreizehn Jahre sind's,
Die Evje mit den Brüdern, jetzt erwachsen,
In Gröningen, als man da Kirmeß hielt.
Wie war sie schön, die große, blonde Eve,
Welch frische Lippen und welch blaues Aug',
Noch lacht mein Herz, wenn ich ans Meisje denke!
Sie war jetzt Claasens Braut und voller Lust.
Wir gingen bald zum Tanze miteinander,
Die jungen Burschen drängten sich um sie,
Doch suchte sie nach jedem Tanz den Ihren.
Claas war der beste Tänzer auch von uns,
'ne wahre Lust, das schmucke Paar zu sehen,
Wie's unermüdlich auf dem Plane war.
Der ungeschickte Friedel konnt' nicht tanzen,
Er hielt sich nah' der Thür und schaute zu.
Ich bot ihm einen Grog, doch dankt' er traurig.
Er schien noch sonderbarer als dereinst.
Er sprach mit niemand, stand am Pfosten lehnend,
Und blickte fast wie träumend in die Reihn.

Am andern Tage wurde eingehandelt,
Was just ein Maat zu langer Seefahrt braucht.
Der Vater wollte, daß die beiden Brüder,
Da sie in andern Meeren reisefremd,
Vor Claasens Hochzeit eine Seefahrt machten,
Die Welt und auch das Handwerk zu beschau'n.
Als Lootsen auf den Watten wohlbewandert,
War alles and're ihnen unbekannt.
Ihr Schiff war schon gefunden, segelfertig.
Das meine löschte noch bei Amsterdam.
So ging ich denn nach Bosch-Plat mit hinüber.

Noch ist's wie heut' mir, als der Abschied kam.
Von großen Stämmen, schwarz geteert und mächtig,
Steht dort auf Bosch-Plats Dünen ein Gerüst,
Der Schiffer nennt es „Bake", kennt's von andern,
Durch seines Armes plumpe Galgenart
Und nutzt es, seine Fahrt danach zu richten.
Schaut jetzt hinüber, denk', Ihr könnt es sehn?
Da standen wir. Der Knecht war schon im Boote,
Wir andern harrten ungeduldig fast.
Doch konnte Evje nicht vom Liebsten scheiden,
Den sie mit beiden Armen heiß umfing.
Auch Claas war ohne Mut; sie wollt' ihn trösten,
Sprach von der Hochzeit, wenn er wiederkehr',
Wie man im Flaggenschiff, am Sonntag Morgen,
Zur Kirche segeln würde über's Meer,
Sie, weil es sich so schicke, still bedenklich,
Ein weitgereister, stolzer Bräut'gam er,
Mit blauer Jacke, weißem Hemd und Hosen,
Mit Wachstuchhut und Myrthen an der Brust,
Im Seidenkleid mit Brüss'lerkanten-Schürze
Mit echtem, blankem, goldnem Kopfschmuck sie.
„Mir ist," so sprach sie, unter Thränen lächelnd,
„Als hört' ich, wenn wir nahn der Glocken Ton,
Hört' die Musik, die Vater uns versprochen,
Fürs Brautpaar spielen einen lust'gen Marsch,
Ich säh' der Freunde Schiffe bunt bewimpelt
Und rings am Siel die Menge gaffend stehn.
Ein Jahr, ein einzig Jahr, mein Claas, vorüber,
Und alle Trennung, alle Not ist aus!"

Ich trieb zur Eile, da die Flut schon wallte,
Doch Claas umarmte lange noch die Braut,
Es schien, als könne er sich nimmer trennen,
Doch mußt' es sein. Nun ließ er Evje los,
Sie lehnt' den Kopf zurück ans Holz der Bake,
Kam ihr ein Schwindel? Fehlte ihr die Kraft?
Da faßte plötzlich Friedel sie am Arme
Und riß sie fort. Mit Schreien fuhr sie auf.
Ich schaute nach. Ein großer rost'ger Nagel
Aus dem Gebälk vorragend hatt' ins Haar
Sich ihr gehakt. Sie hing daran verstrickt.
Der Friedel hatt's gesehen, wollt' sie lösen,
Doch ungeschickt wie immer fing er's an,
Die langen, gelben Haare dort am Nagel,
Die gaben Zeugnis seines Ungestüms.

„Du quälst mich bis zuletzt, du dummer Bube!"

Rief ärgerlich dem Bruder Evje zu.
„Verzeih!" sprach zitternd drauf der arme Friedel,
„Und sag' zuletzt mir nur ein gutes Wort!"
„Ein gutes Wort? Für dich, du täpp'scher Junge?
Behüt mir Claas und bring' ihn wohl zurück,
So will ich für mein Leben lang dir's danken!"
Zwei Thränen rollten über seine Wangen.
„Mein Leben für das seine," sprach er fest.
Das ging ihr doch ans Herz und sanftern Blickes
Knüpft' sie vom weißen Hals ihr rotes Tuch.
„Da," sprach sie, „nimm's als freundlich Angedenken."
Er barg's mit warmem Dank an seiner Brust. —
So schieden wir von Bosch-Plat und von Evje.
Dann ging ich bald in See, und lange Zeit
Hab' ich von meinen Vettern nichts erfahren. —
Um Weihnacht kam ich endlich wieder heim.
Sie sagten, daß zuletzt der Claas und Friedel
Ganz frisch und wohlgemut nach guter Fahrt
Am Laurentinustag vom Kap geschrieben,
Es hieß, sie kämen auch in nächster Zeit. —
Von Bosch-Plat hört' ich, daß der Alte kränkle.
Das Fieber setz' ihm zu, er breche ab,
Doch Evje pflegt' ihn treu, des Liebsten harrend.
So stand's im Februar, als eines Tags,
Das Tischgebet war eben ausgesprochen,
Die Suppe dampfte auf dem Eichentisch,
Ein starker Süd trieb Schnee an unsre Fenster,
Wir alle langten just behaglich zu,
Als plötzlich einer an die Hausthür klopfte.
Ich gehe hin zu öffnen, da die Lucht
Wir gegen Wirbelschnee verschlossen hatten,
Zwei Männer stehen draußen: „Grüß Euch Gott,
Und tretet näher." Als ich abgeschlossen,
Führ' ich sie unerkannt zum Herdplatz hin.
Wo aller Augen sie erstaunt betrachten
Der Kleine sinkt mit Stöhnen auf den Torf,
Der Große spricht mich an, und ich erkenne
Den Jan aus Harlem von der Brüder Schiff,
Wie sie, Matrose auf der Caroline.
„Wie steht's auf Bosch-Plat, Hendrik, wie mit Euch?"
Sagt nun der Jan und weiset auf den andern,
Der bleich und elendig im Winkel liegt,
„Ich bring' dir Friedel; uns ist's schlecht ergangen,
Wir kommen ohne Schiff und — ohne Claas —"
„Um Gott, mein Junge", sprach ich recht erschrocken,
„Was ist's mit Claas, und wie ging er zu Grund?"
Doch sollt' ich erst von Bosch-Plat Ihnen sagen,
Ich that's, — und weil der Friedel ohne Mut
In seiner Ecke saß, erzählte Jansen:
„Wir liefen im September aus vom Kap,
Erst galt es, eine Küstenfracht zu bergen,
Dann sollt' es wieder heim nach Deutschland gehn.
Es war ein heißer Tag, die Caroline
Lief wie ein Tüt' vor stet'gem Wind dahin,
Sie machte in der Stunde fast elf Knoten.
Schon manche Meile nördlich war's vom Kap.
Als unser Volk, an frohe Heimkehr denkend,
Mit Scherz und Lachen auf dem Decke lag,
Sprang plötzlich um der Süd und wurde westlich,
Ward immer frischer, und der Steuermann
Hielt, ängstlich mit dem Kapitän beratend,
Der felf'gen Küste wegen, Nordnordost.
Was half es ihm? Wir rafften alle Segel,
Doch wuchs der Wind zum Sturme heulend an.
Grau war der Himmel, und ein warmer Regen
In schweren, großen Tropfen schlug daher.
Was wir auch rafften, Steuer gegendrückten,
Die Caroline trieb der Küste zu.
Wir alle sahen die Gefahr vor Augen,
Wir wußten, wie der Küste Riffe drohn,
Und mancher Blick auf uns're beiden Boote
Bezeugte die Gedanken jedes Maat.
Die Meerflut hob mit jedem Stoß aus Westen
Sich schäumiger und brüllender empor,
Schon sahen wir der Küste Nebelstreifen
Wie ein Gespenst, ein nahes Grab im Ost.
Da sprach der Kapitän: „Auf! Löst die Boote
Und rüstet sie mit allem Nöt'gen aus."
Es sprangen drei von unsern flinken Jungen
Ins größte Boot und zwei dann in die Schlupp.
Schon war das große los und auf den Wogen,
Es zog im hohlen Rollen hinterher,
Am festen Schlepp der Caroline folgend,
Da kam der Stoß, der fürchterliche Krach —
Es saß das Schiff fest eingekeilt im Felsen,
Und fortgeschleudert trieb weitab das Boot.
Dasselbe Riff, das uns den Stoß gegeben,
Zersprengt' des Bootes Kette, warf es um.
Dort trieb's der Brandung zu und ward verschlungen
Und alle drei, die drin gesessen, mit. —
Der Caroline Lage war verzweifelt,
Sie saß, von jeder Woge überschäumt,
Fest zwischen Klippen. Planken, Seitenstücke,
Dort Taue, Linnen, alles, was auf Deck,
Ward von der Sturzsee donnernd fortgerissen.
Wir klammern uns — noch vierzehn Mann an Bord,
An alles, was uns hält. Die kleine Schluppe
Trug höchstens acht der Männer durch den Gischt.
Wir mußten also sechs im Wrack verlassen,
Wer sollt' es sein? So fragte jeder Blick.
„Hört, meine Jungen," sprach jetzt unser Alter,
„Das Leben gilt uns allen vierzehn gleich,
Acht sind zu retten, und die andern bleiben.
Das Los bestimme unsre schwere Wahl." —

Jn höchster Eile, doch in größter Eintracht
Geschah es also. Er und ich und Claas
Und noch drei andre blieben auf dem Wrack.
Dem Friedel fiel ein Platz im Boote zu. —
Der brave Junge da hielt aus als letzter
Und flehte nun mit Wort und Blick und Hand
Den Bruder an, für ihn hinabzusteigen.
„Denk' an die Evje," schreit er, „Vaters denk',
Was liegt an mir? Jch hab' es ihr versprochen,
Daß ich mein Dasein gern für deines gebe.
Rasch fort, mein Claas, rasch fort zu ihr —
und lebe!"
Claas drückt ihn an das Herz und springt
ins Boot,
Das man versucht mit Ruder und mit Steuer
Der Küste zuzulenken durch die Brandung.
Auf seinen Knieen betend liegt der Friedel,
An sich nicht denkend, sieht er nur das Boot.
Das kämpft sich durch, hinauf und jäh herunter
Die Wogenberge. Oft verschwindet's ganz —
Dann ist es wieder da — bis eine Sturzsee
Es packt — und es kieloberst kehrt — so treibt's! —
Wir alle, an der Masten Stumpf geklammert,
Schrei'n jammernd auf und fühlen tief den
Schmerz —
Die Freunde dort im nassen Grab zu sehen.
Der Friedel, der ist außer sich und tobt,
Er will ins Meer, er will nicht weiter leben,
Und heute noch begreif' ich nicht, wie's glückt,
Den Rasenden bei uns auf Deck zu halten.
Dann endlich wird er stumpf und träumt so hin,
Wie's ihn bis heute noch nicht losgelassen. —
Uns, welche wir verloren uns gewähnt,
Uns ging es besser. Nach den schwersten Stunden,
Jn denen jeden Augenblick das Schiff
Zu bersten drohte, kam der fahle Morgen,
Es legte sich der Sturm, und jene Flut,
Die turmeshoch, aufzischend uns umbraust,
Verlief sich wie der Zorn, der ausgetobt.
Das Schiff lag still, wir konnten uns bewegen,
Das Meer ward ruhig, war zum Abend glatt,
Das Leben für den Augenblick geborgen.
Die Caroline saß so tief im Riff,
War so zerschlagen, daß sie flott zu machen
Gar keinem einfiel, doch ein gutes Obdach
Bot sie auf lange, und wir hofften fest,
Ein ander' Schiff werd' uns die Rettung bringen.
So kam es auch. Nach wenig' Tagen schon
Passiert' ein Bremer, sah das Wrack im Riffe,
Nahm auf das Volk, führt' glücklich uns nach
Haus,
Und endlich sind wir jetzt zurückgekommen.
Jch brachte deinen Vetter dir hierher,
Sorg' redlich für den Armen, ich muß weiter."
Jch dank' dem Jan und geb' ihm das Geleit,
Dann tret' ich hin zum Friedel, ihn zu trösten.
Doch aller Zuspruch, jedes Trosteswort
Scheint ungehört vorüber ihm zu klingen.
Das einz'ge nur: „Nach Bosch-Plat!" seufzt er oft.
Und endlich bat er flehend mich: zu eilen,
Nur rasch hinüber nach dem Vaterhaus! —
Und gern gewähr' ich's, bald sind wir im Schiffe.
Der Wind ist südlich, und es schneiet kaum,
Doch dämmert es, und kraus Gewölk verschleiert
Des Mondes Licht, der wechselnd kommt und geht.
Bald sind wir drüben, legen bei am Strande,
Dort, sehn Sie, Herr, wo man die Düne quert,
Der Bube bleibt im Boot, ich und der Friedel,
Er mit der Blendlatern', wir gehn ans Land.
Erst laufend fast, da er voran mir eilte,
Dann langsam schon — jetzt bleibt er oftmals stehn.
So legten wir zurück den Strand, die Dünen,
Nun sahen wir vom Vaterhaus das Licht —
Der Friedel preßte meinen Arm und seufzte
So angstbeklommen, daß mir wehe ward.
„Laß uns zur Seite hier die Wiese kreuzen,
Jns Fenster schauen, sehen, wie es steht,"
Sprach er gepreßt, und ich, ich folgte willig.
Die offne Lade gönnte uns den Blick
Jns niedre, weite, blaugemalte Zimmer. —
Auf flachem Herd, bei halberloschnem Torf,
Sang leise noch der Kessel, und zur Seite,
Auf einem Sack, lag wärmend sich, der Hund.
Rings auf den Börten glänzten Kann' und Teller,
Jn einer Ecke nickten Knecht und Magd;
Doch rechts, vor einer großen, offnen Butze,
Jn deren Schatten Gerd still schlummernd ruht,
Saß Evje, mit der Bibel auf den Knieen,
Versunken in Gedanken, vor dem Licht.
Auf sie, auf ihren klar erhellten Zügen
Da haftet nun des Friedels glühend Aug',
Mit solchem Schmerz, mit solchen Todesängsten,
Wie niemals ich in Menschen Augen sah. —
Jetzt stöhnt' er laut, der Alte fuhr empor,
Auch Evje schreckte auf und blickt' sich um.
Fort zog ich nun arm' Friedel von den Scheiben,
Er folgte willig, doch erstickend fast
Sprach er zu mir: „Du, Hendrik, — geh zu ihnen —
Teil du es ihnen mit — ich kann es nimmer!"
Jch ging hinein. Man staunte, daß ich kam.
„Bringst du uns Kunde von den beiden Jungen?
Von unserm Claas?" fuhr auf der kranke Ohm.
Und Evje bat, ich solle niedersitzen,
Und sah mich voll Erwartung freudig an.
Jch schwieg und sann, wie ich das Unglück
melde.
„Nichts Gutes ist's" — so platzt' ich dann heraus.
„Nichts Gutes?" riefen beid' aus einem Munde.
Es mußt' heraus: „Nur einen seht ihr hier!"
„Der arme Friedel!" sprach der Vater seufzend,
Und Evje jubelt': „Wo — wo — ist mein
Claas?" —

Jetzt öffnet sich die Thür, und totenähnlich
Stürzt Friedel in die Stube auf die Knie!
Der Alte schreit laut auf und sinkt hintüber,
Ein röchelnd Stöhnen dringt aus seiner Brust.
Doch Eve, jammernd wie die zorn'ge Möwe,
Der man ihr Junges nahm, stürzt sinnlos vor:
„Du," schreit sie, „lebst! Du wagst es heimzukehren?
Wo ist mein Claas, den ich dir anvertraut? —
Du Friedel geh', verflucht dein elend Leben,
Das du gerettet, während er dahin.
Vor meinen Augen fort! Ich duld' nicht länger,
Dich hier zu sehen! Fort, hinaus mit dir!" —

Die Stimme brach in Schluchzen, und am Bette
Sank sie zusammen, bebend wie im Krampf.

Der Friedel floh. Ich konnt' ihn nicht begleiten,
Des Alten Starrheit machte mich besorgt.
Es eilten Knecht und Magd mir beizustehen,
Wir plagten uns umsonst — Ohm Gerd war tot.
Die Evje schien dies alles nicht zu kümmern,
Sie saß im Winkel mit verhülltem Kopf.
Und schluchzt' und jammert' über den Geliebten.
Wir mühten uns um sie und um den Gerd,
So ging wohl eine Stunde uns vorüber.
Dann endlich trat ich ernst zur Evje hin.
Daß sie's gewagt, den Friedel fortzuweisen,
Fort aus dem Elternhaus, wo ohne Recht
Sie war — vom toten Vater fort — war schändlich!
Das hatte mich in tiefster Seel' ergrimmt.

Nun sagt' ich's ihr mit deutlich harten Worten,
Und da ich einmal bei dem Reden war,
Erzählt' ich ihr des Schiffbruchs ganzen Hergang,
Wie Friedel sich geopfert für den Claas.
Und daß der Herrgott anders dann entschieden.

Da fuhr sie auf: „Ist alles dieses wahr?" —

„Hast du als Lügner jemals mich befunden?"

„Nein, Hendrik, — nein — du sollst mir Friedel holen."

Ich ging hinaus. Vergeblich tönt mein Ruf.
„Er ist hier nicht zu finden," sagt' ich traurig,
„Weiß ich doch kaum, wo wir ihn suchen können."

Sie rasch empor, ein Tuch nur um den Kopf,
So läuft sie mit mir in die dunkle Weite.
„Vielleicht im Boot?" Wir kreuzen rasch den Strand.

Der Knabe schläft; er hatt' ihn nicht gesehen.
Wir kehren um. Wir suchen, rufen, lauschen.
Doch allerorten nur die stille Nacht. —

Manch' angsterfüllte Stunde floh vorüber.
„Ich that ihm Unrecht," flüstert's neben mir.
„O Friedel, komm', daß wir zusammen weinen."

Doch ach, wir fanden ihn noch immer nicht.
So ging die Nacht dahin. Wir suchten emsig,
Und fragten, ob er noch nicht heimgekehrt.

Das erste, blasse Morgengrauen dämmert,
Wir streifen durch das nasse Dünengras,
Da sehen wir im leichten Nebelschleier
Der schwarzen Bake hoch gehob'nen Arm.
Das Ding steht frei, und wenn die Nebel fielen,
Konnt' man von da die Insel übersehen.
Wir steigen rasch hinan, und nah' davor
Schlag' ich die Augen auf zu dem Gerüste.

„Schau' Evje — was ist das? Ich glaub', ein Mann,
Und doch, wie steht er da — ist das der Friedel?"
Wir springen zu — entdecken, was geschehen! —

An jenem Nagel, der das blonde Haar
Der Evje einst gehalten, hing der Friedel,
Mit ihrem roten Halstuch aufgeknüpft.
Zu Füßen ihm, in leicht bereiften Halmen,
Lag die Laterne — ausgelöscht das Licht —
Das Glas zerbrochen —

Ich stand von starrem Schrecken wie gelähmt.
Das Mädchen brach zusammen vor dem Treuen,
Den ihre Worte in den Tod gejagt —

„O Friedel!" schrie sie auf, „mein armer Friedel,
Ich bin's, die dich gemordet, ich allein.
Du hast mich treu geliebt, doch ich war grausam,
Verzweifelnd bist du durch die Nacht geirrt,
In die mein blinder Undank dich gestoßen.
Hier, wo du scheidend mir gelobt, für ihn,
Für unsern Claas, dein Leben hinzugeben,
Hier — da dein Opfermut vergeblich war —
Trieb es dich her, den bittern Tod zu suchen.
Nun ist es aus — du kannst nicht mehr verzeihn,
Was ich an dir so fürchterlich gefrevelt." —

Sie ringt die Hände hoch zum Morgenhimmel
Und sinkt dann schluchzend auf den Ärmsten hin.
Hätt' er ihr reuevolles Leid gesehen,
Ihm wäre fürchterliche Qual erspart. —

Kaum weiß ich, was ich that — bald im Gehöfte
Lag nun beim Vater auch der tote Sohn.
Die Evje konnte jetzt um dreie weinen,
Und ach, ich glaube, daß sie's ernstlich that.

Das schöne Mädchen wurde bald ein Schatten,
Ich holte sie in unser Haus herüber,
Doch gingen nicht zwei Jahre in das Land,
So trugen wir auch sie zur kühlen Erde. —
Erst blieben Knecht und Magd noch auf der Insel,
Dann kauften andre Leut' den Bosch-Plathof,
Doch wollte keiner dauern, und der Glaube
Spricht jetzt: Klein Friedel spuke in den Dünen
Und klage an der Bake oft des Nachts.

Doch hier ist schon der Strand, wenn es beliebt,
So steiget aus und seht das Eiland an."

Ich dankte ernsten Auges dem Erzähler.
„Laß uns zurück nur fahren," sprach ich trüb. —
Ich hüllte mich in meinen dunkeln Mantel,
Gedankenvoll und wortlos kehrt' ich heim.



Frauenkopf. Nach einer Zeichnung von Leonardo da Vinci in der Kgl. Bibliothek des Windsor-Schlosses.
Nach einer Aufnahme von Ad. Braun & Co., Braun, Clément & Cie. Nchfl., in Dornach i. Els. und Paris.



Vom edelsten Kraute.

Von

Hanns von Zobeltitz.

Illustriert von **Fritz Reiß** u. a.

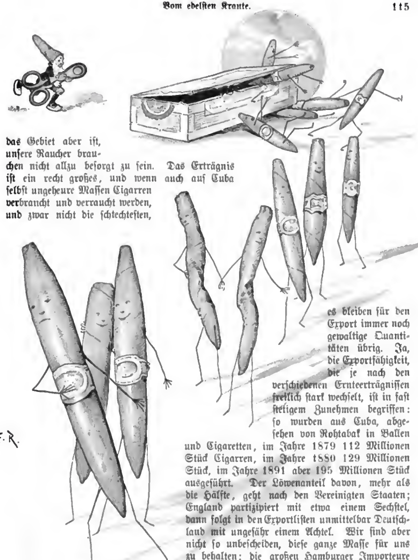
Habe ich in meinem Leben auch viele gute und so manche vortreffliche Cigarren geraucht, so genoß ich doch die besten als Gast eines liebenswürdigen alten Hamburger Herrn, dessen Lebensberuf dem Importieren des edelsten Krautes, der echten Havannacigarren nämlich, gewidmet war. Er ruht nun auch schon längst in der kühlen Erde, noch immer aber denke ich gern an die schönen Stunden zurück, in denen ich mit ihm im Wintergarten seiner Villa zu Pöseldorf saß, und er mir von seinen Erlebnissen auf Cuba erzählte, die Unübertrefflichkeit seiner Imports nicht nur mit Worten lobend, sondern sie auch mit der That belegend. Er liebte die Havanna nicht nur, weil sie ihn zum Millionär gemacht hatte — obwohl er der letzte war, die Annehmlichkeit dieser Thatsache zu verkennen — er liebte sie auch um ihrer selbst willen, wie ein verständiger Mann das Gute und Schöne lieben soll. Ja ich glaube, in den letzten Jahren seines arbeitsreichen Lebens trennte er sich von dem Allerexquisitesten, was ihm „von drüben“ zugekommen war, eigentlich selbst nicht mehr gern. Er konnte sie ja nicht alle persönlich rauchen, die Hunderte von Milles, obschon er das möglichste zu diesem Behufe that; aber es war so etwas wie der Eifer des echten Sammlers in ihm erwacht, der sich gar nicht von seinen Schätzen losreißen mag. Er that das möglichste zur Vertilgung der erlesensten seiner Lieblinge, sagte ich schon. Er war, was man bei den Freunden von Importen selten findet, ein sogenannter Kettenraucher, und es bekam ihm bis an die Schwelle des Greisenalters vorzüglich. Als der fünfundsechzigjährige von seinem Hausarzt nach Kissingen geschickt wurde, öffnete er unterwegs hinterlistiger Weise den Brief seines Hausarztes an den Badekollegen, und als er in besagtem Epistel las: „Ich schicke Ihnen anbei den pp., ein urkräftiges altes Haus, dem eigentlich gar nichts fehlt, und der bloß mal ausspannen soll. Wollen Sie etwas übriges thun, so lassen Sie ihn dort nur die Hälfte seines ungeheuren täglichen Tabakbedarfs rauchen —“ als er diese Zeilen las, beschloß er, sich sein gutes Recht nicht verkümmern zu lassen. Er erklärte dem Kissinger Herrn, nachdem er ihm den sein säuberlich wieder geschlossenen Brief überreicht und sich an des Mannes wichtiger Miene genugsam delektiert hatte, nämlich, er pflege täglich zweiunddreißig Cigarren zu rauchen. Das Antlitz des Arztes wurde starr vor Entsetzen, er sprach meinem Freunde jegliches Recht zum Leben ab, bewilligte ihm aber schließlich doch sechzehn Cigarren als Tagesquantum, nicht ahnend, daß der

Weise seinen gewöhnlichen Bedarf im voraus mit zwei multipliziert hatte. Und als ich selbst einst darüber klagte, daß meine Nerven ihren pflichtschuldigen Dienst nicht mehr nach Wunsch verrichteten, erklärte mir der alte Herr allen Ernstes: „Sie rauchen nicht genung, lieber Freund!“ Ich möchte die Ungefährlichkeit des übermäßigen Genusses gerade von Imports nicht verbürgen; daß ihr Genuß aber an sich einer der größten Genüsse ist, die sich auf dieser schlechten Erde dem verständnisvollen Raucher darbieten, wird jeder unterschreiben, der etwas von der Sache versteht.

Die Zahl derer, die etwas von Imports zu verstehen meinen, ist nun freilich sehr groß, derer aber, die wirklich etwas von ihnen verstehen, ziemlich klein. Rauchen kann eine feine Havanna schließlich jeder, der sie verträgt — und bezahlen kann; sie richtig würdigen, auch nur mit Verständnis kaufen, das ist schon eine ganz andere Sache. Und zu Nutz und Frommen derer, die sich gern in diesem Punkte vervollkommnen möchten, seien diese Zeilen geschrieben.



Es ist nur ein winzig kleines Fleckchen Erde, auf dem das edelste Kräutlein wächst. Die Tabakpflanze gedeiht zwar überall, wo Getreide gebaut werden kann, und Tabak baut ja sogar die Ukermark — aber er ist auch danach. Um guten Tabak zu erzielen, bedarf es eines milden, warmen Klimas. Den besten Tabak liefert, von einzelnen orientalischen Sorten, die nicht zur Cigarrenfabrikation Verwendung finden, abgesehen, Amerika; von diesem besten den allerbesten die Insel Cuba, und von diesem allerbesten wächst wieder der allerfeinste auf den im südwestlichen Teil der Perle der Antillen gelegenen „Plantationen“ Vuelta Abajo, Partidas und Vuelta Arriba. Um die Steigerung der Feinheit noch weiter fortzusetzen, muß ich hinzufügen, daß von diesen drei Gebieten Vuelta Abajo den höchsten Superlativ verdient. Es ist das ein kleiner, nur 30 Kilometer breiter und kaum 120 Kilometer langer Distrikt, in dessen Mitte die Hauptstadt Pinar del Rio liegt. So klein



das Gebiet aber ist, unsere Raucher brauchen nicht allzu besorgt zu sein. Das Erträgnis ist ein recht großes, und wenn auch auf Cuba selbst ungeheure Massen Cigarren verbraucht und verraucht werden, und zwar nicht die schlechtesten, es bleiben für den Export immer noch gewaltige Quantitäten übrig. Ja, die Exportfähigkeit, die je nach den verschiedenen Ernteerträgnissen freilich stark wechselt, ist in fast stetigem Zunehmen begriffen: so wurden aus Cuba, abgesehen von Rohtabak in Ballen und Cigaretten, im Jahre 1879 112 Millionen Stück Cigarren, im Jahre 1880 129 Millionen Stück, im Jahre 1891 aber 195 Millionen Stück ausgeführt. Der Löwenanteil davon, mehr als die Hälfte, geht nach den Vereinigten Staaten; England partizipiert mit etwa einem Sechstel, dann folgt in den Exportlisten unmittelbar Deutschland mit ungefähr einem Achtel. Wir sind aber nicht so unbescheiden, diese ganze Masse für uns zu behalten; die großen Hamburger Importeure führen ihrerseits wieder bedeutende Mengen nach dem Ausland aus.

Ja — Mangel an Havannaimporten gibt es selten; es müssen schon geradezu Ungtückserntеn sein, wenn die Zufuhr einmal knapp wird. Mit der Qualität aber liegt die Sache leider bedenklich anders. Mein alter Hamburger Freund, der die Welt sonst durch die blauen Wölkchen seiner Cigarren möglichst rosig anzuschauen liebte, meinte: „Ein Primajahr kommt nur alle drei Dezennien einmal vor, ein gutes Jahr höchstens in jedem Lustrum einmal, und was die übrigen Jahre produzieren, so thäte man eigentlich als verständiger Mann am besten, gar nichts davon drüben einzukaufen, d. h., wenn man nicht müßte!" Der alte Herr war aber überhaupt der Ansicht,

die Qualität ginge langsam zurück. „Ja, vor dreißig, vierzig Jahren, da war es noch ein Vergnügen, drüben einzukaufen. Damals, als man auf den Plantagen noch eine wirkliche Veguero erhielt, als Geschenk wohlverstanden, denn die herrlichen Dinger — ganz lang und krumm wie ein Fiedelbogen — kamen kaum in den Handel. Es hieß" — pardon! — „sie müßten auf den bloßen Schenkeln der Arbeiterinnen gesponnen werden, um die rechte ‚saveur' zu erhalten. Das hat nun längst aufgehört, und ist zu entbehren, aber es gibt leider überhaupt keine solche Cigarre mehr, und wenn man tausende Mark für das Mille anlegen wollte." Und dann kam er gewöhnlich auf die künstliche Düngung zu sprechen, die der Ruin der Plantagen sei. Er mochte wohl recht haben, wenigstens haben in den letzten Jahren einzelne der hervorragendsten Firmen in ihre Preisofferten den ausdrücklichen Vermerk aufgenommen, daß ihre Fabrikate nur von Pflanzungen herstammen, die sich der Mineraldüngung enthalten.

Das Hauptgeschäft liegt „drüben," wie der Hamburger aus Prinzip sagt — ist ihm doch eine Reise über den Ocean nicht viel mehr, als dem Binnenländer eine Spritztour in die Sächsische Schweiz — in den Händen von etwa zwei Dutzend großer Firmen, denen sich aber, zumal in guten Jahren, noch eine ganze Anzahl kleinerer Fabrikanten anreiht; auch kaufen wohl die bedeutenden europäischen Häuser hier und dort schon „auf dem Halm" und lassen selbst arbeiten. Aus der Reihe jener großen Havannafirmen, bei deren Erzeugnissen man stets eine Garantie hat, daß sie ein preiswertes Kraut enthalten, welches der Vater mit dem Sohne rauchen kann, seien hier einige der wichtigsten genannt. Ich setze bei jedem Namen in Klammer die Bezeichnung der Marke, unter der die Fabrikate in die Welt hinaussegeln.

Da ist Julian Alvarez (Henri Clay mit dem Porträt des unermüdlichen Vorkämpfers der Unabhängigkeit der südamerikanischen Kolonien), José Partagas (Flor de Tabacos), H. Upman (Upman), Bock (Bock y Cia mit dem fliegenden Adler als Schutzmarke), Valle y Suarez (La Flor de Cuba), Manuel Lopez y Cia (La Corona), Fernandez Garcia (La Flor de A. Fernandez Garcia mit den beiden sogenannten blauen Mädchen auf der Schutzmarke), Castillo y Suarez (Figaro), Jose Morales (La Flor de Morales y la Matilde). Dias Vances y Cia (La Carolina) und so weiter. Kauft man in einem großen Cigarrengeschäft eine dieser Marken, so ist kaum anzunehmen, daß man bei dem strengen Musterschutzgesetz nicht auch erhält, was man verlangt. Freilich werden alle Schutzmarken imitiert; es gibt deutsche Fabrikate mit dem bis auf irgend eine Kleinigkeit nachgeahmten Kopf des Henri Clay oder mit dem Adler von Bock; daß diese aber in einem renommierten Geschäft als Imports verkauft werden, wie vielfach angenommen wird, ist ein entschiedener Irrtum.

Jede dieser und aller anderen Firmen



fabriciert nun verschiedene Sorten in äußerst verschiedenen Formaten und in sehr verschiedenen Preislagen.

Was zunächst die Formen — Citoles — anbetrifft, so haben sich mit der Zeit aber doch gewisse Grundregeln herausgebildet, die wenigstens annähernd eine gleiche Größe der unter bestimmten Namen gangbaren Cigarren garantieren. In abnehmender Reihenfolge aufgeführt, mit dem größten Format beginnend, mit dem kleinsten schließend, nenne ich: die Imperiales, Cazadores, Regalia de la Reyna, del Rey, del Principe imperial, Britannica, Panetelas, — dann weiter die dicken Trabucos, die Elegantes, Conchas, Brevas, Londres, Medianos, Operas, Medianitos, Princesas und die ganz winzigen Pigmeos, kleine Zwischenaktscigärrchen.

Wie bei allen Luxusartikeln, spielt auch bei den Imports die Art der Verpackung, kaufmännisch ausgedrückt: die Aufmachung eine bedeutende Rolle, wechselt aber ungemein mit der Mode. Ich habe die Zeit nicht selbst erlebt, aber mein Hamburger Gönner hat mir davon erzählt, daß z. B. einst Bock seine besten Cigarren in Kisten zu je zehn Mille, im Innern kunstvoll in Kranzform verpackt, übers Meer sandte. Heute sieht man derartige angenehme Ungeheuer nicht mehr, und selbst die Millekisten sind seltener geworden. Zu dem Kistenholz wird ausschließlich Cedernholz verwendet; man darf aber nicht etwa glauben, daß dies Holz der echten Ceder ist — die sogenannte Floridaceder (Cedrela odorata L.), welche das Material liefert, ist ein ganz anderer Baum.

Jeder Fabrikant hat für seine Spezialmarken, zumal für die kostbarsten Sorten, noch seine besonderen Aufmachungsarten. Der eine bevorzugt polierte Kisten, der andere verpackt das Allerfeinste in kleine saubere Schränkchen; dieser wickelt



seine Perlen in Bast, jener in eine Hülle von silber- oder goldglänzendem Stanniol ein. Das Allermodernste hat ein großer Berliner Importeur erfunden, der sich das Feinste, was er drüben auftreiben konnte, in kleinen Glascylindern schicken ließ, so daß jede einzelne Cigarre — eine noch nicht dagewesene Finesse — entkorkt werden muß. Ich lasse dahingestellt, ob eine derartige raffinierte Schutzhülle nur ein kleines Geschäftsmätzchen ist, oder ob sie wirklich einen praktischen Zweck hat. Eine wichtige Rolle bei der Aufmachung spielen auch die sogenannten „Umbänder," die kleinen um jede einzelne Cigarre gelegten Schutzstreifen mit der Firma und der Schutzmarke. Daß das Vorhandensein eines solchen Umbandes keineswegs an sich die Güte einer Cigarre garantiert, wie es auch nicht gewährleistet, daß das bunte Bändchen wirklich eine Import umschließt, brauche ich kaum besonders zu betonen: man fabriciert jetzt schon die böseſten Extra muros Rauchendos mit dem schönsten Umband.

Und nun noch einige wenige Worte über den bedenklichsten Kasus, über die Preise nämlich! Wirkliche Hochgewächse, wenn die Übertragung dieses Ausdrucks vom edlen Wein auf das edle Kraut erlaubt ist, sind schon in der Habanna selbst sehr teuer, so teuer, daß sie bei uns nur Börsen- oder andere Fürsten und allenfalls Cigarrenimporteure rauchen können. Auch die zweitklassigen Gewächse, für den gewöhnlichen Sterblichen immer noch Kabinettscigarren, stehen drüben hoch im Kurse. Die Mittelsorten aber werden hauptsächlich teuer durch die bedeutenden Unkosten, die Zölle, den Profit des Zwischenhandels. Ehe eine Import in die Hand des Rauchers gelangt, geht sie meist durch vier Hände: die des Fabrikanten, des Havannaagenten, des Importeurs und des Detaillisten! Und da mindestens die drei letzten mit großen Unkosten zu rechnen haben, so müssen sie auch auf einen erklecklichen Verdienst sehen. Ganz im allgemeinen gesagt, fängt für den Raucher heute der Preis einer einigermaßen rauchbaren, aber sehr bescheidenen Import bei 180 Mark für das Tausend an — er steigt für die erlesensten Sachen bis auf fünftausend Mark. Eingeweihte haben mir aber gestanden, daß bei den Preislagen **über** dreitausend Mark die Steigerung des Genusses wesentlich in — der Einbildung liegt! Und nach meinen bescheidenen persönlichen Erfahrungen bin ich geneigt, ihnen voll zuzustimmen. Drei Mark für eine Cigarre ist ja auch schon ein recht anständiger Preis, über den eine wohlweise Hausfrau sicher das Köpfchen schüttelt und so mancher passionierter Raucher dazu. Wer indessen den Genuß einer echten Havanna, den nach irgend einer Richtung hin zu definieren ganz unmöglich ist, kennt, wird es mindestens verzeihlich finden, wenn man sich in einer leichtsinnigen Stunde, nach einem ausgezeichneten Diner etwa, in Gesellschaft guter Freunde ganz ausnahmsweise auch einmal eine Thalercigarre leistet. Der Kenner hat mehr von ihr, als etwa von einer mäßigen Flasche Schaumwein, für die er vielleicht das Doppelte oder Dreifache, ohne geradezu Verschwender genannt zu werden, ausgeben darf.

Die große Verschiedenheit in der Güte der einzelnen Jahrgänge bedingt, daß man nicht immer darauf bestehen darf, gerade von der jüngsten Ernte zu rauchen. Der kundige Mann wird häufig gern um ein



oder zwei Jahre zurückgreifen. Ein gewaltiger Irrtum aber ist es, den sogenannten abgelagerten Cigarren besondere Qualitäten zuzutrauen. Die gegenteilige Annahme ist wenigstens im allgemeinen sicher berechtigt: je frischer eine Import ist, desto aromatischer, desto genußreicher ist sie. Wenn im Frühjahr die ersten Sendungen der neuen Ernte aus der Havanna kommen, wo der Tabakschnitt Anfang Januar stattfindet, muß man einen Vergleich anstellen, um die Wahrheit dieses Fundamentalsatzes würdigen zu lernen. Es gibt noch einen anderen weitverbreiteten Irrtum ähnlicher Art, den nämlich, daß die helleren Sorten durchweg leichter wären, als die dunkleren. Das ist, in der Allgemeinheit mindestens, in der es meist angenommen wird, durchaus nicht der Fall, oft sind gerade dunklere Sorten besonders fein und mild und leicht. Augenblicklich ist jedoch das Rauchen von hellen Imports, ich möchte fast sagen: Mode und Sport, und zwar zum nicht geringen Schmerz der Importeure, da die letzten Ernten gerade zu den dunkleren Schattierungen hinneigen. Vielleicht interessiert übrigens meine Leser auch die, meist seitlich auf den Kisten angebrachte Bezeichnung der Farbe. Es bedeutet nämlich: Amarillo claro — hellgelb; Amarillo — gelb; Amarillo obscuro — dunkelgelb; Claro — hell; Colorado claro — hellrot; Colorado obscuro — dunkelrot; Colorado maduro — rot, reif, fettig; Maduro obscuro — dunkel, reif; Obscuro — dunkel; Pajizo claro — fahl, strohfarben. Fuerte bedeutet schwer, Entre fuerte mittelschwer, Flojo leicht.

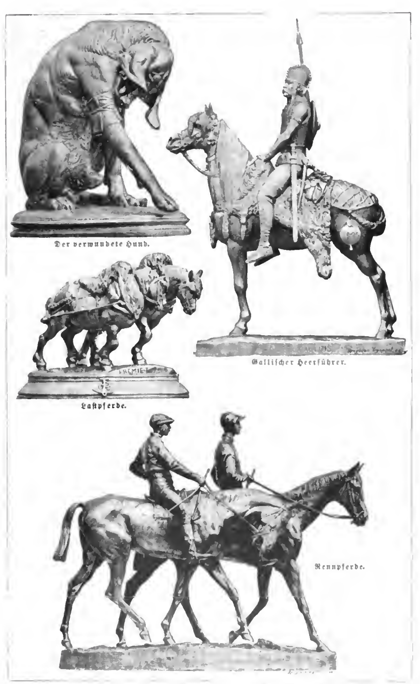


Man kann den Genuß, den eine echte Havanna dem Kenner gewährt, nach keiner Richtung hin definieren, sagte ich vorhin. Ich möchte hinzufügen, der Genuß ist so eigenartig, daß er für jeden, der einigermaßen Verständnis hat, auch eine Verwechselung zwischen einer importierten und einer in Europa fabrizierten Cigarre ausschließt, ebenso etwa wie man kaum einen

Aßmannshäuser mit einem Bordeaux verwechseln kann. Das soll aber durchaus keine Herabsetzung unserer im Inlande erzeugten Cigarren, die unter Umständen auch aus den edelsten Blättern fabriziert werden, besagen, ja vielfach wird eine gute Hamburger oder Bremer Cigarre geradezu den Vorzug vor der gleichteuren importierten verdienen. Das gewisse Etwas aber, das eigentümlich Prickelnde und zugleich Milde, das den edleren Imports anhaftet, wohnt keiner in Europa fabrizierten Cigarre inne, auch nicht, wenn sie aus reinem Havannatabak gerollt ist, ja sogar dann nicht, wenn man sie, was nicht allzu selten vorkommt, die angeblich wunderthätige Reise über den Ozean hat machen lassen. Wahrscheinlich beruht diese Eigenart auf besonderen Vorgängen bei der Fermentation der Blätter in der Havanna — man hat bereits von geheimnisvollen Bacillen gemutmaßt, die bei der Gärung dort mitwirken, ja vor einiger Zeit ging die Nachricht durch die Fachblätter, daß man diesen Mikroben auf der Spur wäre und demnächst durch ihre Verpflanzung den Pfälzertabak in köstlichstes Kraut von der Vuelta Abajo verwandeln würde. Damit hat es aber jedenfalls noch gute Weile, und vorläufig wollen wir froh sein, wenn die Ernten auf Cuba recht glücklich ausfallen, und die Importeure uns zu leidlich billigen Preisen zu dem edelsten Kraut kommen lassen. Das hat so seinen besonderen Haken: es haben sich z. B. erst jüngst die drei größten Importfirmen Hamburgs verschmolzen und werden voraussichtlich einen guten Teil des Marktes monopolisieren — so sehr die Tabaksleute sonst auch Monopolfeinde sind.

Die Hauptsache bleibt immer, daß unsre Mittel uns erlauben, dann und wann ein Kistchen Echter zu erstehen für uns selbst und für gute Freunde. Das sind ja bekanntlich auch zwei treffliche Eigenschaften guter Cigarren, daß man sie verschenken und geschenkt nehmen — und daß man bei ihnen sogar nach dem Preis fragen darf!




Der verwundete Hund.
Gallischer Heerführer.
Lastpferde.
Rennpferde.

Bronze-Statuetten und Gruppen von E. Frémiet-Paris.

Neues vom Büchertisch.

Von

Paul von Szczepański.

(Abdruck verboten.)

Wenn an dieser Stelle auch in erster Linie von neueren Erscheinungen der deutschen Litteratur gesprochen werden soll, wird es mir doch niemand übel nehmen, wenn ich bei gegebener Gelegenheit einmal auf ein schon vor längerer Zeit erschienenes Werk zurückgreife, dem die Zeitereignisse von neuem ein lebhafteres Interesse zugewandt haben. Zudem ist John Henry Mackays Kulturgemälde aus dem Ende des 19. Jahrhunderts „Die Anarchisten“ noch nicht gar so alt. Das Buch erschien zuerst zwar schon 1891, aber es dürfte erst durch die im vorigen Jahr von dem Magazin für Volks-Litteratur in Berlin veranstaltete Volksausgabe in weiteren Kreisen bekannt geworden sein, wenn nicht etwa auch dieser Versuch, dem Buche Leser zu schaffen, verunglückt sein sollte. Ich wurde daran durch die Ermordung Carnots und die sich häufenden anarchistischen Attentate der letzten Wochen erinnert. Mir lag daran, zu erfahren, woher der Anarchismus stammt und was der Anarchismus will, und da ich für die Belehrung, die man aus den Leitartikeln der Tagespresse schöpft, ziemlich unempfänglich bin, weil deren durch die Parteischablone gezwängte Weisheit nicht immer in meinem viereckigen Kopf bequemes Unterkommen findet, beschloß ich, das Buch eines Anarchisten über die Anarchisten zu lesen. Daß der Autor nicht ganz unbefangen sein und von seinen Freunden nichts Schlechtes sagen würde, wußte ich natürlich von vornherein. Aber was macht das? Wenn der Rechtsanwalt Fritz Friedmann seinen Klienten eine Verteidigungsrede hält, so sagt er auch viel Gutes von ihnen, trotzdem ein Gauner sehr erfolgreich gewesen sein muß, wenn er in der Lage ist, den berühmtesten Rechtsanwalt Berlins mit seiner Verteidigung zu betrauen. Es wäre ungerecht, in einer Zeit, in der man die Polkes und Tanlongos freispricht und die Herz und Arton unter polizeilichem Schutz in das Ausland befördert, nicht auch anarchistischen Mördern einen von ihrer Unschuld überzeugten Verteidiger zuzubilligen. Auf die Gefahr hin, von beschränkten Köpfen selbst für einen solchen gehalten zu werden, muß ich es nämlich aussprechen, daß mir der Millionengauner, der das Zuchthaus mit dem Ärmel streift und die Früchte seiner Gaunerei in Behaglichkeit und von Gewissensbissen unbehelligt verzehrt, verächtlicher erscheint als der von einer unverstandenen Idee fanatisierte anarchistische Mörder, der gewiß und bereit ist, sein Verbrechen mit seinem Leben zu bezahlen. Gewohnt, die Dinge auf Ursache und Wirkung hin zu betrachten, halte ich es nicht für ganz ausgeschlossen, daß anarchistische Ideen keinen Menschen mehr bis zum Morde fanatisieren würden, wenn man die Polke, Tanlongo, Herz und Arton an Galgen knüpfte, wenn man endlich einmal das alte Sprüchwort, das nur die kleinen Diebe hängen und die großen laufen läßt, zu Schanden machen wollte.

Verzeihung, wenn ich vorausgenommen habe, was ich selbst dem Anarchismus als mildernden Umstand zubillige, — einen faulen Punkt im modernen Staatsleben. John Henry Mackay steht ganz anders zu der Sache, — er sieht in den anarchistischen Mördern überhaupt keine Verbrecher, sondern nur Opfer, und zwar Opfer des Staats, der ihm ein menschenfressender Moloch ist, ein Ungeheuer, das alles Unglück auf Erden verschuldet. Zum Beweise dessen schildert er das Elend im Ostende Londons, und aus seiner Schilderung spricht unverfälschte sittliche Entrüstung, heiße menschliche Teilnahme und eine überzeugende Kraft und Anschaulichkeit der Darstellung, wie sie vielleicht noch niemals sonst auf die Schilderung dieser vielgeschilderten Höhle menschlichen Elends und menschlichen Lasters verwandt worden sind. Ich bin auch vollkommen überzeugt, trotzdem ich London nicht kenne, daß er die Farben keineswegs zu stark aufgetragen hat, daß die Zustände in London, speciell in jenem Teile Londons, ganz so sind, wie Mackay sie schildert, — eine Schande nicht nur für London, sondern für die englische Nation. Aber trotzdem ist es mir ganz unverständlich, wie Mackay dem Ostende Londons den Maßstab entnehmen kann, an dem er die moderne Welt mißt, wie er in den Ärmsten und Verkommensten der Themsestadt das einzige Resultat dessen sehen kann, was der Staat an Menschenglück zu schaffen fähig ist. Mackays Standpunkt wäre erklärlich, wenn er im Ostende Londons geboren und niemals aus dem Ostende Londons herausgekommen wäre. Aber das ist keineswegs der Fall. Ich selbst erinnere mich mit Vergnügen, ihn vor Jahren flüchtig in Leipzig kennen gelernt zu haben, wo er den Eindruck eines liebenswürdigen jungen Herren machte, dem an seinem eigenen Leibe materielle Not niemals fühlbar geworden ist. Und trotzdem es in Leipzig wie in jeder größeren Stadt einige verrufene Straßen giebt und wie in der ganzen Welt sicher auch dort Armut, Elend und Verbrechen, so gibt es doch nichts dort, was sich mit dem Ostende Londons vergleichen ließe. Mackay kennt außerdem Paris und Berlin und datiert seine Vorrede aus Rom, und wenn er wirklich einer jener Großstadtmenschen sein sollte, die nur in der Großstadtluft atmen können, so muß er doch, wenn auch nur mit dem Blitzzuge an ihnen vorbeieilend, blühende Städte und Dörfer genug gesehen haben, die auch nicht entfernt an das Ostende Londons erinnern. Natürlich bin ich nicht der Meinung, daß in allen diesen nur das Glück wohnt, und ich verstehe ganz gut, wie ein Weltverbesserer angesichts der verschieden verteilten Güter Socialdemokrat oder Kommunist werden kann. Um in der gleichmäßigen Verteilung aller

Güter das Heil für die gesamte Menschheit zu sehen, braucht man ja nicht notwendig ein armer Teufel zu sein, dem das Wasser im Munde zusammenläuft, wenn er den Nachbar an voller Schüssel sitzen sieht. Man kommt zu dem falschen Schluß schon mit der falschen Voraussetzung, daß ein Mensch dem anderen in Können und Wollen, in Wünschen und Begehren, in Tugenden und Lastern vollkommen gleich sei. Aber die Utopie des Kommunismus, die gleichmäßige Verteilung aller Güter oder die Aufhebung allen Privateigentums ist es gerade, die John Henry Mackay als nicht anarchistisch verwirft. Er will die Zertrümmerung des Staats und die Souveränetät des einzelnen, aber die Erhaltung des Privateigentums. Nach gewissen Wendungen in Vorrede und Einleitung des Buches zu schließen, ist den meisten anarchistischen Freunden des anarchistischen Verfassers diese anarchistische Theorie wenig einleuchtend erschienen, und sie haben sich keinen rechten Fortschritt nach ihrem Sinne davon versprechen können. Für diese Art Anarchisten bedeutet offenbar — und wohl nicht ganz mit Unrecht — die Anerkennung des Privateigentums und die Aufrechterhaltung des status quo ante ganz dasselbe, und sie werden den Eindruck gehabt haben, der ehemalige Kollege Mackay sei ein Bourgeois geworden, trotzdem ihm das Elend der Menschheit offenbar immer noch zu Herzen geht, und er einen Weg entdeckt zu haben glaubt, ihm zu steuern. Dafür macht Mackay ebenso kurzen Prozeß mit seinen früheren anarchistischen Freunden, indem er ihnen einfach erklärt, wer das Privateigentum abzuschaffen trachte, habe gar kein Recht, sich einen Anarchisten zu nennen, sondern sei Socialdemokrat, Kommunist oder sonst irgend etwas. Dem wahren und einzig berechtigten Anarchismus aber sei das Privateigentum unantastbar. Trotzdem proklamiert er die Souveränetät des Individuums und das Ende des Staats. Der Mensch mag noch so konfuse sein, — wenn er solche Träume für die Zukunft hegt, kommt ihm doch der Gedanke, daß er ihnen eine gewisse feste Grundlage geben muß. So ist denn auch Mackay der Gedanke gekommen, daß der heute Hungernde und Darbende sich nicht daran wird satt essen können, daß er nach Anbruch der Anarchie sich zu den Souveränen zählen darf. Da Mackay das Privateigentum auch unter der Anarchie erhalten wissen will, sah er sich genötigt, neue Werte zu schaffen, — einmal einen zum Schutze des Privateigentums an Stelle des zertrümmerten Staats, zum zweitenmal an Stelle des Privateigentums, mit dem andere Volksbeglücker die hungernde Menschheit in alle Ewigkeit füttern zu können glauben, wenn sie es nur mal erst den jetzigen Besitzern entzogen haben und zu einer gleichmäßigeren Verteilung desselben schreiten können. Diese beiden von Mackay neugeschaffenen Werte sind der Egoismus und das rentenfreie Kapital. Man wird erstaunt sein, daß ein Mensch wie Mackay, der offenbar aus dem Mitleid mit der leidenden Menschheit heraus zu seiner Weltanschauung gelangt ist, den Egoismus so hoch bewertet. Bisher hat man ihn immer für ein Laster gehalten; Mackay erklärt ihn für eine Tugend, für die notwendigste und vollkommenste Tugend. Freilich erklärt er sich den Egoismus nach seiner Weise, wie er ja auch dem Begriff der Anarchie nach seinen eigensten Bedürfnissen die Grenzen zieht. Der wahre, freie und vollkommene Egoismus respektiert nämlich nach Mackay den Nebenmenschen wie sich selbst, er sucht niemals einen eigenen Vorteil auf Kosten des Nebenmenschen, weil er erkannt hat, daß nur das Glück des anderen auch das eigene Glück zu fördern imstande ist. Leider aber kann man mit Begriffen nicht willkürlich umspringen, wie es Mackay thut. Wer diesen verfeinerten, vollkommenen Egoismus der anarchistischen Zukunft noch Egoismus nennt, der treibt eine reine Spiegelfechterei mit Worten, und wer der Ansicht ist, daß die Menschen in ihrer Gesamtheit sich jemals zu diesem vervollkommneten Egoismus bekehren werden, der kennt die Menschen nicht. Der Anarchie zuliebe wenigstens werden sie es sicher nicht thun, und doch ist die Bekehrung aller notwendig, ehe die Mackaysche Anarchie ihr schneeweißes Friedensbanner auf Erden wehen lassen kann. Anarchie bedeutet nämlich — wörtlich übersetzt — Herrschaftslosigkeit, und in dieser wörtlichen Bedeutung will Mackay allein das Wort verstanden wissen. Solange nun noch ein einziger nicht zu dem verfeinerten Egoismus Bekehrter auf Erden wandelt und der Ansicht huldigt, daß nicht nur die eigenen, sondern auch die Äpfel aus des Nachbars Garten gut schmecken, wird sich immer wieder die Notwendigkeit geltend machen, das Prinzip der Anarchie zu durchbrechen und den Übergriffen des Nebenmenschen mit einer höheren Gewalt zu begegnen, — sei das nun die stärkere Faust oder das Gesetz, ganz gleichgiltig, da beides Dinge sind, welche die ideale Anarchie nicht anerkennt. Mackay spricht sehr überlegenen Tones von den „Utopien“ der Socialdemokraten und Kommunisten; mir scheint, daß sein vervollkommneter Egoismus die stärkste Utopie ist, die jemals ausgeheckt wurde.

Die zweite Mackaysche Stütze der anarchistischen Zukunft — von einem anarchistischen Zukunftsstaat zu sprechen wäre nach seiner Theorie ein Unsinn — das rentenfreie Kapital ist ein schöner Traum, der ebenso auf einer Verkennung der menschlichen Natur, wie auf einem einfachen Rechenfehler beruht. Während Mackay die Erhaltung des Privateigentums für notwendig erklärt und jeden Angriff darauf als nicht anarchistisch aufs schärfste verurteilt, hält er es für unsittlich, wenn das Kapital Zinsen trägt, wenn Geld um Gewinn arbeitet. Daß es arbeite, verlangt er ausdrücklich vom Kapital, denn er sieht wohl ein, daß er Geld nötig hat, um den Arbeiter, der jetzt im Dienste des Kapitals schafft, selbständig zu machen. Der Arbeiter wird also nach Mackay in Zukunft hingehen und sich vom Kapitalisten rentenfreies Kapital borgen, mit dem er seinen Betrieb einrichtet und das ihm den Ertrag seiner Arbeit ungeschmälert läßt, da es keine Zinsen fordert. Ob Mackay sich die Kapitalisten unter dem Einfluß des verfeinerten Egoismus so weichherzig geworden vorstellt, daß sie ohne weiteres auf solche Leihgeschäfte eingehen werden, oder ob er sich alles Privatkapital

in einer großen Bank vereinigt vorstellt, aus der die Bedürftigen nach Bedarf schöpfen werden, ist mir nicht ganz klar geworden. Wenn Mackay auf den verfeinerten Egoismus der Kapitalisten rechnet, wird er sich schmählich getäuscht sehen. Die werden ganz sicher ihre Thaler lieber in Strümpfe stecken und auf bessere Zeiten hoffen, als sich mit freundlichem Lächeln von ihnen trennen. Denkt er sich aber eine Art Centralstelle, in der alles Kapital, wenn auch dem Namen nach den bisherigen Besitzern verbleibend, zusammenfließt und von der es wieder ausströmt, so durchbricht er zwiefach sein anarchistisches Princip. Denn wie sich die Sache auch theoretisch beschönigen ließe, in der Praxis wäre sie ganz gleichbedeutend mit Enteignung. Und vor allem erforderte eine solche Centralstelle doch unbedingt etwas wie Verwaltung und Kontrolle, — und beides sind Dinge, die sich im Zustande der Anarchie kein anständiger Mensch gefallen lassen kann. Der große Rechenfehler Mackays liegt aber vor allem darin, daß er sich das Kapital unerschöpflich vorstellt, während es doch, zur Arbeit verurteilt, aber vom Gewinn der Arbeit ausgeschlossen, wie Butter an der Sonne noch viel schneller dahinschmelzen würde als es sich unter unsern heutigen Zuständen selbst in den spekulativen Händen der Rothschilds vermehrt. Denn gesteht man Mackay selbst zu, daß es in dem Zustande des verfeinerten Egoismus keine unehrlichen und keine leichtsinnigen Menschen mehr geben wird, so werden doch Irrtümer, Thorheiten und Kurzsichtigkeiten sicher dann nicht ausgeschlossen sein. Die sind menschlich und haben mit dem Egoismus nichts zu thun, werden also durch ihn auch nicht aus der Welt geschafft sein.

Grauester Theoretiker, der Mackay ist, verurteilt er natürlich die anarchistischen Gewaltthaten. Wenn ich sage, er verurteilt sie, so brauche ich unwillkürlich ein zu hartes Wort, vielleicht, um mir den sonderbaren Schwärmer menschlich etwas näher zu bringen. Er bedauert sie nur, und zwar auch lediglich aus der Erwägung des kühlen Verstandes, daß sie der Sache der Anarchie nicht nützen, sondern nur schaden werden. Seine menschliche Teilnahme, sein Mitleid gilt absolut nicht den Opfern der Anarchisten, so unschuldig sie auch an den herrschenden Zuständen sein mögen, sondern nur den Anarchisten, die sich zu einer Gewaltthat hinreißen ließen und ihre keinen Nutzen bringende Unbesonnenheit mit dem Tode oder Kerkerhaft büßen müssen. Der Anarchistenputsch in Chicago im Jahre 1887 spielt in seinem Buche eine fast ebenso große Rolle wie das Elend im Ostende Londons, — er hat kein Wort des Mitleids für die Opfer der Bomben, trotzdem diese Bomben gegen keinen Regierenden gerichtet waren, sondern auf eine Volksmenge geschleudert wurden, in der sich wahrscheinlich nicht einmal ein einziger kleiner Rentier befand. Aber als die Bombenwerfer gehängt werden, zerfließt er in Thränen! Dem verfeinerten Egoismus gilt der Mensch offenbar erst dann etwas, wenn er sich zu den Lehren des Anarchismus bekennt.

Und doch haben diese Kapitel über Chicago einen Gedankengang wieder in mir angeregt, der auch mir es offen läßt, ob unter den Gehängten in Chicago nicht Männer gewesen sind, die von kommenden Geschlechtern als Märtyrer werden gefeiert werden. Irgendwo deutet Mackay in seiner im übrigen von einer Kenntnis der Verhältnisse jenseits des Oceans gänzlich ungetrübten Schilderung der Chicagoer Ereignisse an, die Gehängten seien unschuldig gewesen, — vielleicht nur im Mackayschen Sinne unschuldig, in dem es anarchistische Verbrechen nicht gibt, sondern nur anarchistische Thorheiten. Aber man höre: Ich saß zum erstenmal im Germania-Club in Chicago zwischen zwei prominenten Deutschamerikanern, von denen der eine es bis zu zwanzigtausend Dollars jährlichem Einkommen gebracht hatte, der andere, erst zehn Jahre drüben und natürlich gänzlich mittellos drüben angekommen, sich bereits ein steinernes Wohnhaus bauen konnte, was drüben etwas bedeuten will. Beide erzählten die haarsträubendsten Geschichten über die staatlich organisierte und konzessionierte Korruption, die die Vereinigten Staaten ausbeutet, beide mit lachendem Munde, denn man glaubte noch vor einer großen Ausstellungsernte zu stehen, und kein Amerikaner dachte daran, daß er am Beginn von mindestens sieben mageren Jahren stünde. Eine kleine Depression im geschäftlichen Verkehr schoben Beide lediglich auf den starken Zuzug mittelloser Einwanderer, — als ob jemals Kapitalisten nach Amerika ausgewandert wären. „Wenn man nur Mittel fände, uns diese Pauperisten fern zu halten,“ meinte der Herr mit den zwanzigtausend Dollars jährlich, „mit den Anarchisten werden wir schon fertig werden.“ Und damit ging er dazu über, den Anarchistenputsch in Chicago zu schildern, und die heldenhafte Haltung der Konstabler wurde ebenso gewürdigt, wie der Heldenmut der Jury, die die Anarchisten zum Hängen verurteilt hatte, trotzdem jedem einzelnen Mitgliede, das für den Tod stimmte, der Tod angedroht war. „Sie mußten gehängt werden, es mußte ein Exempel statuiert werden,“ schloß der Herr, und ich stimmte ihm natürlich zu in der Voraussetzung, daß ihre Schuld erwiesen war. „Des Exempels wegen,“ nahm der andere Prominente mit dem steinernen Hause das Wort, „man hat seitdem bei uns nichts mehr von den Anarchisten gehört. Es gibt zwar Leute, die behaupten, die Gehängten wären unschuldig gewesen. Mit dem einen war ich ganz gut befreundet, — ein stiller Mensch, von dem ich überzeugt bin, daß er unschuldig war. Aber wenn ich in der Jury gesessen hätte, ich hätte ihn auch verurteilt — des Exempels wegen.“ — Ich habe später mit einem zwar nicht „prominenten“ — dazu war er zu anspruchslos geblieben — aber doch sehr klugen, weitsichtigen und vor allem ehrlichen Deutschamerikaner über dasselbe Thema gesprochen, und er hat mich versichert, daß die Schuld sämtlicher Verurteilter ganz unzweifelhaft erwiesen gewesen sei. Aber ganz gleichgültig, ob der Mann mit dem steinernen Hause aus innerer Überzeugung sprach oder ob er nur glaubte, „forsch“ zu sein, — es bleibt charakteristisch für amerikanische Verhält-

nisse, daß in jener „prominenten“ Gesellschaft im Germania-Club in Chicago keine Stimme laut wurde, die die Beamtenkorruption verurteilte und daß ebensowenig irgend jemand aus seiner besseren Kenntnis der Verhältnisse heraus den Mann mit dem steinernen Hause rektifizierte. Es muß da also wohl wirklich in gewissen Kreisen der Glaube verbreitet sein, daß man einem durch und durch morschen und am Rande des Bankerotts stehenden Regierungssystem mit einem „statuierten Exempel“ für die Dauer helfen könne. Da bin ich nun ganz entgegengesetzter Ansicht, und in dem in den Vereinigten Staaten entbrannten und sicher nur noch von Waffenstillständen unterbrochenen socialen Kampf enthalte ich mich klüglich aller Sympathien, — ein Land, in dem Mittellosigkeit und Rechtlosigkeit dasselbe bedeutet und in dem jedes Verbrechen straffrei ausgeht, wenn der Verbrecher Geld genug hat, um die Richter von seiner Unschuld zu überzeugen, — ein solches Land steht unter dem Zeichen der Anarchie, wie *ich* das Wort verstehe, das mir nicht Herrschaftslosigkeit, sondern Gesetzlosigkeit bedeutet. Ich kann nur immer wieder davor warnen, amerikanische Verhältnisse nach deutschem oder europäischem Maßstabe zu messen und den Nachrichten zu trauen, die über den dortigen Stand der socialen Frage zu uns herüberkommen. Es ist bezeichnend für die Gewissenlosigkeit der drüben herrschenden Kaste, daß aus den Hunderttausenden von Arbeitslosen plötzlich „Tramps“ gemacht wurden und daß man den Arbeiterführer Debs zu einem Gewohnheitssäufer stempeln möchte. Unter „Tramps“ hat man bisher in Amerika immer nur Vagabonden verstanden, Leute, die nicht arbeiten *wollten*, jene Sorte von Menschen, die bei uns von den Gensdarmen auf den Schub gebracht oder in Arbeitshäusern interniert werden. Und der „Gewohnheitssäufer“ Debs ist ein so zielbewußter und maßvoller Herr, daß ihm selbst der amerikanische Whisky noch keinen Schaden gethan haben kann, wenn er überhaupt dieses Gift trinken sollte.

Es ist mir eine starke Beruhigung gewesen, daß Mackay, trotzdem er sich mit seinem Buche an die deutschen Arbeiter wendet, in demselben doch lediglich auf englische und amerikanische Verhältnisse exemplifiziert. Denn trotz aller Internationalen traue ich der Mehrzahl der deutschen Arbeiter doch noch so viel gesunden und praktischen Sinn zu, daß sie es nicht für ihre Aufgabe halten werden, für die Lösung der sozialen Frage jenseits des Kanals oder jenseits des Oceans nutzlos ihre Haut zu Markte zu tragen. Sie werden sich selber sagen, daß Mackay sein Gemälde lieber mit deutschem Hintergrunde gemalt haben würde, da er deutsch und für Deutsche schreibt, wenn ihm bei Schilderung deutscher Verhältnisse die gleichen krassen Farben zu Gebote gestanden hätten. Aber auch aus einem anderen Grunde möchte ich dem Mackayschen Buch eine starke propagandistische Wirkung nicht zutrauen, — selbst für den verbohrtesten Kopf kann der Mackaysche Anarchismus nicht viel Verführerisches haben. Das Ziel liegt dazu in zu weiter Ferne, in demselben Nebel ungefähr wie der allgemeine Weltfriede. Und für solche nebelhaften Ziele begeistern sich gewöhnlich nur Leute, die dem praktischen Leben und der praktischen Arbeit sehr ferne stehen. Egoismus und vollkommener Egoismus nach Mackayscher Theorie stehen sich zu feindlich gegenüber, als daß man der Umwandelung des ersten in den anderen in einigen tausend Jahren entgegensehen könnte.

Ob Mackay sich dagegen auch angesichts der sich häufenden anarchistischen Morde immer noch in Unschuld die Hände wäscht, lasse ich dahingestellt sein. Vielleicht ist ihm inzwischen eine Ahnung davon aufgegangen, daß Utopien jeder Art dem geistigen Organismus in dialektischen Spitzfindigkeiten nicht geübter Leute schwer verdaulich sind und daß die Propaganda der That diesen Leuten trotz alledem ersprießlicher erscheinen muß als seine Propaganda des verfeinerten Egoismus. Dann muß er sich — wenn auch nicht an dem Blute Carnots, denn das Blut der Bourgeois beschwert nun einmal sein Gewissen nicht — doch an dem Blut Caserios mitschuldig fühlen. In seinem Buche spricht er zwar von einem jungen deutschen Dichter, der wunderschöne lyrische Gedichte macht und doch dabei von einem wahren Hunger nach Menschenblut geplagt ist. Sehr schöne lyrische Gedichte hat Mackay selbst gemacht, und als theoretischer Anarchist verwirft er den Mord ja thatsächlich nur deshalb, weil er ihm zwecklos erscheint. Er wird doch aber nicht im Zweifel sein, daß man die Tiger ohne Gewissensskrupel auch dann über den Haufen schießen würde, wenn sie anfangen sollten, wie die Nachtigallen zu singen.

In ihrer Weltanschauung und in ihren letzten Zielen haben John Henry Mackay und *Prinz Emil zu Schönaich-Carolath* sicher nicht das Geringste miteinander gemein. Der erste steht dem Christentum absolut feindlich gegenüber, der andere sieht in dem, was unter dem Namen „praktisches Christentum“ als ein Heilmittel gegen die socialen Schäden der Gegenwart gilt, die Lösung aller Dissonanzen. Aber beide haben als lyrische Dichter begonnen, ehe sie zu Weltverbesserern wurden, und beide wenden sich in ihrer letzteren Eigenschaft als Ankläger gegen den Staat. Sage ich es von vornherein, daß mir der Lyriker Prinz Emil zu Schönaich-Carolath sehr viel besser gefallen hat — trotz seiner Gefühlsschwelgerei und seiner Süße — als mir der Tendenznovellist Prinz Emil zu Schönaich-Carolath gefällt. Denn seine in der deutschen Verlags-Anstalt erschienene Novelle „*Bürgerlicher Tod*“ ist so lediglich der Tendenz zuliebe erdacht, daß dabei alle Poesie zum Teufel gegangen ist. Das würde ich, um der guten Absicht willen, gern verwinden, wenn ich der Tendenz nur damit genützt sähe oder wenn das Bild, das der Verfasser zeichnet, auch nur der Wahrheit entspräche. Prinz Emil zu Schönaich-Carolath erzählt die Geschichte eines Mannes, der weder starkarmig noch starkgeistig ist, beim Militär geschunden wird, heiratet, in glücklicher Ehe sechs Kinder zeugt, dann aber seine Familie nicht mehr ernähren kann und nach einem vereitelten Versuch, sich und die Seinen durch Kohlendunst aus der Welt zu schaffen, ins Wasser springt

und auf einem zurückgelassenen Zettel die Seinen der Teilnahme seiner Mitmenschen empfiehlt. Denselben Menschen, von denen ihm während seines Lebens nur zwei menschliche Teilnahme erwiesen haben, — ein Hilfsprediger, der die altbackenen Semmeln, van denen er lebt, mit ihm teilte, und ein satter Backfisch, der ihm sein Frühstücksbrat in die Hand drückte. Hätte der Verfasser an diesem krassen Beispiel lediglich demonstrieren wollen, doß die christliche Gesellschaft immer noch wenig genug von wahrem Christentum durchdrungen ist, — ich würde nichts dagegen sagen, trotzdem das Beispiel wirklich sehr kraß ist. Ich zweifle nicht daran, doß mancher Mensch auf ganz demselben Wege zu Grunde geht, den Prinz Emil zu Schönaich-Carolath schildert — an seiner eigenen Schwäche nämlich; aber trotzdem sind die Menschen im allgemeinen nicht so pharisäerhaft schlecht, wie der Verfasser sie bis zur Gräfin hinauf schildert. Die Gräfin stammt allerdings, zu ihrer Entschuldigung muß ich das sagen, aus einer reichen hanseatischen Kaufmannsfamilie, während der van Geburt an varnehme Graf, trotzdem er die Dame des Geldes wegen heiratete, doch noch sa viel varnehme Gesinnung gerettet hat, daß er den letzten Thaler seiner Offizierspension und das Eingeständnis seiner Scham der armen Frau übermittelt. Die armen Menschen wenigstens sind nicht so schlecht oder denken nicht so unnatürlich, wie Prinz Schönaich-Caralath sich ihren Gedankengang vorstellt, — ich kann das aus Erfahrung sagen, denn ich habe einige wenigstens in der Erinnerung sehr schöne Jahre unter ihnen verlebt. Nicht freiwillig, um à la Göhre Studien zu machen, sondern der Natwendigkeit gehorchend, und ich glaube nicht, daß durch diesen Zwang mein Blick etwa weniger scharf geworden ist. Da läßt z. B. der Verfasser den halbwüchsigen Sohn seines Opfers der menschlichen Gesellschaft in der Dachluke fremden Tauben Schlingen legen, weil er seinen hungernden Geschwistern eine Suppe kochen möchte. Eine dreht sich wirklich das Genick ab, die andere setzt er wieder in Freiheit, weil ihm das Gewissen schlägt. Er wird zu sechs Tagen Gefängnis verurteilt, trotzdem der Hilfsprediger als Zeuge für seine Gutartigkeit var Gericht erscheint. Mog vorkommen, — auch Richter sind Menschen und können hart und ungerecht sein. Was aber sicher nicht vorkommt, ist, daß die Nachbarn sich dieses richterlichen Urteils wegen von der Familie des harmlosen Taubendiebes zurückziehen und sie boykottieren. In der Umwelt des jugendlichen Verurteilten würde man über den Taubenfang und über das Urteil ganz so denken, wie Prinz Emil zu Schönaich-Carolath darüber denkt, — man würde den ersten für ein harmlases Vergehen, wahrscheinlich sagar für erlaubt, und das Urteil für eine unerhörte Härte halten und man würde über das letztere weidlich schimpfen. Denn Schimpfen macht Luft. Es wirkt auch, auf mich wenigstens, immer noch überzeugender, als der auf solchen falschen Varaussetzungen basierende Gedankengang des Verfassers. Ich kann dem Verfasser gar nicht zustimmen, wenn er schließlich zu dem Resultat kommt: der Staat thut seine Schuldigkeit nicht auf den Gebieten des Schutzes gegen Verarmung und gegen Armenpflege, in der Froge der Trunksuchtsbekämpfung sowie jener der Sonntagsheiligung. Wenn Prinz Schönaich-Carolath behauptete, der einzelne thue seine Schuldigkeit in diesen Dingen nicht, so ließe sich mit ihm darüber diskutieren. Aber in Bezug auf Armenpflege hat der Staat den Gemeinden größere Lasten auferlegt, als viele von ihnen tragen können, er bestraft denjenigen, der geistige Getränke an den Kansumenten im Übermaß verabreicht, und die äußerliche Heilighaltung des Sonntags hat er beinahe nach englischem System geregelt Mehr kann der Staat, glaube ich, in diesen Fragen nicht thun. Denn wenn er die Leute selbst zwangsweise in die Kirchen schickte und sie nötigte, darin still zu sitzen — zu Andächtigen kann er sie nicht machen. Und wenn Prinz Schönaich-Carolath ein Mittel kennt, dem Säufer den Alkohol zu verekeln oder dem Armen ein Huhn in den Topf zu zaubern van Staats wegen, dann sollte er nicht nur mit der Anklage, sondern auch mit dem Mittel herausrücken, — es würde gewiß donkbar angenommen werden. Wenn Prinz Schönaich-Caralath ein Bild grau in grau mit einer Spitze gegea den madernen Staat malen möchte, dann kann ich ihm einen anderen und überzeugenderen Staff schenken wie die Geschichte eines Mannes ahne körperliche und geistige Elasticität. Da erhängte vor kurzem in Berlin ein Handwerksmeister seine Familie und sich selbst, ein Mann, der bis zum letzten Augenblick in voller Körperkraft unermüdlich gearbeitet hatte und ein tüchtiger Meister gewesen war. Aber wenn er den Lahn seiner Arbeit einziehen wallte, dann stellte es sich gewöhnlich heraus, daß eine Bande van Gaunern und Schwindlern ihn um diesen Lohn betrogen hatte. Eine Bande, die organisiert und ganz systematisch arbeitet, nicht etwa im geheimen, sondern ganz öffentlich, und gegen die dennach das Gesetz keine Handhabe bietet. An diesem Falle nachzuweisen, daß das Gesetz eine Lücke aufweist, die schleunigst ausgefüllt werden muß, kann auch einem Novellisten nicht schwer werden. Aber will man den Staat dafür verantwartlich machen, daß es überhaupt noch Elend in der Welt gibt, dann verlangt man zu viel von ihm. Das kann auch der christliche Staat nicht leisten, wie ja auch die christliche Lehre dem Menschen nichts weniger als irdische Glückseligkeit verspricht. Wenn Prinz Schönaich-Carolath tratzdem gerade von seinem christlichen Standpunkt salche Forderungen an den Staat stellt, so vergißt er in erster Linie so ziemlich das einzige Wort, das die Beziehungen des Christen zum Staat regelt: „Seid unterthan der Obrigkeit, die Gewalt über euch hat." Nicht der Obrigkeit, die für euch sorgt oder sargen soll, sandern „die Gewalt über euch hat." Da sallte sich der Christ doppelt hüten, den Rocker von Staat auch dort verantwortlich zu machen, wo alle Staatsweisheit ein Ende hat, und die Utapie des goldenen Zeitalters beginnt.

Zu unsern Bildern.

In den zu dem Kuhnert-Artikel dieses Heftes gehörigen Illustrationen ist Landschaft, Porträt, Genre- und Tierbild reichlich vertreten, Zeugnis für die Vielseitigkeit des jungen Berliner Künstlers ablegend, dessen vielversprechende Entwickelung in dem diese Bilder begleitenden Text eingehender gewürdigt wurde. Aus der Welt des Orients, die Kuhnert mit Vorliebe schildert, führt uns das große Bild von Orrin Peck in die Heimat zurück. Ein Bild, das einen sehr verbrauchten Titel führt, dem jeder Freund der Bilder in unsern illustrierten Familienblättern in jedem Jahre gewiß ein dutzendmal zu begegnen sicher ist. Wenn er unter einem Bilde die Worte liest „Von ihm,“ weiß er mit absoluter Gewißheit, daß er darüber ein an einem Tische sitzendes Mädchen finden wird, das einen Ellenbogen aufstützt und in einem Briefe liest, dessen Inhalt ein sehr süßes und glückliches Lächeln auf die Gesichtszüge der Empfängerin zaubert. Gewöhnlich spielt die Scene in einem einfachen Zimmer, und das Mädchen ist ärmlich gekleidet; manchmal ist sie aber auch in einen Salon verlegt, und die elegante Toilette der Empfängerin des Briefes gibt uns die beruhigende Gewißheit, daß auch gutsituierte junge Damen durch Liebesbriefe beglückt werden. Orrin Pecks Bild unterscheidet sich von diesen Bildern um ein Bedeutendes, trotzdem der Künstler, vielleicht nur aus Bequemlichkeit, von dem durch die Tradition geheiligten Titel nicht abgegangen ist. Orrin Peck erzählt uns eine ganze Geschichte, aber er regt den Beschauer seines Bildes wenigstens dazu an, sich die Geschichte selbst zu fabulieren. Storm würde die so entstehende Novelle vielleicht „Nachbarskinder“ genannt und ebensoviel Sorgfalt wie der Maler darauf verwandt haben, den Boden, auf dem sie spielt, im Detail zu schildern und ins Poetische zu rücken. Die deutsche, in Gärten eingebettete Kleinstadt kennen wir alle, wenn sie auch immer seltener wird. Der die aneinander grenzenden Gärten trennende Staketenzaun ist nicht einmal eng genug, um das Hinüberwuchern der Kürbispflanzen von einem Grundstück auf das andere zu hemmen. Viel weniger noch kann er verhindern, daß sich jene geheimnisvollen Fäden herüber- und hinüberspinnen, die zwei junge Herzen unlöslich miteinander verbinden. Da sieht man sich, man spricht miteinander, man lernt sich lieben. Und es ist gar nicht wunderbar, daß er, trotzdem ihm der Weg durch die große Eingangspforte gar nicht verschlossen ist, es doch vorzieht, seine Werbung, von einem Blumenstrauß begleitet, dem alten Lattenzaun anzuvertrauen. Solche kleinen heimlichen Umwege führen in diesem Falle oft sicherer ans Ziel, als der kurze Weg geradezu ins Elternhaus der Geliebten. Die junge Dame sieht ganz so aus, als ob ein in Frack und Klapphut bei ihren Eltern um sie werbender Verehrer ihrem Geschmack zu nüchtern erscheinen würde. Denn ein wenig Romantik behält ihren Zauber auch in unserer nüchternen Zeit. Man sehe das Bild „Lotus und Wasserlilien“ von J. D. Woodword, eine ganz romantisch gedachte und von einem Parkkünstler allerersten Ranges ausgeführte Landschaft. Wollte man dem Bilde Staffage geben, so müßte es eine Walter Skottsche Frauenfigur sein, die dort am Ufer unter der Esche mit den hängenden Zweigen lustwandelt. Das Bild läßt eine Saite in unserm Innern wiederklingen, die weder Dampf noch Elektricität zum Schweigen bringen können; wir fühlen uns gefangen genommen von dem Zauber der Natur, wenn sie auch, wie auf dem Parkbilde von Woodward, nicht schrankenlos gewaltet hat, sondern in den Grenzen, die ihr ein Gartenkünstler zog. Natur, freilich in anderem Sinne, gibt uns auch Fritz Reiß in seinem Bilde „Schöne Hoffnungen.“ Entfernt sich auch das Kostüm der schwäbischen Bauersfrau sehr weit von aller Natur, so ist es ihr doch die überkommene Tracht und ihr daher als etwas Selbstverständliches natürlich geworden, und daß sie im Sonntagsstaat hinaustritt auf den Hof, wo ihr der Segen des Stalles entgegengrunzt, ist erst recht natürlich. Denn an Wochentagen fehlt ihr die Zeit dazu, sich an ihrem Reichtum zu freuen, da hat sie nur die Sorgen um ihn. Auch daß sie nicht zimperlich ist und in ihren sauberen ausgeschnittenen Schuhen ganz zaglos bis an den Rand der Mistpfütze tritt, ist natürlich. Denn der kleine Teich, den Fritz Reiß im Vordergrunde seines hübschen Bildes blinken läßt, ist eine Mistpfütze, daran läßt sich nichts ändern, wenn das Bild natürlich bleiben soll. Der Landmann denkt über das Gold auf seinem Hofe anders wie der Städter; er weiß, daß es wirkliches Gold ist und fürchtet sich nicht, ihm nahe zu kommen. — Auch Toby E. Rosenthal, der geborene aber seit vielen Jahren in München lebende Amerikaner, hat uns ein Blatt beigesteuert, das den Beschauer heiter stimmt. Ein großes Kunstwerk ist es unbedingt, an dem die Malerin sich abmüht, — ragt es auch nicht bis in die Wolken, so doch bis an die Decke des Ateliers, und die Treppe, die hinanführt, hat sogar mit einem Geländer umgeben werden müssen, um die Künstlerin davor zu bewahren, daß sie plötzlich ein Schwindeln ob ihrer eigenen Größe überfällt. Auch der Lorbeer ist schon da, wenn er auch vorläufig noch nicht das Haupt der Künstlerin, sondern nur eine ausrangierte Palette schmückt, — wahrscheinlich die Gabe eines neidlosen Kollegen. — Leonardo da Vincis Frauenkopf aus der Königlichen Bibliothek des Windsorschlosses mahnt uns wieder an das unglückliche Geschick des vielseitigsten aller Künstler, dessen größte Entwürfe unausgeführt bleiben mußten. Seine Anbetung des Christkindes durch die heiligen drei Könige für den Altar der Klosterkirche von San Donato blieb im Stadium der Untermalung liegen, sein großes Reiterstandbild des Franzesco Sforza ist niemals zur Ausführung gelangt, und durch Intriguen ge-

zwungen, mußte er die Arbeit an seiner für den Ratssaal des Pallazzo della Signoria bestimmten Schlacht bei Anghiari plötzlich abbrechen, und das unvollendete Gemälde wurde so vollständig zerstört, daß uns davon nur einige skizzenhafte Vorarbeiten und einige ältere Reproduktionen einzelner Gruppen des Bildes erhalten blieben. Auch der Frauenkopf aus der Bibliothek gehört unbedingt zu Vorstudien, welche der Künstler zu einem größeren Werke gemacht hat, — wir haben es nicht mit einem Skizzenblatt zu thun, das der Künstler lediglich von dem Reiz des Originals angezogen schuf, sondern zu einem bestimmten Zweck. Aber für welche seiner zahlreichen nicht zur Ausführung gelangten oder verloren gegangenen Kompositionen Leonardo da Vinci diesen Frauenkopf zu verwenden beabsichtigte, läßt sich heute nicht mehr feststellen. Sehr wahrscheinlich, daß er an eine Madonna dachte, und daß der Blick des geneigten Hauptes das auf dem Schoße ruhende Christuskind liebevoll umfassen sollte. — Ungemein glücklich ist der Münchener Bildhauer Georg Busch in seiner Marmorgruppe „Für die Armen“ gewesen. In der Haltung und in den Zügen der beiden Kleinen, die sich zusammenthun müssen, um mit ihrer Gabe überhaupt nur bis an den Opferstock zu reichen, liegt so viel kindlicher Eifer, so viel Ernst und Lieblichkeit, daß das Kunstwerk dem Beschauer nicht nur eine Augenweide gibt, sondern ihn auch anspornt, den Kleinen nachzueifern. Die Mahnung zum Wohlthun klingt so deutlich aus dem genrehaften und ganz realistisch behandelten Vorgange, daß gewiß eine Caritas oder irgend eine andere allegorische Figur nicht mit größerer Beredsamkeit zu uns sprechen könnte. Mit dieser selben Beredsamkeit wirkt auch die absolute Naturwahrheit in den Bronzestatuetten des Parisers E. Frémiet auf uns. E. Frémiet ist jetzt ein alter Herr, und die Zeit liegt lange hinter ihm, in der man diese absolute Naturwahrheit als unkünstlerisch verdammte. Aber auch er hat sich Dinge sagen lassen müssen, wie z. B., warum denn seine Lastpferde sich so schrecklich abmühten, da sie doch nichts zu ziehen hätten. Daß sie schwer ziehen, sieht man, man sieht es so deutlich, daß die Phantasie im Augenblick des Schauens auch sofort den Wagen dazu ergänzt, den der Künstler gerade aus diesem Grunde gar nicht erst nötig hatte, uns wirklich zu zeigen. Ein Studienblatt Edouard Détailles wird in Frankreich ungefähr so hoch geschätzt wie bei uns eine Studie von Adolf Menzel. Und in der That erinnert das Blatt, das wir heute von ihm veröffentlichen, der Spielmann eines Hochländer Regiments, unwillkürlich an jene Menzelschen Typen der Armee Friedrichs des Großen, die ältere Leser in früheren Jahrgängen der Monatshefte fanden. Da findet sich dieselbe Sorgfalt in der Behandlung der Uniformierung und Ausrüstung, und doch hat sich über dieser Sorgfalt der Blick für das Individuelle nur geschärft, so daß wir ihn leibhaftig vor uns stehen sehen, den Stolz jedes englischen Soldatenfreundes, den in alter schottischer Nationaltracht seinem Regiment voranfziehenden Spielmann. O. P.



Zuschriften sind zu richten an die Redaktion von Velhagen & Klasings Monatsheften in Berlin W, Steglitzerstr. 53.

Für die Redaktion verantwortlich: Theodor Hermann Pantenius in Berlin.

Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig. Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.



Studie zu einer Illustration zur „1001 Nacht“. Von F. Simm.

Velhagen & Klasings
Monatshefte.

Herausgegeben
von
Theodor Hermann Pantenius und Paul von Szczepański.

IX. Jahrgang 1894/95. Heft 2, Oktober 1894.

Kyparissos.

Roman
von
Ernst Eckstein.

(Fortsetzung.)

Das Antlitz des Kyparissos leuchtete auf.

„Ich freue mich des und ich danke dir!“ versetzte er lebhaft. „Du weißt, daß mir der Gegenstand nicht eben schwer ins Gewicht fiel. Aber mein Rechtsgefühl blutete und mein Stolz. Gieb mir verständige Richter, die nicht engherzig am Buchstaben kleben: mehr verlange ich nicht. Meine Sache wird dann laut genug für sich selbst sprechen.“

Kepheus wandte sich nun wieder zu Teukros.

„Meine Freude, dich hier zu sehen, würde noch größer sein, wärest du in Begleitung deiner Gemahlin erschienen . . .“

„Zu gütig, Herr.“

„Hoffentlich ist ihre Krankheit nicht ernster Art,“ fuhr Kepheus mit einem Lächeln fort, das für Teukros verständlich genug war und ihn beinahe beschämte. Dies Lächeln sagte: Mich darfst du nicht täuschen wollen. Ich weiß bestimmt, daß Phaio's Erkrankung nur eine Ausflucht ist. Pelias, der grollende Priester des Erdumfassers, hat deiner jungen Frau eingeredet, es vertrage sich nicht mit der Rolle einer andrischen Vaterlandsfreundin, die Schwelle des Mannes zu überschreiten, der die Volkskönige und die alte verknöcherte Ratsversammlung aus dem Sattel gehoben! Aber du siehst, ich bin duldsam und großmütig! Wie ich den Pelias ruhig in seinem Amt lasse, obschon ich weiß, daß er zu meinen grimmigsten Feinden gehört, so zürne ich auch deiner lieblichen Phaio nicht, die so gutgläubig nachbetet, was ihr der alte thörichte Priester vorplappert!

Kepheus wollte dem Teukros diese Gedanken zwar durchschimmern lassen, aber nicht lange dabei verweilen. Da er den Edelling völlig für sich zu gewinnen strebte, so wäre das unklug gewesen. Sonach ging er sofort auf ein anderes Gebiet über, — zunächst auf die großen Vermessungen, die man bei Gaurion vornahm, dann auf die Umgestaltung des Schulwesens, und zuletzt auf den Bau der zwei Trieren, die demnächst in Pogla vom Stapel laufen und die Namen Urania und Pallas führen sollten. Er plauderte frisch, leicht und doch nicht in oberflächlichen Redensarten. Teukros war angenehm überrascht. Er fand, daß sich der ehemalige Oberschatzmeister, dessen grübelnde Schweigsamkeit sprüchwörtlich war, ganz entschieden zu seinem Vorteil verändert hatte.

Während er so mit Kepheus wohl eine Viertelstunde lang sprach und von den umstehenden Höflingen glühend beneidet wurde,

war er für Telesilla der Gegenstand einer seltsam erregten Aufmerksamkeit. Sie hatte gehört, der Mann da mit dem stolzen, vornehmbleichen Gesicht und den beinah' gespenstischen Flammenaugen sei Teukros der Sternforscher. Zunächst war es Neugier, was sie veranlaßte, von Zeit zu Zeit die Blicke auf ihn zu heften, Neugier und jene rein geistige Teilnahme, die Teukros überall da hervorrief, wo man für den Beruf des Himmelsergründers halbwege Verständnis besaß. Bald aber gewann diese Neugier und diese Teilnahme eine veränderte Färbung. Das Geisterhaftgebietende in dem Wesen des Teukros, der hoheitsvolle männliche Ernst, der ihm auf der leuchtenden Stirn thronte, und mehr noch ein rätselhaftes, unbeschreibliches Etwas, über das Telesilla durchaus nicht im stande war sich Rechenschaft abzulegen, ein Schimmer, der ihn umfloß wie das duftige Graublau des Äthers die aufsteigende Mondscheibe — dies alles wirkte auf sie mit der Unwiderstehlichkeit eines wildbetäubenden Duftes. Ihr Herz pochte. Eine Angst überkam sie, mit einer Sehnsucht gemischt, die sie noch nie im Leben empfunden hatte. Dabei jagten sich ihr hinter der aufglühenden Stirn die Erinnerungsbilder in phantastischem Durcheinander, — Scenen, Eindrücke, Stimmungen, bei denen sie das Gefühl hatte, als seien sie Vorläufer des gegenwärtigen Augenblickes gewesen, ihm einigermaßen verwandt und doch kläglich vor ihm erblassend . . .

In diesem Zustand verstrichen ihr drei, vier Minuten. Dann holte sie tief Atem und wandte sich ab. Äußerlich vollkommen ruhig wandelte sie an dem spiegelnden Hofteich vorüber und trat links in die Kolonnade, wo an den Wänden her etliche Bänke und Sessel standen. Dort setzte sie sich und stützte den Kopf in die Hand, wie Jemand, der mit seinen Gedanken allein sein will.

Aber dieses Alleinsein währte nur gerade zwei Augenblicke. Man ist nicht ungestraft das leibhaftige Ebenbild der unsterblichen Aphrodite. Der athenische Dichter Eumolpos, der auf den Wunsch des Fürsten vor sechs Monaten etwa nach Andros übergesiedelt war, hatte schon längst auf die Gelegenheit einiger Worte mit Telesilla gelauert und kam nun schüchtern und begehrlich zugleich in den Säulengang. Sein junges, offenes Gesicht flammte hell auf, wie er mit bebender Stimme die Worte sprach:

„So still und so träumerisch? Darf man sich nähern?"

Sie hob den Blick. Das angenehme Bewußtsein, in diesem Eumolpos einen ebenso schönen als geist- und talentvollen Jüngling an ihren Triumphwagen gefesselt zu haben, trug für den Augenblick über die seltsamen Bewegungen, die ihre Seele durchkreuzten, den Sieg davon. Mit einem blühenden Lächeln, huldvoller als je, wandte sie ihm das liebreizende Antlitz zu und nickte so freundlich und wohlgefällig, daß der junge Poet, von einer Ahnung künftigen Glückes durchschauert, fast die Zurückhaltung vergaß, die Zeit und Ort und Stellung ihm auferlegten.

„Wenn du mich fürder so anschaust," sagte er leidenschaftlich, „werd' ich das bischen Verstand, das deine Augen mir noch gelassen haben, vollends verlieren!"

„Das war großartig!" versetzte sie lachend. „Hoffentlich hat das bischen Verstand noch ausgereicht für das Festlied!"

„O, was das betrifft . . .! Wie sollte ein Festlied mißglücken, das dich verherrlicht! Im Gegenteil! Ich glaube, es wird einen großen Erfolg haben. Nicht nur die Worte, sondern ebensosehr die Musik..."

„Natürlich! Sobald Eumolpos in seine Leyer schlägt . . ."

„Spotte du nur! Im Grund deines Herzens bist du mir doch nicht abhold! Und daß du es weißt, du Herrliche: außer dem Festlied, das für alle bestimmt ist, hab' ich noch eine handvoll Rhythmen für dich allein, Verse wie Schlangen, die sich dämonisch um deinen Hals ringeln, Naturlaute, die den wütenden Flammenküssen des Donnerers gleichen . . ."

„Nimm dich in acht, daß Zethonios von diesen Naturlauten keine Witterung bekommt! Es möchte ihm sonst beifallen, dir das schönträumende Dichtergehirn aus dem Schädel zu schlagen . . ."

Der junge Athener zog trotzig die Brauen zusammen.

„Denkst du, ich fürchte ihn?" fragte er achselzuckend. „Übrigens kränk' ich ihm ja durchaus nicht die Ehre! Ich, als Poet, habe das Recht, die Schönheit rückhaltslos zu bewundern, wie und wo's mir beliebt.

Und ſollt' ich hier gleich des Todes ſterben: ich mache Gebrauch von dieſem urheiligen Recht! Ich ſage dir's frei ins Geſicht: Holdſelige Troerin, du wonnigſte aller Frauen, ich bete dich an!"

Der Hauch freundlicher Teilnahme, der beim Herantreten des Dichters die Züge Teleſillas aufgehellt und belebt hatte, war jetzt völlig verſchwunden. Die letzten Worte ſchien ſie kaum mehr gehört zu haben. Eumolpos indes legte ſich ihre ſtarre Verträumtheit günſtig aus ... Er meinte, die Glut ſeiner Leidenſchaft gebe nun endlich dieſer verwöhnten und feſt in ſich abgeſchloſſenen Seele zu denken ...

Nun ſprach er von ſeiner erſten Begegnung mit ihr, von der weißen Diplois, die ihr ſo königlich um die Schultern gewallt, von dem leuchtenden Bernſteindiadem, das ihm den Eindruck hervorgerufen: hier kommt eine Göttin ...

Lautes Zinkengeſchmetter unterbrach dieſe Huldigungen. Ein buntgekleideter Herold forderte im Namen des Kepheus und der Damiska die Gäſte auf, ſich in das große Anogeon zu begeben, wo das Feſtmahl beginnen ſollte. Alsbald ertönte vom Park her eine liebliche, ſchalkhaftſüße Muſik. Der Doppelvorhang der Mittelthür, von unſichtbaren Händen gerafft, wogte langſam zurük, und die Geſellſchaft ergoß ſich, bunt durcheinandergemiſcht, in die ſogenannte Aule der Fürſtin, wo rechts eine ſäulengetragene Pforte zu dem Anogeon führte.

Teleſilla rührte ſich nicht. Während Eumolpos nach kurzer Pauſe mit erneuter Beredſamkeit weiterſchwärmte, hafteten ihre Augen feſt auf der Mittelthür. Wie das drängte und wimmelte! Jetzt verſchwand die hochſchulterige Knochengeſtalt des Staatsrichters Skylax zwiſchen den Teppichen ... Jetzt Eutlas, der Burgvogt ... Und der Brunnenaufſeher mit ſeiner vergnügt plaudernden Gattin, nnd der behäbige Zeusprieſter ... Teleſilla ſtaunte über die ſeltſame Färbung, die das alles nun für ſie angenommen. Das ganze Getreibe ſchien ihr ſo fremd, ſo unwirklich ... Die Muſik, die jetzt lauter und lebhafter wurde, klang ihr gleichwohl in ſo eigentümlicher Abdämpfung, fern und verſchwommen, als töne ſie aus dem Abgrund des Meeres herauf ...

Und nun kam an der Seite des Kypariſſos hoch und edel und ernſt Teukros der Sternforſcher.

Teleſilla preßte die Hand auf den Buſen. Zum erſten Male in ihrem Leben fühlte ſie, wie ihr beim Anblick eines Mannes der Atem ſtockte.

Der Hof war leer.

„Willſt du nicht aufſtehen?" fragte Eumolpos, der ſie mit wachſendem Staunen beobachtet hatte.

Langſam und müde erhob ſie ſich. Und wortlos, wie in weltfremde Gedanken verſunken, ſchritt ſie an der Seite des Jünglings nach dem Anogeon.

Fünftes Kapitel.

Das Mahl, das nun in Scene ging, machte dem Tafelaufſeher wie dem Mundkoch des Kepheus alle Ehre. Das ganze weite Anogeon war mit Blumen, vornehmlich Roſen geſchmückt. Rings an den farbig getäfelten Wänden ſtand eine Ehrenwache, fünfzig hochſtämmige Thraker in ſilberner Prunkrüſtung. Die Geſellſchaft ſpeiſte in Gruppen zu acht Perſonen, die ſich um je einen Tiſch ſetzten. Die Plätze waren durch Elfenbeinmarken gekennzeichnet, auf denen die Namen mit Purpurtuſche aufgemalt waren. Ein Heer von Sklaven in perſiſcher und altbabyloniſcher Tracht wies die Gäſte dienſtwillig zurecht.

Nachdem alle ſich niedergelaſſen, erſchien eine blaugeflügelte Schaar halbwüchſiger Mädchen und brachte das übliche ſtarkduftende Waſſer zum Abſpülen der Hände, nebſt den dazugehörigen Wolltüchern. Man wuſch und trocknete ſich, während die Leute des Tafelaufſehers mit ihren Platten und Schüſſeln ſchon am Eingang des Nebenraums auf den entſcheidenden Wink harrten.

Nun ſtrömten ſie ſchnell und geräuſchlos herein ...

Als Vorſpeiſe dampfte in kleinen, koſtbaren Schalen von ſidoniſchem Glas das altandriſche Nationalgericht, die Maza, ein Gerſtenbrei mit hymettiſchem Honig beträuft. Dann folgten in bunter Abwechslung Fiſch- und Fleiſchgerichte: Aale vom See Kopaïs, Klippfiſche, Hechte; junge Böckchen, am Spieß gebraten; Rinds- und Schweinslende; Haſen, Krammetsvögel und

sonstiges Wildpret. Dazu ward ein köstlicher, aber nicht allzu schwerer Wein von der Insel Naxos gereicht. Das eigentliche festfröhliche Bechern, an dem sich diesmal auch die Frauen beteiligen würden, sollte erst später draußen im Park stattfinden, in dem prächtigen Paradeisos, wie Kepheus seinen Palastgarten nach dem Beispiel orientalischer Herrscher nannte. Für dies Parksymposion waren denn auch die Hauptvorstellungen aus dem Gebiete der Tanz- und der Schauspielkunst, der Musik und der Zauberei aufgespart. Hier im Anogeon trugen die Gäste nicht einmal die sonst gebräuchlichen Rosen- und Veilchenkränze. Nur die sanft-schwellenden Weisen der unsichtbaren Kithara- und Flötenspieler fluteten dann und wann durch die geöffneten Pforten, und zweimal nur wurde das Tischgespräch unterbrochen: zuerst durch den Trinkspruch des Burgvogts Eutlas, der im Namen des Kepheus die Gäste im allgemeinen und das jungvermählte Paar Zethonios und Telesilla im besonderen willkommen hieß; und bald darauf durch die korinthischen Sänger, die das Festlied des jungen Eumolpos vortrugen und stürmischen Beifall ernteten.

Nach Schluß der Mahlzeit erschienen wieder die kleinen geflügelten Genien mit den citronenduftenden Onyxschalen. Dann erhob sich der Fürst und brachte mit weithin tönender Stimme das Trankopfer dar. Hiernach erscholl ein Drommetenstoß. Die Gesellschaft stand auf, um sich bis zum Beginn des Gelages planlos im Park zu zerstreuen.

Teukros hatte nicht weit von Zethonios am Tische der Fürstin Damiska gesessen und dem Gespräch dieses Mannes mit wachsender Teilnahme gelauscht. Es waren im großen und ganzen freilich nur Jagdgeschichten, die Zethonios zum besten gab; aber er sprach mit solcher Frische und Urwüchsigkeit und ließ dabei so merkwürdige Streiflichter auf die Sitten und Anschauungen seiner nordischen Heimat fallen, daß Teukros durch die Sache und durch die Persönlichkeit gleichermaßen gefesselt wurde. Zethonios, dem die Aufmerksamkeit seines dankbaren Zuhörers schmeichelte, trank ihm bei jeder Gelegenheit zu, und Teukros that dem beredten Feldherrn so gründlich Bescheid, daß ihm die Stirne wie Feuer brannte, zumal die Hitze im Speisesaal höher und höher stieg. So war denn Teukros einer der ersten, die nach Aufhebung der Tafel ins Freie traten. Fernab auf der großen Rotunde zwischen den mächtigen Piniengruppen, deren Wipfel jetzt eben im Goldrot der untergehenden Sonne glänzten, war bereits alles hergerichtet für das demnächst beginnende Nachtfest. Tische und Sessel reihten sich hier in weitausgreifendem Halbkreis. Die Mischkrüge waren schon aufgestellt, und emsige Sklaven trugen aus den versteckt liegenden Wirtschaftsräumen der Marmareia kleines Gebäck, Früchte, scharfwürzigen Kräuterkäse und Fischchen in Salzlake herzu, — die unentbehrlichen Zugaben eines echten Symposions. Vom Hafen herüber wehte jetzt ein erquicklicher Wind. Teukros atmete auf. Die frische Luft bedünkte ihm schneekühl nach der Gluthitze des Anogeons. Er schritt bis zu dem kleinen Springbrunnen, wo ein Triton zwei plätschernde Strahlen aus eherner Muschel emporspie, und labte sich an dem feinen Staubregen, der ihm entgegensprühte.

Da er ein wenig den Kopf wandte, sah er zwischen den Säulen des Ausgangs den Feldherrn Zethonios, der Miene zu machen schien, geradewegs auf ihn loszusteuern, vermutlich um seine nordländischen Jagdgeschichten weiter zu spinnen. Teukros aber fühlte sich abgespannt. Er war solche geräuschvolle Festlichkeiten seit Jahren nicht mehr gewöhnt ... Und plötzlich ergriff ihn ein unwiderstehlicher Drang nach Ruhe und Einsamkeit. Er schritt an dem Springbrunnen vorbei und bog nach rechts ab in das Gebüsch, das ihn alsbald den Blicken des Thrakers wie der übrigen Gesellschaft entzog. Zethonios wandte sich, da ihm Teukros entronnen war, zu dem arglos dastehenden Kyparissos und machte hier den Versuch, den Seefahrer, der doch auch mancherlei packende Abenteuer erlebt hatte, in ähnlicher Weise für die thrakischen Bären- und Wolfshetzen zu erwärmen, wie ihm das mit dem Sternforscher so über alles Erwarten geglückt war. Kyparissos jedoch schien heute nicht gut bei Laune. Er antwortete so knapp und so einsilbig, daß Zethonios es vorzog, die beste seiner Geschichten — den Doppelfang vom Berg Thiudanos — für sich zu behalten und

sich mit einem lässig genickten ‚Auf Wiedersehn!‘ von dem Seefahrer zu verabschieden.

Teukros ging unterdes weiter und weiter. Der Parkteil, den er jetzt langsam durchwandelte, war der Garten des alten Nedymnos, des vertriebenen und verschollenen Feldherrn der Volkskönige. Eine Zauberwildnis von unbeschreiblicher Herrlichkeit. Vielhundertjährige Steineichen, wilde Birnbäume, Ulmen und Pinien wuchsen hier breitschattend zum Himmel auf. Dazwischen blühten Oleander und Myrthen; die gelben Büschel der Salbei drängten sich neben die hochroten Früchte des Erdbeerbaums; und hier und da stieg eine afrikanische Palme turmhoch empor in die Gluten des Abendlichts.

Je mehr Teukros hier vordrang, um so köstlicher und vertrauter schien diese Einsamkeit. Er wußte ja freilich, daß die Umfriedungsmauer des Paradeisos ringsher mit Wachen besetzt war. Hier aber hätte man leicht sich eingeredet, zehn Meilen weit von dem Getriebe der Menschen entfernt zu sein. Das Klirren der Harnische klang nicht herüber in diese lautlose Stille. Noch abgeschiedener und weltferner war es hier, als in dem dunkeln Olivengehölz am Tempel des Zeus Xenios, wo Phaio so gern Rast machte, um hinauszuschau'n auf die leuchtende See . . .

Der Fußweg, den Teukros verfolgte, ward steiler und steiler. Das mußte die Anhöhe sein, auf deren Gipfel dereinst Nedymnos das Heiligtum des wälderumwandelnden Pan errichtet hatte. Noch hundert Schritte — dann bog der Pfad links ab. Und da glühte auch schon im Wiederscheine des flammenden Abendrots der kleine Altar, von Frauenhaar und Akanthus umwuchert, verlassen, vergessen, verschollen, wie der tapfere Vaterlandsfreund, der ihn vor langen Jahren gegründet. An der Westseite, wo die Anhöhe nahezu senkrecht abstürzte, lief eine halbmannshohe Brüstung her. Auch sie trug Spuren einer gewissen Vernachlässigung. Und doch bot gerade der Gipfel dieser entlegenen Anhöhe einen Blick von überraschender Großartigkeit. In der Richtung des Meeres zwar und der Stadt war die Aussicht verdeckt; nach Westen aber sah man in unbeschränktester Ausdehnung den ganzen Gebirgszug, der die Insel durchschnitt, vorn die sanftwelligen Hügel mit ihren unermeßlichen Ölpflanzungen, dahinter die hochragenden Kuppen und Felszacken, die sich jetzt in gesättigtem Schwarzblau gegen den brennenden Himmel abhoben. Tief in der Schlucht, jenseits der Parkumfriedigung, rauschten unsichtbar die Wasser des Lampros. Um die Klippen, deren Fuß er benetzte, quoll eine Fülle saftgrüner Zwergbäume, üppiger Anemonen und breithängender Farnkräuter.

Rasch begann es zu dämmern. Über den Felszacken der Aithra glänzte die Mondsichel und die blaßgelbe Flamme des Abendsterns. Teukros dachte an sein stilles Daheim; an den einsamen Strandweg, wo er sonst wohl um diese Stunde, in tiefe Gedanken versenkt, auf- und abschritt; an Phaio, die ihn so heiß in die Arme schloß, wenn er zurückkam; an das trauliche Mahl und die gemeinsame Wanderung durch den Hausgarten... Heute war das nun anders, — zum erstenmale seit vielen Jahren. Seltsam! Wie straff und wie eigensinnig hatte die sonst so nachgiebige Frau sich geweigert, ihn hierher zu begleiten . . .! Vielleicht hatte sie recht . . . Der geräuschvolle Prunk eines Fürstenhofes taugte nicht für den ruhebedürftigen Forscher und Denker. Eine plötzliche Sehnsucht ergriff ihn, ein Gefühl der Beschämung und Reue, als habe er eines Phantoms wegen etwas Unschätzbares aufgegeben. Wenn die Nacht so sternklar hereinsank wie jetzt, dann führte er seine Phaio ins Frauengemach, drückte ihr einen herzinnigen Abschiedskuß auf den Mund und stieg langsam hinauf zu der Plattform des Turmes. Die Seele noch ganz erfüllt von dem sanft wärmenden Glück ihres Besitzes, ging er an seine Beobachtungen. Die Zeit flog dahin wie auf Erosflügeln. Und wenn die Ermüdung kam, — o wie süß und befriedigend war sie im Vergleich mit der Abspannung, die ihn jetzt nach den wenigen Stunden im Anogeon heimgesucht hatte!

Die schweigende Landschaft hüllte sich mehr und mehr in die Schleier der Dämmerung. Droben über dem Gipfel der Aithra glomm noch der sterbende Tag: aus der Schlucht aber, wo der Lampros die rauschenden Wasser wälzte, stieg es empor wie bleierne Schatten. Teukros machte tiefatmend Kehrt. Da gewahrte er

neben dem Pan-Altare ein gelbliches Kleid. Im verlöschenden Abendlicht schimmerten zwei große Pupillen. Die da neben ihm stand, war Telesilla, die Gattin des Oberfeldherrn Zethonios.

Ein leichter Aufschrei tönte von ihren Lippen.

„Beim Zeus," sagte sie dann, die Erschrockene weiter spielend, „ich dachte nicht anders, als der Geist des Vertriebenen suche die Stätte heim, wo er vor Zeiten dem Gott geopfert! Jetzt erkenn' ich dich erst . . . Du bist's, Teukros der Sternforscher! Spotte nicht, daß ich so stammle und zittre! Aber wenn man so ganz ohne Ahnung . . . Wahrhaftig, mir schlagen die Pulse, als säßen mir die Erynnien im Nacken!"

„Verzeih' mir!" versetzte Teukros mit ruhiger Artigkeit. „Ich bin selbst überrascht. Immerhin heiß' ich den Zufall willkommen. Er gibt mir Gelegenheit, der Heldin des Festes meine Glückwünsche darzubringen."

„Kennst du mich denn?"

„Wer sollte die Troerin Telesilla nicht kennen? Ich für mein Teil komme ja freilich selten zur Stadt. Aber einmal sah ich dich doch. In der Hafenstraße."

„Und diese eine Begegnung hat ausgereicht . . .?"

Teukros fühlte sich eigentümlich berührt durch die fast stürmische Lebhaftigkeit, mit der sie das fragte. Er hätte ihr sonst wohl eine sehr naheliegende Schmeichelei gesagt. So bemerkte er einfach:

„Ich habe ein gutes Gedächtnis. Und dein goldblondes Haar . . . Die Farbe fällt auf."

Eine so nüchterne Auslegung hatte sie nicht erwartet. Sie fand das im stillen empörend. ‚Die Farbe fällt auf . . .‘ Weshalb raunte er nicht ein Wort der Bewunderung, eine verzückte Redensart im Stil des Eumolpos? ‚Die Schönheit schreibt eine unverlöschliche Flammenschrift‘ — oder was Ähnliches?

Rasch jedoch bezwang sie ihren Verdruß. Die Schuld der Enttäuschung lag wohl an ihr. Sie hatte den Mann da, den ersten wirklichen Mann, der in ihr Leben trat, mit dem Maßstabe alltäglicher Menschen gemessen. Alltäglich in dieser Beziehung war auch Eumolpos, so reich und verheißungsvoll sein dichterisches Talent sich entfaltete. Teukros aber, der Sternforscher, stand für diesen Maßstab zu hoch. Sie wußte ja aus dem Verkehr mit ihrem ägyptischen Zauberer, wie der Einblick in die großen Geheimnisse der Natur den forschenden Geist abzieht von allem Vergänglichen; wie er das Herz ausfüllt und die Seele in Schlummer wiegt. Das war nicht wie bei dem heißblütigen, tollen Athener, der da kam und sah und in Flammen stand. Auch nicht wie bei dem alten Querkopf Zethonios, der schon allem entsagt hatte und nun an der Schwelle des Alters gleichsam niedergeschmettert war von dem Glanz dieses späten Frühlings. In beiden Fällen hatte ein Weib wie die Troerin leichtes Spiel. Hier aber stand sie vor einer gewaltigen Nebenbuhlerin, und diese Nebenbuhlerin hieß die Erkenntnis.

Es entstand eine Pause. Telesilla war sich der Vorgänge, die sich in ihrem bewegten Gemüt abspielten, nur sehr dunkel bewußt. Ob das alles nur ein vorübergehender Sturm war, oder ob Teukros ebenso das Ziel ihrer endlich erwachten Leidenschaft werden sollte, wie Kepheus das Ziel ihres Ehrgeizes: wer hätte das voraussagen wollen? Eins jedoch fühlte sie mit erdrückender Deutlichkeit: den unwiderstehlichen Drang, diesem kaltblickenden Mann um jeden Preis zu gefallen, ihm die gleichmütige Ruhe, die er bis dahin bewahrt hatte, so oder so zu erschüttern, seinem innersten Wesen irgendwie näher zu kommen.

So brachte sie das Gespräch auf die Sternforschung.

„Ich kann's begreifen," hauchte sie schwärmerisch, „daß es dich aus dem Getümmel der Gäste hinwegtrieb hier auf die schweigsame Anhöhe, wo du allein bist mit deinen leuchtenden Lieblingen! Mir selber geht es ja ähnlich, obschon ich fremd bin im Reich deiner Forschungen . . . Die Gestirne da droben — sie sind doch das einzig Stete und Ewige in dieser vergänglichen Welt! Es muß ein herrliches, ein erhabenes Gefühl sein, sich so vertraut zu wissen mit ihren Wundern . . ."

„Vertraut, Herrin?" versetzte Teukros. „Wer könnte sich rühmen, auch nur den tausendsten Teil dieses unermeßlichen Buches gelesen zu haben?"

Telesilla gab keine Antwort. Sie schaute verzückt in den Mond, dessen gelbliche Sichel über dem Kamm des Gebirges schwebte.

„Wie rätselhaft," hub sie dann leise an, „daß die Scheibe Selenens allmonatlich wächst und schwindet und wiederkehrt! Man sagt wohl, es sei die Sonne, die ihr Licht nach dem Mond ergießt, bald von der einen und bald von der anderen Seite ... Dennoch: wie faßt sich das? Die Sonne ist doch nun längst hinabgesunken ins Bett des Okeanos . . ."

Die schöne Troerin stellte sich thörichter als sie war. Ihr ägyptischer Lehrer würde gelächelt haben.

Teukros gab ihr eine kurze Erklärung. Sie hörte ihm andächtig zu.

„Dieser Stern aber," fuhr sie dann fort, „der mildleuchtende Phosphoros — empfängt auch er sein Licht von der Sonne, oder strahlt er in eigenem Glanz?"

Die Frage war für den Stand der damaligen Volksanschauungen höchst überraschend. Teukros antwortete ihr freudig und lebhaft. Er schien jetzt mehr als plaudernde Neugier bei ihr vorauszusetzen. Ein Wort gab das andere. Er sprach von den Wandelsternen im allgemeinen, von ihren seltsam gewundenen Bahnen, von dem schwer zu berechnenden Phaëton, von Stilbon und Phainon, und ward nun sachlicher und ausführlicher, als ihr erwünscht war. Redete dieser Teukros denn wirklich zu der herrlichsten Frauengestalt der griechischen Inselwelt? Es lag etwas Warmherzig-weiches in seiner Stimme; aber die Troerin fühlte sehr wohl: das galt nur der teilnehmenden Lauscherin, nicht dem Weibe. Je mehr sie von seiner Art bezaubert wurde, um so trübseliger ward ihr zu Sinne vor heimlicher Demütigung und quälender Bitternis. Wer so völlig vergessen konnte, mit wem er hier in der Stille des Parkes allein war, der mußte jeder Empfindung, jeder Leidenschaft bar sein. Oder hatte am Ende doch der Geheimschreiber Choirilos recht, als er neulich behauptete, Teukros liege als schmachtender Ehemann zu den Füßen seiner jungen Gemahlin . . .?

Vom Palaste herüber scholl jetzt der tieftönige Klang einer Salpinx.

„Unglaublich!" rief Telesilla. „Da beginnt das Symposion! Und wir stehen hier und schauen ins Mondlicht, ohne zu überlegen, daß man unsere lange Abwesenheit mißdeuten kann! Die bösen Zungen von Andros ruhen und rasten nicht . . . Also: auf Wiedersehen! Ich eile voran . . . Warte du noch einige Augenblicke, ehe du nachkömmst!"

„Weshalb und worauf?"

„Ich möchte nicht etwa mit dir zugleich unter die Gäste treten."

„Wie du befiehlst . . ."

Sie entfernte sich rasch. Teukros verweilte noch, bis ihre Schritte drunten auf dem kiesüberstreuten Hauptwege verhallt waren. Dann folgte er mit großer Bedächtigkeit.

Der mächtige Rundplatz zwischen den großen Piniengruppen war unterdeß taghell erleuchtet worden. Hunderte von dreidochtigen Hornlampen hingen an silbernen Ketten von dem Geäste der uralten Bäume hernieder; an der Rückwand der Marmareia brannten zahllose Fackeln und rotschwehlende Pechpfannen. Einige von den Frauen, darunter die Fürstin Damiska, hatten sich schon zurückgezogen; die übrigen scharten sich jetzt mit den Männern um die mischkrugbesetzten Tische.

Obgleich mit Rücksicht auf diese weiblichen Partner ein Vollsymposion im strengsten Sinne des Wortes nicht wohl stattfinden konnte, so wollte der Fürst doch die herkömmliche äußere Form beibehalten und innerhalb der verengerten Grenze alles aufbieten, was geeignet war, die fröhliche Laune der Teilnehmer auf die Spitze zu treiben.

Die geflügelten Sklavinnen, die vorhin das Citronenwasser herumgereicht hatten, teilten jetzt reichblühende Kränze und festliche Kopfbinden aus. Jedermann schmückte sich. Die Becher wurden mit Eppich, Veilchen und Rosen umrankt, und dann, auf ein Zeichen des Tafelaufsehers, von den weinlaubgekrönten Schenksklaven mit schwerduftendem Samier gefüllt. Der erste Trunk, der unter jubelndem Hörnerschall eingeschlürft wurde, galt dem Schutzgott der Insel, dem herrlichen Bakchos, den man nicht besser und dankenswerter zu ehren vermochte, als durch die hingebungsvolle Andacht des Zechers.

Während nun rings die Schüsseln mit den dursterzeugenden Leckerbissen herum

gereicht wurden, begann in der Mitte des Festplatzes eine Reihe von Aufführungen.

Zunächst traten zehn oder zwölf syrische Tänzerinnen mit Schellen und dionysischen Handpauken auf und schlangen unter dem Spiele der Flötenbläser einen phantastischen Reigen. Dann folgten die sanftperlenden Vorträge einiger Harfen- und Phormingspieler. Hiernach erhob sich Eutlas, der Burgvogt, und brachte mit lauthallender Stimme das Wohl des Fürsten aus, der seine Getreuen hier zu echt griechischer Lustbarkeit unter den Wipfeln des Paradeisos versammelt habe und so den Beweis liefere, daß er nicht nur das Ruder des Staatsschiffes, sondern auch das der Freude und Geselligkeit kraftvoll und ruhmreich zu handhaben wisse.

Brausender Beifall und ein huldvoller Gruß des Kepheus, der ihm weitausgreifend den Becher entgegenschwenkte, lohnte den Eutlas für den warmherzigen Trinkspruch. Aber noch stürmischer und geräuschvoller wogte die Feststimmung, als zwei Spaßmacher auftraten, die in tollkühner Übertreibung den Kampf des Odysseus mit Iros, dem Bettler, darstellten.

Der Fürst selbst war in der prächtigsten Laune. Nachdem Odysseus den Iros zu Boden geworfen und weidlich durchgewalkt hatte, riß Kepheus die Schale empor und rief, seine stürmische Heiterkeit noch nicht völlig bemeisternd, hell und übermütig hinaus in den Kreis der Gelagerten:

„Heil dem Odysseus! Die unsterblichen Götter sind mit uns! Möchten sie jedem, der uns die Zähne weist, Faustschläge bescheren, wie dem zerprügelten Iros!“

Das ganze Symposion jauchzte. Teukros, der an dem äußersten Tisch in der Richtung der Marmareia saß, nahm in diesem Augenblick wahr, daß sich am Seitenausgang des ersten Hofes eine sonderbare Bewegung kundgab. Stimmen wurden da laut, Reden und Gegenreden, die fast wie Streit klangen, und als sich der Lärm in der Rotunde nun legte, konnte man deutlich die Worte verstehen:

„Entweder, oder! Laß mich vorbei, wenn du den Fürsten nicht rufen willst!“

„Aber es geht nicht . . .“

„Beim Hagel des Zeus,“ schnaubte der Eindringling, „ich sage dir doch, daß ich Befehl habe!“

Und ohne die Antwort des erregten Palastverwalters noch abzuwarten, schob er den Mann mit einer unsanften Handbewegung beiseite. Die Ehrenwache am Ausgang rührte sich nicht: der da so stürmisch vorbeischritt, war ein Lochage, ein Abteilungsführer mit allen Rangzeichen.

Der Krieger nahm seinen Weg mitten auf das Symposion, das jetzt wieder in Jubel und Lachen dahinschmolz; denn Odysseus und Iros hatten auf Wunsch des Zethonios ihren zwerchfellerschütternden Kampf von neuem begonnen.

Vor dem Platze des Kepheus machte der Thraker Halt, zog das Schwert, senkte die Spitze und verharrte wie angewurzelt.

„Was gibt's?“ fragte der Fürst unwillig.

„Eine Botschaft, Herr!“

Das tolle Gelächter rings an den Tischen war urplötzlich verstummt. Odysseus und Iros hielten mit ihrer keuchenden Rauferei inne. Kepheus nagte die Lippen.

„Du hast deine Stunde übel gewählt,“ zürnte er augenrollend. „Wer schickt dich?“

„Kyros, dein Unterfeldherr. Ich habe die Stunde mir nicht gewählt, sondern einfach gehorcht, als sie mich forthetzte. Draußen am Stadtthor ist mein triefendes Pferd tot zusammengebrochen. Die Botschaft ist eilig.“

Kepheus erblaßte.

„So sprich!“

Der Lochage blickte zu Boden.

„Kyros vermeldet dir, was du jetzt hören wirst. Nedymnos, dein Todfeind, ist heute nachmittag mit zweitausend Verschworenen bei Ichthyoëssa gelandet. Unter dem Schutze des Strandwalles nahm er den Weg auf Gaurion. Die Stadt erschloß sich ihm durch Verrat. Die Bürgerschaft macht gemeinsame Sache mit den Rebellen. Dreihundert der Unsrigen sind gefangen genommen, zweihundert getötet. Mit dem Rest seiner Mannschaft hat sich Kyros nach Bia gewandt.“

„Wahnwitziger, du lügst!“ schrie Kepheus außer sich. „Nedymnos —! Vielleicht sein Gespenst! Seit Jahren schon ist er verschollen . . .“

„Verschollen, aber nicht tot. Es heißt, er habe sich auf Euboia versteckt gehalten...“

Zethonios, der inzwischen tüchtig ge-



Der barmherzige Samariter. Nach



ß dem Gemälde von Edmund Kanoldt.

bechert hatte, war bei den Worten des Abteilungsführers langsam herangetreten.

„Geh!“ sagte er stirnrunzelnd. „Was verdirbst du uns das Gelage um dieses Strolches willen? Morgen, nicht wahr mein Fürst, morgen schicken wir dem verwünschten Tropf etliche Kolcher aufs Fell... Und da soll denn doch ...“

„Mit etlichen Kolchern wird's nicht gethan sein,“ sprach der Lochage. „Es scheint, daß die Landungen bei Ichthyoëssa noch fortdauern. Kyros meint, es könnten bis Mitternacht drei-, vier-, fünftausend Mann werden. Nicht nur alles, was von der Insel geflüchtet ist — auch Söldlinge sind dabei, und nicht von den schlechtesten!“

„Unsinn!“ brummte der Oberfeldherr. „Komm, laß dir was einschenken! Kyros war zeitlebens ein Schwarzseher.“

„Befiehlst du, Herr, daß ich weiterspreche?“ wandte sich der Abteilungsführer an Kepheus.

„Bist du noch nicht zu Ende?“

„Noch nicht.“

„So rede, aber mach's kurz!“

„Wie ein Spartaner! Kyros wird sich in Bia verschanzen. Eilige Hülfe thut not, soll Bia behauptet werden. Megas, dein Reiterführer, ist tödlich verwundet. Die sechs Trieren im Hafen von Gaurion sind zu den Aufständischen übergegangen.“

Neues Stimmengewirre drang aus der Richtung der Marmareia.

„Ein Bote aus Pogla!“ rief der Palastverwalter.

Der Ankömmling war ein leichtbewaffneter Kolcher. Vor den Tyrannos geführt, beugte er nach heimischer Sitte ein Knie, kreuzte die Arme über der Brust und stammelte atemlos:

„Heil dem Erlauchten! Mich sendet Psittakos, der Lochage. Feindliche Männer haben mit sinkender Sonne uns überfallen, Anhänger des götterverhaßten Nedymnos. Die kleine Besatzung hat nicht standhalten können. Psittakos sammelt ihre zerstreuten Trümmer jenseits der Westhügel. Die Aufrührer, mehr als zweitausend Köpfe stark, lassen dreihundert Mann in Pogla zurück und wenden sich nach der Hauptstadt. In längstens anderthalb Stunden können sie hier sein.“

„So wollt' ich, die Erde verschlänge euch bis auf den letzten Troßknecht, ihr elenden Feiglinge! Auf, Zethonios! Wecke die Standlager! Horngeschmetter durch alle Gassen! Die Kerntruppen vor, die Helden vom Dionysostempel! Ich selber stell' mich an ihre Spitze! Cutlas, noch auf ein Wort! Kein Bürger verläßt sein Haus — bei Todesstrafe! Gieb dies unverzüglich bekannt! Die Leibwächter haften dafür! Und nun vorwärts! Man wappne mich! Man sattle mir den Olympios!“

Das Symposion löste sich klanglos auf. Die Gäste drängten fast ohne Abschied dem Ausgang zu. Der Palastverwalter und seine Leute hatten so völlig den Kopf verloren, daß sie nur eben die Lampen und Fackeln löschten, alles andere jedoch unberührt ließen. Eh' eine Viertelstunde verstrich, war es im Paradeisos wie ausgestorben. Nur eine einzige Pechpfanne qualmte in rötlichen Wolken zum Himmel auf und goß ihren unruhigen Schein auf die entblätterten Kränze, die traurig zerknitterten Kopfbinden, die umgeworfenen Becher und die halbvollen Mischkrüge.

Sechstes Kapitel.

Es war in der vierten Woche nach diesen Ereignissen früh morgens. Pelias, der Oberpriester des Erdumfassers Poseidon, trat im schneeweißen Byssosgewande aus der weitgeöffneten Pforte des Tempels, wo er soeben das für den Monat Skirophorion fällig gewesene große Staatsopfer dargebracht und seinem Eide gemäß den Gott um Segen und Gnade für das Gemeinwesen angefleht hatte.

Daß Pelias bei diesem Gebet nicht an die Herrschaft des Kepheus, sondern an den endgültigen Sieg des Aufstandes denken würde, darüber war der Fürst sich vollständig klar. Als ein Verächter der Götter jedoch, als ein Mann, der nichts Übersinnliches glaubte und nur ein Gesetz kannte, den Drang seiner Selbstsucht, meinte er gleichmütig auf die Gesinnung des Priesters herablächeln zu dürfen. Die Opfer und die Gebete waren ihm nur ein althergebrachtes zweckmäßiges Gaukelspiel zur Bethörung des Pöbels. Wenn der Altar nur rauchte: alles übrige schien ihm belanglos. Da sich Pelias sonst ruhig verhielt, so hatte ihn

Kepheus, trotz seiner unwirschen Art und trotz seiner offenkundigen Sympathie für das alt-andrische Königstum, nach wie vor im Amte belassen. Das mußte den Eindruck selbstbewußter, hochfahrender Großmut hervorrufen. Auch sprach hier die Rücksicht auf das gewaltige Ansehen des Mannes und der verständige Wunsch mit, den allverehrten Liebling des Volkes nicht etwa zum Dulder zu stempeln. Pelias im Kerker war gefährlicher für die Sache des Selbstherrschers, als Pelias am Opferherd.

Der Priester schritt langsam und feierlich die Basaltstufen hinab, schaute gedankenvoll über das frühlicht-bestrahlte Meer und wandte sich tiefatmend dem Wohnhaus zu, dessen Umfriedigung dicht an das Grundstück des Tempels stieß. Eintretend nahm er die Priesterbinde von dem ergrauten Haupt, reichte sie dem ehrfürchtig dastehenden Hierodulen und begab sich ins Schlafgemach, wo er sich umzog.

Als er nach zehn Minuten wieder ins Peristylion trat, sah er beinahe düster und schwermütig aus. Die sonst so kühn blickenden Augen waren zu Boden gesenkt, die ganze Haltung verändert. Er, der trotz seines weißwallenden Bartes immer den Eindruck feurigster Frische und lebendigster Kraft machte, schlich müde und lustlos dahin und warf sich im Schatten der Kolonnade bang seufzend auf die gebreiteten Polster.

Pelias hatte die Nacht wenig geschlafen. Kurz vor Abend war ein geheimer Sendling der Aufständischen bei ihm angelangt. Was Nedymnos vermeldete, war für die Hoffnungen der Vaterlandsfreunde so niederschmetternd und zugleich so unerquicklicher Art, daß Pelias vor hellem Ingrimm die Faust geballt und Worte über die Bosheit des Schicksals gemurmelt hatte, deren Urwüchsigkeit eher einem thrakischen Rottenführer, als einem Priester zustand . . .

Nach allem, was man erfuhr, waren die Aufständischen bis jetzt im Vorteil geblieben. Der Ansturm von Pogla her, auf dessen Verkündigung hin das Fest in der Marmareia so plötzlich ein Ende nahm, war freilich ganz und gar fehlgeschlagen. Kepheus, an der Spitze aller verfügbaren Mannschaften, hatte den Gegnern unwiderstehlich den Weg verlegt und sie nach kurzem Gefecht auseinander getrieben. Aber es schien, als habe der nächtliche Angriff überhaupt nur den Zweck verfolgt, die Truppen des Usurpators einstweilen von Gaurion abzuziehen und so dem Hauptheer unter Nedymnos Muße zu geben, sich dort auf der Nordseite der Insel nach Möglichkeit festzusetzen. Bis Kepheus mit diesem zersprengten Haufen, der beinahe durchweg aus Bogenschützen und leichtbewaffneten Söldnern bestand, so weit fertig geworden war, um an Gaurion denken zu können, verstrichen immerhin drei, vier Tage. Die kleine Schar — nicht zweitausend, wie jener Unglücksbote vermutet hatte, sondern höchstens achthundert — wußte das Weidengestrüpp und die Ölpflanzungen der sogenannten Thesprotis dergestalt auszunützen, daß Kepheus bei der Verfolgung mehr Leute verlor, als die Rebellen selbst. Nedymnos aber hatte inzwischen nicht nur alle bedeutsamen Punkte um Gaurion her in seine Gewalt gebracht, sondern auch Bia umzingelt, wo ihm der Unterfeldheer Kyros hinter den halbzerborstenen Mauern der kleinen Akropolis einen verzweifelten Widerstand leistete. Vier Tage nach dem Beginn der Feindseligkeiten hatte dann Kepheus das Heer verlassen und war nach der Hauptstadt zurückgekehrt. Seine Anwesenheit schien den Berichten des Eutlas zufolge dort nötiger als draußen im Felde. Auch durfte man dem altbewährten Zethonios nicht zu sehr in das Licht treten. Zethonios übernahm also den Oberbefehl, griff Gaurion an und hatte in kurzer Frist die Verbindung zwischen dem feindlichen Hauptheer und der Abteilung, die Bia bedrängte, vollständig abgeschnitten. Immerhin war die Lage der Aufständischen günstig genug. Wenn Bia rechtzeitig fiel, konnte die freiwerdende Abteilung dem Zethonios von der Ostseite her in den Rücken fallen . . . Und mancherlei Umstände wiesen jetzt darauf hin, daß die Stunde der Übergabe für Kyros näher und näher kam . . .

Da mußte nun eintreten, was dem großfühlenden Priester so armselig, so klein, erbärmlich dünkte. Von den beiden Proviantschiffen, die man aus Chalkis erwartete, blieb das kleinere, ein thessalischer Zweireiher, der die Kriegskasse an Bord führte, unerklärlicherweise aus. Ob das Fahrzeug gescheitert war, ob es von Seeräubern oder gar von der eigenen meuternden Mannschaft

gekapert worden, darüber ließen sich nur Vermutungen anstellen. Genug, es war und blieb spurlos verschwunden. Das Heer des Nedymnos aber bestand zur größeren Hälfte aus illyrischen Söldnern, die bei all' ihrer wilden Tapferkeit peinliche Rechner waren. Seit vierzehn Tagen bereits war die nicht unerhebliche Löhnung fällig; die Leute begannen zu murren; etliche Unterführer drohten sogar mit dem Abzug.

In dieser abgeschmackten Verlegenheit wandte sich nun der Feldherr Nedymnos, den ein trefflich geordneter Späher- und Botendienst genau unterrichtet hielt, an seinen alten, vertrauten Freund, den welterfahrenen Poseidonspriester. Der lahme, gebrechliche Rudersklave, der gestern zu später Stunde im Tempel des Erdumfassers ein frommes Gelübde gethan und ein Weihgeschenk aufgehängt hatte, war ein Sendling der Revolution.

„Wir bauen auf deine Vaterlandsliebe und Klugheit," — so hieß es in dem kleinen gerollten Brief, den Pelias nach zweimaliger Durchlesung verbrannt hatte. „Sieh zu, was sich thun läßt! Soll unser Werk elend zu Grunde gehen um einiger Säcke Gold willen, die uns das Schicksal heimtückisch vorenthält? Das wäre kläglicher, als der Tod des Achilleus durch den Pfeilschuß des Paris! Hilf uns, mein Teurer! Du hast bei Übernahme des Priesteramtes freilich dem Schwert und dem Schild eidlich entsagen müssen: sonst aber das Wohl des Vaterlandes zu fördern und dem Gewaltherrscher den Sieg zu erschweren, daran hindert dich kein geleisteter Schwur und kein ungeleisteter."

Der Brief des Nedymnos hatte dem Priester den Schlaf geraubt. Vorhin sogar, während der heiligen Handlung, war er der fiebernden Bangigkeit, die ihn heimsuchte, nicht vollständig Herr geworden. Und nun, wie er so trübsinnig hinausstarrte in den Hof, wo der Frühwind sanft über den Wipfel der einsamen Ulme dahinstrich, überkam ihn das Gefühl äußerster Ratlosigkeit. Es handelte sich um wenigstens vierzig Talente. Wo in aller Welt sollte man diese gewaltige Summe jetzt auftreiben? Vermögende Anhänger des Volkskönigstums gab es nicht mehr auf Andros. Der Fürst hatte zu gründlich aufgeräumt. Pelias selbst besaß nur ein mäßiges Eigentum, und das war festgelegt auf lange hinaus. Wohin er auch seine Gedanken richtete: überall das gleiche trostlose Ergebnis . . .

Das Bild Phaios, der Gattin des Teukros, stieg vor ihm auf . . . Ja, Phaio würde für seinen Kummer Verständnis haben! Dies liebliche, zarte Geschöpf besaß noch ein Herz für die Sache des Vaterlandes! Aber was half das? Vierzig Talente! Nicht den hundertsten Teil hätte sie besten Falls ihm beschaffen können, selbst angenommen, sie wäre so kühn gewesen, hinter dem Rücken ihres Gemahls handeln zu wollen. Teukros vollends, in seiner heimlichen Antipathie gegen das Volkskönigtum, hätte sich niemals dazu verstanden, für Nedymnos auch nur einen Finger zu rühren. Und er war ja nicht reich . . . Vierzig Talente!

Da plötzlich ging es über das Antlitz des greisen Priesters wie Sonnenschein. Es fiel ihm ein, daß Agathon, der Ephesier — der nämliche, der jenen Rechtsstreit mit Kyparissos geführt hatte — gestern, kaum eine Stunde vor Ankunft des Rudersklaven, bei ihm gewesen war, um ihn zu bitten, den jetzt wieder aufgenommenen Prozeß in gütlicher Art beizulegen. Unter dem Eindruck der Unglücksbotschaft, die ihm der Schiffsknecht zugestellt, hatte der Priester die Bitte des Agathon völlig vergessen. Jetzt mit einem Mal kam sie ihm ins Gedächtnis zurück, und weckte ihm eine leuchtende Hoffnung.

Wenn irgend jemand auf Andros noch helfen konnte, so war es Kyparissos der Seefahrer.

Unermeßlich reich, besaß Kyparissos Verbindungen mit fast sämtlichen Inseln, mit Attika, mit Korinth und den Hauptstädten des Peloponnes . . . Für ihn war es ein Leichtes, durch Anweisungen auf zahlungsfähige Trapeziten die vierzig Talente binnen höchstens acht Tagen zu schaffen; einen beträchtlichen Teil aber hatte er zweifellos baar im Hause; denn sein Marstall, seine prunkvoll ausgestatteten Schiffe, seine zahllose Dienerschaft — alles das verschlang fortwährend unglaubliche Summen. Und wenn Kyparissos nun hörte, was für das Vaterland auf dem Spiele stand; wenn er erfuhr, daß nur der augenblickliche Mangel an schnödem Golde den Sieg der Freiheit

in Frage stellte: dann mußte sich doch in der verstockten Brust des Gleichgültigen endlich der altandrische Geist regen, der Geist opferwilliger Heimatsliebe, der Geist des Hasses wider die ruchlosen Unterdrücker! Der Hauptgrund, der, nach der Meinung des Pelias, den jungen Edelling wider das Volkskönigtum aufgestachelt: der Groll über das angebliche Unrecht, das man ihm zugefügt, kam ja nunmehr in Wegfall. Die Vorschläge des Agathon waren im höchsten Grad vorteilhaft; sie glichen fast einer Verzichtleistung. Die Freude hierüber mußte auf die empfindliche Seele des Kyparissos so günstig einwirken, daß er nun endlich begriff, wo in der Fehde zwischen Nedymnos und Kepheus sein Platz war. Er konnte sich der Erkenntnis seiner unabweislichen Pflicht als Staatsbürger nicht länger entziehen... Er würde, wenn nicht selber das Schwert ergreifen, so doch alles aufbieten, um die Klingen der Freiheitshelden nicht rosten zu lassen.

Pelias malte sich den Erfolg mit den Glutfarben einer jugendlich überquellenden Einbildungskraft. Die Möglichkeit eines Mißlingens zog er kaum in Betracht. Auch übersah er, daß es ja gerade Kepheus gewesen, der dem Beeinträchtigten durch Wiederaufnahme des Rechtsstreites jene Genugthuung verschafft hatte, auf deren günstige Mitwirkung Pelias nun rechnete.

Der Priester sprang auf. Er ließ sich rasch einen Trunk reichen, leerte die Schale auf einen Zug und machte sich dann, von zwei Sklaven begleitet, sofort auf den Weg. An dem ernstblickenden Heiligtume vorüber, aus dessen dachloser Mitte der Rauch des verglimmenden Opfers in bläulichen Wölkchen zum Himmel stieg, erreichte er nach kurzer Wanderung die Hafenstraße. Im Vergleich mit sonst herrschte hier ein geringer Verkehr. Die Fischerboote schickten sich wohl nahezu in üblicher Zahl an, zum Tagesfang hinaus in die See zu steuern: aber die Kauffahrteischiffe, die sonst in endloser Reihe am Steindamm vor Anker lagen, hatten sich stark gelichtet, und wo früher lautschreiende Lastträger, Auslader und Fuhrknechte gewimmelt hatten, wie die Stechfliegen an der Mündung des Lampros, da herrschte jetzt die beklemmende Stille der Kriegszeit. Der Handel mit dem gesamten Ausland beschränkte sich seit dem Ausbruch der Feindseligkeiten auf das Allernotwendigste.

Pelias schritt so eilig dahin, als es die Würde des Priesteramtes irgend gestattete. Zerstreuter als sonst dankte er auf die Grüße des Volkes, das ihm warmherzig Freude und Heil wünschte.

Da plötzlich hörte er seinen Namen rufen. Vor ihm stand im thessalischen Reisehut, den rundgriffigen Stab in der Hand, Choirilos, der Geheimschreiber des Burgvogts Eutlas. Von weitem schon hatte der kurze, beleibte Mann halb ehrerbietig, halb gnädig mit den Fingern gewinkt und dann dem Knaben Nikippos, der ihm zur Linken schritt, etwas zugeraunt, was ihn veranlaßte, mit den anderen Geleitsklaven abseits zu treten.

Choirilos stellte den Pelias.

„So früh schon am Hafen?“ lächelte er mit feister Verbindlichkeit. „Ich hoffte dich noch daheim zu treffen . . .“

„Du, Herr?“

„Ja wohl, ich, der unangenehme Choirilos! Du scheinst überrascht . . .? Ja, ja, ich weiß, du bist mir nicht hold, Pelias . . . Aber dem Liebling der Götter, wie man im Volke dich nennt, hält man als gebildeter Kopf gar manches zu gute . . . Ich bin vorurteilsfrei und hoffe, auch du bezwingst auf Augenblicke den Widerwillen, den ich dir einzuflößen das Unglück habe...“

„Was redest du da?“ stotterte Pelias. „Ich wüßte durchaus nicht . . .“

„Lassen wir das! Ich nehm's ja weiter nicht übel! Der Priester und der weltfrohe Lebemann, — das sind unvereinbare Gegensätze. Trotzdem freue ich mich, daß du so klar ausschaust und so frisch und so jugendlich. Schade nur . . . Wie gesagt, ich stand just im Begriffe, dich aufzusuchen, und muß nun fürchten, daß ich dir hier auf der Straße mit meinem Anliegen lästig falle.“

„Fürchte das nicht!“ versetzte der Priester. „Wenn es sich hier auf der Straße abmachen läßt . . .“

„Vielleicht. Du verwaltest die Kasse der Schiffbrüchigen. Wie man vernimmt, herrscht Ebbe darin.“

„Wo sollte die Flut denn herkommen? Das niedere Volk hat nichts; die Reichen sind teils vertrieben, teils machen sie Kehrt vor mir . . .“

„Weil du kein Freund der neuen Regierung bist! Ja, ja, stirnrunzelnder Pelias!

Man kennt deine trotzigen Anwandlungen, deine verborgenen Sympathieen ... Aber das soll mich für mein Teil nicht abhalten, Gutes zu thun, wo ich es irgend vermag. Im Gürtel hier hab' ich sechshundert Drachmen für dich, volle sechshundert Drachmen."

„Das ist ja wunderbar."

„Ich stelle sie dir alsbald zur Verfügung, wenn du mir eins versprichst: daß meine Wohlthätigkeit geheim bleibt. Es gibt Rücksichten ... Die Verhältnisse ... Nicht wahr, du begreifst ...!"

„Vollkommen!" lächelte Pelias.

„Also, wenn es dir recht ist," fuhr Choirilos fort, und zog ein Päckchen hervor ... „Und hier auf die Wachstafel schreibst du nur die Bestätigung ..."

„Ganz wie du willst."

Pelias nahm das versiegelte Päckchen, das mit dem Namenszug eines der ersten andrischen Trapeziten versehen war, in Empfang, prüfte die Aufschrift und gab dann dem sauer-süß dreinblickenden Spender die verlangte Quittung. Das alles geschah so unauffällig im Schatten eines über die Straße hinausragenden Schenkbaldachins, daß niemand die Art des hier geschlossenen Geschäfts hätte ahnen können.

„Ich danke dir im Namen der Unglücklichen," sagte der Priester.

„Gehab' dich wohl!" murmelte Choirilos. „Und vergiß nicht: Strengste Verschwiegenheit!"

Die beiden Männer trennten sich rasch. Choirilos, der nicht den nämlichen Weg zurückwandern wollte, bog in nordwestlicher Richtung ab. Die Hände mit dem rundgriffigen Stock auf dem Rücken, dachte er über die Launen der reizenden Myrtion nach, die ihm das Abenteuer mit der Kasse der Schiffbrüchigen eingebrockt hatte. Die Spende an den Poseidonspriester war die Bedingung, unter der ihm die Holdselige eine Begegnung zugesagt, — endlich, nach so qualvollem Hin und Her! Kaum zu glauben! Volle sechshundert Drachmen! Ein kleines Vermögen! Und warum just an die verwünschte Kasse des Pelias? Wollte die Übermütige, neben der Strafe, die sie ihn zahlen ließ, auch seinen Ruf schädigen? Wenn es ja auch schließlich kein Staatsverbrechen war, beigesteuert zu haben zu einem Wohlthätigkeitswerke, dessen Verwaltung nur zufällig mit dem Priesteramte verknüpft war, so blieb es doch unter den gegenwärtigen Zeitläuften immer geratener, sich von allem grundsätzlich fern zu halten, was mit Pelias, dem heimlichen Gönner der Revolution, irgend zusammenhing. Ein vernünftiger Mann befolgte jetzt mehr denn je das weltkluge Sprüchlein: Besser bewahrt als beklagt! Aber sie blühte und leuchtete gar zu verführerisch, diese weißarmige Myrtion, und ihr Lächeln war so wonneverheißend, daß Choirilos, der sich nachgerade bis über die Ohren verliebt hatte, jede Vorsicht vergaß und nur von dem einen Gedanken erfüllt war: Wird sie auch kommen?

„Die Allmacht des Eros!" seufzte er vor sich hin und schritt eilig über den Markt, ohne seinen bisherigen Lieblingen, den vollwangigen Mädchen am Blumenstand, auch nur einen Blick zu gönnen. Er hörte mit halbem Ohr, wie sie ihm Kränze anboten, über das öde Geschäft klagten und den abscheulichen Krieg verwünschten. Was ging ihn der Krieg an? Er strahlte vor Glück und Genugthuung! Er sah sich im Geist jenseits des Lampros, an dem verschütteten Brunnen des Herakles, — und Myrtion, die Süße, die doch nur eine Sklavin war und ihn behandelte, wie den Bettler die Königin, Myrtion war in sich gegangen und hatte eingesehen, daß man so treuliebende Seelen, wie den Geheimschreiber, endlich belohnen muß. Sie war pünktlich zur Stelle und trat mit hingebungsvoller Zärtlichkeit auf ihn zu und preßte ihren berückenden Mund in sanftschwellendem Kuß auf den seinigen ... O zauberisches Traumbild, das morgen schon lebendige Wirklichkeit werden mußte!

Inzwischen setzte der Priester in etwas veränderter Stimmung den Weg nach dem Hause des Kyparissos fort. Die Spende des Choirilos, die ihn anfangs gefreut hatte, lag ihm jetzt auf der Seele, wie ein beklemmendes Vorzeichen.

„Ich ging aus, vierzig Talente zu suchen," klang es in seinem Inneren, „und fand auf dem Wege sechshundert Drachmen. Das ist die Abschlagszahlung der Moira. Hätten die Götter mir das Ganze bestimmt, so wäre mein Rechnungsbuch frei geblieben. Kyparissos wird Nein sagen!"

Wie er am Thore den Klopfer hob,

rauschte von links her ein krächzender Rabe vorbei.

„Auch das noch!“ murmelte Pelias. „Nun, es gilt den Versuch! An mir wenigstens soll es nicht liegen, wenn hier der unheilverkündende Vogel Recht behält.“

Kyparissos, der eben im Säulenhof mit seinem Steuermann Dion verhandelte, empfing den Poseidonspriester mit ausgesuchtester Höflichkeit.

„Ich freu' mich von Herzen,“ sprach er, „daß du nun endlich einmal diese Schwelle betrittst. Ich fürchtete schon, ich sei bei dem ehrwürdigen Freund meines Vaters in Ungnade gefallen.“

Pelias suchte nach einer passenden Antwort. Sein Blick schweifte ein wenig unsicher über das fremdartige Bild, das sich hier vor ihm aufrollte, über die Schiffschnäbel und Rammeisen, die Waffen, die mächtigen Sphinxe aus grüngrauem Granit, die grellen Gewebe, die in wogendem Faltenwurf zwischen den Säulen gespannt waren.

Dann plötzlich versetzte er offenherzig: „Wenn ich dein Haus mied, so geschah dies, um nicht zwecklos mit dir in Streit zu geraten. Wir beide sind stürmisch angelegte Naturen. Seit wir damals bei Teukros so hart auseinander prallten ...“

„War ich unhöflich?“ fragte der Edelling.

„Du nicht, aber ich.“

„Beim Kastor, es wäre doch schlimm, wenn ehrliche Männer nicht mal ein ehrliches Wort vertrügen ...“

„Was erreicht man damit?“

„Nun, und heute?“

„Heute komm' ich von Amts wegen.“

„Als Priester?“

„Als Vertrauensmann des Ephesiers Agathon. Er bietet dir einen Vergleich an.“

„Also doch! Er begreift nun, daß er vor unparteiischen Richtern mit seinem Anspruch nicht durchdringen kann! Das freut mich! Das ist mir eine hohe Genugthuung!“

„Und bist du bereit zu verhandeln?“

„Warum nicht? Sobald er rückhaltslos eingesteht, daß er im Unrecht ist ...“

„Rückhaltslos ...? Das wird wohl nicht angehen! Ein Vergleich ist immer die Mittelstraße zwischen zwei Willensmeinungen.“

„Laß denn hören! Aber nicht hier in der Aule! Folge mir in mein Arbeitsgemach! Dort sind wir allein, wie Leto auf ihrem schwimmenden Eiland.“

Der Raum, den die zwei Männer betraten, lag rechts im Hintergrunde des Peristylions. Er glich halb einem Prunkzimmer, halb einer Bibliothek. Auf langen Broncegestellen reihten sich hier die Bücherkästchen aus Ebenholz mit ihren zahlreichen Biblosrollen. Breite Sessel und üppige Ruhebetten, mit Pfühlen und babylonischen Teppichen überdeckt, luden zur beschaulichen Rast ein. Tische mit Schreibgerät, andere mit Kostbarkeiten und Seltenheiten, die Kyparissos von seinen Seefahrten mit heimgebracht hatte, standen teils an der Rückwand, teils mitten unter den silbernen Hängelampen. Auch der Estrich war mit Teppichen überkleidet. Alles und Jedes atmete hier den ruhig-vornehmen Luxus eines gefestigten, altüberlieferten Reichtums.

Nachdem sich Pelias auf einen der Armsessel, Kyparissos auf das Fußende einer Polsterbank niedergelassen, begann die Erörterung über den Vorschlag des Agathon. Die Angelegenheit war in Kürze erledigt. Der Ephesier, der seit Ausbruch der Revolution den Wunsch hegte, in seine asiatische Heimat zurückzukehren, erbot sich, dem Kyparissos gegen Bezahlung einer nicht übermäßigen Summe den Streitgegenstand zur Verfügung zu stellen. Er forderte etwa zwei Fünftel des Wertes. Kyparissos war zu sehr Edelling, um hier lange zu markten. Die Hauptsache blieb, daß Agathon einräumte, die Auffassung der Volkskönige sei möglicherweise doch rechtsirrtümlich.

„Das wäre denn abgemacht,“ murmelte Pelias. „Agathon wird dir's Dank wissen. Ein Rechtsstreit, der sich vielleicht monatelang hinauszöge, wäre ihm jetzt unerwünschter gekommen als je. Sein Waarenhaus an der Ringschule hat er gestern verkauft: nun fesselt ihn nichts mehr an diese Stadt, und ehestens kann er absegeln. Beim Erderschütterer, ich beneide ihn fast! Hier auf Andros weht jetzt eine bedrückende Luft ...“

„Das wird vorübergehen,“ lächelte Kyparissos.

„Ich weiß nicht ... Mir liegt es bleischwer in allen Gliedern ... Fühlst du nicht, wie es rings um uns herum brodelt und gärt ...? Die Ereignisse von Gaurion durchwühlen die ganze Insel bis

ins verborgenste Mark hinein . . . Wer kann voraussagen, was uns die nächsten Tage schon bringen werden?"

Es entstand eine Pause. Kyparissos hatte ein wenig die Achseln gezuckt. Er spielte jetzt mit den Troddeln des Teppichs.

„Du bist ein Anhänger des Kepheus?" fuhr dann Pelias heraus.

„Wie meinst du das?"

„Du warst in der Marmareia zu Gast . . ."

„Sache der Höflichkeit!"

„Auch in den Höflichkeitsformen spricht sich mitunter die Seele aus."

„Willst du mich tadeln? War nicht auch Teukros dort? Teukros, den du so über die Maßen hochstellst . . .?"

„Ja, der!" murmelte Pelias, die Brauen hochziehend. „Teukros kommt mir vor wie ein Schlafwandler. Teukros wohnt gar nicht hier auf der Insel, sondern jenseits der Wolken, im allerfrostigsten Äther."

„Ich dächte," sprach Kyparissos mit einem Anflug von Bitterkeit, „auch hier auf Erden wär' er zu Haus! Und recht behaglich! Schwärmt er nicht glühend für seine Phaio?"

„Er rastet bei ihr wie die Möwe, die sich für Augenblicke aufs Kielbild setzt, um dann weiter zu fliegen. Nein, ich kenne ihn! Bei Teukros auch nur ein einziges Wort zu verlieren, wäre strafbare Thorheit. Die Beschäftigung mit dem kaltgähnenden Abgrund des Weltraums hat ihn für die geheiligten Forderungen des Tages stumpf gemacht. Da hilft kein Seufzen mehr, und man ergibt sich darein, so gut es gehen will . . . Du aber, Kyparissos, ein Held, ein Kämpfer, ein Mann der That, du handelst nicht, wie ein planloser Träumer! Wenn du die Schwelle der Marmareia beschreitest, so sprichst du damit eine Sprache, die keiner mißdeuten kann. Du ergreifst damit offen Partei; du erklärst, daß du die Herrschaft des Kepheus ein für allemal anerkennst."

„Wenn du so willst, ja!" versetzte der Edelling. „Alles hat seine zwei Seiten. Mag, von deinem Standpunkte aus, die Zähigkeit, mit der du am Alten hängst, vollauf berechtigt sein: ich für mein Teil habe an eurem Volkskönigtum wenig Freude erlebt. Kepheus dagegen — ich weiß nicht, was mich veranlassen könnte, ihm sonderlich gram zu sein. Habt ihr die sogenannte Freiheit nicht schützen können, so verdiente sie unterzugehen. Mir gegenüber war dieser vielgeschmähte Despot von Anfang an rücksichtsvoll, höflich, gerecht . . . Und da ich mich jetzt für meine Person um die Angelegenheiten des Staates nicht mehr bekümmere . . ."

„Aber das ist's ja gerade! Ein Mann wie du, fast noch ein Jüngling! Glänzend begabt, aus uraltem Geschlecht! Und reich wie ein persischer Statthalter! Kyparissos, mein Freund, was könntest du deinem bedrängten Vaterland sein, wenn du die Kraft und den Mut fändest . . ."

„Ich fühle nicht den Beruf, mich zwecklos dahinzuopfern . . . All' diese Ausbrüche des Ehrgeizes und der Herrschsucht widern mich an. Ich habe mich müde gekämpft und will meine Ruhe haben. Ruhe und Lebensgenuß, so weit das auf dieser unleidlichen Erde noch möglich ist . . ."

Der Ton und die ganze Haltung des Mannes benahm dem Priester den letzten Zweifel an der vollkommenen Aussichtslosigkeit seines Vorhabens. Noch eh' er sein Anliegen vorgebracht, war es von Kyparissos mit aller Entschiedenheit abgelehnt. Um das zu leisten, was Pelias ihm zumuten wollte, hätte es einer wilden Begeisterung für die Sache der Rebellion, eines aufschäumenden Hochsinns bedurft, der jede Gefahr trotzig mißachtete. Kyparissos jedoch schien völlig im Netz des Kepheus verstrickt zu sein und alle Thatkraft verlernt zu haben. Ein Hauch trübseliger Schlaffheit war an die Stelle seiner früheren Größe getreten. Er fand die Erde unleidlich und gebärdete sich wie einer, dem nichts mehr hienieden der Mühe lohnt . . .

Da war es wohl überflüssig, auf die peinvolle Angelegenheit weiter noch einzugehen.

Pelias erhob sich. Das Herz krampfte ihm, aber sein Antlitz blieb ruhig, beinahe freundlich. Kyparissos, der so gar kein Verständnis besaß für die Not seines Vaterlandes, sollte nicht merken, welche tollkühne Hoffnung der Freund des Nebymnos trauernd zu Grabe trug. Es war ja, bei Lichte beschaut, nur ein Strohhalm gewesen, an den sich der Priester geklammert; er hätte den Mißerfolg, ja, die Unmöglichkeit, sein Ansinnen überhaupt nur zur

Sprache zu bringen, nach allem, was er von Kyparissos wußte, voraussehen können. Trotzdem litt er unsäglich bei dem Gedanken, die Freiheitshelden, die ihm vertraut hatten, so kläglich enttäuschen zu sollen, und alle Kraft mußte er aufbieten, um dem Edelling gleichmütig die Hand zu reichen und die Worte zu sprechen:

„Jeder nach seiner Art! Streiten wir nicht! Mir kam das nur grad' in den Sinn, wie ich an Agathon und seine Heimkehr nach Ephesos dachte. Nochmals: Dank für dein ritterliches Entgegenkommen!“

So nahm er Abschied. Der Edelling aber, nachdem sich die Haustür hinter dem Priester geschlossen hatte, ging zurück in sein Arbeitsgemach, streckte sich langswegs auf das Ruhebett und versank in tiefe Betrachtungen. Pelias hatte unwissentlich Saiten berührt, die jetzt mit erschütternder Lebhaftigkeit nachklangen. Welch' ein Dasein! Gekrönt mit allem Luxus des Morgen- und Abendlandes, glühend und farbenprächtig, wie ein ägyptisches Märchen, — und doch so öde, so arm an echter Befriedigung, so völlig reizlos bei all' seiner Überfülle! Kyparissos, der reichste der Reichen, war im Gemüte ein Bettler! Die prächtigsten Schiffe lagen ihm dort im Parkhafen; Bilderschätze und Merkwürdigkeiten der auserlesensten Art schmückten ihm die Gemächer; in den Marställen stampften ihm die edelsten Rosse; die gewandtesten Sklaven, die getreuesten Verwalter und Schaffner lasen ihm jeden Wunsch von den Augen ab: und doch war er unglücklich inmitten all' dieser Herrlichkeit! Er hatte auf seinen Irrfahrten bis hinauf an die Stromschnellen des Nils Großes zwar ausgerichtet und Kämpfe und Abenteuer bestanden, um die ihn mancher lorbeergeschmückte Heerführer hätte beneiden können; eins aber hatte er nicht gelernt, was er vor allem doch anstrebte: die Kunst des Vergessens. Und seit er nun wieder auf Andros weilte, da war es ihm klar geworden, daß er umsonst geflüchtet, daß all' die Mühe und Selbstverleugnung ihn nur scheinbar gefördert hatte. Von neuem bannte ihn, was ihn zuvor gebannt: die lodernde Leidenschaft für das Weib seines Jugendfreundes.

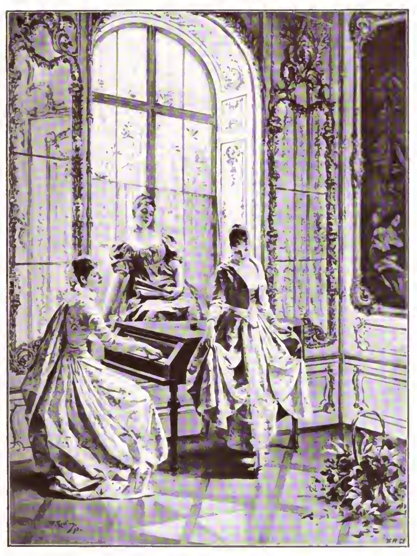
Unseliger Zwiespalt! Phaio, die bezaubernde, blumenhaft-keusche Phaio! Kyparissos verging fast vor heißwühlender Sehnsucht, wenn er sich nur den Klang ihrer Stimme vorstellte! Er liebte sie mit der ganzen verzehrenden Glut eines Herzens, das Jahre hindurch sich selber genug war und sich dann erst verstehen lernt, wenn es zu spät ist. Ohne sein Schicksal zu ahnen, hatte er in dem Hause des Pelias, der ihr Kyrios und Vormund gewesen, mit Phaio verkehrt. Die zwanglose Sitte von Andros, die nicht, wie in Attika, die heranwachsenden Mädchen von den Jünglingen trennte, leistete dem Verhängnis allen nur denkbaren Vorschub. Heiteren Gemüts lebte er sonnige Tage in ihrer Gemeinschaft, — ein Freund, ein Genosse, ein Bruder. Erst als Teukros dann um sie warb und das Jawort erhielt, kam dem Halbverstörten zu Sinne, daß sie ihm mehr bedeutet hatte, als eine Schwester . . .

Und nun schien diese thörichte, hoffnungslose Liebe nicht sterben zu wollen, trotz allem, was Kyparissos darwider anstrengte! Kein Vorsatz half und keine Erwägung der Pflicht, kein Spott über das Zweck- und Sinnlose einer so tiefgründigen Leidenschaft inmitten der weltfrohen hellenischen Leichtlebigkeit, kein aufschäumender Zorn und kein Versuch gewaltsamer Selbstbetäubung.

Der junge Edelling preßte die Hand verzweiflungsvoll auf die Augen. Er stöhnte vor Gram und Verbitterung. Und bei alledem nun sich sagen müssen: dieser Teukros, den du als Freund in die Seele geschlossen, obgleich du ihn hassen müßtest, dieser Schlafwandler, wie ihn der Priester genannt hat, begreift nicht einmal, welches Kleinod ihm die Götter ins Haus gesandt! Er fühlt nicht, wie beneidenswürdig er ist, wie hochbegnadet vor allen Sterblichen!

Nein, Teukros war blind gegen sein Glück! Er liebte sie wohl — nach seiner Art, ja —, und ließ sich von ihr umschmeicheln, wie ein Satrap von der Sklavin: aber sie mit sich emporreißen in die Regionen der echten Leidenschaft, ihr Leben so zu gestalten, wie sie's verdiente, ganz in ihr aufzugehen wie ein Strom in der See, — das lag seinem selbstgenügsamen Geiste fern. Wie ganz anders würde ihr Dasein geblüht haben, wenn es die Götter gefügt hätten, daß er, Kyparissos . . .

Wilde Verzückung malte sich in seinem



Menuett. Nach dem Gemälde von W. Kreling.
(Photographieverlag der Photographischen Union in München.)

ausglühenden Antlitz, als er ein Glück sich ausmalte, das er, ein kurzsichtiger Thor, für alle Zeiten trostlos verscherzt hatte.



Siebentes Kapitel.

Am neunten Tage nach diesen Vorfällen war früh morgens ein Guß niedergegangen, der allen Staub löschte und die schier unerträgliche Hitze, die selbst während der Nacht über der Insel gebrütet hatte, erheblich abdämpfte. Sogar über Mittag blieb die Luft kühl und erfrischend, trotz der grellstrahlenden Sonne, die längst alles Gewölk wieder verscheucht hatte.

Unter diesen Verhältnissen war es nicht auffällig, wenn Telesilla früher als sonst ihre Wohnung verließ, um nach dem Hafen zu wandeln. Der Schatten am Gnomon war noch von ziemlich geringer Länge, als sie, ganz in leuchtendes Weiß gehüllt, an der Seite ihrer getreuen Leibsklavin Myrtion im Hofe erschien und sich den Kriegsknecht heranwinkte, der sie begleiten sollte.

Wie sie jetzt eben dem Thürweg zuschritt, kam ihr der Pförtner entgegen und überreichte ihr ein Handschreiben ihres Gatten Zethonios. Telesilla schien Eile zu haben. Mit einem raschen Druck ihres Daumens brach sie das Thonsiegel auf und überflog die mächtigen, ungelenken Schriftzüge des Thrakerfeldherrn, wie man ein Aktenstück überfliegt, dessen Inhalt man im voraus zu kennen glaubt.

In der That, Neues würde der Brief da kaum zu vermelden haben. Von Kepheus bereits wußte die Troerin, wie sich die Dinge vor Gaurion letzthin gestaltet hatten. Heute früh während des Unwetters war die Nachricht gekommen, zwei Drittel der Söldner, mit denen die Rebellion Bia umzingelt hielt, seien zu Kepheus übergegangen, weil man ihnen vertragswidrigerweise die Löhnung nicht ausbezahlt habe. Mancherlei Ränke und Streitigkeiten mochten hier mit im Spiel sein. Thatsache war, daß Kyros in Bia Luft bekam, während Zethonios von einer schweren Gefahr befreit schien. Die neunhundert Illyrier, die dem Redymnos treu blieben, waren südostwärts in die Berge gedrängt worden, wo sie, einstweilen zur Unthätigkeit verdammt, ihre Zeit damit tot schlugen, Geier und wilde Ziegen zu jagen. Es hieß nun, Kyros würde sich in Gemeinschaft mit den übergegangenen Söldlingen unter Preisgebung von Bia ehestens mit Zethonios vereinigen, um der Belagerung Gaurions größeren Nachdruck zu leihen.

Dies alles war heute vormittag im Palaste des Kepheus gründlich erörtert worden. Übrigens streifte der Brief des Zethonios die Lage vor Gaurion nur ganz nebenbei. Im wesentlichen enthielt er die urwüchsig gestammelten Laute der Sehnsucht und die wilde Beteuerung, daß es auch für den leidenschaftlichsten Freund des Kriegshandwerks eine Qual sei, hier draußen im Felde zu liegen, wenn man daheim ein so herrliches, himmlisches, wonniges Weib habe. Mit fast komischem Pathos fluchte Zethonios dem abscheulichen Schicksal, das ihn so unverhofft aus den Armen des Glücks gerissen, — und dazu in dem götterverhaßten Glutmonat Skirophorion, wo es, beim Hund, ohnedies kein Vergnügen war, sich den Kopf zu zerbrechen mit Belagerungskniffen und Sturmplänen und sich im Brand einer wahnwitzigen Sonne bald hier bald dort vor der Befestigungslinie herumzuschlagen.

Nachdem sich die Troerin überzeugt hatte, daß der umfangreiche Herzenserguß, wie sie vorausgesehen, kaum das Lesen verlohnte — denn diese Liebesbeteuerungen ihres rotbärtigen Eheherrn waren ihr neuerdings gleichgiltiger als je — schob sie den Brief in den Gürtel und hieß den thrakischen Leibwächter vorangehen. Der kurze Weg durch die einsame Lamprosgasse war schnell zurückgelegt. Am großen Steindamm der Hafenstraße, unweit der Zwingburg, lag ein zierliches, baldachin-überspanntes Boot, nur mit zwei Ruderern bemannt, die sich jetzt eben auf ihrer leinwandbezogenen Querbank zurechtgesetzt hatten. Telesilla stieg ein; Myrtion folgte.

„Du wartest hier!“ sagte die Troerin zu dem Kriegsknecht. „Wenn dir's zu lange währt, halte dort Rast vor der Weinschenke und thu' einen Trunk auf das Wohl des Zethonios!“

Die Sonnenscheibe berührte jetzt eben den Gipfel der Aithra, so daß die Felszacken in der blendenden Weißglut zu schmelzen schienen. Der Himmel war stahlblau;

die obere Stadt, die zwischen den Ölpflanzungen emporklomm, lag schon im Schatten: aber jede Linie der dicht übereinander getürmten Häuser war deutlich erkennbar, und alle Farben schienen vertiefter, klarer, gesättigter.

„Ein göttlicher Tag!“ rief Telesilla, in süßer Schlaffheit auf das rotlederne Polster sinkend. „Es liegt ein Glanz in der Luft, so weich, so herzbewegend, und über das Meer geht ein ambrosischer Hauch wie der Atem der Schaumgeborenen!“

Die Ruderknechte, zwei starke, breitschulterige Heniochen von längst erprobter Treue und Tüchtigkeit, verstanden nur wenig Griechisch. So brauchte man keinerlei Rücksicht auf sie zu nehmen, zumal die weiche trojanische Mundart, die Telesilla im Verkehr mit ihrer Leibsklavin sprach, selbst für die Andrier halb wie persisch klang.

„O Herrin,“ flüsterte Myrtion, die Augen verdrehend, „wie bist du verliebt!“

„Beim Zeus, ja!“ versetzte die goldblonde Frau schmachtend. „Verliebt wie ein zwölfjähriges Mädchen — bis hinauf in die Haarwurzeln! Nicht wahr, Myrtion, das klingt lächerlich aus dem Mund eines Weibes, das sich mit Plänen trägt, wie ein Halbgott? Aber weshalb soll mir verwehrt sein, das Glück mit der Größe, die Lust mit der Herrschaft, die Seligkeit mit der Macht zu vereinigen? Singen uns die Poeten nicht Wunderdinge von der Verliebtheit des männermordenden Ares? Ganz Hellas mitsamt seinen Göttern ist ein einziger großer Liebesfrühling! Weshalb soll ich allein fasten und darben?“

„Gewiß, Herrin ... Du hast vollständig recht ... Obschon ich beklage, daß du dein Herz gerade an diesen unbegreiflichen Teukros verloren hast ...“

Telesilla hatte jetzt eine königliche Geberde.

„Konntest du denn erwarten,“ fragte sie augensprühend, „daß mich ein Alltagsmensch, ein Sterblicher von dem Schlag dieser Dutzendköpfe, bestricken würde? Gerade weil er nicht ist wie die anderen, weil in seinem blassen Gesicht etwas lebt, was über die Schar der Tausende und Millionen hinausweist, gerade deshalb bin ich so toll und betäubt vor Liebe! Ich will und muß ihn zu meinen Füßen sehn, und sollt' ich den letzten Stolz preisgeben, wie eine Bettlerin!“

„Gleichviel! Zürne mir nicht, aber ich werde den Wunsch nicht los, Aphrodite möchte das anders gefügt haben. Die Männer sind unberechenbar, — und vollends nun dieser Teukros! Du weißt, was man im Volk sich erzählt: wie er nur Sinn und Seele hat für sein stilles Daheim und seine zärtliche Phaio ...“

„Phaio!“ lachte die Troerin. „Ich habe die kleine Puppe zwar immer noch nicht zu Gesicht bekommen: aber nach allem darf ich doch annehmen, daß es mehr die Gewohnheit und das blinde Hineinleben in den Tag ist, was ihn an Phaio fesselt, als eine wirkliche Leidenschaft. Ich kenne ja diese andrischen Ehen! Was sucht hier ein Edelling, wenn er heiratet? Ein braves, wohlhabendes Mädchen aus edlem Geschlecht, gut genug, um dem Hauswesen vorzustehen und ihrem Gemahl einen Erben zu schenken! Und selbst das ist der kleinen Puppe mißglückt: ihr Knabe starb zwei Monate alt am Fieber ...“

„Dafür kann sie doch nichts ...“

„Nein, dafür kann sie nichts. Aber ich meine ja nur ... Sie ist eine Frau, wie sie in jedem Stadtviertel schockweise aufstehen, essen, Wolle spinnen und sich dann wieder zur Ruhe legen; mit Teukros verglichen ein piepender Sperling neben dem Adler, ein mattes Geschöpf, das seine Seele nicht ausfüllen kann ... Und nun ihr Antlitz, ihre Gestalt! Der Brunnenaufseher, der doch ein Kenner ist, findet sie unbedeutend, wie eine Kranzwinderin. Eutlas erinnert sich kaum, ihr begegnet zu sein, obgleich sie als Mädchen mit seiner Tochter verkehrte. Und nun, Myrtion, schau deine Herrin an, wenn du den Mut hast!“

„Freilich, mit dir, Telesilla, kann ja keine sich messen, weder auf Andros, noch überhaupt ...“ stammelte Myrtion. „Aber die Liebe macht blind ... Und ehrlich gesagt: mir thut auch das arme Geschöpf leid! Wenn sie denn wirklich so von Herzen ihn lieb hat und nichts Höheres kennt als ihn glücklich zu machen ...“

„Dummes Zeug!“ versetzte die Troerin. „Seit wann hast du Erzspitzbübin so jämmerlich-zarte Anwandlungen? Und will ich ihr denn ihr Glück wegstehlen? Mag sie ihm nach wie vor das Himation reichen und ihm die Schale kredenzen und im Websaal über die Mägde schalten! Das bleibe

ihr ungekränkt! Aber auch ich habe ein Recht an das Glück, und was ich von Teukros ihr wegnehme, das hat ihr niemals gehört; das hat unentwickelt in seiner Brust geschlafen. Denn ich glaube nun einmal nicht an die Mär seiner Leidenschaft!"

Die beiden Heniochen, den Fuß stramm wider die Schiffsrippe gestemmt, hatten inzwischen gleichmäßig fortgerudert. Das kleine Fahrzeug glitt pfeilschnell in nordöstlicher Richtung am Ufer entlang. Die Stadt und die trotzige, ungegliederte Masse der Zwingburg sanken zurück; die Ebene mit den gelbwogenden Saatfeldern that sich auf, — und jetzt ward ihre Einförmigkeit unterbrochen durch das Herannahen des altersgrauen, viereckigen Turmes, auf dessen Plattform Teukros der Sternforscher zur Nacht seine Beobachtungen anstellte. Gleich hinter dem Turm, halb von Pinien und Ahornbäumen versteckt, lag das Wohnhaus.

„Wir sausen dahin wie ein Dreireiher!" sagte die Sklavin. „Eh' eine Viertelstunde vergeht, sind wir am Ziele!"

„Das wird just die richtige Zeit sein. Weißt du, Myrtion, daß mir das Herz bis herauf in die Kehle schlägt ...?"

„Unglaublich, Herrin, wie sich dein Wesen verwandelt hat!"

„Und bist du denn ganz sicher, daß er auch heute den Weg nimmt ...?"

„Ganz sicher, soweit das bei solchen Dingen möglich ist. Seit vierzehn Tagen wandelt er dort allabendlich."

„Und immer allein?"

„Immer allein. Nur ein einziges Mal hat ihn Phaio begleitet."

„Ja, ja, das erzähltest du ... Aber wenn es nun diesmal der Zufall wollte ... O, es ist schmachvoll, daß ich so bangen und fragen muß! Ich, Telesilla, die ich gewohnt bin, daß alles, was Atem hat, mir sehnsüchtig nachdrängt, ich muß mich herbeilassen, dem unglaublichen Manne hier aufzulauern, wie ein Räuber dem Kaufherrn!"

„Nimm's nicht gar zu gefährlich!" tröstete Myrtion. „Verliebte dürfen nicht murren, wenn das Schicksal ihnen Prüfungen auferlegt."

„Ach, spotte du noch! Prüfungen! Meinst du, ich hätte Talent für die Rolle, die du dem Choirilos zumutest?"

„Oh, oh! Choirilos, der abscheuliche Narr! Der Dummkopf, der noch immer nicht merkt, daß wir ihn schmählich zum besten haben! Immerhin kann seine Lammsgeduld jedermann zum erbaulichen Vorbild dienen. Er hat's demütig hingenommen wie ein Verhängnis, daß ich ihn volle zwei Stunden lang warten ließ und dann gerade nur eintraf, um mir die Quittung zu holen! Morgen könnt' ich noch mehr verlangen, — die Schlüssel zur Burg oder das Hauptsiegel: er würde mir's aushändigen mit Gefahr seines Kopfes! Siehst du, Herrin, das nenn' ich ein stilles, treues Gemüt! Das ist die echte, wahrhaftige Liebe, von der es im Lenzgesang deines Freundes Eumolpos heißt: Sie macht die Könige zu folgsamen Knechten."

Telesilla mußte trotz ihrer Aufregung lachen.

„Halt ihn einstweilen nur warm, deinen Choirilos!" sprach sie dann ernsthaft. „Und schlimmsten Falls ... man kann ja nicht wissen ...! Die Wachstafel mit den Zeilen des Pelias bietet vielleicht eine Handhabe, die ihn noch besser zwingt, als die Sehnsucht nach deinen Küssen ..."

„Glaubst du?"

„Ich fürchte, daß manches hier auf Andros sich ändern wird. Mit jedem Tag erkenn' ich's nun klarer: Kepheus ist im Grund nur ein schlauer Kopf, kein Held; nicht eigentlich tapfer, sondern nur waghalsig wie ein Spieler, der sein Vermögen auf einen Wurf setzt ... Ach, mein engherzig-biedrer Gemahl! Dächte Zethonios wie ich; besäße er meinen hochfliegenden Geist, meine Thatkraft; hielte er nicht, wie ein abergläubisches Kind, fest am beschworenen Wort ...! Dann — wäre die Sache weit einfacher ..."

Das Wohnhaus des Teukros und der viereckige Beobachtungsturm waren vorbeigeglitten. Nun kam eine Strecke, wo sanft emporsteigender Flachstrand mit schroffem Geröll und wildzackigen Steinblöcken wechselte. Noch hundert Schläge mit den weitausgreifenden Ruderstangen und das zierliche Boot hielt unweit der Klippe des Aiolos im weich hemmenden Sand. Einer der Knechte sprang in die mäßige Brandung und zog das Fahrzeug vollends heran, worauf der zweite das zolldicke Landungsbrett über den Bord schob. Die beiden Frauen stiegen ans Ufer.

„So!" sprach die Troerin, den Faltenwurf ihres Gewandes ordnend. „Ihr fahrt nun zurück bis an das Weidengebüsch jenseits vom Turm da! Versteht ihr? Das graue Gestrüpp dort ...! Nein, nein! Wir rasten hier einen Augenblick an der Klippe nnd gehen das Stückchen zu Fuß. Der Strandweg stäubt nicht, und der Abend ist herrlich."

Die Heniochen, nachdem sie das glücklich begriffen hatten, zogen das Brett zurück, sprangen wieder ins Boot und ruderten langsam davon.

Als der Baldachin mit den sanft pendelnden Quasten hinter dem Vorsprung der Klippe verschwunden war, schlang die Troerin beide Arme um den Hals ihrer Vertrauten und küßte sie.

„Bin ich schön, Myrtion?" fragte sie aufgeregt.

„Schön wie die Liebesgöttin!"

„So mag er denn kommen, der Stolze, Ewig-Unnahbare, der die Stadt und die Agora meidet, wie ein vergiftetes Krankenhaus! Einmal nur gebe mir Kypris Gelegenheit ...! Siehst du, Myrtion, damals im Garten der Marmareia ... Es dämmerte schon, und ich war so befangen, so ungeschickt ... Jetzt aber, wo mich der himmlische Tag umfließt, wo alles an mir leuchtet und flammt ... Und ich weiß ja auch nun, was ich damals noch nicht wußte: daß ich vernarrt bin wie ein zwölfjähriges Mädchen! Keine Unklarheit mehr, keine Verworrenheit! Ich werde ganz und gar Telesilla sein! Er braucht nur Augen zu haben, um zu sehen, und Ohren für den Klang meiner Stimme! Was meinst du, Myrtion? Klingt sie wonniglich, diese Stimme?"

„Verführerisch!"

Die beiden setzten sich nun auf den Rand einer Felszacke, die rauh und zerklüftet etwa vier Ellen weit über die See hing. Dicht dabei, wuchtiger und höher, lag der Hauptteil der Klippe, ein riesiger Kegel, auf dessen Spitze ein wilder Feigenbaum Wurzel geschlagen. Die Sonne, die für die Hauptstadt bereits hinter den Bergen stand, goß hier noch Ströme des Lichtes aus. Die Brandung rauschte in sanftschwellenden Atemzügen. Sonst lautlose Stille ringsum. Kein Fahrzeug legte hier an; kein Wagen rollte da drüben auf der schweigsamen Heerstraße. Etliche hundert Schritte nach Süden hob sich das Haus des Teukros und der dunkle Beobachtungsturm aus der Ebene; fernab die Stadt und die Zwingburg. Auf der anderen Seite schwamm in duftigem Blau die Nordbucht mit ihren kaum erkennbaren Riedgrasflächen und der einsamen Fischerhütte.

Telesilla wandte den Blick südwärts. Das schlichte Wohnhaus inmitten des unansehnlichen Gartens kam ihr vor wie ein babylonisches Zauberschloß. Und hätte sie nur eine dämmernde Ahnung gehabt, was da werden sollte, wenn er nun wirklich des Wegs daherkam! Sie konnte doch nicht ohne weiteres zu ihm herantreten und ihm zuraunen: Teukros, ich liebe dich! Oder auch nur ganz harmlos ihn anreden, und etwa ihn fragen, wie ihm das Fest in der Marmareia bekommen! Eine Sekunde lang zuckte ihr der Gedanke durchs Hirn: Wenn er hier an der Klippe vorüberschreitet, gleitest du, wie durch Zufall, ins Meer hinab ... Ein Aufschrei ... Er sieht dich stürzen ... versinken ... und muß dich doch ehrenhalber aus den Gewässern herausholen ... Sofort aber verwarf sie das wieder ... Dies Gleiten und Stürzen hatte etwas Verletzendes ... Ihr Schönheitsgefühl sträubte sich wider den Augenblick, da ihre schlanke, hohe Gestalt, die so reizvoll durch die Anmut der freien Bewegung wirkte, als plumpe Masse herunterfallen und so sich gleichsam des selbstbestimmenden Willens begeben sollte. Wer konnte denn wissen, ob dieser Anblick nicht geradezu abschreckte? Ob es nicht kindisch und lächerlich aussah, wenn sie mit aller Wucht in die Wellen klatschte? Und die kunstvoll gemalten Brauen? Und die herrliche weiße Diploïs, die ihr so allerliebst zu Gesicht stand? Nein, das ging nicht! Aber was sonst?

Sie grübelte eine Zeitlang stumm vor sich hin, während Myrtion auf der feuchtschimmernden Felsplatte einige Sternblumen pflückte.

Da plötzlich trat eine hohe Gestalt in leichtem, hellgrauem Übergewand aus der Thür der Umfriedigung. Telesilla erkannte ihn augenblicks. Es war Teukros, der seinen üblichen Abendgang unternahm. Myrtion war gut berichtet: weder die zärtliche Phaio noch etwa ein Sklave begleitete ihn.

Telesilla fuhr mit der Hand nach dem Herzen.

„Was hast du, Schönste?“ fragte die Leibsklavin.

„Dort!“

„Wahrhaftig! Und er kommt geradewegs auf uns zu!“

„Mir wird so eigen, Myrtion, so bang ...“

„Liebesfurcht! Aber schau, wie er jetzt stehen bleibt und weithin über das Meer lugt ...! O, der seltsame Träumer! Er hat uns noch nicht bemerkt! Er hat kein Auge für das ambrosische Kleinod, das ihm die Götter hier kurzer Hand in den Schoß werfen! Da — nun schreitet er still und bedächtig weiter — und heftet den Blick an den Boden, als wäre der Pfad eine Buchrolle! Immer zu, immer zu! Goldhaarige Königin, das nimmt einen üblen Verlauf. Er geht hier vorüber und ahnt nicht, was du im Schilde führst ...“

„So mag Aphrodite mir beistehen!“ sagte die Troerin. „Schauspielerei im Dienst echter Verliebtheit, — ich glaube, das gilt ihr mehr als Opfer und Weihrauch! Lüg' ihm vor, was du willst, aber schrei' ihn heran mit Heulen und Winseln! Ich habe vier Nächte lang nicht geschlafen... die letzten Wochen mit ihren furchtbaren Aufregungen, der Krieg, der Glutmonat ... Da, schau' her: nun liegt Telesilla bewußtlos, ihr Atem stockt, ihr Blick ist gebrochen in herzzermalmender Ohnmacht!“

Sie war mit dem Rücken wider die polsterähnliche Anschwellung des Felsens gesunken; die Arme lagen ihr schlaff im Schoß; die Bangigkeit, die sie wirklich empfand, malte sich unverkennbar in ihrem Antlitz.

Myrtion hatte sofort begriffen. Mit einer Lebenswahrheit, die Telesillas Verstellungskunst noch überschauspielerte, rang sie die Hände und rief jammernd um Hilfe.

Teukros fuhr beinah erschrocken aus seiner Versunkenheit auf. Im nächsten Moment war er der laut klagenden Myrtion zur Seite.

„Dich sendet ein Gott!“ rief das verschmitzte Mädchen emporspringend. „Irre ich mich, oder bist du Teukros der Sternforscher? O, so verschmähe uns nicht, trotz deiner unsterblichen Weisheit ...! Die hier leblos auf dem Gestein liegt, ist Telesilla, die Gattin des Thrakerfeldherrn Zethonios, meine Gebieterin. Der schreckliche Krieg, die Sorge um ihren Gemahl ... Seit vierzehn Tagen hat sie kein Auge geschlossen ... Es überkam sie wie den Besessenen der böse Geist ... Ach, Herr, wenn du kannst, hilf mir, die Ohnmächtige dort auf den Sand betten ...! Mir wirbeln die Sinne; ich weiß mir nicht aus noch ein ...“

„Habt ihr denn keine Geleitsklaven mit?“ fragte der Sternforscher, während er Anstalten machte, die heimlich bebende Telesilla emporzuheben.

„Die sind schon vorausgerudert,“ stammelte Myrtion. „Ach, meine süße, angebetete Herrin! Wenn ich nur Kraft hätte, ich schwankes, erbärmliches Rohr! Aber da fehlt's ... Gütiger Zeus, mir zerbricht ja das Rückgrat ...“

„Laß nur!“ wehrte der Sternforscher. „Ich bedarf deiner nicht. So! Und nun spreite den Mantel aus!“

Myrtion nahm ihr langwallendes Oberkleid und legte es auf den weichknirschenden Ufersand. Teukros stieg langsam die Klippe hinab. Telesilla, das Goldhaar gelöst, die Lippen ein wenig geöffnet, so daß man einen hellblinkenden Streifen von ihren Zähnen sah, ruhte schwer und wie hingegossen auf seinen Armen. Die weiße Diploïs war ihr links von der Schulter geglitten und zeigte die blühende Pracht ihrer Gliedmaßen. Und jetzt, da Teukros sie vorsichtig auf den Mantel ihrer Leibsklavin hinstreckte, schlug sie, wie vom Tode erwachend, die Augen auf. Ein Blick voll verzehrender Glut flammte unter den tiefschwarzen Wimpern hervor, und ihr Mund stammelte süß-beklommene Worte der Dankbarkeit, erlogen zwar, und dennoch leidenschaftlich gefühlt. In diesem Moment war ihr zu Sinne, als habe Teukros, der einzige wirkliche Mann auf ganz Andros, der licht-atmende Heros, in der That sie vom Tode errettet, vom Tod ihrer inneren Verödung, vom Tod ihrer glücklos-starren Vereinsamung ...

Teukros, der in seiner Arglosigkeit noch immer nichts ahnte, war einen Augenblick lang wie berauscht. Er hatte die weiche, wonnige Last so dicht an der Brust gehalten, daß er fast jeden Pulsschlag, jedes Zucken der Muskeln wie eine Liebkosung empfand. Und dies himmlische Antlitz!

Dieser taufrische Mund, der so verzückt seinen Namen lallte!

„Welch ein Weib!" dachte er leise erschauernd. „Zethonios hat wahrlich ein unsinniges Glück! Ein Thraker, ein Mann in den Fünfzigen, — und solch eine Göttin im Haus! Er sollte der Kypris einen Hochtempel erbauen!"

Teukros hatte bei diesen Gedanken sich abgewandt. Den Zug heißer Bewunderung, der sich mit elementarer Gewalt bei ihm ausprägte, wollte er nicht der Beobachtung preisgeben. Als besinne er sich, ob es zweckmäßig sei, etwa das Kopftuch Myrtions dort einzutauchen und es der schlaff daliegenden Frau über die Stirn zu breiten, starrte er zwei, drei Sekunden lang in die Brandung, die in ruhigen, regelmäßigen Rhythmen den Strand überflutete. Wie er sich jetzt wieder umkehrte, rascher, als Telesilla vorausgesetzt, da fing er einen bedeutsamen Blick auf, den die Herrin mit ihrer Sklavin wechselte. Das Antlitz der Troerin, das noch soeben tiefe Erschöpfung und bange Hilflosigkeit geheuchelt, strahlte bei diesem Blick in so kraftbewußtem Triumph, und die pfiffige Myrtion lächelte so schlau und verständnisvoll, daß Teukros wie im Licht einer plötzlichen Offenbarung alles durchschaute.

Die Stirnadern schwollen ihm vor plötzlichem Zorn. Jämmerliche Komödie! Und so blindlings war er der Gauklerin und ihrer Mitverschwornen in die Falle gegangen. Nur der Zufall, der Übermut der Allzusiegesgewissen hatte ihn vor dem Fluch der Lächerlichkeit, der Unwürdigkeit bewahrt. Er entsann sich jetzt ihres Gebahrens im Garten der Marmareia. Kein Zweifel, die Troerin Telesilla wollte ihn kirren, erobern, in Fesseln schlagen! Diese Erkenntnis genügte, um den Eindruck, den ihre unvergleichliche Schönheit auf ihn gemacht hatte, ein für allemal auszulöschen. Ein Weib, das warb! Ein Weib, das einem Manne in Zudringlichkeit nachstellte! Wie kläglich, wie ekelerregend!

Teukros überlegte nicht lange, ob die Absichten Telesillas mehr seiner Person oder seinem wissenschaftlichen Ruhm galten; ob es wirklich etwas wie Neigung oder nur der kleinliche Wunsch war, gerade ihn, den Unempfänglichen, den weltfremden Denker, an ihren Triumphwagen zu schirren ... Sein Urteil war fertig. Unweiblichkeit widerstrebte ihm stärker, als jeder andre Charakterfehler.

So sagte er denn mit frostiger Höflichkeit:

„Ich bitte dich — wenn du es noch für nötig erachtest — in meinem Hause dort Rast zu halten, bis du dich wieder erholt hast. Meine Gemahlin ist leider zwar abwesend: doch du findest die Schaffnerin, die sich dir gern zur Verfügung stellt."

Der schönen Troerin war die plötzliche Wandlung in seiner Tonart durchaus nicht entgangen. Er machte nicht einmal Anstalten, ihr das Geleit zu geben: gerade nur knapp genügte er den unumgänglichsten Pflichten der Gastfreundschaft.

Im ersten Moment war Telesilla bei dieser Wahrnehmung wortlos. Sie starrte nur fragend auf die gleichfalls betretene Myrtion. Dann mit einem Mal stieg ihr das helle Rot ins Gesicht. Sie hatte sich mit dem Oberkörper schon aufgerichtet: jetzt erhob sie sich vollends, rückte sich das verschobene Gewand zurecht und sagte so ruhig als möglich:

„Dank für dein liebenswürdiges Anerbieten. Aber ich bin jetzt vollständig wohl. Dort bei dem Weidengebüsch wartet mein Fahrzeug."

„Ganz wie du willst."

Er grüßte und setzte dann seinen Weg fort. Telesilla schaute ihm nach wie ein Spieler, dem der letzte entscheidende Wurf mißglückt ist. Als er sich außer Hörweite befand, sagte sie zornbebend:

„Ich könnte dich ohrfeigen, Myrtion! Dein albernes Grinsen hat mir jetzt alles verdorben! Ein für allemal!"

„Verzeih, Herrin! Hättest du nur meinen Blick nicht erwidert ...! Und gar noch so ...! Mein bißchen Geschmunzel war nicht so arg verräterisch ... Übrigens ... versteh' ich trotz alledem nicht, weshalb er so thöricht zurückhuft ... Er schien doch im besten Zuge ..."

„Schweig jetzt und komm!" sagte die Troerin. „Das war das Gegenstück zu dem fluchwürdigen Mißerfolge von Kythnos! Nur daß bei dem pfiffigen Hekataios mein Herz nicht im Spiele war ... Das schlief damals noch in glückseliger Fühllosigkeit ... Myrtion, die Zahl meiner Schuldner mehrt sich ...!"

So schritten sie, am Hause des Teukros vorüber, dem Boot zu.



Achtes Kapitel.

Es war um die Zeit der Olivenernte, im Herbstmonat, der bei den Andriern Pyanepsion — Bohnenkoch-Monat — hieß. Die schwarz-violetten Früchte waren zum größten Teil eingeheimst, die Opferungen im Tempel des Sonnengottes beendet, die Ölzweigkränze unter Absingung der Eiresionen umhergetragen und vor den Häusern feierlich aufgehängt worden. In den Keltern schäumte der junge Wein; die Handwerksleute gingen eifriger als während des Sommers ihrer Beschäftigung nach, und die Fischer benutzten die letzten paar Wochen vor Eintritt der Nordstürme, um draußen auf hoher See noch eine Anzahl ausgiebiger Fänge zu machen.

Da, um die Mitte des Monats, traf in der Hauptstadt die Nachricht ein, der Thrakerfeldherr Zethonios habe den Widerstand der Rebellen endgiltig gebrochen und das befestigte Gaurion siegreich erstürmt.

Die Revolution schien anfangs, trotz der Treulosigkeit der Illyrier, über die Söldnertruppen des Kepheus triumphieren zu sollen. Das wunderbare Talent des Nedymnos und die Tapferkeit der andrischen Jugend, die sich nun mit gesteigerter Hingebung um die Fahne ihres vergötterten Führers scharte, überwand alle Schwierigkeiten. Zwei glückliche Ausfälle warfen das Heer der Belagerer hinter den Hedys zurück; die kleine Abteilung, die bei dem Abfall der Illyrier in die Berge gedrängt worden war, griff zur rechten Zeit ein: der ganze linke Flügel, den Kyros befehligte, ward in einer zehnstündigen Schlacht aufgerieben. Acht Tage später befand sich bereits die Hälfte der Insel in den Händen der Aufständischen.

Dann allmählich wie eine schleichende Krankheit war der Rückschlag gekommen. Uneinigkeiten im eigenen Lager, elende Rangstreitigkeiten und Eifersüchteleien zwischen dem Adel und der gaurischen Bürgerschaft lähmten die Schlagfertigkeit des Oberbefehlshabers, der seinen Plan, geradewegs auf die Hauptstadt loszumarschieren, im Kriegsrat nicht durchsetzen konnte. Als er dann endlich den Widerstand dieser kurzsichtigen Mitkämpfer glücklich gebrochen hatte, war es zu spät. Zethonios hatte inzwischen Zeit gefunden, seine Heereskolonnen durch fieberhaft betriebene Neuwerbungen fast zu verdoppeln. Ein unerwarteter Handstreich verschaffte ihm den Besitz der Artemiskuppe, des wichtigsten strategischen Punktes südwärts von Gaurion. Auf diese Kuppe gestützt, konnte er schon am folgenden Tage den Sturm wagen. Das Schicksal ging seinen Weg . . .

(Fortsetzung folgt.)

Die Hexe.

Von **Jeanne Bertha Semmig.**

Es sprach der Bischof von Roussillon:
„Die Hexe muß verbrennen,
Schafft her das Weib zum Richterstuhl,
Sie soll ihre Schuld bekennen.“

Und als sie vor dem Bischof stand,
Gebunden mit hanfenen Stricken,
Da neigte sie das dunkle Haupt
Und that zu Boden blicken.

Der Bischof sprach in strengem Ton:
„Wie konntest du Hexe werden?“
Da warf sie zurück ihr schwarzes Haar
Und sah empor von der Erden.

Sie sah ihn an mit eigenem Blick,
Und er mußte ins Auge ihr sehen,
Und es schauerte ihn unterm Priestergewand, —
Er sah, was einst geschehen.

— Eine Drossel sang im grünen Hag,
Durch Hecken da schritten zweie,
Und sie war so schön, und er war jung,
Und es war im blühenden Maie. —

Und er sah der Hexe ins Auge hinein,
Wie konnt' es düster funkeln —
Und wieder griff ihn der Schauer an,
— Einen Herbsttag sah er dunkeln.

Er ritt durch die Heide, — es scheute sein Roß,
Und ein Weib lag unter den Hufen:
Verhängt die Zügel, und auf und davon,
Doch im Sturme noch hört' er es rufen.

Es war ein Schrei, wie der Todesschrei
Des Rehes im Waldesgrunde,
Und er schaute der Hexe ins Angesicht
Mit stummem, entfärbtem Munde.

Sie aber sprach: „Wie ich Hexe ward,
Der Herr Bischof können's nicht wissen,
Der Herr Bischof wissen ja freilich nichts
Von heimlichen Schwüren und Küssen.

„Und wen ich geliebt? Das sag' ich gern,
Ich hab' mich dem Satan gegeben,
Er hat mich geküßt auf Stirn und Mund
Und nahm mir Seele und Leben.

„Und muß ich brennen — so ist mir's recht,
Ich frage nicht nach dem Schmerze,
Mir ist nur einmal ein Weh geschehn,
Doch hat mir's verbrannt mein Herze."

Der Bischof schwieg, es schrie das Volk:
„Was macht der Herr kein Ende,
Sie hat den heiligen Herrn behext,
Wo sind die Feuerbrände?"

Sie stand am Pfahl, und immer noch
Auf dem Bischof die Augen ruhten,
Das Reisig lohte, die Flamme schwoll,
Sie sah ihn an durch die Gluten.

Und ihr Auge brannt' ihm ins Herz hinein,
Es zehrte wie höllische Flammen, —
Das Feuer erlosch, und die Asche zerstob, —
Der Bischof brach zusammen.

Herbstluft.

Jagdskizze von

Anton Freiherr von Perfall.

Illustrationen von **Ch. Kröner.**

(Abdruck verboten.)

Eine geschlagene Armee bewegt sich gegen den Bahnhof. Schwer bepackte Rucksäcke, zusammengebundene Bergstöcke, hochgetürmte Kinderwägelchen, aller erdenkliche Hausrat, welcher mehr nach dem Zwange der Gewohnheit, als des Bedürfnisses wegen vor vier Wochen mitgeschleppt wurde — alte Lehnsessel, Bilder, Vogelkäfige, Pianos vervollständigen im Vereine mit der nervösen Hast, welche bereits jetzt den Großstädter ergreift, mit der ernsten, griesgrämigen Miene der einen, dem falschen Galgenhumor der andern, das Bild allgemeiner Flucht.

Der kurze Menschheitstraum von Freiheit, Waldluft, Natürlichkeit ist wieder ausgeträumt für ein Jahr.

Die Landleute begleiten ihre Mieter. Junge, vornehm gekleidete Damen nehmen mit Thränen in den Augen Abschied von ihren ländlichen Freundinnen, ja, auch mancher saubere Bursche erhält noch einen Händedruck, einen Blick, um den ihn mancher Winterlöwe beneiden würde. Alles nur ein Beweis, wie inhaltlos und fadenscheinig alle Bildungs- und Standesunterschiede sind, sobald es sich um rein Menschliches handelt. Riesige Blumensträuße werden in die Wagen gereicht, frische Butter wird bestellt und versprochen. Grüße ans kleine Marei und ans „Stranzl," die fleckige Lieblingskuh, werden aufgetragen, — „und wenn's halt wieder kemma, 's nächste Jahr, nacha denken's halt ans Henneraкathl!" Ein Quartett ertönt: „Wer hat dich, du schöner Wald, aufgebaut —" — Einige Bergfexen juchzen noch ebenso falsch wie vor vier Wochen. Tücher winken, wehmütige Blicke schweifen zurück auf See, Wald und Berge. — Der Zug setzt sich schwerfällig in Bewegung. Noch lange flattern weiße Tücher, ertönt Gesang und Zuruf.

„Na, die wären glücklich draußen," meint der Stationsvorstand. Die Hausknechte zählen die Trinkgelder nach. — Die Henneraкathl wischt sich die feuchten Augen und sagt zu ihrem Manne:

„No, man muaß z'fried'n sein. Hab schon schlecht're g'habt."

„Jetzt werd' mer's bald hab'n," bemerkt der Förster zu mir. „Nacha kommt uns're Zeit. Is ja ganz recht auf aa paar Woch'n, — aber alleweil — da müaßt i bitt'n!"

Und in wenig Tagen haben wir's



Fürbitte. Nach dem Gemälde von Gabriel Max.

wirklich. Das Dorf ist wie ausgekehrt, kein fremdes Gesicht mehr zu erblicken. Ehrlich gesagt, der Heimische atmet jetzt leichter. Das Ganze war doch nichts als ein Geschäft und die Sympathie zwischen den Geschiedenen und den Zurückgebliebenen größtenteils nur eine einseitige.

Der Dörfler kann sich nun einmal nicht hineinfinden in die Unruhe, die ihm kindisch erscheinende Hast und die ihm unbegreiflichen Bedürfnisse des Städters.

Eine instinktive Furcht erfüllt ihn für seine guten Nerven, sein höchstes Gut — wo er noch selbst gesund, auch für seine ureigene Sitte, die sich verbröckelt unter den unzähligen fremden Händen.

Ja, auch die Freundlichkeit und Zuthunlichkeit des Städters mißte er gerne. Sie hat für ihn etwas Aufdringliches, während er für die Herablassenden nur ein feines Lächeln hat, und die erkünstelte Kameradschaftlichkeit gewisser Elemente ihn anwidert.

Jetzt ist der Hof wieder sein und die Felder und die Wälder. Seine Eigenart findet keinen Beobachter, keinen Kritiker mehr. Das Gras wird nicht mehr mutwillig zertreten, das Viehgatter nicht mehr achtlos aufgelassen zum endlosen Verdrusse. In der Kirche verdrängt einen niemand mehr von seinem angestammten Platze. Auf der „Post" tritt der Stammtisch wieder in sein volles uneingeschränktes Recht. Der Förster braucht sein schnarrendes Organ nicht mehr zu mäßigen. Der Pfarrer kann einen harmlosen Scherz gefahrlos mit anhören oder sogar selbst zum besten geben, ohne einen Frommen zu empören, oder einen Freigeist zu der Äußerung zu nötigen: „Da sieht man wieder die Pfaffen."

Vor allem aber spürt der Bergjäger die Wendung der Dinge. Die Berichte der Gehilfen, welche in den letzten Monaten hoffnungslos schlecht gelautet, verbessern sich von Tag zu Tag. Das durch die Unruhe auf den Bergen versprengte Hochwild sucht seine alten Plätze wieder auf. Die jetzt unbehelligten Gemsrudel geben dem beobachtenden Jäger Gelegenheit zur Revue. Und endlich kommt der Jakl mit der längst ersehnten Meldung, daß am „Jägerkamm" der erste g'schrien hat „a ganz verdammte Laut'n!"

Das ist der Beginn dreier mühseliger und doch jedes Jahr von neuem herbeigesehnter Wochen. Vorbei mit Nachtruhe, wohlbesetzter Mittagstafel, frischem Anstich und wie all die schönen Dinge heißen, und dafür ein zerlegenes Heulager eingetauscht — in raucherfüllten Hütten — Nahrung, wie sie mehr der Zufall bietet, als die Berechnung, in irgend einer bewohnten Holzhütte einer Alm, oder das zusammengewürfelte Menü eines Rucksackes: Geselchtes, Würste, verdrückte harte Eier, abgestandener Käse und altbackenes Brot. Nässe, Kälte, Nebel und Schnee, aber auch die all' dies Ungemach verklärende Hoffnung auf ein paar gute Hirsche. Die von Eingeweihten so sehr gefürchtete, nach unten scharf abgegrenzte Nebelmauer stand vor den Bergen, von keinem Lufthauch bewegt. Erst nach einer Woche dieses erhabenen, grenzenlosen Schweigens, das nicht das Fallen eines Blattes unterbricht, das den Menschen förmlich ansteckt, barst sie mitten entzwei, und der bunte lustige Herbst grüßte herab von den Bergen.

Der überraschende Kostümwechsel der keuschen Natur hatte sich hinter dem grauen Vorhang vollzogen.

Jetzt war kein Aufenthalt mehr.

Aus dem Försterhause tönte mir schon von weitem der Hirschschrei entgegen. Der Alte war Meister auf dem „Schnecken."

Er orgelte in allen Tonarten, allen Skalen der Leidenschaft — und ich erwiderte ihm hinter der Kirchhofmauer, daß der Schrei des Lebens weithin schallte über das Gefilde der Toten.

Da pirschte er sich schon heraus aus der Geisblattlaube, ungläubig, aber doch vorsichtig — „was weiß man! alles schon dagewesen!" — bis eine ganze Fanfare jeden Zweifel löste.

Wir gingen eine Wegstunde zusammen. Die am Stammtische schon so oft erlegten Zehner und Zwölfer umkreisten uns von neuem, von allen Seiten winkten bekannte Plätze und weckten bunte Erinnerung.

Der Alte brachte den halben Weg pirschend oder am Anstand zu, so anschaulich war er gewohnt zu schildern. „Grad, als wenn er dort stand' bei dem groß'n Stoa —" da holte er schon die Büchse von der Achsel. „Und g'sehn hat er mi aa schon. I rühr' koan Haar — nacha — wie er den Grind


Der Schweizermichl ist noch auf der Alm zurückgeblieben . . .

an bisl wendt' — schön langsam auf — ganz stad — und g'schnallt hat's!"

Dieselbe Leidenschaft, dieselbe atemlose Spannung schien den Alten zu beseelen, wie an jenem denkwürdigen Tag.

Endlich trennten wir uns mit ehrlichem Weidmannsheil.

Ich, mit Jakl, dem Jägerkamp zu.

Die Bergstraße herab ertönt Herdengeläute, Schar auf Schar folgt tannreisgeschmückt, voran neben der Leitkuh mit dem breitgestickten Glockenband, die Sennerin im Feiertagsgewande. — Die feuerroten Wollröcke aufgeschürzt, daß die tadellos weißen Strümpfe blitzen, kraftstrotzend die gedrungene Gestalt, frei und selbstbewußt der Blick.

Die rasch im Vorübergehen erholten Berichte lauten günstig. Überall ist es schon laut im Revier, und das Resei von der Fürstalm hat sogar für Jakl ausführliche Kunde. — Sie „verplauscht si ganz mit der Jagerei."

Dann geht es von der Straße ab, der Jägerbauernalm zu, unserem Standquartier.

Draußen im Thal lagert der Nebel, der tückische Feind, und „wenn der Sonnwind auslaßt, hab' mer'n herin."

Zwei Stunden, dann ist der Kessel erreicht, auf dessen Boden die Alm liegt.

Feiner blauer Rauch kräuselt sich zwischen den Schindeln. Der Schweizermichl ist noch zurückgeblieben mit zwei Schweinen und einem Geißbock — Kirchweihopfern! Ein schwarzes Lederkäppchen auf dem Kopf springt der gelenkige magere Geselle uns schon von weitem entgegen.

„Grad recht komma's! Heut nacht haben's anders rebellt um d' Hütt'n umma."

Er weiß genaue Auskunft, in den scharfen braunen Augen leuchtet selbst die Jagdlust.

„Da, ober dem Viehtreib zieht er eina, in Kessel mit zwoa Stuck. Um fünfe war er scho oben gestern, fehlt enk gar nix."

Es war erst zwei Uhr. Michl braute Kaffee, der gute Rahm versöhnte mit dem „Andreas Hofer" (Feigenkaffee). An den Wänden klebte eine ganze Galerie bunter Farbendrucke, die Kunstbeilage des bewährten Feigenkaffees. Verschmitzte, lachende Mädchenköpfe, Gemsjäger, riesige Hirsche, drollige Anekdoten.

„Aber schön, Michl!" bewunderte ich die Galerie.

„Ja, das macht alleweil aa Unterhaltung," meinte er. „Wia man's nur so macha kann, 's Pakei no extra dazua um zwanzig Pfennig. San aa net z'neid'n die Maler. Da war z'nachst oaner da aus der Stadt, an Norddeutscher der Sprach nach. ‚Das sind ja entsetzliche Bilder! Wie könnt ihr nur an dem süßlichen Zeug Gefallen finden, ihr Naturmenschen?' sagte er. Ja, sag' i, grad das Süaß mag i ja. Soll i eppa's Saures hinhänga, daß ma d' Milch z'sammlauft? — Da hat er mi ausg'lacht. Na, denk' i mir, bist halt an neidiger Tropf. Deretwegen san ja d'Maler auf der Welt, daß sie schöner Sach' aussisuach'n und d' Leut' an G'spaß macha. Denk' i halt so," fügte er hinzu, seinen Kaffee auslöffelnd.

Ich wünschte im stillen alle Fin de siècle-Geister an meine Seite in die rauchige Stube, und dachte nicht daran, ihm seinen guten Glauben von der Kunst zu rauben. Außerdem war meine Cigarre zu Ende, und Jakl fing schon zu „nackeln" an. Draußen aber winkte der kühle Schatten, welchen die Hütte warf, zur Mittagsruhe.

Dies gehörte auch zu dem „Süaß'n" des Michls. Dieses auf dem Rücken Liegen und dieses Hinausstarren über die phantastischen Wände uralter Baumknorren, tief unten das duftige, ins Endlose sich breitende Land, mit seinem Spielzeug von Häuschen und Wäldchen, silbernen Wasserfädchen, blinkenden Seespiegelchen. Das verschwimmt immer mehr und mehr, bis man auf felsgezacktem Gefährte durch den blauen Äther zu segeln wähnt in unbeschreiblicher Wonne. — Ein Frösteln weckte mich. — Vorbei mit allem Glanz. Das Nebelheer wälzte sich von der Ebene herein. Schon drängte seine Vorhut die Berglehne herauf, schlich in jedes Thal, in jede Kluft. Die Sonne hatte ihre Herrschaft verloren, den Kessel hüllten schon kalte Schatten. Das war kein Motiv mehr für den „Feigenkaffee."

„Geh'n thuan ma alleweil," erklärte Jakl, gegen seinen Erzfeind ausspuckend, den Nebel.

Der Steig führte durch die Wände des Kessels, einige Gams wurden locker und verschwanden über die Schneid.

Es war ein Zwangswechsel, dem wir



Die Fährte war nagelneu . .



. . . ich sah nur mehr ein riesiges Schemen oben auf der Schneid, das eben im Leeren zerfloß . .

zugingen. Links und rechts steiles Gewänd, der einzige Zugang zur Alm von dieser Seite. Die Fährte war nagelneu, ein guter Zehner, wie ich ihn ansprach, ein Muttertier mit Kalb.

Wir verschanzten uns in eine förmliche Felsenburg. Vor uns lag ein etwa hundertfünfzig Schritt langer, freier Grasboden, von einer zackigen, latschenbewachsenen Schneid begrenzt. Darüber her mußte der Ersehnte kommen, eine latschenfreie Lücke verriet genau den Wechsel.

„Im Sack hätt'n wir 'n, wenn der Saunebel net war," meinte Jakl.

Und wie zum Trotz fegte ein Windstoß herauf, und wir saßen förmlich im Leeren, nicht auf zwanzig Schritt war zu sehen.

Dann traten wieder groteske Formen aus dem Nichts, alles in Riesengröße und gefälschter Perspektive.

Tannenwipfel erschienen wieder in der Tiefe. Die zwei Steine, zwischen welchen der Wechsel ging, erschienen wie Kolosse. Oft zerriß der Nebel und bot klaren Ausblick auf ein Stück Bergwelt, und neckisch zeigte sich ein blaues Fleckchen, um ebenso rasch wieder zu verschwinden. Von der Alm herauf tönte das Grunzen der Kirchweihopfer.

Vier Uhr! In einer halben Stunde ist kein Büchsenlicht mehr. — Im Gehänge drüben tönte der erste Hirschschrei — und jetzt? — Das war auf unserer Seite — hinter der Schneid — „Jakl, was meinst?"

„Nur stad, Herr!" Er horchte an-

gestrengt. Noch ein langgezogener, klagender Ton.

„Is schon! No i dank, der Luadernabel, grad 'nei schiaß'n möcht!"

Jetzt wich mein Auge nicht mehr von den zwei Steinen. Oft schien sich der Zwischenraum wirklich zu füllen — das Geweih aufzusteigen — Unsinn! Gerade ein Latschenzweig bewegte sich im Luftzug. Und kein Laut mehr! — Nur im Kessel gehen Steine ab — Gams wohl!

Da wich der Nebel von uns, in völliger Klarheit lag die Schneid vor uns, der Wechsel.

Neue Hoffnung zog ein in das Herz, und in demselben Augenblicke ertönte von

Jetzt begann ein qualvolles Warten, ein nebeldurchbohrendes Schauen. — Alles vergebens! Kein Laut, kein leiser Schein.

„Schrei ihn an," befahl ich Jakl.

„Abwart'n! Er muaß komma —"

Da klang ein Stein — ein kaum hörbarer Laut, für uns eine ganze Symphonie. Die Zähne schlugen mir aufeinander, und Frost schüttelte mich.

Dort in der Mitte des Grasbodens tauchte es auf. Aber was? Hirsch oder Tier? — Indes der Wechsel mündet keine achtzig Schritt vor uns in den Kessel.

Jakl hatte recht mit seinem ständigen: „Nur stad! Nur stad!"



Da stand er mitten auf dem Boden, das Geweih zurückgelegt . . .

neuem der ersehnte Schrei, ein kurzes, rauhes Drensen, dicht hinter der Schneid. Er war auf dem Weg zur Alm, kein Zweifel.

„Herrgott, grad fünf Minuten!" flehte Jakl.

Steine prasselten in das Gewänd unter uns. Jakl beschwor den Nebel — vergebens! Schon zog er wieder gierig herauf.

„Hergott, da steht er schon!" flüstert er.

Ich beobachtete eben einen Augenblick den Nebelkampf unter mir. Bis ich den Kopf wandte, sah ich nur mehr ein riesiges Schemen oben auf der Schneid, das eben im Leeren zerfloß — der Zehner!

Der graue Schatten bewegte sich gegen uns, etwas Kleines kam dahinter —

Stuck und Kalb! — Sie blieben stehen, wie mich dünkte, unendlich lang — dann wieder vorwärts — und jetzt — und jetzt — —

Da löste sich das dritte aus dem Nebel. Kein Zweifel! Das Muttertier mit dem Kalb betrat die Schneid' vor uns, deutlich sichtbar. Es warf den Grind auf, und der Wind wechselte verdächtig.

Ich schielte, schon im Anschlag, auf den schwarzen Klumpen, weiter zurück, er regte sich nicht.

„Jessas, der Wind!" flüsterte Jakl.

Ein kalter Stoß packte mich im Genick,

und im selben Augenblick wandte sich das Tier. — Da grölte es dicht an mein Ohr, der warme Hauch Jakls berührte mich. — Zornige Antwort — zwei Sprünge — da stand er mitten auf dem Boden. Das Geweih zurückgelegt, den buschigen Hals vorgestreckt, der Nebel zerriß von seinem zornigen Atem.

Das Korn setzte sich auf das schwarze Blatt, das Herz stand still.

„Nur hoch nehma!" höre ich noch Jakl — dann Blitz und Knall. Wirres Durcheinanderfahren, Poltern, Brechen, dann nichts mehr — gar nichts mehr. Der Boden ist leer, auf der Alm juchezt der Michl.

Ich blicke schweigend, die Büchse noch im Anschlag, auf Jakl. Der horcht mit offenem Munde. — Noch einmal ein Brechen unter uns.

„Hab'n thuat's 'n, aber —"

Er zuckt verdächtig mit den Achseln.

Ich eile zum Anschuß, krieche auf dem Boden nach Schweißfährte. — Nichts! Nur ein starker Ausriß war sichtbar auf dem weichen Erdreich.

Da pfeift Jakl — er deutet auf einen weißen Stein. Wie ein köstlicher Rubin blinkt der ersehnte rote Tropfen mir entgegen. — Also Hoffnung! — Für heute ist nichts zu machen, es dunkelt schon. Einem angeschossenen Hirsch nachgehen ist so viel wie Verlust.

Na, das wird ja eine recht erquickende Nacht! — Wir gehen der Hütte zu.

Der Schuß wird in das Unendliche zerlegt.

„Grad' ober dem Blatt ist er mir abgangen. Wahrscheinlich zu hoch — mit deinem ewigen Dreinreden."

Jakl erzählt ähnliche Fälle, natürlich nur mit gutem Ausgang.

„I gratulier'!" sagt der Schweizer. Unheimliche Stille.

„Oha!" Er rückt die Lederkappe.

„Ja, der Nebel hat'n Teufel — und es war a Morzhirsch!"

„Liegt scho, kümmer di net," bemerkte ärgerlich Jakl. „Morgen hol'n mir'n."

„Ah so! No ja, war aa mögli."

Dieses Mißtrauen verdroß mich.

„Aber sehr unwahrscheinlich, willst du sagen?"

„Was koan ma sag'n."

Ich aß keinen Bissen, so vortrefflich der Schmarn auch roch. Jakl schüttelte immer wieder schweigend den Kopf.

So ging es gar nicht — man muß sich doch aussprechen. Nun jagte eine Vermutung die andere. Wir verfolgten den Zehner in die Latschendickung, sahen ihn sich niederthun, immer kränker werden, verenden. Wir sahen den Schuß gerade ober dem Blatt.

Jakl wurde wieder zuversichtlich, jetzt war das Zeichen, das der Hirsch auf den Schuß gemacht, ausgezeichnet — und abwärts ist er auch, und das Brechen, das er zuletzt gehört — „da is z' End' ganga mit ihm."

Ein paar Flaschen Bier, Überbleibsel der Touristen, erhöhten die Stimmung.

Als ich mein hartes Lager aufsuchte, war das Resultat gesichert, bis das Dunkel mich umgab. — Da woben sich wieder schlimme Bilder. Der Hirsch zog über Berg und Thal, endlos fort, der Schuß war nur ein Streifer am Hals.

Draußen stöhnte der Wind um die Hütte, daneben grunzten die Schweine, bimmelte unaufhörlich das Glöcklein des Ziegenbockes.

Endlose Nacht! Eine Zündhölzchenschachtel wurde der Uhr geopfert. — Vier Uhr blicke ich zum Fenster hinaus — rabenschwarz. Fünf Uhr! Ja, was ist denn das? Scheint der Mond? — Alles weiß!

Ich eile vor die Thüre. Schnee! Ringsum Schnee! Ich schnappe förmlich zusammen. Aus! Wecke Jakl, den Schweizer, die gewissenlosen Schnarcher.

„Au weh! Aber Pech haben's scho aa," meint der Michl.

Den Tag können wir auch oben abwarten auf der Unglücksstätte. Wir brechen auf. Unsere schweren Flocken streichen noch immer. Keiner spricht ein Wort, dumpfes Schweigen. — Da sind wir endlich!

Der köstliche Tropfen ist längst verschneit, keine Fährte mehr zu sehen.

So, jetzt sind wir fertig!

„Wenn er net da unt'n liegt." Jakl wies auf das Latschenfeld, das sich rechts vom Schußplatz herabzog.

Ich lachte nur verdrossen.

Jakl stieg auf einen steil sich erhebenden Felskopf. Von dort aus war jedes Fleckchen zu übersehen.



Da lag er mitten in den Latschen, halbverschneit . . .

Ich sah ihm doch gespannt nach. Jetzt war er oben, bewegte sich vorsichtig vor. — Natürlich nichts! — Plötzlich winkte er. „Was denn?“ Er winkte nur, ich kannte ihn, da war alles Zureden vergebens. Im Nu war ich oben, dicht unter ihm.

„Nun, rede doch!“

Er wies schweigend hinab, aber die Verklärung seines derben Antlitzes entging mir nicht.

Ich sprang hinauf, eine Blutwelle pochte gegen meine Gehirnwand.

Da lag er mitten in den Latschen, halbverschneit, das braune, herrliche Geweih ragte frei heraus.

„Was hab' i g'sagt? 's Brech'n da unt'!“ kam es endlich über die Lippen Jakls.

Ich drückte dem alten Weidgenossen die Hand. Wie wir herabgekommen, weiß ich nicht, in einer Schneewolke.

„Ungrade zwölf!“

Jetzt war das Wetter gar nicht mehr so schlecht, echtes Brunstwetter, da gehört „a Schneeei dazua.“

Das Herausbringen aus dem Loch versprach die größte Schwierigkeit, doch das erhöhte ja nur den Reiz. Der Michl wurde herbeigebrüllt. Bis der Aufbruch beendet, war er schon da, das Hütl schwingend.

„Hab' i 's net g'sagt — was kann ma sagn!“

Auf Latschen laden und abfahren damit durch die steilen Lahner, war die Losung. Jakl stürmte voran mit seinem breiten Rücken, Michl und ich bremsten rückwärts mit dem Seil.

Lustige Arbeit, aber der Schwindel darf nicht das Blut verdünnen, und die Sehnen dürfen den Dienst nicht versagen. Hier und da, wenn es besser hergeht, a Maul voll Schnaps, eine neue Musterung des Geweihes, und wir erreichen glücklich die Bergstraße. Ein Holzfuhrwerk kam zur rechten Zeit.

Das Geweih „windisch“ in die Höhe gerichtet, wird die edle Beute auf die Sägprügel geladen und der Bewunderung sämtlicher Bewohner des Thales übergeben.

Der Schweizer Michl stopft sich eine Frische auf den guten Verdienst hin, „in aller Herrgotts Fruhe“ und stolpert wieder den Berg hinauf zu seine „Jakl“, als habe es nur einem Spaziergang gegolten. Der herrlichste Herbsttag hatte sich entpuppt. Nebelfetzen wallten auf und ab über die bunten Thäler und Gehänge, und darüber in jungfräulicher Weiße des ersten Schnees

die Schneiden und Spitzen, neue Freuden versprechend.

„Und morgen pack'n wir's auf den Fürst, Jakl, den von der Resei. — Laß 'n dir heut' abend nur noch genau explizieren."

„Woll, woll," erwiderte er, verständnisvoll lächelnd. „Da soll sie nix fehl'n. 's Resei is a viel g'wandte, die versteht si auf d' Jagerei."

Wenn ich jetzt den Zwölfer betrachte, in meinem Jagdzimmer mit der Unterschrift „Jägerkamp, den 2. Okt. 1879," dann erscheinen sie all', die lustigen Gestalten in Bildern — 's Resei mit dem roten Röckerl und den schlohweißen Strümpfen, den Stecken schwingend, Jakl, der Jäger, der Schweizermichl mit seiner Bildergalerie, der Stammtisch, mein alter Freund, der Förster, den schon der grüne Rasen deckt — und die purpurnen Buchen und die goldenen Ahorn, und die ganze göttliche Herbstluft meiner heimatlichen Berge.

Und darum liebe ich so die braunen, zackigen Dinger an den Wänden — diese Staubträger, dieses Geraffel, diese einer vorgeschrittenen Kultur unwürdigen Trophäen einer atavistischen Leidenschaft, wie mein dienstbarer Geist im Verein mit dem alten Professor, meinem Freund, sich ausdrückt. — Das Immergrün der Erinnerung umschlingt sie, der ewige Frühling der Phantasie webt um die dunklen Kronen und Enden.



Augenweide.

Wenn sich suchen unsre Augen,
Warum wollt ihr's uns verwehren
Und verwehren nur im Scherz?
Bienen wollen Honig saugen,
Kleine Blumen alle kehren
Zarte Kronen sonnenwärts,
Rosen sich im Tau erquicken,
Blicke zieht's zu lieben Blicken:
In den Augen liegt das Herz.

Wie die Herzen leise glühen,
Mögen's nicht in Worten sagen,
Doch Verbergen macht uns Schmerz.
Laßt die Blumen erst erblühen,
Laßt den Baum erst Früchte tragen,
Und versparet euren Scherz,
Bis der Mund nicht scheu mehr schweiget,
Brust an Brust sich freudig neiget:
In den Augen liegt das Herz.

Hans Hoffmann.



Abb. 1. Dendrobium suavissimum

Das Wunderreich der Orchideen.

Von

Max Hesdörffer.

Mit Illustrationen von **Paul de Longpré.**

(Abdruck verboten.)

Im Verlaufe der letzten Jahrzehnte hat sich die Kultur der fremdländischen Ziergewächse erst zu jener achtunggebietenden Höhe entwickelt, auf der sie heute steht. Das gesteigerte Luxusbedürfnis unserer Zeit hat die großen modernen Gartenetablissements gezeitigt, in denen viele tausend Menschen beschäftigt werden. Die technischen Vervollkommnungen auf dem Gebiete des Glashausbaues und der Gewächshausheizung, daneben natürlich auch die umfassenden technischen Kenntnisse der heutigen Gärtner, die meist bei den Züchtern der verschiedenen Länder in die Lehre gegangen sind, ermöglichen es, daß auch in unserem rauhen Klima Tropenpflanzen kultiviert werden, die wir vor verhältnismäßig kurzer Zeit nur aus den Schilderungen der Weltreisenden kannten. Eisenbahnverkehr und namentlich Schiffahrt in ihrer heutigen Vervollkommnung gestatteten es erst, daß uns aus den Tropen jene bizarren, farbenprächtigen und duftigen Blüher zugeführt werden konnten, die wir gegenwärtig, namentlich während der kalten Jahreszeit, überall in den gärtnerischen Kulturen bewundern.

Zu den herrlichen Zierpflanzen, die sich in kurzer Zeit sozusagen die ganze civilisierte Welt eroberten, gehören auch die


Abb. 2. Rodrigesia Lindeni.

Schönheit war, lebend nach Europa gelangte. Wenig später erschienen dann in London einige andere Arten; da aber diese fremden Gewächse von den Gärtnern nicht in vernünftiger Weise behandelt wurden, so brachte ihre Kultur nur Mißerfolge. Erst im vierten Jahrzehnt unseres Jahrhunderts fing man langsam an, die Orchideen in sachgemäßer Weise zu behandeln, und mit dem Jahre 1840 nahm dann die Zeit ihren Anfang, in der wirklich schön blühende Arten durch unerschrockene Sammler auf den europäischen Blumenmarkt gelangten. Also vor etwa fünfzig Jahren kannten, mit Ausnahme der Berufsgärtner, nur wenige Menschen diese Pflanzen, und jetzt werden über 2000 verschiedene Arten mit vielen Spielarten in den Gewächshäusern kultiviert.

Orchideen. Wir brauchen nur ihren Namen zu nennen, und vor den Augen eines jeden Gebildeten treten zaubervolle Blumengebilde auf. Die Familie der Orchideen ist eine gewaltig große, sie umfaßt nicht weniger als 400 Gattungen, von denen manche wieder in zahlreiche Gruppen eingeteilt wurden. Diesen Gattungen gehören etwa 10 000 verschiedene Arten an, wovon allein auf die Tropen 80 % entfallen, während auf Europa kaum 5 % mit etwas über 400 Arten kommen. In den Alpen wächst die unscheinbare Chamaeorchis alpina und in den nordischen Ländern Europas die liebliche Calypso borealis. Auch unser deutsches Vaterland ist reich an zierlichen Orchideenarten, aber sie werden doch weit in den Schatten gestellt durch ihre in den Tropen heimischen Verwandten. Die Geschichte der tropischen Orchideen, namentlich ihr rasches siegreiches Eindringen in die europäischen Gärten, bildet eines der interessantesten Kapitel in der Geschichte der Blumen. Es sind wenig mehr als hundert Jahre her, daß die erste tropische Orchidee, die, nebenbei bemerkt, gar nicht einmal eine

Die Orchideen gehören zu jenen Luxuspflanzen, die der Gärtner weder auf natürlichem, noch auf künstlichem Wege in ausreichender Weise zu vermehren vermag. Da nun aber die Nachfrage von Jahr zu Jahr steigt und der Bedarf heute schon ein ganz enormer ist, so sehen sich die großen Specialzüchter veranlaßt, junge Gärtner als Sammler nach den Tropen zu schicken. Gesundheit und Leben auf das Spiel setzend, sind diese Sammler gezwungen, die wichtigsten Standorte der Orchideen zur Blütezeit in den Urwäldern aufzusuchen, um sich über den Wert der vorkommenden Formen zu orientieren. Einige Monate später, wenn sich die Pflanzen in der Ruheperiode befinden, muß der Sammler nochmals an die vorher besuchten Örtlichkeiten gehen. Von Kulis läßt er die Orchideen von den Bäumen herunterholen, in Säcke verpacken, und dann tritt er mit seinen schwerbeladenen Maultieren über Gebirgsketten und durch Malariasümpfe den oft wochenlangen und gefahrvollen Weg bis zum nächsten Strome an, auf dem die Beute nach einem Seehafen geschafft werden kann. Es ist kaum glaublich, welchen Ge-

fahren die Sammler ausgesetzt sind und wie oft sie ihr Leben unter den Händen der Eingeborenen aushauchen müssen. Ist nach mühevoller, monatelanger Arbeit der Seehafen endlich erreicht, dann sind noch die großen Gefahren der Seereise zu überwinden, die nicht selten um den halben Erdball führt. Unten im dumpfen Raume des Schiffes bringt die kranke Luft den Pflanzen Gefahr, und oben auf dem Deck droht ihnen durch das Spritzen des Salzwassers Verderben. Es war und sind fast ausschließlich Deutsche, die sich dem gefahrvollen Berufe des Orchideensammelns hingeben, und die Weltfirmen in London, die diese jungen Sammler aussenden, befinden sich gleichfalls fast ausschließlich in deutschen Händen.

Wenn man bedenkt, welch enorme Kosten der Import verursacht, mit welch großen Gefahren das Sammeln verbunden ist, so findet man es ganz begreiflich, daß namentlich für seltene und schwer zu erlangende Arten bedeutende Summen zu zahlen sind. Viele Arten werden freilich in großen Massen, oft zu Hunderttausenden, eingeführt, so daß sie heute an ihren heimischen Standorten schon sehr selten geworden sind. Vielleicht ist die Zeit nicht mehr fern, in der die unerschöpflich erscheinenden Orchideenfundorte in den Tropen vollständig ausgeplündert sein werden, wenn nicht, ähnlich wie für das Edelweiß in der Schweiz, von den in Betracht kommenden Staaten Schutzgesetze erlassen werden. Aber trotzdem gibt es Örtlichkeiten, die von den Sammlern noch nicht betreten wurden, und es werden deshalb immer noch neue Arten entdeckt. So hat der Sammler Forstermann auf einer Sammeltour auf Borneo nicht weniger als sechzig vorher unbekannte Species gefunden. Solche Neuheiten erregen bei ihrem Erscheinen in der Regel bedeutendes Aufsehen, und es kommt nicht selten vor, daß für eine, in nur wenig Exemplaren eingeführte Art ein ganzes Vermögen gezahlt wird. Es ist schon dagewesen, daß Importeure die Sammler angewiesen haben, alle jene Exemplare einer seltenen Art, die sie nicht mitführen konnten, zu vernichten. So kündigte eine Brüsseler Firma an, daß außer ihren Exemplaren einer gewissen Species überhaupt keine mehr existieren, da die noch vorhandenen von den Sammlern zerstört worden seien. Ein Sammler erzählte, daß er vor die Alternative gestellt wurde, getötet zu werden oder die Schwester des Häuptlings zu heiraten. Er wählte das letztere, wie er sagt, nur um eine seltene Orchideenart zu erlangen, von der sich jetzt ganz wenige junge Exemplare in Kultur befinden.

Die seltensten und teuersten Orchideen werden nur unter der Hand verkauft, und sie gelangen dann entweder in den Besitz



Abb 3. Oncidium Papilio.



Abb. 4. Oncidium ampliatum majus.

königlicher Gärten oder in die Hände reicher Privatliebhaber. Man begreift, daß es unter diesen Blumen Arten gibt, die selten und kostbar wie Diamanten sind, wenn man hört, daß sich in Amerika eine Privatsammlung befindet, deren Wert auf mehr als eine Million Mark geschätzt wird, und daß die Pflanzen eines amerikanischen Berufsgärtners noch einen weit höheren Wert darstellen. In England besitzen die Angehörigen des Hauses Rothschild und Baron Schröder die kostbarsten Orchideensammlungen; berühmt sind ferner u. a. die Sammlungen der botanischen Gärten in Zürich und Berlin und der bekannten Gärten des Hauses Borsig.

Natürlich sind die Preise gewisser Arten mehr von ihrer Seltenheit als von ihrer Schönheit abhängig, und es kommt vor, daß eine Pflanze, für die der Liebhaber mehrere Tausend Mark bezahlt, so wenig abweichend von einer anderen ist, die man auf dem Blumenmarkte dutzendweise erhält, daß nur das Auge des Kenners den Unterschied herausfindet. Vor einigen Jahren, so erzählt W. A. Stiles in Scribners Magazine, wurde ein Exemplar, das man für einen gewöhnlichen Venusschuh hielt, nach England geschickt, doch als es erblühte, stellte es sich als eine so köstliche Art heraus, daß ein Liebhaber 5000 Mark dafür zahlte. Inzwischen aber hatte ein gewitzter Sammler den Standort dieser Art entdeckt, und nach einer vierwöchentlichen Wettfahrt mit einem Rivalen von Kalkutta nach Manipur sammelte er einige tausend Pflanzen auf den Klippen, auf denen sie wuchsen, und sandte sie nach London. Im Januar hatte die zuerst eingeführte Pflanze, wie oben erwähnt, 5000 Mark gekostet; im Mai wurden Pflanzen derselben Art für zwei Mark verkauft. Heute findet man diese Art, das Cypripedium Spicerianum, in jeder deutschen Orchideensammlung.

In der Hauptsache spielt sich der Orchideenhandel auf den Auktionen ab, die die großen englischen Importeure veranstalten. Früher nur auf England beschränkt, werden die Auktionen gegenwärtig in allen europäischen Hauptstädten abgehalten, und es haben solche in den letzten Jahren in Berlin, Hamburg, Frankfurt a/Main, Breslau und anderen großen deutschen Städten stattgefunden. Es sind natürlich meist nicht seltene und kostbare Arten, sondern sogenannte Handelspflanzen, die zur Versteigerung gelangen. Diese Handelspflanzen werden in Massen eingeführt, und sie gehören nur Arten an, die sich durch dankbaren Wuchs, durch reiches Blühen und namentlich auch durch langandauernden Flor auszeichnen. Während der reiche Liebhaber in seinen Glaspalästen jede Art pflegt, die er durch schweres Geld zu erlangen vermag, beschränkt sich der Handelsgärtner, der durch die Kultur der schönen Modeblume das tägliche Brot verdienen muß, auf nur wenige Arten und namentlich auf solche, die zur kalten Jahreszeit blühen und deren Blumen er dann an die großstädtischen Blumenbinder absetzt. Wenn, wie dies oft geschieht, in der Presse behauptet wird, daß man für eine einzelne abgeschnittene Orchideenblüte mitunter bedeutende Summen bezahlt, so ist dies nicht richtig. Die Preise bewegen sich in so bescheidenen Grenzen,



Abb. 5. Odontoglossum crispum.

daß sie nur sehr selten über den Betrag von fünf Mark für die einzelne Blüte hinausgehen.

Trotz der hohen Summen, die oft für Orchideenpflanzen bezahlt werden, wirft die Kultur doch nur einen geringen Gewinn ab; aber nichtsdestoweniger wird sie eifrig betrieben. Die Orchideen sind die Aristokraten unter den Blumen, von anderen Blumen so verschieden, daß man sie gar nicht mit ihnen vergleichen kann. Sie besitzen, wie schon unsere Abbildungen zeigen, Raffinement in der Form, Grazie in der Haltung, seltene Zartheit im Bau, Reinheit in den Farben und meist auch einen köstlichen Geruch. In den herrlichsten und absonderlichsten Gestaltungen treten uns diese Blüten entgegen, oft einzeln oder zu wenigen vereint und dann nicht selten von bedeutender Größe, oft auch wieder zu Hunderten von schwanken Stielen getragen, die sich leicht im Winde schaukeln, und dann ist man versucht, diese zierlichen bunten Blüten mit schillernden Schmetterlingen und sonstigen herrlichen Insekten zu vergleichen.

Während die Blüten mit reichem Blütenstaub nur eine kurze Dauer zeigen, sind die Orchideen, die statt des Staubes zähen Pollen besitzen, dauerhaft wie nur wenig andere Blumen; sie halten sich wochen-, ja monatelang in voller Frische. Da die Orchidee nur durch Insekten befruchtet werden kann und bei trüber oder kalter Witterung oft lange nicht von solchen beflogen wird, so ist es natürlich notwendig, soll die Befruchtung mit einiger Sicherheit eintreten, daß eine jede Blume möglichst lange geöffnet bleibt. Einrichtung und Gestaltung der Orchideenblüte sind merkwürdig und wunderbar. Der Fruchtknoten trägt auf seinem Scheitel zwei dreigliedrige Wirtel aus Blumenblättern. Je zwei Blätter eines Wirtels haben die gleiche Gestalt, das dritte unpaarige Blatt zeigt aber eine sehr abweichende Gestaltung. Auffallend tritt diese Abweichung bei jenem unpaarigen Blatt hervor, das man Lippe oder Labellum nennt. Oft ähnelt es einem Schuh, einem Schiff, einer Zunge, auch wohl dem Körper eines Insektes, und da es überhaupt in Form und Größe eine merkwürdig mannigfaltige Gestaltung aufweist, so ist es eigentlich die Hauptursache des absonderlichen Aussehens der Blüte. Das Achsengebilde des Fruchtknotens reicht als sogenannte Befruchtungssäule bis in die Blüte hinein. Zwischen dieser Befruchtungssäule und der Lippe hindurch gelangen die Insekten zum Blütengrunde. Alle in der Form und Gestaltung oft so schwer zu erklärenden Erscheinungen haben nur den einen Endzweck, eine Befruchtung und damit die Fortpflanzung erreichen zu helfen, und die leuchtende Färbung sowie der Duft dienen dazu, die Insekten anzulocken und ihnen zu zeigen, wo sie süßen Honigsaft finden. Der Befruchtungsvorgang ist ziemlich einfach. Besucht das Insekt die ausgebildete Blüte, so bleiben die mit einem Klebestoff ausgestatteten reifen Pollenkörper an seinem Kopfe, am Rüssel, vielleicht auch an der Brust haften. Fliegt dann ein so beladenes Tierchen zur nächsten Blüte, so muß es, um an die Honigstelle zu gelangen, Rüssel, Kopf oder Brust an der Narbe vorüberdrücken, und dabei streift es die aus der vorigen Blume mitgenommenen Pollenkörper auf die Narbe dieser zweiten Blüte. Es ist, um eine Befruchtung hervorzurufen, durchaus nicht erforderlich, daß ein ganzer Pollenkörper aufgetragen wird; es genügt vielmehr schon ein kleines Stückchen desselben. Die Folgen der Befruchtung äußern sich genau so wie bei anderen Blüten. Es bilden sich Pollenschläuche, welche das leichte Gewebe der Narbe und des Griffelganges durchziehen, bis in den Fruchtknoten hineinwachsen, an dessen Zellen sich anlegen, in diese eindringen und so die wirkliche Befruchtung vollenden.

Bei vielen fremdländischen Arten entwickeln sich die Samen oft erst nach mehr denn Jahresfrist zu voller Reife. Die Frucht ist in der Regel eine längliche Kapsel, die in sechs Längsrissen aufspringt. Nur wenige Arten entwickeln fleischige Früchte. Zu diesen wenigen gehört Vanilla aromatica, eine lianenartige Orchidee, deren lange, duftige Frucht einen bedeutenden Handelsartikel bildet und jeder Hausfrau bekannt ist. Die Samen sind sehr winzig, ein Lufthauch verweht sie, bei Sturm aber können sie über ungeheure Gebiete verbreitet werden, und da sie sowohl Trockenheit als Nässe schadlos zu ertragen vermögen, so begreift man die Verbreitung einzelner Arten über weite Distrikte.

Während nun die meisten anderen Gewächse auf natürlichem Wege durch Samen, auf künstlichem Wege durch Stecklinge, Teilung oder Veredelung leicht und massenhaft zu vermehren sind, ist die Vermehrung bei den Orchideen auch auf natürlichem Wege sehr schwer auszuführen. Da reifer Samen nicht importiert wird, so müssen die Blumen im Glashause künstlich befruchtet werden. Ist nun die Befruchtung geglückt, so hat der Züchter viele Monate auf das Reifen zu warten; aber auch die reifen Samen stellen seine Geduld noch auf eine harte Probe, denn bei guter Behandlung haben die staubfeinen Körnchen neun bis zwölf Monate zum Keimen nötig. Die raschwüchsigsten und anspruchslosesten Arten gelangen, vom Zeitpunkte der Keimung an gerechnet, frühestens nach einem Jahre, in der Regel aber erst nach zwei bis drei Jahren zur Blüte; viele andere blühen nach sechs bis acht Jahren und einige besonders langweilige sogar erst nach achtzehn bis zwanzig Jahren zum erstenmale. Wir sehen, der Züchter und nicht weniger auch der Blumenfreund muß Geduld haben und zu warten verstehen, ohne in langen Jahren in der treuen Pflege zu erlahmen, die ein Orchideensämling nun einmal erfordert. In Deutschland werden die Orchideen so gut wie gar nicht durch Samen vermehrt, in England und Amerika aber nehmen bedeutende Züchter künstliche Befruchtungen und Aussaaten vor und zwar nicht etwa in der Absicht, ihren Pflanzenbestand nur zu vermehren, sondern zum Zwecke der Züchtung neuer Formen, denn so sehr auch die Kultur vervollkommnet wird, wir werden stets in der Ergänzung unserer Bestände auf die Sammler angewiesen sein. Mit der Orchideenzucht aus Samen wird also die Züchtung neuer Bastarde bezweckt. Allerdings kommen solche Bastarde und zwar in sehr großer Zahl auch in der Natur vor, da die Orchideen, wie wir früher gesehen haben, gegen Selbstbefruchtung geschützt sind und der Pollen durch Insekten sehr leicht auf andere Arten übertragen wird. Man besitzt viele solche Bastarde, deren Stammeltern verschiedenen Gattungen angehören. Derartige Abarten sind mitunter sehr teuer; so zahlte man in Amerika für eine weiße Cattleya Mendeli 2000 Dollars (8500 Mark), während dort dieselbe Art in der regulären Färbung nur zwei bis drei Dollars kostet. Die erste künstliche Kreuzung wurde im Jahre 1856 durch James Veitch in London ausgeführt, der bis 1876 fünfundzwanzig Varietäten erzielte.



Abb. 6. Cypripedium caudatum.

Während Bastarde in der freien Natur nur entstehen können, wenn zwei verschiedene Arten in möglichster Nähe zusammen wachsen und dann hintereinander von dem-



Abb. 7. Stanhopaea Martiana.



Abb. 8. Miltonia vexillaria.

selben Insekt beflogen werden, hat der Züchter für seine Kreuzungsversuche ein weites Feld vor sich, denn bei ihm stehen im gleichen Kulturraume Pflanzen zusammen, deren Heimat Hunderte von Meilen, ja vielleicht das Weltmeer trennt. Während einerseits neue Arten und Bastarde in so großer Fülle zur Einführung gelangen, daß es bedeutende Schwierigkeiten macht, sie zu bestimmen und zu registrieren, häufen sich andererseits auch die in den englischen und amerikanischen Gärtnereien entstehenden Sorten gewaltig an. Von vielen Gattungen, so besonders von den herrlichen Venusschuhorchideen, besitzen wir eine große Anzahl der schönsten in Europa entstandenen Sorten.

Wenn man sich im Reiche der Orchideen orientieren will, so muß man die Arten zunächst in zwei große Gruppen teilen, in sogenannte epiphytische und terrestrische. Während die terrestrischen, d. h. die in der Erde wurzelnden Arten hauptsächlich in der gemäßigt-warmen Zone vorkommen, sind die Arten der Tropen ganz besonders in Landstrichen mit üppigerer Vegetation, reichem Schatten und feuchter Luft epiphytisch, d. h., sie wachsen als sogenannte Scheinschmarotzer auf den Stämmen anderer Bäume. Sehen wir uns die Gewächse an, die einer Wirtspflanze bedürfen, in deren Schutz sie nur fortkommen können, so finden wir, daß es entweder Lianen sind, die in der Erde wurzeln und den fremden Stamm als Stütze für ihre dünnen Zweige benutzen, daß sie als echte Schmarotzer ihre Wurzeln wie unsere allbekannte Mistel in das lebende Gewebe grünender Baumäste hineinsenden und aus diesem ihre Nahrung nehmen oder daß sie nur scheinbare Schmarotzer sind. Solche Scheinschmarotzer nun haben wir in den meisten Orchideen der Tropen vor uns. Begünstigt vom feuchtwarmen Klima, bildet sich namentlich bei älteren Bäumen in den Gabelungen der Äste und unter losgerissenen Rindestücken sogenannter Mulm, der durch das Verwesen von Rinde und Holz gebildet wird. Zu diesen faulenden Stoffen gesellt sich mineralischer Staub, der im Verein mit denselben das bildet, was wir Dammerde zu

nennen pflegen. In dieser Dammerde wurzeln nun mannigfache Gewächse und zwar in den Tropen neben zierlichen Moosen namentlich Bärlappe, Farnkräuter, viele Ananasarten, Kakteen und vorzugsweise Orchideen. Diese Orchideen sind Epiphyten, und zu ihnen gehören gerade die schönsten und üppigsten Arten, die wir besitzen. Die Reisenden schildern in enthusiastischen Worten die Schönheit dieser oft hoch oben in den Kronen der Bäume des tropischen Urwaldes wachsenden Orchideen, deren farbenprächtige, vielgestaltige Blüten sich in der Regenzeit einzeln, in dichten Trauben oder auf langstieligen, schwanken Ähren durch üppige Lianen hindurch, ihren Weg in die Luft bahnen. Aber mehr noch als an ihren heimischen Standorten fesselt die Schönheit dieser Pflanzen, wenn sie sich im Gewächshause entwickeln, weil wir sie hier nicht nur nahe vor Augen haben, Form, Farbenpracht und Duft deshalb voll genießen können, sondern weil auch der Züchter alle jenen schädlichen Einflüsse fern halten kann, die das Leben der zarten Blumen in der Heimat bedrohen. Die epiphytische Orchidee sucht übrigens ihre Nahrung nicht nur in der Dammerde der Wirtspflanzen, auch ihre Luftwurzeln, die oft in dichten Strängen in die freie Luft hineinwachsen, nehmen aus der Feuchtigkeit derselben Nahrung auf. Wo diese meist weißen, zerbrechlichen und dicken Luftwurzeln mit der Baumborke in Berührung kommen, da pflegen sie sich bandartig zu verbreiten und an die Rinde so fest zu wachsen, daß sie unverletzt nicht mehr losgelöst werden können. Bei einigen Arten zeigen diese Luftwurzeln einen gar hübschen, metallischen Glanz. Von den in der Erde wurzelnden Arten werden verschiedene farbenprächtige auch in den Gewächshäusern gepflegt; sie gehören aber meist kälteren Klimaten an, wie denn auch die bei uns vorkommenden bescheidenen Vertreter der großen Familie sämtlich Erdorchideen sind.

Die meisten Orchideen gewinnen für den Züchter und Naturfreund auch ein besonderes Interesse dadurch, daß bei ihnen auf die Periode des Wachsens und Blühens immer wieder eine Periode der Ruhe folgt. Sehen wir von den Zwiebelgewächsen ab, so finden wir, daß bei vielen Orchideen die Ruheperiode so vollständig ist, wie bei wenig anderen Pflanzen des warmen Gewächshauses. Was nun für den Pfleger vieler Arten die Kultur etwas schwierig gestaltet, ist der Umstand, daß die Periode des Wachstums nicht bei allen Arten in die gleiche Zeit fällt. Diesem Umstande aber haben wir es zu verdanken, daß das Orchideenhaus während des ganzen Jahres ein schönes Bild zeigt. Im Hochsommer freilich, wenn draußen Feld und Wald in ein üppiges Blütenmeer gekleidet ist und wenn deshalb die Blüten der aus fernen Zonen stammenden Gewächse auf dem Blumenmarkte nicht viel gelten, blühen nur wenige Arten, und diese wenigen sind keine Handelspflanzen, weil der Züchter die Blüten nicht gut verwerten könnte. Erst mit dem Eintritt des Herbstes, wenn die kalten Regengüsse immer reichlicher hernieder gehen und draußen die letzten Blumen des Sommers gar rasch vernichten, beginnt sich im Orchideenhause Blüte an Blüte zu reihen. Also im Herbste nimmt dieser üppige Flor seinen Anfang; er dauert den ganzen Winter hindurch an, und bis weit hinein in den Frühling gelangen immer mehr der herrlichsten Arten zur Blüte. Unsere Bilder zeigen ja, wie schön das Blühen im Orchideenhause sein muß. Die absonderliche Schönheit der Blumen ist so groß, daß man sie mit Worten nicht schildern kann, und wer zum erstenmale einen aus ihnen gebundenen Strauß sieht, ist minutenlang fassungslos vor freudiger Überraschung. Unser Kaiser Wilhelm, der keine ausgesprochene Lieblingsblume hatte, fand vor mehreren Jahren bei einem Diner zu Breslau die Tafel mit Orchideen dekoriert. Beim Anblick dieser Tropengewächse rief er in freudiger Überraschung: „Das sind wahrhaft königliche Blumen“ und man sagt, daß seitdem die Orchidee seine Lieblingsblüte sei.

Schon wenn wir außerhalb der Hauptblütezeit ein Orchideenhaus betreten, nimmt der Inhalt desselben, obwohl die Pflanzen einerseits kahl stehen, andererseits nicht einmal schön belaubt sind, unser ganzes Interesse in Anspruch. Während in anderen Treibhäusern sämtliche Gewächse in Töpfen auf Beeten oder sogenannten Stellagen stehen, finden wir, daß die Orchideen nur zum kleinen Teil in Blumentöpfen wurzeln, mit denen sie einen festen Stand



Abb. 9. Cattleya Gigas.



Abb. 10. Lycaste Skinneri.

einnehmen, daß die meisten teils in Borkenkörbchen, teils an Holz- und Rindestücken frei in der Luft hängen. Aber auch die Töpfe haben nur, soweit sie mit Erdorchideen bepflanzt sind, die Form und Gestaltung bekannter Blumengefäße, gewöhnlich sind sie weit breiter als hoch und vielfach an den Seiten durchbrochen, so daß das Wasser nach dem Gießen überall hervortritt. Die Orchidee, namentlich die epiphytische braucht ein solch luftiges Gefäß, das sie nicht nur mit Wurzeln füllt, sondern sie sendet auch viele derselben über den Topf heraus in die Luft hinein, oder sie schickt sie dicht am Topfrande herunter und läßt sie hier so fest wachsen, daß an ein Loslösen nicht mehr gedacht werden kann. Sehen wir uns nun das Erdreich an, in dem diese Pflanzen wurzeln, so verblüfft uns seine eigenartige Beschaffenheit. Es besteht in der Hauptsache aus abgestorbenen Wurzeln und Rhizomen des in unseren Laubwaldungen wild wachsenden Tüpfelfarns, aus gehacktem Moos, das in deutschen Sümpfen gesammelt wird, vielleicht noch aus etwas grober Heideerde, etwas faulem Holze und Holzkohlenstückchen. Alle diese Bestandteile zusammen vermischt bilden einen groben und porösen Nährboden für die starkgebaute Orchideenwurzel. Aber bescheiden wie nun eine tropische Orchidee einmal in ihren Ansprüchen an den Nährboden ist, haben viele der Scheinschmarotzer nicht einmal die geschilderte Mischung nötig. Nicht wenige begnügen sich vielmehr mit einem Stück gehobeltem Erlenholz, mit Kork oder sonstiger Baumborke. Durch dünnen Kupferdraht, vielleicht unter Verwendung von etwas Moos, wird die frisch importierte Orchideenpflanze an der Borke befestigt und dann mit dieser unter dem Glasdache aufgehängt. Beginnt das neue Wachstum, so schickt die scheinbar tote Pflanze junge Wurzeln aus, die sich im Verlaufe von mehreren Wochen so fest an die Rinde geschmiegt haben, daß die Drahtbefestigung vollständig überflüssig geworden ist. Jahrzehntelang kann dann der herrliche Blüher an den unscheinbaren Rindenstücken üppig wuchern, und meterlang sendet er oft seine Wurzeln in die feuchte Gewächshausluft hinein. Die Abbildung 14 zeigt solch eine an kleinem Stammstück wurzelnde Orchidee, die ihre Wurzeln weit in die Luft hineingeschickt hat, und das schöne Bild, welches sie bietet, gewinnt an Lieblichkeit durch ein zierliches Kolibripaar, das sein Nestchen unten in die fest verschlungenen Wurzeln hineingebaut hat.

Was uns im Orchideenhause so sonderbar berührt, das ist die feuchte Luft, die in demselben herrscht. Wir empfinden sie angenehm beim Betreten des Raumes, bei längerem Verweilen aber wird sie demjenigen, der sie nicht gewöhnt ist, doch lästig. Erzeugt wird diese Luft durch die Warmwasserheizung solcher Räume, durch große, flache, auf den Heizungsröhren stehende Wasserbehälter, durch das öftere Spritzen der Wege und Pflanzen und durch die reiche Beschattung der Glasdächer bei Sonnenschein. Den Schutz, den die Orchideen unter den üppigen Kronen des tropischen

Urwaldes finden, dürfen wir ihnen auch im Glashause nicht versagen.

Das richtig gebaute Orchideenhaus besteht aus zwei Abteilungen, einer warmen für tropische Arten, in dem die Temperatur auf 14—16° R gehalten, und einer kälteren für die Arten der gemäßigt warmen Zone, die mit einer Temperatur von 8 bis 12° R zufrieden sind. Während man früher nicht wenige Arten durch zu hohe Wärme ruinierte und Arten, die jetzt dankbar blühen, durch mannigfache Mißgriffe nicht vorwärts brachte, sind schließlich die Orchideenzüchter durch trübe Erfahrungen auf den richtigen Weg geführt worden. Noch vor ganz kurzer Zeit glaubte man, daß die Orchideen fast alle ein nur sehr geringes Nahrungsbedürfnis haben, jetzt aber hat man auch bei dieser Kultur den Wert des Düngers anerkannt. Nicht nur mit flüssigem Kuhdung, verdünntem Blut, sondern auch mit allerdings nur sehr schwacher Nährsalzlösung unterstützt der Specialzüchter das Wachstum seiner Lieblinge, und als Resultat solcher Düngungen sehen wir dann Pflanzen sich so entwickeln, wie sie unsere Abbildungen zeigen. Ist der Trieb beendet und beginnt die Pflanze in die Periode der Ruhe einzutreten, so hört natürlich das Düngen auf. Aber auch das Wasser wird dann immer spärlicher gereicht, und schließlich, wenn völliger Stillstand in der Vegetation eingetreten, stehen dann nicht wenige Arten kahl. Was vielen unserer ruhenden Orchideen neben den Wurzeln noch geblieben ist, das sind knollenartige Verdickungen. Diese Verdickungen pflegt man Bulben oder Scheinknollen zu nennen; sie entwickeln sich in der Periode des Wachstums mit den neuen Blättern, die auf ihnen fußen. Fallen auch die Blätter vielfach alljährlich ab, so bleiben doch die mit Saft gefüllten Bulben jahrelang an der Pflanze und bieten ihr die Möglichkeit, auch während mehrerer Monate der Dürre sich das Leben zu bewahren.

Zu den schönsten und dankbarsten Orchideen gehören die Vertreter der Gattung Dendrobium. In weit über 300 Arten kommen diese Pflanzen in der alten Welt vor, meist im tropischen Asien und dessen Inselwelt, aber auch in Japan, Australien und auf den Südseeinseln. Als Scheinschmarotzer wachsen diese Tropenbewohner meist auf Baumstämmen, mitunter aber auch an Felsen, die mit dicken Moospolstern überkleidet sind. Während der Ruheperiode fallen die Blätter ab. Die Blüten erscheinen einzeln, zu wenigen vereint oder auch in langen stattlichen Trauben an den Knoten der Stammglieder; sie sind, was Größe und Färbung anbetrifft, außerordentlich vielgestaltig, meist sehr wohlduftend und haben immer jene charakteristische Gestaltung, in der sie unsere Abbildung 1 zeigt. Diese Abbildung veranschaulicht das liebliche Dendrobium (D. suavissimum), eine Art mit immergrünen Blättern, deren goldgelbe, einen purpurnen Mittelfleck zeigenden Blüten in langen Trauben im Mai und Juni erscheinen. Baumbewohner sind auch die

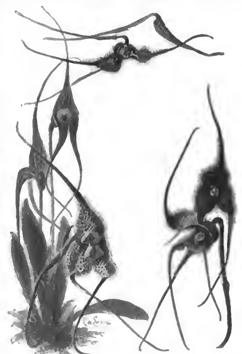


Abb. 11. Gruppe von Masdevallias: M. Macrura, M. Bella, M. Wallisii, M. Chimaera



Abb. 12. Angraecum Sanderianum.

auf meterlangen Rispen die außen weißen Blüten zeitigt.

Mit der Gattung Oncidium ist die Gattung Odontoglossum nahe verwandt, und die zwischen den Vertretern beider Gattungen bestehenden geringen Unterschiede sind vielfach dadurch verwischt worden, daß die Gärtner Arten beider Gattungen untereinander erfolgreich kreuzten. Die meisten Odontoglossum haben ihre Heimat auf der kühlen, aber feuchten Bergkette der Cordilleren von Mexiko, Neu-Granada, Peru und Guatemala. Über hundert Arten sind bis jetzt bekannt, die in einer Höhe von 1000—2000 Meter über dem Meere auf Bäumen oder auf mit Humus bedeckten Felsen vorkommen. Eine der herrlichsten und vielleicht die geschätzteste aller Arten ist Odontoglossum crispum, zu Ehren der Prinzessin von Wales auch O. Alexandrae, Alexandra-Orchidee, genannt. Unsere Abbildung 5 veranschaulicht eine Blütenrispe dieser, erst 1841 in den Cordilleren von Bogota in Neu-Granada entdeckten Art, von der eine einzige Londoner Firma über 100 000 Exemplare kultiviert. Bei zahlreichen Varietäten wechseln die Blumen in Färbung und Größe sehr; gewöhnlich sind sie rein weiß mit unregelmäßigen, prachtvollen, blutigroten Flecken, und nach längerem Blühen zeigen sie dann einen zart rosafarbigen Anflug. Diese Orchidee, die lange Jahre zu den größten Seltenheiten gehörte, ist heute in England die beliebteste Brautblume und liefert auch den herrlichsten Blütenschmuck für Haar und Busen jugendlicher Tänzerinnen. Zu den köstlichsten und verbreitetsten aller Orchideen gehören die in der alten und neuen Welt in sehr zahlreichen Arten heimischen Cypripedien, die in unserer deutschen Flora durch das gelbblühende Cypripedium Calceolus vertreten sind. Von Indien bis Sibirien, von Südamerika bis Japan finden wir diese Orchideen, von denen die Gärtner eine Unmasse neuer Sorten gezüchtet haben. Eine cha-

Rodrigezien (Abb. 2), deren Heimat das tropische Süd- und Centralamerika ist; sie entfalten aufrecht stehende oder wie bei der abgebildeten Art herabhängende Trauben. Unter den Orchideengattungen, deren Vertreter durch den Liebreiz ihrer zierlichen, an reich besetzten Rispen erscheinenden, buntfarbigen Blüten fesseln, die man nur zu leicht mit bunten Insekten verwechselt, gehört die Gattung Oncidium; in mehr als dreihundert Arten kommen diese Oncidien als Baumbewohner vor. Sie sind Gebirgspflanzen, die zum Teil subalpinen Höhen entstammen und die wir in Süd- und Centralamerika, Westindien und Mexiko verbreitet finden. Bis zu einer Höhe von 4000 Meter steigen diese zierlichen Blüher empor; sie zeigen in ihren verschiedenen Arten ein so wechselvolles und vielgestaltiges Äußere, wie wir es selten bei den Vertretern einer Gattung finden. Eine sehr interessante Art ist Oncidium Papilio (Abb. 3), bei dem ebenso wie bei seinen Varietäten die wirklich lieblichen Blüten fortdauernd und zwar jahrelang aus gleichen alten Blumenstielen hervortreiben. Weit üppiger sieht eine zweite in Abb. 4 dargestellte Art, Oncidium ampliatum majus, aus, die vom Februar bis zum Juni in reicher Fülle

rakteristische Eigentümlichkeit aller Arten bildet die pantoffelförmig verwachsene Lippe, die diesen Blühern den deutschen Namen Venusschuhorchideen eingetragen hat. Abb. 6 stellt eine der schönsten Arten, Cypripedium caudatum, dar. Diese vorzugsweise in den Anden von Peru vorkommende absonderliche Erdorchidee ist auffällig durch die schmalen seitlichen Blumenblätter, die beim Aufblühen zehn Centimeter lang sind, sich aber innerhalb von wenigen Tagen auf 50—60 Centimeter verlängern. Die einzelnen Blüten der Cypripedien sind von monatelanger Dauer, und auch die Blätter dieser Pflanzen haben oft durch interessante Färbung und Zeichnung einen hohen Schmuckwert.

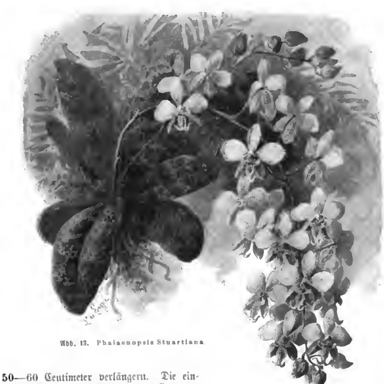


Abb. 13. Phalaenopsis Stuartiana

Beliebt und infolge ihrer außerordentlich großen Lebenszähigkeit weit verbreitet, sind die Stanhopaeen, im tropischen Amerika in etwa 30 Arten heimische riesenblütige Gewächse, die oft nur zur Nachtzeit ihren betäubend starken, vanilleartigen Duft aushauchen. Man zieht diese Tropenbewohner in durchbrochenen Holzkästen, durch die hindurch sie im Hochsommer ihre hängenden Blumenstengel senden. Interessant ist es, zu beobachten, wie sich die Blumen öffnen. Die drei äußeren Blumenblätter schnellen mit leisem Geräusch fünf Centimeter weit auseinander, in kurzen Zwischenräumen dann noch ruckweise Bewegungen ausführend, bis sie schließlich weit zurückgekrümmt sind, worauf sich auch die zwei gleichgestellten inneren Blumenblätter zurückbiegen.

Unser großes Bild (Abb. 7) stellt Stanhopaea Martiana dar, in deren Blüten wir die Farben rot, gelb und weiß vereinigt finden.

Liebliche Pflanzen haben wir in den in Brasilien und Mexiko in etwa 20 Arten heimischen Miltonien mit einfach gefärbten



Abb. 14. Epidendrum mit Kolibris und -Nest.

großlippigen Blüten vor uns. Bei Miltonia vexillaria (Abb. 8) gleicht die Lippe einem zierlichen Damenschürzchen, man hat dieser Art deshalb den zutreffenden deutschen Namen „Venusschürze" gegeben.

Als recht stattliche, außerordentlich zart gefärbte Blüher erfreuen sich die Cattleyen auf dem Blumenmarkt zur Winterszeit einer nicht geringen Beliebtheit. Eine der großblütigsten Arten ist die allerdings erst spät, vom Mai bis zum Juli blühende, aus Kolumbien eingeführte Cattleya Gigas (Abb. 9). Die Blüte ist hellrosa mit purpurner Lippe. Eine der geschätztesten und verbreitetsten rosafarbigen Winterblüherinnen ist die gleichfalls großblumige Lycaste Skinneri aus Guatemala (Abb. 10), die in verschiedenen Varietäten vorkommt.

Die Arten, die unsere sonstigen Abbildungen darstellen, sind zierliche Blüher. Abb. 11 zeigt verschiedene Masdevallien, im tropischen Amerika heimische alpine Orchideen mit brillant gefärbten und gezeichneten Blumen, Abb. 12 einen Vertreter der in etwa 30 Arten im tropischen Afrika vorkommenden winterblühenden Gattung Angraeeum, A. Sanderianum, mit Trauben kleiner weißer Blüten, Abb. 13 einen Vertreter der Gattung Phalaenopsis, jener herrlichen, im tropischen Ostindien und auf den malayischen Inseln als Baum- und Felsenbewohner wachsenden Blüher mit nicht aufdringlichen, aber zarten Blütenfarben, die weithin in die Nacht hineinleuchten. Mit Recht haben die Reisenden diese von schwanken Stielen getragenen Blüten mit leichtbeschwingten Nachtschmetterlingen verglichen.

Abbildung 14 stellt einen zierlichen Vertreter der ausschließlich in Amerika in etwa 500 bis jetzt bekannten Arten vorkommenden Gattung Epidendrum dar. Wie schon der Name besagt (epi = auf, dendron = Baum), gehören diese hübschen Blüher zu den Baumbewohnern. In den freihängenden Wurzeln der abgebildeten Art hat ein Kolibripärchen sein luftiges Heim aufgeschlagen.

Alle die interessanten und merkwürdigen Eigenschaften, die wir an den Orchideenblumen kennengelernt haben, finden sich natürlich nicht in den Blüten einer jeden Art vereinigt. Hier fehlt einmal die auffallende Form oder die bizarre Färbung, dort einmal der köstliche Duft, aber alles in allem genommen, kann man wohl behaupten, daß sich die Natur bei den Orchideen weit mehr als bei allen anderen Pflanzenfamilien in den absonderlichsten Gestaltungen verloren hat, die immer und immer wieder überraschen und entzücken. Wer sich einmal mit dem Märchenreich der Orchideen beschäftigt, den werden sie dauernd gefangen nehmen, deshalb dürften auch die Orchideenblüten niemals an der großen Bevorzugung einbüßen, die sie heute auf dem Blumenmarkt genießen.



Ein Schattenriß.

Von

H. von Krause (C. von Hellen).

(Abdruck verboten.)

Wer mag es sein? Ein Blatt hab' ich gefunden —
Ein Schattenriß, ein Mädchen hold und lieb,
Fast hundert Jahre sind dahingeschwunden
Zur Ewigkeit, doch dieses Blättchen blieb.

Ein fein Profil mit weich geschloss'nem Munde,
Ein abgestumpftes Näschen, festes Kinn;
Von off'nem Auge gibt die Wimper Kunde,
Die grade Stirn von fleckenlosem Sinn.

Gepuffte Ärmel, wie es damals Sitte,
Das Haar, das lose auf die Stirne fällt,
Das leichte Band, das zwanglos in der Mitte,
Sehr hoch und kurzgeschürzt die Taille hält —

Das alles läßt so deutlich sie mich sehen
In reizvoll, frischer Mädchenhaftigkeit,
Als müßte jetzt sie durch das Zimmer gehen,
So keck und zart in ihrem weißen Kleid.

Als hört' ich dort im Garten froh sie lachen,
Als breche Rosen sie von jenem Strauch,
Als müsse hoch erglüh'nd zur Rose machen
Ein Blick sie aus des Liebsten Augen auch.

An feiner Schnur um ihren Hals geschlungen,
Trägt sie ein Herzchen. Ist's ein Liebespfand?
Ach, keine Kunde ist zu mir gedrungen,
Ob ihr das Leben Freudenkränze wand.

Im schwarzen Bild, ein einzig farbig Fleckchen,
Hält jene Schnur ein blau Vergißmeinnicht.
„Halt offen mir im Herzen stets ein Eckchen." —
Wem galt die Bitte, die es rührend spricht?

Ich weiß es nicht, verklungen und vergessen,
Was doch so jung, so schön und reizend war.
Wie kurz ist uns die Spanne Zeit bemessen!
Das Leben fliegt, dahinrinnt Jahr um Jahr.

Noch nicht hat das Jahrhundert sich vollendet,
Und schon ist jede Spur von ihr verweht,
Was sie auch lebt' und litt, es ist beendet,
Und nur ein Schattenriß ist, was besteht.

Wie ernst ist doch, was dieses Blatt uns kündet,
Es sagt, wie rasch auf Erden man vergißt,
Das Leben ist ein Schatten, der entschwindet,
Und bleibend ist nur, was unsterblich ist. —

Tiffli Külchan Bey.

Eine türkische Geschichte von

Rudolf Lindau.

(Abdruck verboten.)

Die wunderschöne Prinzessin Münireh Hanum war der Abgott ihres Vaters, der all' ihre Wünsche und Launen schließlich immer erfüllte, da er, obschon Männern gegenüber streng, oft sogar hart, dem Schmollen und den Thränen der geliebten Tochter auf die Dauer niemals widerstehen konnte. — Dieser Vater war aber der Sultan selbst, und da er allmächtig in seinem weiten Reiche regierte, so durfte sich Münireh ungestraft Freiheiten nehmen, wie sie vorher wohl niemals einem türkischen Mädchen erlaubt worden waren. In den vornehmen Harems wurde über niemand mehr gesprochen und gelacht, als über des Sultans eigenwillige Tochter, aber Ärgernis gab sie nicht — dazu war sie von zu hoher Abkunft — und übrigens hatte sie viele Freundinnen, denn sie war durchaus nicht boshaft, liebte es, heitere Gesichter um sich zu sehen, und war verschwenderisch in der Verteilung von Geschenken an Würdige und Unwürdige. Widerspruch und Ungehorsam konnte sie jedoch nicht vertragen: Alles mußte nach ihrem Willen gehen; dann war sie zufrieden, von unwiderstehlicher Liebenswürdigkeit — und ihre Heiterkeit hatte etwas Ansteckendes, so daß ihr Hof der glücklichste und gleichzeitig auch der harmloseste von Stambul war. Nirgends glättete sich die sorgenschwere Stirn des Großherrn schneller, als wenn er Münireh mit ihren Sklavinnen singen, spielen und lachen hörte.

Eine Zeitlang, als zwölf- und dreizehnjähriges Mädchen, hatte Münireh plötzlich einen unerklärlichen Wissensdrang an den Tag gelegt. Woher der gekommen, wußte niemand zu sagen, aber daß er da war, daran konnte nicht gezweifelt werden, denn er trat in der Lebensweise, die die Prinzessin annahm, unverkennbar zu tage. Eines ihrer Zimmer füllte sich schnell mit schön eingebundenen Büchern in türkischer, persischer und arabischer Sprache, und wenn diese Bücher auch von gelehrten Männern nicht als „ernste" bezeichnet worden wären, denn es waren meist Märchen, Erzählungen und Gedichte, so erschien es doch schon wunderbar, daß sich eine Prinzessin überhaupt stundenlang mit Lesen beschäftigen konnte und dies der Gesellschaft von Spielgenossinnen und Freundinnen vorzog. — Der Sultan lächelte über die Liebhaberei seiner Tochter, und wenn er sie aufgeregt über eine neue Geschichte fand, die sie gerade gelesen hatte, so ließ er sie sich von ihr

erzählen und freute sich dann an ihren lebhaften Gebärden und funkelnden schönen Augen.

Nach etwa zwei Jahren wurde Münireh Hanum des vielen Lesens müde und warf sich nun mit dem Eifer, mit dem sie alles Neue, das ihr gefiel, ergriff, auf das Erlernen der Musik. Da sie natürliche Anlagen dazu hatte und fleißig übte, so lernte sie bald mit ungewöhnlicher Fertigkeit die Mandoline spielen und die Laute schlagen, und dazu sang sie dann oftmals mit feiner, silberreiner Stimme. Dann konnte der Sultan wie verzückt vor ihr sitzen und lauschen, als vernähme er beseligende Stimmen des Paradieses. — Aber die vielen Bücher, die Münirehs geistige Nahrung jahrelang gebildet, hatten einen tiefen, nicht wieder zu verwischenden Eindruck auf das empfängliche Gemüt der jungen Prinzessin gemacht, und dies trat in beunruhigender Weise hervor, als der Sultan ihr eines Tages sagte, sie werde sich nun demnächst vermählen, und er habe Essad Bey, den Sohn Sadyk Paschas zu ihrem zukünftigen Gemahl auserselen. Darauf antwortete Münireh, als wäre das, was sie sagte, ganz natürlich, daß sie sich mit Essad Bey oder überhaupt mit irgend jemand, nur unter der Bedingung verheiraten werde, daß der Auserwählte ihr gefiele.

Der Sultan wollte den Einwand zunächst nicht ernst nehmen: „Du wirst dich vermählen, wie deine Geschwister und andere Anverwandte sich vermählt haben," sagte er. „Essad Bey ist ein ehrenwerter, großherziger junger Mann. Ich habe mich nach reiflichem Überlegen, was zu deinem Glück am besten wäre, für ihn entschieden. Vertraue deinem Vater, dem dein Wohl mehr als sein eigenes am Herzen liegt. Die Wahl, die er für dich getroffen hat, ist die beste, und du mußt nicht versuchen, daran etwas ändern zu wollen."

Aber Münireh, die stets ihren Willen durchgesetzt hatte, war nicht geneigt, ihrem Vater nachzugeben, und dieser, der an jenem Tage nicht sonderlich zum Sprechen aufgelegt war, verließ sie früher als gewöhnlich, mit den Worten: „Schlafe ruhig aus, liebe Tochter; morgen früh wirst du einsehen, daß ich recht habe. — Dann können wir weiter von der Sache sprechen."

Münireh hatte nach jener Unterhaltung die erste schlaflose Nacht in ihrem jungen Leben. Sie hatte Essad Bey nie gesehen und wußte überhaupt nichts von ihm; aber schon, daß er sie, ohne von ihr gekannt zu sein, zur Frau nehmen wollte, machte ihn in ihren Augen hassenswert. Die tausend Liebesgeschichten, die sie während der letzten Jahre gelesen hatte, gingen ihr durch den Kopf, so daß es zuletzt ganz wirr darin aussah; ein Gedanke jedoch trat immer deutlicher hervor und bildete sich schließlich zu einem festen Entschluß: sie wollte nur einen Mann heiraten, von dem sie vorher sicher war, daß sie ihn lieben könnte. Sollte ihr das nicht erlaubt werden, so wollte sie lieber ledig bleiben.

Als der Sultan am nächsten Tage seine Tochter wieder besuchte und das Gespräch von neuem auf ihre Vermählung brachte, da sagte sie:

„Ich habe seit gestern abend an nichts anderes als Euren Vorschlag gedacht und flehe Euch nun an, mich nicht für den Rest meines Lebens elend zu machen, nachdem Ihr bisher so liebevoll für mein Glück bedacht wart. Ich wünsche nichts weiter, als daß mir gestattet werden möge, in Zukunft wie bisher, in Euerer Nähe und unter Euerem Schutz zu leben."

Münireh erreichte mit diesen Worten, die sie unter Thränen hervorbrachte, daß der Sultan vorläufig auf seinen Plan, sie mit Essad Bey zu verloben, verzichtete. Sie dankte ihm dafür, doch nicht mit gewöhnlicher kindlicher Herzlichkeit, und der Sultan erkannte im Laufe der nächsten Tage und Wochen, daß die alte Heiterkeit seiner Tochter von ihr gewichen war. Sie wurde einsilbig, ihre Augen verloren den früheren Glanz, sie sang und spielte nicht mehr, und ihr ganzes Äußere und Wesen bekundeten, daß sie sich unglücklich fühle. Dies bekümmerte den Sultan in tiefster Seele, und deshalb fragte er sie eines Abends, was ihr fehle; sie möchte sich ihrem Vater anvertrauen, der alles thun würde, um sie wieder froh zu machen.

Da gab Münireh ihrem Vater zu erkennen, wennschon sie es mehr andeutete als klar verständlich aussprach, daß die Heiratsvorschläge ihres Vaters den Wunsch in ihr erregt hätten, sich zu vermählen, aber nicht mit einem Unbekannten wie Essad Bey, sondern mit einem Manne, den sie vorher schon gesehen und der ihr gefallen,

nachdem sie seine Klugheit und Zuverlässigkeit erprobt hätte.

„Essad Bey zu sehen, wäre ein Leichtes," sagte darauf der Sultan. „Er wird mich am nächsten Freitag zum Selamlik begleiten, und du brauchst dann nur an das Fenstergitter zu treten, wie du es schon oft gethan hast, um, jedermann verborgen, den Zug ungestört beobachten zu können. Ich werde befehlen, daß alle, die mir an jenem Tage folgen, dunkle Pferde reiten, nur Essad Bey soll auf einem weißen Roß erscheinen."

„Ich danke Euch, Herr Vater," sagte Münireh.

„Aber wie willst du es anfangen, um seine Klugheit und Zuverlässigkeit zu erproben?" fuhr der Sultan fort.

„Das möchte ich Euch am Freitag abend sagen," antwortete Münireh; „denn wenn Essads Aussehen allein schon mir mißfällt, so würde es mir gleichgültig sein, ob er klug oder thöricht ist."

Am nächsten Freitag stand Münireh aufmerksam blickend hinter einem Fenstergitter, als der Sultan, an der Spitze des Selamlikzuges, langsam an dem Harem vorbeiritt. Er saß auf einem Rappen, und auch sein Gefolge erschien auf dunklen Pferden. Plötzlich war es Münireh, als dringe zu ihr ein blendender Sonnenstrahl durch dunkles Gewölk. Sie erblickte einen milchweißen Hengst vom edelsten Ebenmaß der feinen Glieder, mit kleinem Kopf, großen, mutigen Augen und aufgeblähten, unruhigen rosa Nüstern. Der zusammengezogene, in silbernen Fältchen erglänzende stolze Nacken stützte sich trotzig und doch leicht auf den mit Gold und Edelsteinen verzierten Zügel. Münireh glaubte, niemals etwas Schöneres gesehen zu haben als dieses Pferd; aber als sie den Reiter darauf erblickte, durchzuckte es sie fast schmerzlich. Das also war der für sie auserkorene Bräutigam: ein Jüngling von großer Anmut des Gesichts und des Körpers. Seine dunklen Augen schweiften spähend über die Haremsfenster, als wollten sie deren enge Gitter durchdringen. Münireh, wennschon sie wußte, daß sie von der Straße aus unsichtbar war, trat einen Schritt zurück. Als sie sich dem Fenster wieder näherte, waren das weiße Roß und sein schöner Reiter verschwunden. Sie ging darauf nachdenklich in ein anderes, vom Geräusch der Straße entferntes Gemach, in dem sie mehrere Stunden verweilte, ohne sich durch Spiel oder Gesang der Sklavinnen zerstreuen lassen zu wollen. Endlich erschien der Sultan. Münireh wartete die Frage nicht ab, die ihm wohl auf den Lippen schweben mochte, sondern, sobald er sie begrüßt und sich niedergelassen hatte, sagte sie:

„Essad Bey ritt heute das schönste Pferd, das ich je gesehen habe. Es hat mir sehr gefallen."

Der Sultan antwortete mit einem Anflug von Ungeduld: „Das Pferd ist schön. Aber darauf kommt es nicht an. Was hast du mir von seinem Reiter Essad zu sagen?"

„Der hat mir ebenfalls gefallen."

„Das freut mich," sagte der Sultan. „So wird also mein Wunsch, ihn mit dir zu vermählen, in Erfüllung gehen."

„Ja ... wenn er so klug und zuverlässig wie schön ist."

„Wie willst du das erfahren, bevor du mit ihm gesprochen hast?"

„Ich werde nicht mit ihm sprechen, ich verlange nicht einmal danach, ihn ein zweites Mal zu sehen, bevor ich mich entscheide. Befehlt ihm nur, ich bitte Euch, sich morgen abend, zwei Stunden nach Sonnenuntergang, bei meinem Hofmarschall melden zu lassen."

Auf die Fragen des Sultans, was sodann mit Essad geschehen solle, antwortete Münireh ausweichend. „Nichts wird geschehen, was Eurer Tochter unwürdig wäre," sagte sie schließlich. „Ich bitte Euch, habt Vertrauen zu mir. Alsbald werdet Ihr alles erfahren, und ich weiß im voraus, daß Ihr mich deswegen nicht tadeln werdet."

Der Sultan gab auch diesmal seinem Liebling nach und erteilte noch an demselben Abend Essad Bey den geheimen Befehl, sich am nächsten Tage, zwei Stunden nach Sonnenuntergang bei Mahmud Pascha, dem Hofmarschall der Prinzessin Münireh, anzumelden; sobald er deren Konak wieder verlassen habe, werde er sich, ohne Aufenthalt und ohne mit jemand zu sprechen, in den kaiserlichen Palast begeben, wo ihm weitere Befehle zugehen würden. Gleichzeitig ordnete der Sultan an, daß der Eingang zum Konak der Prinzessin Münireh von zwei Uhr abends ab und bis Essad Bey denselben wieder verlassen habe, in unauffälliger Weise überwacht werde. Essad sollte sodann heimlich beobachtet werden.

Begäbe er sich gerades Weges nach dem kaiserlichen Palast, so würden keine weiteren Meldungen über ihn erwartet; anderenfalls sollten aber seine Bewegungen dem dienstthuenden ersten Kammerherrn genau berichtet werden.

Zur anberaumten Stunde begehrte Essad Einlaß in den Konak der Prinzessin Münireh, und sobald ihm dieser gewährt worden war, befahl er dem Pförtner, ihn zum Hofmarschall führen zu lassen; der aber trat Essad bereits entgegen, begrüßte ihn höflichst, ohne dabei jedoch ein Wort zu sprechen, und geleitete ihn durch mehrere lange Gänge, die spärlich erleuchtet waren, in ein Vorzimmer, von dem aus eine breite Marmortreppe in das obere Stockwerk führte. Dort erwarteten Essad Bey vier verschleierte Sklavinnen, die ihm in üblicher Weise behülflich waren, die kurze Treppe hinaufzusteigen, indem sie ihre Hände stützend unter seine Arme und auf seinen Rücken legten. Auf diese Weise schoben und führten sie ihn in ein hellerleuchtetes kleines Gemach, wo sie ihn auf kurze Zeit allein ließen. Als sie wieder erschienen, bedeuteten sie ihm durch stumme Zeichen, auf einem Diwan Platz zu nehmen, und setzten ihm ein Abendmahl vor, an dem Essad auffiel, daß es sehr einfach, jedoch in kostbaren Goldschüsseln aufgetragen war. Es bestand aus einer Wassermelone, einem gekochten Huhn und einem Stück Brot. Auf dem Teller, der vor Essad gestellt war, lag ein langes, spitzes Messer mit künstlich gearbeitetem Griff aus Gold.

Als die Sklavinnen wieder gegangen waren, machte sich Essad daran, das ihm vorgesetzte Mahl zu verzehren. Er fand es gut zubereitet, und es mundete ihm vortrefflich. Aber noch ehe er darüber nachdenken konnte, was wohl demnächst geschehen würde, traten die Sklavinnen wieder in das Zimmer und geleiteten ihn in derselben sorgsamen Weise, wie sie ihn hineingeführt hatten, die Marmortreppe hinunter, durch das Vorzimmer und die halbdunklen Gänge bis an die Eingangsthür des Konak, die geräuschlos und schnell für ihn geöffnet, und sobald er von den Händen der Sklavinnen sanft geschoben, auf die Straße getreten war, hinter ihm geschlossen wurde.

Essad blieb einige Minuten verwirrt stehen; dann begab er sich, dem Befehle des Sultans gehorsam, eilenden Schrittes nach dem kaiserlichen Palast. Dort wurde er, ohne daß es eines Wortes von ihm bedurft hätte, von einem Kammerherrn, der ihn erwartet hatte, in die Gegenwart des Großherrn geführt. Dieser nahm den Bericht des so kurz abgewiesenen Freiers entgegen, ohne Teilnahme daran zu bekunden, und entließ ihn mit dem Befehle, über den Vorgang des Abends vollkommenes Schweigen zu beobachten. „Du wärest des Todes, wenn du sprächst," sagte er. — In seinem Herzen suchte nun der Sultan nach einer Erklärung der eigentümlichen Behandlung, die Münireh dem Essad hatte zu teil werden lassen, aber er konnte keine finden und wartete mit einiger Ungeduld auf die Stunde, zu der er seine Tochter zu besuchen pflegte.

Münireh, schön und heiter, ein erfreulicher Anblick für das Auge des liebenden Vaters, trat dem Sultan entgegen, und nachdem sie ihn ehrfurchtsvoll und zärtlich zugleich begrüßt hatte, sagte sie: „Essad Bey ist sehr schön ... aber so thöricht ... er gefällt mir gar nicht." Dazu lachte sie, und das klang wie Silberglocken.

Der Sultan war erzürnt, doch war es ihm unmöglich, dem lieblichen, lachenden Mädchen längere Zeit böse zu sein. Ein freundliches Lächeln lagerte sich alsbald auch auf seine strengen Züge. Da wußte Münireh, daß sie nichts von ihm zu befürchten hatte, und unbefangen antwortete sie auf seine Frage, was sie mit Essad angefangen, er habe die Prüfung auf seine Klugheit, der sie ihn unterzogen, so schlecht wie möglich bestanden. Mehr konnte der Sultan nicht von ihr erfahren. „Ich habe nichts Böses gethan," sagte sie, „und ich werde nichts Unrechtes thun. Laßt mir mein harmloses Geheimnis noch für einige Zeit, wenn Ihr mich glücklich machen wollt. Ich flehe darum."

Der Sultan drang nicht weiter in sie. Er erblickte in dem, was geschehen war, ein kindliches Spiel seiner Tochter und wollte ihr die Freude daran nicht verderben.

Nach einigen Wochen fragte Münireh ihren Vater an einem Freitag Abend: „Sagt mir, Herr Vater, ich bitte Euch, was Ihr von Reffad Bey, dem Sohne Nuri Paschas wißt."

„Er ist ein tapferer, junger Offizier," antwortete der Sultan, „und ich habe nur Gutes von ihm gehört. Sein Vater besitzt

mein Vertrauen. — Weshalb fragst du mich?"

„Ich sah ihn heute, als er in Euerem Gefolge zum Selamlik zog. Sein Äußeres gefiel mir. Würdet Ihr etwas dagegen haben, wenn er sich, auf Eueren Befehl, morgen abend, zwei Stunden nach Sonnenuntergang bei meinem Hofmarschall meldete?"

„Soll er hier behandelt werden, wie der arme Essad Bey behandelt wurde?" fragte der Sultan.

„Es wird ihm kein Leides geschehen, und ich werde nichts Unrechtes thun," antwortete Münireh.

„Du bist ein launenhaftes Mädchen," sagte der Sultan; „aber es geschehe, was du wünschst." — Er war so glücklich darüber, daß Münireh ihren alten Frohsinn wiedergefunden hatte und seinen Vateraugen schöner und blühender als je zuvor erschien, daß er ihr keinen abschlägigen Bescheid geben konnte.

Darauf geschah nun Reffad Bey genau dasselbe, was Essad Bey vor ihm geschehen war, und der Bericht, den jener dem Sultan von seinem Besuche im Konak der Prinzessin erstattete, unterschied sich in keiner Weise von dem Essads. Auch Reffad Bey erhielt den Befehl des Sultans, über den Hergang Schweigen zu beobachten, und Münireh wußte sich auch diesmal wieder die Ermächtigung des Vaters zu erwirken, „ihr Geheimnis", wie sie es nannte, vorläufig noch unaufgeklärt zu lassen.

Seitdem war ein Jahr vergangen. Innerhalb dieser Zeit hatte sich derselbe Vorgang noch viermal, ganz genau so wie zum ersten- und zweitenmale mit Essad Bey und Reffad Bey abgespielt. Der Sultan war mehr und mehr geneigt, die Sache als eine harmlose Spielerei seiner Tochter zu betrachten, und legte ihr ferner nur geringe Bedeutung bei, doch unterließ er bei keiner der vier Gelegenheiten, die zum Besuch bei dem Hofmarschall seiner Tochter Geladenen im geheimen überwachen zu lassen und einem jeden nach seiner Berichterstattung, die ihm Bekanntes brachte, Schweigen aufzuerlegen. Daher kam es, daß keiner der sechs jungen Leute, die sich häufig sahen, ahnte, daß es in Stambul fünf andere gäbe, die sein Schicksal in Bezug auf das Abenteuer im Konak der Prinzessin Münireh teilten. Denn alle sechs Freier lebten in begründeter Furcht vor der Drohung des Sultans mit dem Tode, falls sie mit jemand von dem geheimnisvollen Besuche sprechen sollten.

An einem Freitag, als Münireh wiederum, wie dies nun ihre Gewohnheit geworden war, den Zug zum Selamlik von einem vergitterten Fenster aus beobachtete, erblickte sie einen jungen Reiter, den sie vorher noch nicht gesehen hatte. Er lenkte mit leichter Sicherheit ein stolz dahinschreitendes Roß, und die Bewegungen seiner schlanken Gestalt, wie er sich neugierig von einer zur anderen Seite wandte, hatten etwas sehr Anmutiges. Seine hellen, lachenden Augen schweiften unruhig umher und schienen alles zu beobachten, was im Selamlikzuge und auf der Straße vorging.

Münireh wandte sich an Fellekfu, eine junge Sklavin, die neben ihr am Fenster stand und die Aufgabe hatte, sich jeden Freitag morgen nach der Zusammensetzung des Selamlikzuges zu erkundigen, um der Prinzessin Auskunft geben zu können über die Persönlichkeiten, die in der nächsten Umgebung des Sultans daran teilnehmen würden. Es wurde der Sklavin leicht gemacht, diese Aufgabe zu lösen, denn man war im kaiserlichen Palast gern bereit, allen Wünschen der Lieblingstochter des Großherrn entgegenzukommen.

„Wer ist jener junge Reiter mit dem hellen Gesicht, dem blonden Haar und den dreisten Augen?" fragte Münireh.

„Das ist Tiffli Bey," antwortete Fellekfu. „Er nimmt heute zum erstenmale am Selamlikzuge teil.

„Tiffli Bey? Wer ist Tiffli Bey? Ich habe den Namen nie gehört. — Wer ist sein Vater?"

„Tiffli Bey ist der jüngste Adjutant des Padischah," erwiderte die Sklavin. „Von seinem Vater hat man niemals sprechen hören. Er war ein armer, kleiner Mann und ist vor vielen Jahren gestorben. — Wenn man von Tiffli spricht, so nennt man ihn gewöhnlich den Külchan Bey."

„Külchan Bey," wiederholte die Prinzessin verwundert. „Auch der Name ist mir neu. Mit ‚Külchan' bezeichnet man ja den großen Ofen, der die Bäder heizt."

„So ist es in der That, Herrin! Und Külchan Beys ‚Gnädige Herren vom Badeofen,' so nennt das Volk spottweise die armen Kinder, die sich obdachlos auf der

Straße umhertreiben, am Tage betteln und des Nachts irgend wo unterschlüpfen, um zu schlafen. Sie sind mit den Hunden in der Straße befreundet und leben nicht viel anders und kaum besser als diese; auch sie nächtigen unter Pforten und Wagen, in verlassenen Hütten und Höhlen, auf freiem Felde und unter Bäumen. Im Winter sind sie bemüht, sich die Gunst der Badewächter zu gewinnen, und die gutmütigen unter diesen gestatten den halbnackten Kindern, in der Nähe des warmen Badeofens zu kauern. Daher der vornehme Name, den man den Ärmsten gegeben hat."

„Und Tiffli, der Adjutant meines Herrn Vaters, war in seiner Jugend ein solcher Külchan Bey?"

„So scheint es, Herrin!"

„Ich wünsche über alles, was ihn angeht, genau unterrichtet zu werden," fuhr die Prinzessin fort. „Ich erteile dir Urlaub für den heutigen Tag. Suche zu erkunden, was ich wissen will, und erzähle es mir heute abend."

Fellekfu that, wie ihr befohlen, und da sie in vielen vornehmen Harems bekannt und als Lieblingssklavin der einflußreichen Münireh wohl gelitten war, so erfuhr sie im Laufe des Tages die vollständige Lebensgeschichte Tiffli Beys, die sie der aufmerksam lauschenden Prinzessin noch an demselben Abend erzählte.

„Vor etwa zehn Jahren, im Beginn der glorreichen Regierung Eures Herrn Vaters, liebte es der Padischah, sich mit der Lebensweise und dem Denken seines Volkes aus eigner Anschauung bekannt zu machen. Zu dem Zweck durchwandelte er oftmals, nach dem Beispiel erlauchter Vorfahren, verkleidet die Straßen von Stambul, besuchte Moscheen, Kaffeehäuser, öffentliche Vergnügungsorte und ließ sich gern in Gespräche mit denjenigen ein, die ihm der Zufall entgegenführte. Er war bei solchen Gelegenheiten gewöhnlich von Mehmed Risa Pascha, seinem ersten Kammerherrn, begleitet, der sich des besonderen Vertrauens des Großherrn erfreute. — Eines Tages sagte er diesem:

„‚Ich möchte wissen, wie die ärmsten Leute in meinem Reiche leben. Erkundige dich danach und laß mir sodann durch einen ganz niedrigen Mann die ärmliche Suppe, die seine gewöhnliche Nahrung bildet, in einem wertlosen Gefäß überbringen.'

„Mehmed Risa Pascha war an derartige Aufträge gewöhnt, und besonders, weil er sie stets klug und aufrichtig ausgeführt hatte, stand er so hoch im Ansehen des Sultans. Diesmal wandte er sich an seinen Intendanten, der viel mit Kaufleuten, Handwerkern und armen Leuten verkehrte, um von diesem zu erfahren, wie er den Auftrag des Sultans am besten ausführen könnte; aber die Vorschläge des alten Mannes schienen ihm nicht richtig zu sein; dann sprach er mit seiner jüngsten Tochter, die aufgeweckt und klug war. Die sagte: ‚Laßt eine Wassersuppe mit Reis kochen — das ist die gewöhnliche Nahrung armer Leute — schüttet sie in einen alten, kupfernen Topf, voller Beulen und außen von Rauch geschwärzt, und befehlt einem Hafenarbeiter, der um den geringsten Lohn von Sonnenaufgang bis -niedergang zu tragen und zu ziehen hat, sie zum Sultan zu bringen.'

„Dieser Vorschlag gefiel dem Kammerherrn, doch meinte er, er würde gut thun, noch mit einigen anderen Personen zu beraten, und deshalb begab er sich von seiner Wohnung, die in Kassim-Pascha gelegen war, nach Ok-Meidan, dem weiten Platz, den Ihr wohl kennen werdet."

„Ich kenne ihn nicht," sagte Münireh.

„Es ist der Platz," erklärte darauf die Sklavin, „wo die Sultane sich im Pfeilschießen und Speerwerfen zu üben pflegen und auf dem sich bei schönem Wetter häufig viel Menschen, arm und reich, versammeln, weil die Luft auf der Höhe rein und frisch ist und man sich von dort aus herrlicher Aussicht auf das Goldene Horn, Stambul und zahlreiche Vororte der Hauptstadt erfreuen kann.

„Dort, in der Nähe des alten jüdischen Friedhofs, dessen weiße flache Steine auf dem grauen Grunde in der Sonne leuchteten, sah Mehmed Risa eine Truppe halbwüchsiger Knaben, die sich im Ballspiel übten. Der Pascha freute sich der schnellen Bewegungen der leichtfüßigen Jugend, namentlich gefiel ihm ein Knabe von etwa zwölf Jahren, der alle anderen an Geschicklichkeit im Werfen und Geschwindigkeit im Laufen zu übertreffen schien. Er hatte ein helles Gesicht, das die Aufregung des Spiels anmutig gerötet hatte; auch war er rein-

licher gekleidet, als die Mehrzahl seiner Genossen. — Plötzlich flog ein von ihm geworfener Ball hoch in die Luft und fiel dicht vor den Füßen des Kammerherrn wieder zu Boden. — Der Knabe war ebenso schnell zur Stelle wie der Ball, aber da er diesen mit seinen Blicken verfolgt hatte, so bemerkte er erst im letzten Augenblick, daß er vor einem vornehmen älteren Herrn stand. Sofort trat er einen Schritt zurück, grüßte tief und sagte mit freundlicher Stimme: ‚Fast hätte der Ball Euch getroffen, Effendim. Verzeiht meiner Ungeschicklichkeit. Wollt Ihr mir gestatten, den Ball wieder aufzunehmen?‘

„Dem Kammerherrn gefiel die artige Rede des hübschen Knaben, und er ließ sich mit ihm in ein Gespräch ein, und dabei gab das Kind stets so kluge Antworten, daß Mehmed Risa schließlich fragte, was es thun würde, wenn er es beauftragte, ihm die gemeinste Suppe im ärmlichsten Gefäß durch den niedrigsten Menschen zu senden.

„Der Knabe legte den Kopf auf die Seite und schaute nachdenklich vor sich hin.

„‚Ich habe mir gedacht,‘ fuhr der Pascha fort, ‚daß eine Wassersuppe mit Reis, in einem alten kupfernen Kessel, von einem armen Hafenarbeiter gebracht, das Richtige sein würde.‘

‚Ich glaube, Ihr irrt Euch, Effendim,‘ antwortete das Kind. ‚Ihr kennt arme Leute wohl nur von Hörensagen. Reis ist teuer, der älteste kupferne Kessel glänzt wie Gold, nachdem er geputzt worden ist, und wenn Ihr einem Hafenarbeiter stattliche Kleider anlegt, so gleicht er einem Effendi.‘

„‚Was würdest du vorschlagen?‘

„‚Eine Suppe aus getrockneten Erbsen — denn das ist das billigste Gemüse — die würde ich in einen irdenen Topf schütten — der hat keinen Wert mehr, wenn er einmal zerbrochen ist — und zum Boten einen nichtsnutzigen Külchan Bey wählen, den kein Anzug zum ordentlichen Menschen machen kann. — Ihr könntet hier sogleich eine Wahl treffen,‘ fügte er mit einem verschmitzten Lächeln hinzu, indem er auf seine Spielkameraden und sodann auf sich selbst deutete.

„Der Pascha blickte mit Wohlgefallen auf den Knaben, der so verständig, doch nicht vorwitzig sprach, und sagte: ‚Wie heißt du, und wo finde ich dich, wenn ich dich einmal suchen sollte?‘

„‚Ich heiße Tiffli . . . dort wohnt meine Mutter‘ — er wies auf eine ärmliche Hütte am Fuße des Hügels —, aber bei schönem Wetter spiele ich auf Ok-Meidan, es sei denn, daß ich von meiner Mutter in die Schule geschickt werde.‘

„Am Abend meldete der Kammerherr dem Padischah, daß ihm am nächsten Tage ein Külchan Bey in einem irdenen Topf eine Erbsensuppe überbringen werde, und als der Großherr fragte, wie der Pascha auf den Gedanken gekommen sei, erzählte dieser von seinem Zusammentreffen mit dem Knaben Tiffli, den er als so artig und klug schilderte, daß der Sultan sagte, er wünsche das Kind zu sehen. Zu dem Zweck ritt er am nächsten Tage in Begleitung des Kammerherrn nach dem in der Nähe von Ok-Meidan gelegenen Kloster, verkleidete sich dort als Derwisch und begab sich alsbald, in ruhigem Gespräch neben Mehmed Risa Pascha einherschreitend, nach dem Pfeilplatz. Aber noch ehe die beiden die Höhe desselben erreicht hatten, kam ihnen ein weinender Knabe entgegen, in dem der Pascha seinen kleinen Freund Tiffli erkannte.

„‚Weshalb weinst du?‘ redete ihn der Pascha an.

„‚Weil meine Mutter mich geschlagen hat und in die Schule schickt.‘

„Der Derwisch mischte sich in das Gespräch: ‚Es ist sehr heilsam für ein Kind in die Schule zu gehen,‘ sagte er. ‚Danke Allah, daß deine Mutter, auf dein Wohl bedacht, dich dorthin treibt.‘

„‚Die Schule ist bei freundlichem und schlechtem Wetter geöffnet,‘ antwortete Tiffli, ‚aber Allah sendet nicht alle Tage gutes Wetter. Er macht es nur von Zeit zu Zeit, zur Freude der Menschen, und es ist sein Wille, daß sie sich daran erfreuen.‘

„‚Hast du das im Koran gefunden?‘ fragte der Derwisch.

„‚Nein. Aber ich denke mir, es muß so sein; vielleicht steht es darin. Ich habe noch nicht alles gelesen.‘

„‚Wie weit hast du darin gelesen?‘

„‚Bis zum Worte „Sonne.“‘

„‚Zeige mir deinen Koran.‘

„Der Knabe übergab dem Derwisch das Heilige Buch, das dieser an der Stelle, wo das Lesezeichen lag, aufschlug. ‚Du hast nicht wahr gesprochen,‘ sagte er. — Der kleine Punkt aus rotem Wachs, den die Schüler unter das Wort kleben, mit dessen

Erklärung der Lehrer eine Lehrstunde abschließt, stand nämlich nicht unter ‚Sonne,‘ sondern unter dem Worte ‚Vergeblich.‘

„‚Das weiß ich sehr wohl,‘ entgegnete Tiffli. ‚„Sonne“ steht zwei Zeilen höher, wir haben mit „vergeblich“ geschlossen.‘

„‚Weshalb sprachst du nicht der Wahrheit gemäß?‘

„‚Ihr habt ein so edles Antlitz, Derwisch Effendi, daß ich Euch nichts Unverbindliches sagen wollte. „Vergeblich“ ist ein trauriges Wort, deshalb verschwieg ich es, damit Ihr darin kein böses Zeichen erblicken solltet. „Sonne“ ist ein gutes, erfreuliches Wort: das bot ich Euch. Ihr dürft mir nicht zürnen, denn meine Absicht war, Euch Freude zu machen.‘

„Der Sultan wandte sich darauf zu Mehmed Pascha und sagte: ‚Nimm den Knaben zu dir und laß ihn auf meine Kosten wie deinen Sohn erziehen. Wenn er erwachsen ist, so führe ihn zu mir. Sollte er halten, was er heute verspricht, so wird er ein kluger Mann werden. Dann will ich mich seiner ferner annehmen.‘

„Der Pascha gehorchte gern und erzog Tiffli zu einem gebildeten und artigen jungen Menschen. Als solcher wurde er zehn Jahre später dem Sultan wieder vorgestellt, der sich seiner erinnerte und ihm zunächst einen kleinen Posten in seiner Umgebung anvertraute, bald jedoch zum Geheimschreiber beförderte und gleichzeitig zu seinem jüngsten Adjutanten ernannte. — Sein schnelles Fortschreiten in der Gunst des Großherrn schuf ihm zahlreiche Neider, aber da sie ihm bei seiner Tüchtigkeit und Klugheit nicht schaden konnten, so versuchten sie, sich zu rächen, indem sie ihm, auf sein erstes Zusammentreffen mit dem Sultan anspielend, den Spottnamen Külchan Bey beilegten. — Tiffli Bey hörte wohl davon, aber zuckte darüber nur die Achseln.

„Daß es ihm die Freude am Leben nicht verdorben hat,“ so schloß die Sklavin ihre Erzählung, „das werdet Ihr an dem sorglosen Gesicht und der freien Haltung erkannt haben, als er heute früh zum Selamlik zog.“

Müsireh zog einen goldenen Reif von ihrem Arm und gab ihn der Sklavin. „Das schenke ich dir, weil mir durch deine Erzählung der lange Abend schnell dahingegangen ist,“ sagte sie. „Nun will ich mich zur Ruhe begeben.“ — Aber es dauerte an jenem Abend lange, ehe sie einschlief, denn sie sah vor ihren geschlossenen Augen ein leicht geführtes tänzelndes Roß, das auf seinem breiten Rücken die schlanke, geschmeidige Gestalt eines schönen Jünglings trug, dessen kluge Augen blickten, als könnten sie jedes Geheimnis erraten.

Zwei Tage vor dem nächsten Selamlik fragte Müsireh ihren Vater, wer Tiffli Bey sei. — Der Sultan war nun bereits an ähnliche Fragen seiner Tochter gewöhnt und antwortete einfach, Tiffli sei sein jüngster Adjutant, ein aufgeweckter, gebildeter Jüngling, der wohl auf schnelle Beförderung rechnen könne; und als Müsireh die übliche Bitte hinzufügte, ihr Vater möchte Tiffli befehlen, sich am Tage nach dem nächsten Selamlik, zwei Stunden nach Sonnenuntergang bei ihrem Hofmarschall vorzustellen, gab er seine Zustimmung; nur fügte er hinzu: „In einiger Zeit wird wohl mein ganzer jüngerer Hofstaat in deinem Konak zur Prüfung zugelassen worden sein. Es soll mich wundern, ob einer der Bewerber sie besteht.“ — Darauf erteilte er in Bezug auf Tifflis Besuch die den Beteiligten wohlbekannten Weisungen.

Als Tiffli den geheimen Befehl empfing, sich am Sonnabend um zwei Uhr abends bei dem Hofmarschall der Prinzessin Müsireh anmelden zu lassen, schmückte er sich zur bestimmten Stunde mit großer Sorgfalt und war pünktlich zur befohlenen Stelle. — So weit gingen die Sachen den gewohnten Gang, aber was nun weiter geschah, erregte nicht geringes Erstaunen bei den überwachenden Beamten. Während nämlich Tifflis Vorgänger den Konak, eine halbe Stunde, nachdem sie ihn betreten, wieder verlassen hatten, vergingen diesmal drei Stunden, ehe der junge Bey sich von neuem zeigte; und dann begab er sich nicht gerades Weges zum kaiserlichen Palast, wie er es hätte thun sollen, sondern schritt schnell seiner eigenen Wohnung zu, die er nicht wieder verließ. — Zum Glück war der Sultan nicht ungeduldig geworden, denn er erwartete keine außergewöhnlichen Meldungen, sondern hatte sich zu seiner gewöhnlichen Stunde in den Harem zurückgezogen, so daß er erst am nächsten Morgen den erstaunlichen Bericht über die Vorgänge der Nacht entgegennahm. Darauf wurde



Die ersten Trauben. Nach einer Original-Tuschzeichnung von A. Mangold.

ein Bote an Tiffli Bey entsandt, mit dem Befehl, vor dem Sultan zu erscheinen. — Tiffli Bey ließ zurücksagen, er sei unpäßlich und bitte um die Erlaubnis, sich nach seiner Wiederherstellung beim Großherrn melden zu dürfen. Das erzürnte den Sultan so sehr, daß er einem Adjutanten befahl, mit vier Soldaten der Leibwache zu Tiffli zu reiten und diesen, lebend oder tot, vor ihn zu führen. — Dem strengen Befehl wurde schneller Gehorsam, und eine halbe Stunde später stand Tiffli Bey vor dem ergrimmten Herrscher. Er war bleich und hielt die Augen zu Boden geschlagen, doch zitterte er nicht, und seine Haltung, wenngleich sie geziemende Ehrfurcht bekundete, war frei und edel; aber der Sultan erblickte in ihm nur einen Rebellen, der es gewagt hatte, seinen Befehlen trotzen zu wollen, und seine Stimme klang hart und streng, als er sagte:

„Es war dir befohlen worden, nachdem du den Konak der Prinzessin Münireh verlassen haben würdest, in diesem Palast zu erscheinen. Du bist hier nicht gesehen worden — was hast du zu sagen?"

„Ich wurde gestern abend von einem heftigen Fieber überfallen, so daß ich mein Haus nicht verlassen konnte," antwortete Tiffli Bey.

Die Hand des Sultans erfaßte den Griff des Dolches, den er im Gürtel trug. „Du bist ungehorsam gewesen, und jetzt lügst du: ungehorsam und unwahr deinem Herrn und Wohlthäter gegenüber. Du hast den Tod verdient."

Tiffli Bey öffnete mit beiden Händen seinen Kaftan; und die Brust nur mit einem dünnen, seidenen Hemde bedeckt, trat er, das Haupt gesenkt, dem Padischah einen Schritt näher. „Wenn ich der Gnade meines Herrn und Wohlthäters nicht würdig bin, so hat das Leben keinen Wert mehr für mich. Nehmt es!"

„Du willst nicht bekennen?"

„Ich kann nicht mehr sagen, als ich gesagt habe."

Der Dolch war halb aus der Scheide gezogen, aber die Hand des Sultans erhob sich nicht höher. „Du bist unwürdig, von meiner Hand zu fallen," sagte er finster. „Du gehörst dem Henker an. Bereite dich zum Tode vor."

Einige Stunden später waren Arbeiter, in einem Kreis von Soldaten, so daß niemand sich ihnen nahen konnte, still und eifrig damit beschäftigt, vor dem Konak der Prinzessin Münireh ein unheimliches Gerüst zu errichten, einen Galgen, an dem Tiffli Bey sterben sollte. Der Sultan hatte diese Stelle zur Vollziehung des von ihm gefällten Todesurteils bezeichnet, weil er, indem er den ungehorsamen Tiffli Bey vor Münirehs Augen sterben ließ, auch diese, der er ernstlich zürnte, strafen wollte. — Die Straßen vom Gefängnis zum Richtplatz waren leer. Soldaten überwachten alle Eingänge zu denselben. Niemand durfte sich vor den Thüren oder an den Fenstern zeigen; Münireh und deren Sklavinnen allein sollten das grausame Schauspiel betrachten können.

Eine Stunde vor Sonnenuntergang erschien Tiffli Bey. Er lag, an Händen und Füßen gefesselt, auf einem niedrigen, von Reitern umgebenen, langsam dahinrollenden Karren, der vor dem Fenster Halt machte, an dem Münireh ihn zum erstenmale erblickt hatte, als er stolz in jugendlicher Herrlichkeit zum Selamlik zog. Henkersknechte, an ihr finsteres Gewerbe gewöhnt und ohne menschliches Mitfühlen in ihren kalten Herzen, lockerten Tifflis Bande, damit er ungehindert die Leiter zum Schaffot ersteigen könnte. — Am Fuße des Galgens trat der Henker vor Tiffli, legte ihm die Schlinge um den Hals und rief mit lauter Stimme: „Willst du das Sonnenlicht noch einmal aufgehen sehen, so sprich!"

Tiffli warf als Zeichen der Verneinung den Kopf in den Nacken zurück und setzte den Fuß auf die erste Sprosse der Leiter. Da legte ihm der Henker die schwere Hand auf die Schulter und rief zum zweitenmale: „Willst du das Sonnenlicht noch einmal aufgehen sehen, so sprich!"

Wieder verneinte Tiffli mit stummer Gebärde, und langsam, doch ohne daß seine Kniee gezittert hätten, erklomm er die Leiter. Seine Augen waren in der Höhe des Konak, vor dem er sterben sollte, und zum drittenmale erhob sich die rauhe Stimme: „Willst du das Sonnenlicht . . ." Dann verstummte sie plötzlich, denn das Thor des Konak war geöffnet worden und eine alte Sklavin schnell daraus hervorgetreten; sie hatte sich eilenden Schrittes dem Henker genähert und zu dessen Füßen, unter Tiffli Beys Augen, einen reifen Granatapfel auf die Erde geworfen, so daß die Frucht geborsten war und die

bis dahin verborgenen Kerne sich in weitem Kreise, nach allen Richtungen hin, verbreitet hatten. Da schoß das Blut in Tiffli Beys weißes Antlitz, seine trüben Augen belebten sich wieder, und er rief mit heller Stimme: „Ich werde sprechen. Führt mich zum Sultan."

Dieser war erfreut, Tiffli Bey noch unter den Lebenden zu erblicken, denn sein Zorn war verraucht; doch war sein Anblick noch ernst und streng, als Tiffli Bey in ehrfurchtsvollem Schweigen, des Befehls zu sprechen harrend, vor ihm stand.

„Sprich!" sagte der Großherr.

Mit noch bleichen Lippen und schwacher Stimme sprach Tiffli Bey: „Ich hatte Schweigen gelobt ... Nachdem ich den Konak der Prinzessin Münireh betreten hatte und von deren Hofmarschall empfangen worden war, wurde ich alsbald von vier Sklavinnen in ein helles Gemach geführt. Dort trugen dieselben Frauen ein Abendmahl auf, das sie mir vorsetzten — worauf sie das Zimmer wieder verließen. Das Mahl bestand aus einer Melone, einem gekochten Huhn und einem Stück Brot. Davor lag ein spitzes Messer. Ich glaubte nicht, daß ich in den Konak einer kaiserlichen Prinzessin gerufen worden war, um dort bewirtet zu werden. Darum ließ ich die Speisen unberührt und sann nach, was dieselben mir sagen sollten; alsbald meinte ich, es zu verstehen. Da trennte ich durch einen scharfen Schnitt den obern Teil der Melone vom Ganzen, zerriß das Huhn und durchstach das Brot mit dem spitzen Messer. Dann wartete ich. Bald darauf erschienen die Sklavinnen wieder und führten mich in ein anderes Zimmer, das durch ein dichtes Holzgitter, von einer Wand zur anderen und vom Fußboden bis zur Decke reichend, von dem anstoßenden Gemach getrennt war. Kein Lichtschimmer drang durch dies Gitter, so daß es unmöglich war, zu erkennen, was hinter demselben vorging. Dagegen war der Raum, in dem ich mich befand, durch zwei Ampeln schwach erleuchtet. Nachdem die Sklavinnen mich allein gelassen hatten, trat vollständige Stille ein, die endlich durch eine leise Stimme unterbrochen wurde. Die sprach: ‚Was hast du sagen wollen, daß du die Frucht zerschnittest, das Huhn zerrissest und das Brot durchstachest.‘

„Ich antwortete: ‚Damit wollte ich sagen, daß ich niemals verraten, was man mir anvertrauen würde: und sollte mir der Tod durch scharfes Schwert oder spitzen Dolch drohen, und sollte man mich in Stücke zerreißen — ich würde treu sein und schweigen.‘

„Darauf sprach die unsichtbare Stimme wieder: ‚So gelobe, niemand, wer immer es sei, zu sagen, was dir hier geschehen ist, es sei denn, daß ich dich deines Gelübdes entbinde.‘

„Das versprach ich. Und dann erzählte ich, auf Gebot der Stimme, meine Lebensgeschichte, die wenig mehr ist, als eine Aufzählung der zahllosen Wohltaten, die ich Euch, oh Großherr! zu verdanken habe. Als ich damit geendet hatte, sagte die Stimme: ‚Begieb dich nach deiner Wohnung, handle nach deiner Klugheit, sei treu!‘ Und damit war ich entlassen. — Das übrige wißt Ihr: ich habe mein Gelübde gehalten, und angesichts eines schmählichen Todes geschwiegen, bis ein verständliches Zeichen mir sagte: ‚So wie die Kerne des Granatapfels, in der Schale verborgen, unsichtbar waren, nachdem die Hülle aber geborsten ist, nach allen Richtungen hin zerstreut, jedermann offenbar sind, so mag auch das Geheimnis, das du in deinem Herzen verschlossen hieltest, nunmehr an das Tageslicht kommen ...‘" Tiffli Bey, durch sein aufrichtiges Bekenntnis erleichtert, schöpfte tief Atem und fügte mit leiser Stimme hinzu: „Oh Padischah! Ich empfehle mich ehrfurchtsvoll Euerer Gnade."

Tiffli Bey wurde wieder abgeführt, nicht in das Gefängnis, sondern in ein Gemach des kaiserlichen Palastes, wo er die weiteren Befehle des Sultans erwarten sollte. Dieser begab sich bald darauf zu Münireh, die ihm mit niedergeschlagenen Augen entgegenkam, vor ihm auf die Kniee fiel und demütig flehte: „Verzeiht mir, Herr Vater, was ich gethan habe."

Der Sultan richtete sie sanft in die Höhe und sagte: „Ich verzeihe dir;" aber Münireh, anstatt sich dafür dankbar zu zeigen, barg ihr Gesicht in beiden Händen und begann bitterlich zu weinen.

„Weshalb weinst du?" fragte der Sultan.

„Weil ich Eueren treusten Diener, einen, der Euch verehrt wie kein anderer, der klug ist und zuverlässig bis in den Tod, zum Ungehorsam gegen Euch verleitet und Euch verhaßt gemacht habe."

„Das kenne ich nicht,“ sagte der Großherr milde, „da ich strafen kann. Die Strafe aber habe ich Tiffli Bey erlassen, und um seiner Klugheit und Treue willen und um deinetwillen, geliebte Tochter, will ich sein Vergehen nun verzeihen und vergessen.“

Tiffli Bey wurde der Prinzessin Münireh zum Gemahl gegeben. Er zeichnete sich dem Sultan gegenüber durch unverbrüchliche Treue, in den Ämtern, die ihm anvertraut wurden, durch weitsichtige Klugheit aus und gelangte zu großem Ansehen und hohen Würden. Nach dem Tode des Sultans zog er sich vom öffentlichen Leben zurück. Er starb hochbetagt, von vielen betrauert, in demselben Jahre wie die Prinzessin Münireh, die in ihm alles gefunden hatte, was sie als Jungfrau von ihrem zukünftigen Gemahl erwartet, und dem sie, bis zu ihrem Tode, eine treue und liebende Gattin gewesen war.

Fäulnis- und Krankheitsgifte.

Von

Dr. Karl von Scheel.

Im Jahre 1872 starb der italienische General Gibbone unter verdächtigen Umständen eines plötzlichen Todes. Sein Diener, ein sonderbarer und verschlossener Mensch, wurde gefänglich eingezogen, und die Leiche des Generals zwei chemischen Sachverständigen übergeben, um die Thatsache einer Vergiftung festzustellen. Dieselben behaupteten in ihrem Gutachten das Vorliegen einer solchen mit Delphinin, dem damals angenommenen Alkaloïde der Samen des scharfen Rittersporns, den Stephanskörnern. Da wurde der Professor der pharmaceutischen Chemie in Bologna, Francesco Selmi, mit der Abfassung eines Superarbitriums betraut, welches ein sehr merkwürdiges Resultat ergab, nämlich, daß in der That eine giftige Substanz aus den Leichenteilen abgeschieden werden konnte, welche aber nicht Delphinin war, sondern demselben in seinem chemischen Verhalten nur ähnelte und sich aus den faulenden Gewebsmassen erst gebildet hatte. Kurze Zeit darauf ereignete sich ein Fall, welcher noch ernster war. Auf eine Anzeige hin wurden in Cremona zwei Personen eingekerkert, welche die Witwe Sonzogno durch Gift aus dem Wege geschafft haben sollten. Die chemische Untersuchung ergab Morphin als Todesursache, sollte aber durch eine zweite wiederum kontrolliert werden, die man abermals Selmi übertrug. Derselbe fand, daß keine Morphinvergiftung vorlag, daß aber auch hier ein Körper abzuscheiden war, welcher mit Morphin die größte Ähnlichkeit besaß, was um so wichtiger, um so gefährlicher war, als im Gegensatze zum Delphinin das Morphin ein ungeheuer verbreitetes Pflanzengift, zu selbstmörderischen Zwecken außerordentlich oft, aber auch zu verbrecherischen wiederholt benutzt worden ist. Der fragliche Körper hatte sich ebenfalls in der zwölf Tage lang begraben gewesenen Leiche entwickelt. Ein dritter Fall, bei dem die Untersuchung in den Händen des sehr sorgfältigen Toxikologen F. Ciotto lag, wurde auch von Selmi, allerdings nicht experimentell, sondern nur kritisch bearbeitet, und er wies so gut wie sicher nach, daß nicht Strychnin, wie es jener als wahrscheinlich hingestellt hatte, sondern ein neues „Fäulnisalkaloïd“ in den Untersuchungsobjekten enthalten war. Ein vierter Fall lieferte ein Produkt, welches dem Coniin, dem Alkaloïde des Schierlings, zum Verwechseln ähnlich war und auch mit ihm verwechselt wurde, und man entsann sich, daß schon früher in Deutschland von Zuelzer und Sonnenschein aus einer Flüssigkeit, in welcher anatomische Präparate gelegen hatten, eine Substanz gewonnen worden war, welche sowohl chemisch als physiologisch von dem Belladonnagifte Atropin nur äußerst schwierig zu unterscheiden war.

Die vier italienischen Fälle, welche aus anderen Ländern noch vermehrt werden könnten, waren Ursache, daß die forensischen Chemiker den Boden unter ihren Füßen schwanken fühlten. Über Leben und Tod entscheidet in Giftmordprozessen eigentlich

nicht der Richter, sondern der Gerichtschemiker, und wie sollte dieser sicher sein, entweder keinen Justizmord zu begehen, oder aus unnötiger Ängstlichkeit einen Verbrecher der Strafe nicht zu entziehen, wenn selbst im Falle eines natürlichen Todes in der Leiche schon nach wenigen Tagen Substanzen erscheinen, die mit den an sich schon mühsam genug zu erkennenden Pflanzengiften die weitgehendste Ähnlichkeit zeigen? Das Verdienst, diese Gefahr zuerst gesehen und ihrem Umfange nach klar erkannt zu haben, gebührt ohne Zweifel Selmi, und dieser fleißige und bescheidene, scharf beobachtende Gelehrte hat durch seine Arbeiten sicherlich mehr als eine ungerechte Verurteilung gehindert. Er wurde denn auch zum Vorsitzenden einer Kommission ernannt, welche die italienische Regierung 1879 zur Untersuchung der Leichenalkaloide einsetzte, starb aber leider schon zwei Jahre darauf. Ihm, dem ersten konsequenten Bearbeiter des neugewonnenen Feldes kam es zu, den Namen dafür zu schaffen. Von „ptoma,“ griechisch der Leichnam, leitete er das Wort „Ptomaïne“ ab und bezeichnete damit Substanzen, welche bei der Fäulnis von Eiweißkörpern, wozu die Muskelfaser und das Fibrin des Blutes gehören, entstehen, sich mit Säuren zu Salzen verbinden, also basischer Natur sind, und eine Reihe von Reaktionen geben, welche man bisher gewohnt war, für die Alkaloïde, jene bekannten stickstoffhaltigen Pflanzenextraktivstoffe von gewöhnlich starker Wirkung auf den tierischen Organismus, als charakteristisch zu halten. Eine scharfe Definition läßt sich auch heute noch ebensowenig geben, wie z. B. für den Begriff „Gift,“ wohl aber wissen wir, daß wir die von Selmi gegebene erweitern müssen. Hier wollen wir uns damit begnügen, die Ptomaïne als alkaloïdartige Stoffwechselprodukte der Mikroben, welche Gärung, Fäulnis und Infektionskrankheiten veranlassen, zu bezeichnen. Die Einwendungen, welche Fachgenossen hier machen könnten, sind mir sehr wohl bekannt.

Daß die eine Zeitlang giltige Annahme, es gebe überhaupt nur ein ein Fäulnisalkaloïd, das sogenannte Sepsin, und dieses sei die Ursache z. B. für die Septicämie, die Blutvergiftung durch faulige Stoffe, der bekanntlich besonders Ärzte am Sektionstische ausgesetzt sind, haltlos war, haben wir oben schon gesehen. Sie wurde auch bald ersetzt durch die Ansicht mancher Forscher, daß es unmöglich sei, aus zwei verschiedenen Kadavern dasselbe Ptomaïn zu isolieren, wofür mehrere Scheingründe sprachen. Diese rührten her: Erstens aus der damaligen Unbekanntschaft mit der Mehrzahl der hierher gehörigen Körper, welche zahlreiche Neuentdeckungen nötig machte; ferner aus der Schwierigkeit, sie zweifellos zu isolieren, namentlich infolge der Geringfügigkeit der auftretenden Mengen; drittens aus dem wichtigen Umstande, daß die Kadaveralkaloïde in derselben Fäulnismasse zu verschiedenen Zeiten verschieden sind. Sie treten im Sommer schon einige Stunden nach dem Tode auf, im Winter nach einigen Tagen, im gefrorenen Fleisch überhaupt nicht, erreichen nach einer gewissen Zeit, die von der Temperatur und dem Luftzutritte abhängt, den Höhepunkt ihrer Entwickelung und verschwinden allmählich wieder. Zuerst treten ungiftige Ptomaïne auf, dieselben werden abgelöst durch die Toxine*), welche aber auch nicht konstant bleiben, sondern vielfach ineinander übergehen, und als Endprodukt der Fäulnis stellt sich schließlich das Ammoniak dar. Der Leichnam eines durch Kohlenoxyd Erstickten, der sechs Wochen lang in gefrorenem Zustande gelegen hatte, enthielt gleich nach dem Auftauen kein Ptomaïn, wohl aber acht Tage später, nachdem die Fäulnis begonnen hatte. Bei langsamem Verlauf derselben, z. B. unter kaltem Wasser, sind Ptomaïne jahrelang nachweisbar, bei sehr begünstigter Fäulnis, z. B. im Brutschrank der Bakteriologen, schon nach einigen Wochen nicht mehr.

Die Thatsache, daß sich die Fäulnisbasen gewissermaßen ablösen, liefert auch die Erklärung für manche Befunde, welche sonst auf unsre Gerichtschemiker ein schlimmes Licht werfen würden. In den sechziger Jahren lag ein Fall von Vergiftung mit der Wurzel des Wasserschierlings vor, welcher durch das Geständnis des Angeklagten zweifellos geworden war. Der erste Experte fand indessen kein organisches Gift, weil das Prinzip „Cicutoxin“ des Wasserschierlings — es ist kein Alkaloïd — damals noch

*) Die Briegersche Bezeichnung für die giftigen Ptomaïne.

höchst ungenügend bekannt war. Das Superarbitrium von Prof. Sonnenschein behauptete indessen mit größter Bestimmtheit das Vorhandensein von Coniin, dem Alkaloid des gefleckten Schierlings, wurde aber von der preußischen wissenschaftlichen Deputation für das Medizinalwesen als nicht ganz abschließend angenommen. Die Lösung des Rätsels lieferte uns die Entdeckung eines Ptomaïns, welches dem Coniin an Geruch und chemischem Verhalten überaus ähnlich ist und deshalb „Leichenconiin" genannt wird. Dasselbe hatte sich offenbar in den Leichenteilen erst nach der ersten Untersuchung gebildet und konnte bei dieser daher natürlich nicht beobachtet werden.

Wir haben nun schon ein Ptomaïn kennen gelernt, welches mit dem Delphinin, eins, das mit dem Morphin verwechselt werden könnte, eins, das dem Strychnin, ein anderes, das dem Coniin unangenehm ähnlich ist, die Gerichtschemiker haben mit sehr gemischten Gefühlen ein curare-, ein veratrin-, ein atropin-, ein pikrotoxinartiges dazukommen sehen, mathematisch ausgedrückt stand die Verlängerung dieser Reihe im graden Verhältnisse zu der der sachverständigen Gesichter, aber die eigentliche Gefahr kann man in dieser Beziehung jetzt als beseitigt betrachten. Das vorhin wiederholt betonte Verdienst Selmis dabei kann dadurch nicht geschmälert werden, daß es ein anderer war, welcher seine Arbeiten fortsetzte und dem Abschlusse nahe brachte. Es ist dies der Glatzer Ludwig Brieger, ein Schüler des Physiologen Nencki in Bern, den der berühmte Frerichs nach Berlin holte, wo er jetzt Professor und Dirigent des chemischen Laboratoriums der ersten medizinischen Universitätsklinik ist. Selmi hatte kein einziges Ptomaïn im reinen Zustande dargestellt, wie es für eine exakte Charakterisierung unbedingt erforderlich war, dies setzte sich Brieger zur Aufgabe, und mit ungemein glücklicher Hand hat er es bei Dutzenden von denselben durchgeführt. Wie wichtig dies werden kann, läßt sich, abgesehen von anderen sofort ins Auge fallenden Gründen, an einem Beispiel leicht veranschaulichen. Schon seit längerer Zeit, noch bevor der Name Ptomaïne aufkam, kannte man Fäulnisgifte, welche eine narkotische, ermüdende, lähmende Wirkung auf den Organismus ausüben. Wir wollen nun annehmen, daß ein Mann mit Strychnin vergiftet worden ist und daß in den zur Untersuchung kommenden Eingeweiden dieses Gift chemisch auch in der deutlichsten Weise nachgewiesen wird. Wir versuchen jetzt die physiologische Identifizierung und zwar, indem wir einem Frosche etwas von dem abgeschiedenen Gifte einspritzen, und siehe, der Starrkrampf, den eine minimale Menge Strychnin beim Frosche sonst verursacht, bleibt aus. Wir wissen jetzt, daß der Grund dafür daran liegen kann, daß unter Umständen eine Substanz bei der Fäulnis auftritt, die durch ihre lähmende Wirkung die krampferzeugende des Strychnins aufheben kann, und werden unser Augenmerk jetzt auf die Trennung beider richten können. Wüßten wir es nicht, so wäre ein „Non liquet" die unausbleibliche Folge, denn chemischer und physiologischer Nachweis dürfen sich natürlich nicht widersprechen.

Wenn diese Art des Auftretens der Ptomaïne naturgemäß in jedem Falle von direkter Bedeutung nur für eine oder wenige Personen ist, so ist eine andere von ganz allgemeiner hygienischer Wichtigkeit, das ist ihr Auftreten in verdorbenen Nahrungsmitteln. Das einzige Nahrungsmittel, welches vollständig frei von Eiweißstoffen ist und bei dem daher eine eigentliche Fäulnis unmöglich bleibt, ist der Zucker, alle anderen aber können bei eingetretener Zersetzung, die sich indessen unheilvoller Weise weder dem Geschmacke noch dem Geruche bemerkbar zu machen braucht, die Träger tödlicher Gifte sein. Es sei ausdrücklich bemerkt, daß man die Bakterien, welche eine derartige Zersetzung veranlassen, sehr häufig nicht gefunden hat; wenn wir aber trotzdem die hier auftretenden Toxine als Ausscheidungen solcher Lebewesen unbedenklich betrachten, so hat das seinen Grund darin, daß unserer ganzen Erfahrung zufolge eine Fäulnis ohne die Mikroben undenkbar und daß das Übersehen derselben, zumal wenn sie noch unbekannten Arten angehören, leicht erklärlich ist, wenn man die Schwierigkeiten bakteriologischer Entdeckungsreisen zu würdigen weiß.

In Württemberg war früher die Wurstvergiftung oder der Botulismus geradezu endemisch, man war hier an den Genuß ganz dicker Blutwürste und Schwartenmägen gewöhnt, welche schwierig durchzu-

räuchern und durchzukochen sind. Man hat Temperaturmessungen an 5—6 Pfd. schweren Schinken ausgeführt und gefunden, daß dieselben nach einer Kochdauer von drei Stunden im Innern erst 50—60° C. warm sind, daß also dadurch kaum die allerempfindlichsten Spaltpilze abgetötet worden sind. Daraus folgt, daß ein zehnstündiges Kochen kaum genügen würde, um bei einem Fleischstücke von entsprechender Größe vor späteren Zersetzungsvorgängen im Innern geschützt zu sein. Justinus Kerner, der Arzt und Dichter in Weinsberg, hat als der erste um das Jahr 1820 auf die schlimme Krankheit, bei der die Sterblichkeit 40% der Erkrankungen erreicht, aufmerksam gemacht. Es ist übrigens trotz aller Bemühungen noch nicht geglückt, das eigentlich giftige Prinzip der Würste aufzufinden, obgleich man giftige Basen mehrfach darin nachgewiesen hat, die aber andere als die botulistischen Erscheinungen bedingen; wohl aber hat man in sonstigen Leckerbissen die Ursachen ihrer Gefährlichkeit festgestellt, z. B. in einer faulen, farcierten Gans, deren Genuß eine Frau mit dem Leben büßen mußte, im gesalzenen Störfleisch, welches in Rußland sehr häufige Erkrankungen hervorruft. Das hier wirksame „Ptomatropin" gehört zu den intensivsten Giften, die wir überhaupt kennen, schon drei Milligramm sind imstande, zwei Menschen zu töten. Ganz neuerdings ist ein Ptomaïn in verdorbenen Sardinen gefunden worden, ebenso in giftigem Käse, welcher in Michigan die Erkrankung von 300 Personen verursacht hatte. Wenn wir jetzt einen Blick auf die pflanzlichen Nahrungsmittel werfen, so finden wir hier wohl das bedeutendste und sich noch dazu am häufigsten wiederholende Vorkommnis, welches überhaupt in den Kreis unserer Betrachtungen gehört, die Pellagra. Pellagra heißt „rauhe Haut" und nimmt ein Symptom dieser schleichenden, in Südeuropa, namentlich Norditalien, Südfrankreich, Spanien verheerend wirkenden Krankheit zum Namen für den gesamten Erscheinungskomplex, welcher sich außerdem noch in den schwersten Verdauungsstörungen und in Nervenaffektionen äußert, die sich bis zu Krampfanfällen, Blödsinn und Tobsucht steigern, ohne daß ein Mittel zur Heilung oder nur Linderung dieses elenden Zustandes bekannt wäre. Der berühmte Turiner Psychiater Cesare Lombroso namentlich hat es wahrscheinlich gemacht, daß die ganze tödlich verlaufende Krankheit eine Folge der Ernährung mit durch Feuchtigkeit verdorbenem Mais ist, die Arbeiten über die darin enthaltenen Maisptomaïne sind indessen noch nicht abgeschlossen.

Wir haben uns bis jetzt mit der Betrachtung der Erscheinungen bei Fäulnisvorgängen, d. h. bei der Einwirkung von Spaltpilzen auf tote Materien beschäftigt. Wie steht es nun bei der Invasion einer Bakterienschar oder einer Horde von Mikrokokken in den noch lebenden tierischen Körper? Wir sehen, abermals großenteils durch Briegers Untersuchungen, daß auch hier giftige Stoffwechselprodukte entstehen, und weiter, daß diese giftigen Ausscheidungen einer Verpflanzung, um zur Wirksamkeit zu kommen, nicht bedürfen, sondern schon in ihrem Heimatsorganismus die Schädlichkeit ihrer Natur entfalten können, kurz ausgedrückt, daß die insektiösen Krankheiten Vergiftungen mit den Stoffwechselprodukten der pathogenen Mikroben sind. Einwandsfreie Beweise liegen dafür schon mehrfach vor. Der obengenannte Gelehrte hat aus dem amputierten Arme eines am Wundstarrkrampfe erkrankten Mannes sofort nach der Operation ein Toxin zu isolieren verstanden, welches bei Kaninchen Starrkrampf erzeugte. Dasselbe gewann er, wenn er Starrkrampfbacillen auf Nährgelatine künstlich züchtete. Ließ er Typhusbacillen in einer Nährlösung wachsen, so konnte er nach einiger Zeit ein Ptomaïn daraus darstellen, welches einen Teil des Krankheitsbildes beim Typhus hervorrief. Neben Brieger hat sich besonders der englische Forscher Griffiths in der Isolierung derartiger Stoffe hervorgethan. Er fand im Harne von Rosekranken sein Erisypelin, im Harn einer Kindbettfieberischen sein Puerperin, beide erzeugten, in die Blutbahn eingeführt, schon in kleiner Menge hohes Fieber und Tod; auch in den Ausscheidungen eines Keuchhustenkranken fand er ein Toxin, welches Krämpfe erzeugte. Allein wir wollen diese Aufzählung nicht vermehren.

Die Ptomaïne sind natürlich nicht die einzigen Stoffwechselprodukte der Mikroben und somit auch nicht die einzigen direkten

Ursachen der Krankheiten. Es entstehen außer ihnen sowohl einfachere wie kompliziertere Verbindungen, auf deren Besprechung wir nicht eingehen wollen. Zu unserem Thema gehörig ist indessen noch die Frage, wie es sich mit dem Genusse des Fleisches kranker Tiere verhält.

In Lahr erkrankten 70 Personen, welche Schwartenmagen gegessen hatten, der von dem Fleische einer erkrankten Kuh herrührte, in Nordhausen 1876 3—400 Personen, welche das Fleisch einer Kuh genossen hatten, die krank war und geschlachtet wurde, während sie im Sterben lag. 43 Pfd. Fleisch eines krank gewesenen Kalbes waren 1878 die Ursache zu der berühmten Massenerkrankung gelegentlich des Schützenfestes zu Kloten im Kanton Zürich, welcher 600 Personen unterlagen. Weitere zahlreiche Beispiele ließen sich mit Leichtigkeit anführen, um zu beweisen, daß auch frisches Fleisch stark giftig sein kann, wenn es von kranken Tieren herrührt. Eine energische gesundheitspolizeiliche Überwachung des zum Verkauf oder überhaupt zum Konsum kommenden Fleisches ist daher eine dringende Notwendigkeit. Nicht bloß das Fleisch des toten Tieres, sondern ebenso der Gesundheitszustand des lebenden ist zu untersuchen, und Metzger, welche verdächtiges Fleisch heimlich verkaufen, sind als Giftmischer zu bestrafen.

Auch das Pflanzenreich liefert uns im „Mutterkorn" ein Beispiel der Entwickelung eines Ptomaïns im lebenden Körper. Prof. Kobert in Dorpat hat in dieser Wucherung, welche in manchen Jahren am Roggen, aber auch an der Gerste und dem Weizen auftritt und zuweilen bei Menschen und Tieren seuchenartige, qualvolle Krankheiten hervorbringt, unter anderem ein Alkaloïd „Cornutin" nachgewiesen, das sich durch enorme Giftigkeit, furchtbar schmerzhafte, zu dauernden Verkrümmungen führende Krämpfe hervorbringend, auszeichnet. Es muß als ein Stoffwechselprodukt des Mutterkorn bildenden Pilzes Claviceps, der sich unter günstigen Umständen auf dem Getreide entwickelt und die Auswüchse verursacht, aufgefaßt werden und ist daher unseren Körpern beizuzählen.

Wie man sieht, ist die wissenschaftliche, wie die gerichtliche und hygienische Bedeutung der Ptomaïne, unter ihnen in erster Linie der Toxine, eine außerordentlich hohe. Vergiftungen durch verdorbene Nahrungsmittel und bacilläre Krankheiten sind, daran zweifelt niemand, vor Tausenden von Jahren ebenso häufig, wenn nicht häufiger gewesen, wie jetzt, aber man könnte geneigt sein, die forensische Wichtigkeit der Fäulnisalkaloïde erst von dem Zeitpunkte an zu datieren, wo einer schon hoch ausgebildeten chemischen Analytik Gelegenheit gegeben war, sie zu entdecken, ohne ihren wahren Charakter zu erkennen und dadurch Unheil zu stiften. Dem ist indessen nicht so. Die Giftigkeit gewisser, im kranken Körper erzeugter Stoffe mußte früh schon mörderischen Zwecken dienen. Dunkle Andeutungen aus dem Altertume lassen darauf schließen, daß man sich der Wirkung der Säfte, welche einem gemarterten und hungernden Tiere entzogen wurden, wohl bewußt war. Von diesem Gesichtspunkte aus gewinnen die teilweise höchst ekelhaften Zusätze, wie sie als erforderlich zu manchen Gifttränken genannt werden, eine weit höhere als die mystische Bedeutung, die man ihnen bis jetzt zugestehen zu dürfen glaubte. Der Leser sieht indessen sofort, daß es sich hier nicht um Ptomaïne handelt, denn es fehlt ihre Entstehung durch Mikroben, welche wir als wesentlich für ihre Definition hingestellt haben, der Gedankenkreis aber für die Anwendung obiger Gifte ist derselbe, aus dessen Schoße jenes Gespenst hervorging, welches in Italien seit Anfang des siebzehnten Jahrhunderts wie ein Alp auf den Gemütern lastete, die Furcht vor der Aqua Tosana. Die Tosana vergiftete Tiere mit Arsenik, und aus ihrem gefaulten Speichel stellte sie einen Extrakt dar, der, wie wir heute sagen würden, ein arsenhaltiges Ptomaïn enthielt. Selmi hat, indem er in Arsenleichen höchst giftige derartige Substanzen auffand, die Möglichkeit der Darstellung der Aqua Tosana auf diese Weise experimentell begründet. Nicht zum erstenmale hat so die Wissenschaft einer Überlieferung, deren phantastische Unwahrscheinlichkeit der scheinbaren Aufgeklärtheit eines späteren Zeitalters Grund zu ihrer Verwerfung war, ihr geschichtliches Recht wieder eingeräumt.

Strandbilder.

Von
Reinhold Fuchs.

I. Island.

Der Sturm ist aus, doch ruhelos und schwer,
Gleich einem kranken Riesen, stöhnt das Meer,
Bleigraue Dünung wälzend in die Bucht
Des nordischen Eilands, während auf der Flucht
Vorm scharfen Westwind dunkle Wolkenlasten
Rastlosen Fluges durch den Himmel hasten.
Wie finstre Türme ragen rings die Klippen
Aus flutdurchwühltem, starrendem Basalt,
An deren sturmgepeitschte, nackte Rippen
Verzweifelnd sich die magre Flechte krallt.
Der Wanderfalke streicht mit stillem Lauern
Hoch um die scharfgezackten Klippenmauern,
Und krächzend hallt ein schriller Lummenschrei,
Die Klage dieser Felsenwüstenei.
Am Vorstrand, dran die Brandung gierig leckt,
Ragt eine braune Hütte, torfgedeckt,
Mit Fenstern, blind vom Sand, der sie umsprüht,
Die Augen gleichen, die vom Weinen müd'. —
Ein armes Weib, das Heringsnetze flickt,
Hockt vor der Thür'. — Wie trüb die Alte blickt,
Als kurze Frist die hagern Hände ruhn
Vom kargbelohnten, kümmerlichen Thun! —
Der Seewind zaust ihr spärlich, grau Gelock
Und wirft zu Füßen bleiches Schaumgeflock
Und braunen Tang ihr, doch sie achtet's nicht.
Starr, wie die Felsen, scheint ihr Angesicht,
Durchfurcht von herbem, stillgetragnem Weh.
Ihr Mann, ihr Sohn, sie ruhen in der See; —
Wie lange wohl? — kaum weiß sie's mehr zu sagen,
Und wo? — die Flut bleibt stumm auf alle Fragen.
Längst sind der Greisin Lächeln, Hoffen, Bangen
Des Lebens wie ein Traumgebild zergangen,
Und einsam starrt ihr Auge, thränenleer,
Durchs Felsgeklipp hinaus aufs graue Meer . . .





Blinde Mutter. Nach dem Bildwerk von L. Manzel.

II. Tongatabu.

Die Südsee glänzt wie blauer Stahl;
Am Muschelriffe sprüht ihr Schaum
Empor gleich flüssigem Opal;
Die Palmen rauschen wie im Traum.

Fern schwebt des Feuerberges Rauch
Als licht Gewölk in hoher Luft,
Und in des lauen Seewinds Hauch
Schwimmt üppiger Orchideen Duft.

Vom Klippenrande, wo der Quell
Sanftmurmelnd in die Salzflut rinnt,
Tönt Mädchenlachen silberhell,
Und schwarze Locken wehn im Wind.

Die Häuptlingstochter, braun und schlank,
Schmückt mit Korallen Stirn und Arm,
Und duftig, blütenreich Gerank
Flicht scherzend der Gespielen Schwarm.

Und wie die Brandung kommt und flieht,
Aufrauschend unterm Klippenhang,
So schwebt der Inseltöchter Lied
In leichtem Takt die Bucht entlang:

„Auf, Schwestern, schlingt zum Siegesfest
Euch bunte Federn in das Haar;
Wenn heut die Sonne sinkt im West,
Kehrt heim der Kriegspirogen Schar!

„Die Segel schwellt des Windes Hauch,
Und Sehnsucht schwellt der Helden Herz;
Bald steigt der Freudenfeuer Rauch
Zum vollen Monde himmelwärts.

„Die Kokosschalen füllt zum Rand
Mit süßem, würzigem Palmenwein;
Bald drückt der Freund euch sanft die Hand
Beim frohen Mahl im heiligen Hain!" —

Sie singen's, und ihr Auge lacht,
In wilder Anmut wogt ihr Tanz,
Und ringsum leuchtet Tropenpracht
Und blaue Flut und Sonnenglanz.



Die Magellanstraße und der Smyth-Kanal.

Text und Illustrationen von **Hans Bohrdt.**

(Abdruck verboten.)

Die Zeit der größten formenden Naturereignisse ist für unseren Erdball wohl vorbei. Seine gefestigte Rinde hat der schrankenlosen Gewalt der glühenden, kochenden Massen Grenzen gesetzt, und nur das Grollen des Erdbebens verrät noch die ohnmächtige Wut der Elemente. Welche Tage müssen es aber gewesen sein, als die noch schwache Rinde nachgab, die feurige Masse emporquoll und sich zu Gebirgen formte. Menschliche Augen haben es nicht gesehen, und doch redet die Natur deutlich genug von der Vergangenheit. Vom hohen Norden bis zum tiefen Süden muß damals die Erde geborsten und die Cordilleren empor gestiegen sein, welche ganz Amerika durchziehen. Dann ist das Meer gekommen und hat an den Stellen, wo es seine Macht ausüben konnte, formend gearbeitet, hier tiefe Erdspalten ausgefüllt, dort Felsen untergraben und durchbrochen, so daß die Südspitze Amerikas heute aus Hunderten von Inseln und Klippen besteht. Tiefe Kanäle trennen diese vom Festlande und bilden Wasserstraßen, welche nach und nach erforscht und der Schiffahrt dienstbar gemacht worden sind. Draußen schwillt die südwestliche Dünung des Stillen Oceans zu mächtiger Höhe an, hier in den Kanälen ist Ruhe und Stille, so daß der Schiffer sein Fahrzeug ungefährdet hindurch bringen kann.

Die größte und bequemste dieser Wasserstraßen ist die Magellanstraße, genannt nach ihrem Entdecker Magelhaens, welche die Inseln „Tierra del Fuego" (Feuerland) und „Tierra de la desolacion" (Insel der Trostlosigkeit) vom Festlande scheidet. Sie verbindet den Atlantischen mit dem Stillen Ocean, in ihr münden die Kanäle, welche durch die zahlreichen, an der Westküste Südamerikas vorlagernden Inseln gebildet werden und deren bedeutendster der Smyth-Kanal ist.

In der Magellanstraße herrscht jetzt der regste Schiffsverkehr. Sämtliche nach den Häfen der Westküste bestimmte Dampfer nehmen ihren Weg durch dieselbe. Der Smyth-Kanal wird seltener befahren, nur kleinere Schiffe, welche die hohe Dünung des Stillen Oceans zu fürchten haben, dampfen die über hundert geographische Meilen lange Strecke bis zum Golf de Peñas zwischen den Inseln hindurch.



Abb. 1. Punta Arenas, die südlichste Stadt der Welt.

Mit gewaltiger Leidenschaft hat die Natur hier in diesen Gegenden geschaffen. Die wilde Zerrissenheit der Felsen, die himmelhohen Schneegipfel und blauen Gletscher sind von überwältigender Wirkung auf das für Gottes Schöpfungen empfängliche Menschenherz.

Wir finden in Europa etwas Ähnliches an den norwegischen Küsten, jedoch bei weitem nicht von der Großartigkeit, wie sie die Südspitze Amerikas bietet.

Mir war es vergönnt, die beiden großen

Wasserstraßen zweimal zu durchkreuzen, und ich hatte dabei das Glück, beide Male einigermaßen sichtiges Wetter zu haben, so daß ich dem Leser eine kurze Beschreibung der landschaftlichen Wunder dieser Gegenden, wie sie sich dem auf eilendem Postdampfer befindlichen Reisenden darbieten, geben kann.

Bei Kap Virgens auf etwa 52° südl. Breite befindet sich die östliche Einfahrt aus dem Atlantischen Ocean in die Magellanstraße. Vorliegende Sandbänke machen die Schiffahrt schwierig, so daß bei nebligem Wetter einige Gefahr vorhanden ist, aufzulaufen. Die Küste ist hier noch niedrig, eine Baake, welche in nächster Zeit durch einen Leuchtturm ersetzt werden soll, dient als Richtungsmarke. Bald kommt auch Feuerland in Sicht, und nach einigen Stunden Fahrt befindet sich der Dampfer vor dem ersten Engpaß, wo Insel und Festland nahe aneinander treten. Ein paar Hütten und weidende Schafe verraten eine Ansiedelung an dieser Stelle. Beim Weiterfahren weicht das Land bald zurück, bald nähern sich die Küsten wieder. Auf der Feuerlandseite blitzen schon hin und wieder durch das dichte Gewölk die ersten Schneegipfel. Ferner, aufsteigender Rauch auf dem Festlande verkündet eine größere menschliche Niederlassung. Es ist Punta Arenas, die südlichste Stadt der Welt (Abb. 1). Das Schiff wirft hier Anker, um die Post abzugeben, Kohlen einzunehmen und Güter zu löschen oder zu laden. Wir befinden uns auf chilenischem Boden. Über die Stadt selbst ist nicht viel zu sagen. Das Merkwürdigste an ihr ist eben der Umstand, daß sie die südlichste unseres Erdballes ist. Niedrige Häuser meist aus Holz, ein paar Kirchen, Hafenanlagen primitivster Art, damit wäre der Beschreibung Genüge gethan. Die Bevölkerung ist dagegen um so bunter: Europäer, Chilenen, Gauchos und hin und wieder auch Feuerländer aus den Missionen geben in ihren malerischen Trachten ein fesselndes Bild ab. Ehemals eine Strafkolonie Chiles, hat die Stadt schwere Kämpfe mit den umwohnenden wilden Völkerschaften zu bestehen gehabt, und erst nach und nach haben sich letztere daran gewöhnt, die Zivilisation des weißen Mannes zu dulden. Trotz ihrer Unscheinbarkeit herrscht doch hier ein reger Handelsverkehr, namentlich hervorgerufen dadurch, daß die Stadt zur Station sämtlicher, die Magellanstraße passierenden Dampfer und Schiffe geworden ist. Ich möchte bei dieser Gelegenheit eine kleine — sagen wir Naivität unserer lieben englischen Vettern, die da glauben, daß der gesamte Erdball ihnen von Rechts wegen gehören sollte, erwähnen. In allen englischen Schiffahrtsanzeigen findet man, daß der Dampfer „soundso" in Sandy Point hält. Nun suche dir, lieber Leser, auf der Karte den Ort. Du wirst ihn nicht finden, da Mr. Englishman Punta Arenas einfach in seine geliebte Sprache übersetzt hat. Ich glaube die Engländer bekämen es fertig, unseres braves Neustadt an der Dosse — New town on Dosse zu benamsen.

Die Patagonier, welche an Bord kommen, um Guanaco-, Puma- oder Pantherfelle zu verkaufen, sind von ungewöhnlich großem, starkem Körperbau und verraten in ihren blitzenden Augen Energie und Zähigkeit.

Die Schiffe bleiben in Punta Arenas gewöhnlich des Nachts über vor Anker liegen, um am andern Tage in einem Zuge die Strecke bis Kap Pillar durchlaufen zu können.

Kurze Zeit nachdem das Schiff die Stadt verlassen hat, beginnt die Küste zu beiden Seiten höher und höher zu werden. Die Felsen schließen sich drohender zusammen, eine üppige Vegetation, meist immergrüne Baum- und Straucharten, hängt an den steilen Wänden herunter oder krönt die Gipfel der Berge. Bald lugen Schneespitzen über die düsteren Felsmassen. Höher und höher türmt sich das Gebirge. Wir sehen die Kordilleren vor uns. Ein weit vorspringender, hoher, über und über mit Moos und Kräutern bewachsener Felsen, umsäumt von hohen schneebedeckten Bergen wird passiert. Es ist dies das Kap Froward, die südlichste Spitze des amerikanischen Festlandes (Abb. 2). Von hier ab nimmt der Dampfer den Kurs nach Nord-West. Enger drängt sich das Land zu beiden Seiten zusammen. Immer zerrissener werden die drohenden Felsen, höher, steiler und spitzer die Schneegipfel. Schwere dunkle Wolken wälzen sich über die Landschaft, für Augenblicke alles verhüllend, dann dringt die Sonne wieder siegreich hindurch, die Wolkenschleier zerreißen. In blendendem Weiß strahlt die

Kordillere, dazwischen blinkt hier und da in blauem Lichte ein Gletscher wie ein einziger großer Edelstein. Stiller und aufgewirbelten Wassers. Oben am Himmel jagen die Wolken, unten zwischen den hohen Felsen ist heilige Ruhe. Alles ist in



Abb. 2. Kap Froward, die südlichste Spitze des amerikanischen Festlandes.

stiller wird es auf dem Schiffe, man hört nur das eintönige Ächzen der Maschine und das Rauschen des von der Schraube stummer Andacht vor der gewaltigen Schöpfung Gottes. Menschen, welche die Rast und Ruhelosigkeit des Erwerbs abge-

stumpft, ja oft zu viehischer Gefühlsroheit erniedrigt hat, unterbrechen angesichts der Wunder der Natur ihre banalen Reden oder habgierigen Spiele, schauen stumm hinaus, und vielleicht dämmert bei manchem im verrotteten Gehirn eine höhere Empfindung, eine Ahnung der Allmacht, welche in so gewaltigen Tönen zu ihnen redet.

An einigen Stellen engt sich das Fahrwasser so zusammen, daß das Schiff nur wenig Raum hat, durch den Engpaß zu kommen. Wie Kulissen im Theater stehen die Felsen hintereinander, während hohe Schneegipfel und Gletscher den Hintergrund bilden.

Öde, einsam und verlassen liegt die wunderbare Landschaft da, kaum daß ein paar Vögel die Lüfte durcheilen. Da steigt im Westen Rauch auf. Aus dem Nebel heraus werden Masten sichtbar. Es ist der nach Europa bestimmte Postdampfer. Lebendig wird es auf dem Schiffe. Die Dampfpfeife grüßt den Entgegenkommenden von weitem, Flaggen steigen an den Masten empor. Näher heran kommen die beiden stolzen Fahrzeuge. Bord an Bord rauschen sie aneinander vorbei, die Flaggen werden zum Gruße gesenkt, Hunderte neugieriger Augen blicken herüber und hinüber, ein dreifaches „Hurra" tönt den Ausfahrenden und Heimfahrenden entgegen. Europa grüßt Europa, ungeachtet welcher Nation der Gegensegler ist; in dieser Einöde, in solchen Augenblicken fühlt sich die weiße Rasse eines Stammes. Noch einmal tönt die Dampfpfeife des dahineilenden Schiffes, die Entfernung vergrößert sich, bald zeigt nur noch die schwache Rauchsäule den Weg, den die Heimkehrenden genommen, bis auch diese dem Auge entschwunden ist.

Ein breiter, unabsehbarer Sund zur Linken deutet das Ende der Insel Feuerland an, das Schiff dampft weiter dicht unter der Insel Tierra de la desolacion. Nach und nach nimmt die Höhe der Schneegipfel ab, nur steile Felsen drohen zu beiden Seiten, meist entblößt von jeder Vegetation. Hin und wieder zeigt sich ein verbrannter Wald, dessen schwarze, verkohlte Stämme der steilen Küste ein unheimliches Aussehen geben. Der schwere Südwestwind nimmt an Stärke zu, die schwarzen Brisen huschen über das Wasser, am Himmel jagen die Wolken, ein Zeichen, daß das Schiff sich auf einen harten Kampf mit den schweren Wogen des Stillen Oceans vorzubereiten hat. Die Mannschaft an Bord arbeitet emsig. Alle Luken und Eingänge werden verschalkt, die runden Fenster fest verschraubt, die Lichtschachte geschlossen. Dichte Rauchwolken aus dem Schornstein zeigen an, daß man den Koloß mit Kohlen füttert, um die nötige Kraft zum Kampfe zu schaffen. Das Land wird niedriger, das Wasser breiter. Eine lange Dünung fängt an, das mächtige Schiff zu bewegen. Höher und höher schwellen die Wogen, zur Rechten weicht die Küste mehr und mehr zurück. Noch bietet die Insel Schutz, aber draußen hinter den letzten steilen Felsen sieht man riesige Wasserberge sich heranwälzen. Es ist der Stille Ocean, das gewaltige Meer, welches vom Südweststurm gepeitscht sich in ohnmächtiger Wut an den Felsen bricht und seine schweren Wogen in die Magellanstraße drängt. Jetzt passiert das Schiff Kap Pillar, ein paar einzeln stehende Felsenpfeiler (Abb. 3). Die erste Riesenwoge rauscht heran. Ächzend und stöhnend klimmt das Fahrzeug den Berg hinan, um alsdann, sich tief verneigend, über und über in Schaum und Gischt gehüllt, das Thal der Welle zu durchfurchen. Oftmals schlägt die Schraube, ohne Wasser zu fassen, wild in der Luft umher, im nächsten Augenblicke wieder wirbelt sie die blauen Massen der Tiefe an das Tageslicht. Die Masten neigen sich so tief zur Wasserfläche, daß die Raaen die Spitzen der Wellenberge berühren.

Die hier stehende See ist wohl eine der höchsten der Welt. Der immerwährende Südwest läßt das Wasser nicht zur Ruhe kommen. Dabei stürmt es im Jahre etwa an zweihundert Tagen so, daß die Bedingungen gegeben sind, einen solch hohen Wellengang zu erzeugen. Wasserberge von sechzig Fuß sind gemessen worden. Die Entfernung von Gipfel zu Gipfel beträgt oft 800 bis 1000 Mtr., so daß das Auge nur eine geringe Anzahl von Wellen zu überblicken imstande ist. Die Schiffe arbeiten in diesen Wogen verhältnismäßig ruhig, nur ist Gefahr vorhanden bei allzu großem Neigungswinkel des Rumpfes nach der Seite hin, daß die Maschine Schaden leidet. Der Klinometer unsers Dampfers zeigte beim Schlengern 40 bis 42° Neigungswinkel nach jeder Seite hin, so daß

alles zum Schiff Gehörige einen Kreisabschnitt von 80 bis 84° beim jedesmaligen Überholen zu beschreiben hatte. Es kommt Neigungswinkel des Schiffes zu groß, so muß letzteres beidrehen, um der Gefahr der Kesselbeschädigung zu entgehen. Um dem



Abb. 3. Kap Pillar. Westlicher Ausgang der Magellanstraße.

dabei leicht vor, daß das Wasser im Kessel zu weit überschießt, die Heizröhren frei werden und durchbrennen. Wird daher der Leser einen Begriff von der Höhe und Größe jener Wellenberge zu geben, führe ich nur an, daß bei einem solchen großen

Schiff in der Nordsee, selbst beim größten Sturme, der Neigungswinkel kaum 10° nach jeder Seite hin betragen würde.

Nach Passieren des Kap Pillar suchen die Schiffe die hohe See zu gewinnen, um nicht bei Unglücksfällen an der Maschine eine unliebsame Bekanntschaft mit den Felsen zu machen. Gegen einen solchen geschleudert, bliebe in kürzester Zeit von einem Fahrzeuge nichts weiter übrig, wie die Erinnerung.

Der Kurs der Schiffe geht daher erst lange, nachdem die Küste in Nebel versunken ist, nach Norden den verschiedenen Zielen zu.

Kleinere Dampfer als die der englischen Postlinie hüten sich wohl, falls sich draußen im Stillen Ocean schweres Wetter zeigt, Kap Pillar zu passieren, sondern dampfen durch den Smyth-Kanal, was allerdings die Reise um einige Tage verlängert. Besonders wählen die von den Häfen der Westküste Amerikas kommenden Schiffe den Weg durch den Kanal, um sicher zu fahren und das übelberüchtigte Wetter beim Kap Pillar zu vermeiden. Die Reise ist außerdem für den Passagier die lohnendste, da die landschaftliche Schönheit des Kanals die der Magellanstraße noch bei weitem übertrifft.

Die Einfahrt in den Smyth-Kanal ist, von Norden kommend, durch den Golf de Peñas. Durch ein Gewirr von Klippen steuert der Dampfer aus dem hochgehenden Stillen Ocean in den ruhigeren Golf hinein. Bald engt sich das Land wieder zusammen, und die hohe Kordillere tritt näher an die Küste heran. Hunderte von Inseln in den seltsamsten Formen werden passiert. Ein steil, in spitzem Winkel nach dem Wasser zu abfallendes Kap, „Cockshead“ genannt, bildet etwa den Eingang in den Kanal. Der Kurs des Dampfers geht schlangenartig durch die vielen Engpässe hindurch bis zu Grays harbour, woselbst die Felsen so nahe aneinander treten, daß Schiffe die Durchfahrt nur bei ganz stillem Wetter und Hochwasser wagen dürfen. Unser Dampfer warf daher Anker in der Bucht, um bis zum anderen Morgen zu warten. Die günstige Gelegenheit wurde von uns Passagieren benutzt, um einen Ausflug im Boote zu machen. Der Eindruck, den diese gewaltige Einöde macht, ist schwer zu beschreiben. Rings umher kein Laut eines fremden Wesens. Der eintönige Ruderschlag unserer Mannschaft ist das einzig Hörbare. Wir versuchten in die Wälder zu dringen. Unmöglich. Der Untergrund ist sumpfig und morastig. Schlinggewächse jeder Art versperren den Weg, ja die Vegetation ist hier viel hinderlicher, als in den Urwäldern Brasiliens. Eine Überraschung sollte uns jedoch große Freude bereiten. Auf einer kleinen Insel gewahrten wir an einem Baume eine schwarze Tafel mit der Aufschrift S. M. S. Moltke, 19. Juli 1883 (Abb. 4).



Abb. 4. Andenken an S. M. S. „Moltke.“ Gray's harbour im Smyth-Kanal.

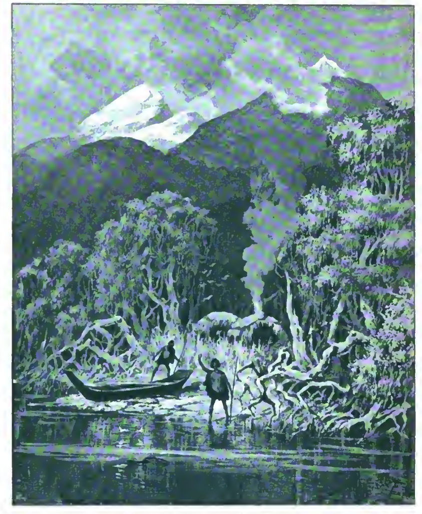


Abb. 5. Port Grappler im Smyth-Kanal.

Die stolze Kreuzerfregatte, welche den Namen unsers verewigten Helden trägt, hatte hier in der weltfremden Einöde einst geankert und zum Andenken daran diese Tafel zurückgelassen. Es ist überhaupt ein schöner Brauch der Kriegsschiffe, solche Erinnerungen zurückzulassen, wir haben späterhin mehrere davon aufgefunden und uns gefreut, Namen unserer Kriegsmarine zu finden.

Es war ein schöner, sonniger Augenblick, als wir das beredte Zeichen unserer Landsleute erblickten. Nun wurde das Boot grün geschmückt, wir schrieben unsere Namen mit auf die Tafel und kehrten in gehobener Stimmung an Bord zurück.

Als der Anker gelichtet war, dampfte das Schiff vorsichtig dem Engpaß der English Narrows zu. Die Felsen stehen so nahe aneinander, daß eine Durchfahrt für ein großes Schiff kaum möglich erscheint.



Ruderregatta auf der Außenalste
(Photographieverlag der Photo



. Nach dem Gemälde von Ferd. Bezin.
graphischen Union in München.)

Eine peinliche Stille entstand an Bord, als die elektrische Glocke das Signal zum Stoppen gab. Langsam schlich der Dampfer so nahe zwischen den Felswänden hindurch, daß wir fast die überhängenden Sträucher mit den Händen fassen konnten. Die Maschine arbeitete kaum hörbar. Eine Biegung im Fahrwasser zeigte neue Gefahr, den Felsen zu streifen. Die Schraube arbeitete ein paar Schläge rückwärts, um neuen Anlauf zu nehmen. Noch einige Male das verdächtige Läuten der elektrischen Glocke, und nach einigen peinlichen Minuten dampft das Schiff in freieres Wasser. Während der Weiterfahrt durch die vielen Sunde und Buchten steigt die Kordillere zur Linken immer höher an. Die Vegetation des Vorlandes scheint noch üppiger zu werden. Abends rollt der Anker in Port Grappler in die Tiefe (Abb. 5). Wir befinden uns vor dem zweiten gefährlichen Engpaß, den Guia Narrows. Wenn hier in diesen Gegenden von Ports oder Häfen die Rede ist, so verstehen sich darunter nur Ankerplätze, europäische Ansiedelungen existieren überhaupt nicht, und selbst die Eingeborenen zeigen sich selten. Öde und weltverlassen liegen die Paradiese landschaftlicher Schönheit da. Hier in Port Grappler sollten wir mit den Eingeborenen, den Pescheraes oder Feuerländern, in nahe Berührung kommen.



Abb. 6. Pescherae-Familie in Port Grappler.

Der Ankerplatz selbst liegt ungemein malerisch, die hohen Felsen schließen die stille Bucht vollständig ein. Die üppige Vegetation zieht sich von den Höhen bis tief hinab zum Strande, ja selbst im Wasser wuchert das Grün aus tausend überhängenden Baumstämmen hervor. In der Mitte des Hafens befindet sich eine kleine Insel, welche die Besatzungen früher hier vor Anker gegangener Kriegs- und Expeditionsschiffe mit Tonnen, bemalten Brettern und Flaggenstangen malerisch geschmückt haben. Hier befand sich früher eine Posttonne, welcher die Kriegsschiffe aller Nationen ihre Briefe anvertrauten und aus der sie solche zur Weiterbeförderung entnahmen.

In der Nähe dieses Ankerplatzes halten sich meist ein paar Familien der Eingeborenen auf, da sie wissen, daß Passagiere der Postdampfer ein weiches Herz für alle Wilden haben. Jedoch scheinen sie den weißen Brüdern nicht allzusehr zu trauen, da bei unserer Einfahrt in die Bucht ein Boot mit Eingeborenen eiligst das Weite suchte. Unser Kapitän versicherte uns, daß sie ihre Gerätschaften den Augen der auf Raritäten fahndenden Europäer entziehen wollen. So unrecht haben die Leute durchaus nicht. Ich selbst habe den farbigen Brüdern einen Rindentopf und Fischgerät, freilich gegen Entgelt, abgenommen.

Als die ersten Dampfer der deutschen Kosmoslinie durch den Smyth-Kanal fuhren, trafen sie hier in Port Grappler einen alten Kaziken, dem die Mannschaft einen abge-



Abb. 7. Pescheraeboot in Port Grappler.

tragenen preußischen Uniformrock nebst Mütze schenkte. Dieser wilde Mann wurde „Lehmann" getauft und kam jedesmal, wenn ein deutsches Schiff in der Bucht ankerte, im Vollgefühl seines würdigen Aussehens an Bord.

Seit der Zeit ist der Name „Lehmann" auf alle Pescheraes übertragen worden, und letztere hören auf diesen Anruf.

Als unser Dampfer „Theben" vor Anker gegangen war, bemannten wir das Boot, um der „Familie Lehmann" einen Besuch abzustatten. Aufsteigender Rauch zeigte die Stelle, wo dieselbe hauste. Noch ehe das Boot den Strand berührte, kamen uns ein paar wilde Kerle entgegen, welche uns mit den Lauten „Car-wa-tschi" einluden, näher zu treten.

Es waren abschreckend häßliche Menschenbilder von mittlerer, meist sogar kleiner Gestalt, verhältnismäßig breitem magerem Oberkörper und entsetzlich dünnen Extremitäten. Die bartlosen Gesichter, von dickem, rabenschwarzem Haarwulst umgeben, zeigten den Ausdruck der rohesten Stupidität. Durch die langen, schwarzen Wimpern blickten grämliche, tiefliegende, triefende Augen, welche ihr glieriges Aussehen wohl durch den Rauch und die schlechte Luft in den Hütten erhalten haben. Über die Weiber will ich schweigen, sie sind eine Karikatur der schaumgeborenen Göttin. Die ganze Familie ging fast nackt, trotzdem das Thermometer unter 0 stand. Die wenigen Kleidungsstücke, meist Felle oder alte Tuchlappen, schützen nur den Rücken und die Lenden etwas (Abb. 6).

Der alte Herr Lehmann lud uns mit großer Liebenswürdigkeit in seine Hütte ein, während eine seiner Gemahlinnen ihren jüngsten Sprößling bei den Haaren ergriff und ihn uns mit mütterlichem Stolze zeigte. Das Gerüst dieser halbkugelförmigen Hütten besteht aus gebogenen Ästen, welche mit Bast verbunden sind. Darüber werden Felle und Schilf gelegt und so einiger Abschluß gegen die rauhe Luft geschaffen. In der Mitte der Hütte brennt das Feuer, dessen Rauch nur spärlichen Ausgang durch eine Öffnung hat, dagegen die mit Fett eingeriebenen Insassen derartig durchdringt, daß sie wie geräucherte Speckschwarten aussehen und ebenso riechen. Die Pescheraes stehen auf der niedrigsten Kulturstufe. Wenn man die umgebende Natur ansieht, so begreift man, daß es nicht anders sein kann. Der undurchdringliche Wald, welcher wenig oder gar keine Nährpflanzen birgt, die unübersteigbare Kordillere zwingen den Menschen, an dem sehr schmalen unfruchtbaren Strande zu vegetieren. Fische, Muscheln, thranige Vögel, hin und wieder Robben bilden die Nahrung. Unseren kommunistischen Weltverbesserern würde das Herz aufgehen, wenn sie hier ihre Ideale von Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit verwirklicht sähen. Das Völkchen lebt thatsächlich im ausgiebigsten Kommunismus. Daß dabei der Stärkere dem Schwächeren ungestraft häufig den Schädel einschlägt, ändert nichts an dem gemütlichen, gegenseitigen Verkehr und würde auch wohl im Idealstaate der Zukunft gang und gäbe sein.

Die Rasse der Feuerländer erhebt sich in ihren äußeren Gewohnheiten nicht viel über das Tier. Trotzdem lernen sie leicht und haben schon einige Übung, mit den Europäern zu verkehren. Tabak, Streichhölzer, Schiffszwieback, alte Konservenbüchsen sind ihr hauptsächlichstes Begehr. So wenig

Sorgfalt und Mühe der Peschera auf seine Hütte und sein Äußeres verwendet, so fleißig und geschickt ist er beim Bau seiner Boote und Fanggerätschaften. Es ist unglaublich, was diese Urmenschen mit den primitivsten Werkzeugen darin zustande bringen können. Die Boote sind sauber und schön gearbeitet, die Spanten genau mathematisch gesetzt und die Planken mit



Abb. 8. Kordillera de Sarmiento im Smyth-Kanal.

Bast fest daran verschnürt. Eine Art Harz liefert ihnen die Dichtung für die Nähte, häufig machen sie auch den ganzen Bau

mit Robbenfellen wasserdicht. Solch ein Fahrzeug ist ungefähr dreißig Fuß lang, hat etwa die Form unserer Flußkähne und trägt, wenigstens bei den Pescheraes der Kanäle, vorn statt des Stevens ein langes Brett, um beim Fischstechen einen bequemen Ruhepunkt zu haben. In der Mitte befindet sich auf einem Aschhaufen das Feuer, welches auf der Fahrt Tag und Nacht über erhalten wird. Eine Familie unternimmt auf einem solchen Boote weite Reisen von einer Bucht zur andern, um fischreiche Plätze aufzusuchen. Recht malerisch sah es aus, als abends einige Boote an unseren Dampfer anlegten. Die Feuer beleuchteten die wilden Gestalten, ihr unaufhörliches Rufen und Singen hallte in der stillen Bucht wieder (Abb. 7).

Der andere Morgen traf uns frühzeitig schon bei den Guia Narrows. Obgleich diese nicht so schwierig zu passieren sind, wie die English Narrows, so erforderte die Durchfahrt doch große Vorsicht. Wehe dem Schiff, das die starren Felsen streift. Die dünne Eisenwand würde sofort eingedrückt werden und das Fahrzeug versinken.

Hinter dem Engpaß erhebt sich die Kordillere zu gewaltiger Höhe, die Felsen werden immer zerrissener, die Formen der Schneegipfel immer bizarrer. Ein im wunderbaren Blau glänzender, zehn geographische Meilen langer Gletscher zeigt sich zur Linken. Stundenlang dampfen wir vorwärts, ohne den schwimmenden Kristall aus den Augen zu verlieren. Bald decken große Schneefelder, bald zackige, schneebedeckte Spitzen den Gletscher, doch immer wieder blitzt das prächtige Blau hervor.

Am wunderbarsten formt sich die himmelhohe Kordillera de Sarmiento (Abb. 8). Schneespitzen wechseln mit grünblau schimmernden Bergvergletscherungen ab. An einer Stelle stieg aus dem Bergmeer eine riesige Säule, gleich einem Kirchturm empor, deren Spitze die Wolken verhüllten. Die gerade hervorbrechende Sonne rief eine wunderbare Wirkung auf diese Landschaft hervor. Zwischen den im grellsten Weiß strahlenden Schneegipfeln schimmerte das sanfte Blaugrün der Bergvergletscherung, tiefe violette Schatten zogen sich hinab zu den Thälern. Die düsteren moosbewachsenen Felsen hoben sich grell vom hellen Hintergrunde ab, während sich das ganze herrliche Bild in dem stillen tiefdunkelen Wasser wiederspiegelte. Es wird schwer halten, einen stärkeren, gewaltigeren Ausdruck der Natur auf unserem Erdball zu finden.

Allmählich wird das Wasser breiter. Die Kordillere schwimmt nur noch in der Ferne. Bei Kap Tamar empfängt uns die hier durch das Vorlagern der Tierra de la desolacion geschwächte Dünung des Stillen Oceans. Noch einmal wirft das Schiff in der Bucht von Tamar Anker, um bei einer Sandbarre Hochwasser abzuwarten. In dem Hafen hat sich oft Hunderte von Fuß messender Riesentang angesammelt, so daß es schwer ist, mit den Booten zu Lande zu kommen. Nach Eintritt des Hochwassers dampfen wir am Kap Tamar vorbei in die Magellanstraße und werfen nach weiterer zwölfstündiger Fahrt Anker in Punta Arenas.

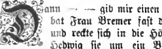
Mutter.

Erzählung

von

Goswina v. Berlepsch.

(Fortsetzung.)



Dann — — gib mir einen Kuß!" bat Frau Bremer fast demütig und reckte sich in die Höhe, da Hedwig sie um ein Beträchtliches überragte. — — „Ich danke dir, mein liebes Kind! Es ist der erste, den du mir gibst! Gestern, da hieltest du mir nur so die Wangen hin."

Sie huschte voll Geschäftigkeit hinaus. Ein leichter Geruch wie von gebeiztem Braten, Zwiebeln und dergleichen — da Mütterchen sich jedenfalls schon in der

Küche umgethan hatte — war eine Weile noch im Zimmer bemerkbar. Hedwig nahm ihre kleine Naphtaspritze, die sie auf Reisen mit sich führte, und zerstäubte die wohlriechende Flüssigkeit.

Als sie später in der Wohnstube beim Frühstück saß, kamen bald nacheinander Julius und seine Schwester, beide frisch angehaucht von der schneidigen Kälte draußen.

Für Julius war nämlich, da die kleine Wohnung keinen Raum hatte, um auch ihn zu beherbergen, von guten Nachbarn das beste, das Staatszimmer eingeräumt worden, in das er ohne Pardon hineinmußte. „Prächtige Menschen, die gleich bei der Hand waren, als sie von eurem Besuch hörten," versicherte Mütterchen. „Die Frau Direktor freut sich auch unendlich, deine Bekanntschaft zu machen. Direktors kennen nämlich meinen Julius, seit er so war." Sie machte eine knixende Bewegung und hielt die Hand kaum ein paar Spannen hoch überm Boden.

Julius' Erscheinen wirkte befreiend auf Hedwig. Ob er etwas davon merkte? Ein verschleierter Blick ruhte auf ihr. Die gute Mutter hatte jedenfalls schon fleißig geplaudert und war ganz intim mit ihr. Das nervöse Unbehagen war schon wieder da.

Hedwig strich ihm Butterbrote, wiewohl er von der Frau Direktor, ob er wollte oder nicht, bereits zu einem opulenten Frühstück mit Christstollen und allen möglichen Leckereien genötigt war — ach! diese biederen Leute —!

„Wann werdet ihr denn euern Besuch bei Direktors machen?"

„Besuch?" fuhr Julius entsetzt auf.

„Ja —" die alte Frau war ganz erschrocken, — „das versteht sich wohl — von selbst —"

„Sieh, wie ein Mann über so etwas außer Fassung geraten kann!" scherzte Hedwig. — „Diesen Besuch können wir ja später besprechen. Ich möchte, daß du mir deine Vaterstadt ein wenig zeigtest, Julius."

„Mein Vaternest!" —

„Julius!"

„Er hat mir die schönsten Dinge davon erzählt, liebe Mutter, — von alten Wegen und Plätzchen, von allerlei Leuten. Nun möchte ich das sehen. Komm, caro mio!"

Hedwig war liebenswürdig! Julius sprang auf und wollte sie stürmisch umarmen, — eine leise Abwehr, obgleich ihr das helle Rot in die Wangen schoß, hielt ihn zurück.

Arm in Arm schritten sie aus dem Hause, ein stattliches Paar, Hedwig in ihrem langen Pelz von imponierender Vornehmheit.

Frau Bremer konnte sich nicht enthalten, das Fenster zu öffnen und ihnen nachzusehen, solange sie vermochte. Welch' ein Stolz! Auch die begegnenden Leute drehten sich alle um und blickten ihnen nach. — —

Längs des Flüßchens, an welchem Föhrenberg liegt, ziehen sich hübsche Anlagen, vom Verschönerungsverein geschaffen, den natürlich auch diese Stadt besitzt. Von hier führen gut gehaltene Pfade aufwärts durch Tannen- und Laubwald, über einen weiten Bergrücken ins Land hinaus.

Julius führte seine Braut hierher, um der Neugier der Leute zu entgehen und ungestört mit ihr allein zu sein. Nirgends war es im Winter leerer als hier, da die Föhrenberger keine zwecklosen Spaziergänge liebten.

Das Glockengeläute, welches zu den verschiedensten Malen seit früh morgens sich hören ließ, folgte den beiden auch hierher in die winterliche Stille.

„Die Leute sind wohl sehr kirchlich hier?" fragte Hedwig.

„Du lieber Gott, ja. Das gehört so mit ins Programm."

„Für jeden, der ein guter Bürger heißen will. Und da steht man natürlich unter fleißiger Kontrolle der lieben Mitmenschen?"

„Ja, kleine Städte und ihr Philistertum — das muß man kennen gelernt haben!" seufzte Julius.

Hedwig blieb stehen. — — „Weißt du, Julius, daß ich — jetzt, hier erst deinen Wert recht erkenne?"

Etwas wie Verlegenheit flog über sein Gesicht. — „Wieso?"

„Versteh' mich recht! — Seit ich dich hier gesehen. — Wie bist du dem allem entwachsen und doch treu geblieben!"

„Nicht wahr, die Mutter — Gertrud — alles ist dir befremdlich?" fragte er, wie befreit. „Sei offen! Ich kann mir's ja denken. — — Das ist einmal so: man kann bei aller Anhänglichkeit derart aus-

einander wachsen, daß ein Zusammenleben später unmöglich wird. Und doch, du glaubst nicht, was für Menschen sie sind, Mutter wie Gertrud, — goldlautere Herzen."

„Und du, Julius?" fragte sie innig. Dann in einen anderen Ton übergehend: „Jetzt sollst du den Kuß haben, den ich dir vorhin versagte. — — — — Ach! wie köstlich still ist's hier! Laß uns weiter gehen — noch viel weiter!"

Sie schritten den Weg nach der Höhe. Alles war voll bereift, die Sonne hinter Nebeln verschwunden. Zwischen den Bäumen webte weißer Duft, der die ferneren Waldpartieen verschleierte. Diese winterliche Einsamkeit, alles weiß in weiß, starr und lautlos, hatte etwas Geheimnisvolles.

— „Ich kann mir das gar nicht recht vorstellen," fuhr Hedwig fort, „ein ganzes Leben in solch' engem Rahmen, wie das deiner Schwester zum Beispiel."

„Die fühlt sich ganz wohl. Sie hat ja ihre Berufsthätigkeit."

„Wärest du damit ganz zufrieden?"

„Bei Frauen ist das etwas anderes."

„Meinst du?! — — Ein unausgelebtes Leben bleibt wohl für alle gleich."

Er lachte. „Glaub' mir, das Schmerzenswort vom ungelebten Leben kennt man hier höchstens aus Romanen. Darin sind uns ja diese glücklichen Leute über, daß sie mit dem Leben viel einfacher fertig werden."

— „Fertig werden!"

„Ja, es simpler auffassen, anfassen, wie du willst." Er schaute sie fröhlich an. „Zum erstenmal sehe ich dich empfindsam!"

Sie blickte in den bereiften Wald. — „Weil ich glücklich bin! — Ich bin stolz zu sehen, was du geworden," sagte sie ernst. „Jetzt erst habe ich die Züge alle, die mir dein Bild zusammensetzen. Du verbirgst sie manchmal — ja, ja! Du verleugnest sie, du seltsamer Mann, — aber ich weiß, sie sind da und halte mich fest an sie. —" Sie sagte es ihm beinah flüsternd ins Ohr. „Denn ich habe an dir auch gezweifelt, mich gegen dich gewehrt. Es kam nicht über Nacht, wie es jetzt ist, — weil ich keine wachsweiche Seele bin."

„Gott sei Dank! — — Und trotzdem —"

„Ging ich dir entgegen. Ich ertrug diese Dämmerung nicht; ich mußte ihr ein Ende machen."

„Du bist eine Ketzerin gegen die echte Weiblichkeit, — Dämmerung ist Poesie!"

Hedwig hielt inne. — — „Sieh dort, der erste Mensch, dem wir begegnen."

„Das kann nur ein Selbstmordkandidat sein."

„Oder jemand, wie wir."

„Hast recht," sagte er, ihren Arm zärtlich an sich drückend.

Er sah nach oben, wo unter einer Baumlichtung, halb vom Nebel verschleiert, jemand stand, regungslos, jedenfalls dem Ausblick, der sich dort öffnete, zugewendet. — „Wie eine dunkle Säule steht es da. Ich kann nicht erkennen, ist's Mann oder Frau?"

Sie kamen näher.

Da wandte sich die Regungslose — es war eine Frauengestalt — mit einemmale wie jemand, der angerufen wird — und ließ den bereiften Buchenast, den sie in der Hand gehabt, fahren, daß die Eiskrystalle über sie niederstoben. Wenige Schritte waren die beiden nur von ihr entfernt, und doch umhüllte sie der Duft noch wie ein leichter Schleier. — — Julius erbleichte und grüßte — —

Ein geisterhafter, großer Blick traf ihn im Vorübergehen, der ihm das Blut zum Herzen jagte — — —

— „Wer war das?" fragte Hedwig, sich an ihn schmiegend, als sie oben auf dem Plateau standen und in die Winterlandschaft blickten.

— „Wer?" fragte er zerstreut, wie es schien.

„Oh du!" drohte sie; „das war ein Wiedersehen, ein Stückchen Vergangenheit!"

— „Eine Freundin Gertruds." —

„Und eine alte Flamme. Ich sah's, ich sah es! — — Wie heißt sie?"

„Bah!" —

„Den Taufnamen nur, nicht mehr! Ich möchte ihn hören."

„Wie dich das interessieren kann," lachte er leichthin.

„Oh ja, denn darin steckt ein Kapitelchen Jugendgeschichte, ganz gewiß! — Sag' mir die Überschrift." —

Er zögerte einen Moment. — „Es ist ein Name, der dir fremd und altväterisch

vorkommen wird, wie diese ganze kleine Welt hier: — — Dorchen."

„Dorchen! — — Ja, das paßt in das kleine Städtchen, zu den kleinen Häusern. Da fallen einem Stammbuchblätter ein mit Vergißmeinnicht und Rosen, — Gymnasiasten-Schwärmerei, erste Gedichte, verblaßte Atlasschleifen — — Hast du ihr auch Verse gewidmet?"

„Selbstverständlich."

„Siehst du, das Kapitel! Und nun die Begegnung hier im Wald — Dorchen! — — Sie hatte braune träumerische Augen; da guckte etwas wie Romantik heraus. Erzähle mir die Geschichte! — Julius — hörst du?"

„Einmal des Abends zwischen Licht und Dunkel," sagte er ironisch.

„Nein jetzt! Ich verspreche dir, nicht eifersüchtig zu werden — obwohl der Blick aus jenen braunen Augen — —"

„Jetzt regiert eine andere Farbe!" rief er, den Arm um sie legend, — ließ ihn aber bald wieder sinken. „Ach! — Weißt du, was mir lieber wäre, als all' die sentimentale Weihnächtelei? Bei dir am Flügel sitzen und gute Musik hören —"

Am dritten Tage war die ganze Herrlichkeit schon vorbei: Julius, seine Braut, die Cousine wieder verreist. So ein Luxus! Die weite Reise hin und her, nur um einen Besuch zu machen, wie Hedwig sagte. Das ging über Mütterchens Begriffe von Gemütlichkeit und auch von Geldausgeben. Hedwig mußte unmenschlich reich sein! Nun ja — aber daß auch Julius, der es nicht war, solche Sprünge mitmachte —!

Mütterchen hatte wenigstens auf acht Tage gerechnet, in denen man sich so recht kennen lernen, genießen und aussprechen sollte. Keine Spur davon. Ehe sie recht zu sich kam, war alles vorüber. Nun blieb eine gewisse Leere und das Nachdenken über das große Ereignis, von dem ganz Föhrenberg sprach.

Gertrud räumte ihr Stübchen wieder ein, in einer seltsamen Verfassung. Es kam ihr alles, auch sie und die Mutter — wie entwertet vor, wie stehen gelassen am Wege, auf dem die beiden Glücklichen allein weitergingen.

Und doch konnte man sich nicht beklagen. Sie waren ja liebenswürdig gewesen; — nur Julius hatte manchmal so peinliche Momente gehabt, die Gertrud doppelt peinlich mitfühlte, von denen aber keines dem andern etwas sagte. Es war überhaupt, als hätten sie sich nichts mehr zu sagen gehabt, die beiden Geschwister — alles war verändert. Und dazu nun eine Flut von Gratulationen, als käme das größte Glück ins Haus. Alle Bekannten eilten herbei, um durch einen Glückwunsch womöglich das Allernächste zu erfahren. Mütterchen hatte so viel Besuche, wie seit ihres Mannes Tod nicht mehr. Ein Beweis, wie angesehen ihre Familie war, was ihr Herz fröhlich und mitteilsam machte, so daß keine der neugierigsten Fragen unbeantwortet blieb. Sie redete sich in so viel Glanz und goldene Hoffnungen hinein, daß sie nach wenigen Tagen über die Enttäuschung, welche ihr der kurze Besuch „ihrer Kinder" gebracht, schon ganz getröstet war.

Gertrud — nun die empfand eben alles auf ihre eigene Art. Frau Bremer konnte sich ordentlich ärgern, wie gleichmütig sie die Sache behandelte.

„Woran liegt das?" fragte sie ganz im Vertrauen ihre bewährte Freundin, die Direktorin; — „Gertrud liebt ihren Bruder doch über alles, und seit er mit seiner Braut hier war, ist sie wie ausgewechselt, spricht nicht von ihm, nicht von Hedwig, ist unbegreiflich verschlossen."

„Lieber Himmel, meine Beste," erwiderte die gemütvolle Direktorin, — „haben wir uns nicht auch einmal nach Liebe, nach eigenem Haus und Herd gesehnt? Kann Gertrud beim Anblick eines solchen Glücks nicht auch ihre Wünsche haben?"

„Meine Gertrud? Ach nein! Nein, seit Oberlehrer Gilke von hier weggekommen, ist's aus bei ihr."

„Wissen Sie das so gewiß? Ihre Gertrud ist noch immer nicht alt."

„Ja, aber ihr Charakter! Der spielt eine viel größere Rolle als ihr Herz. Alle Liebe, die ein Mädchen sonst anderweit verschenkt, spart sie für ihre Familie und ihre Schule. Sie ahnen nicht, wie sie an Julius hängt. Wissen Sie, was sie gethan hat — ganz unter uns gesagt, denn außer ihr und mir weiß es keine Seele:

ihr ganzes Erspartes hat sie ihm gegeben, während seiner Studien- und Privatdocentenzeit. Sie hätte den Oberlehrer Gilke ja gar nicht heiraten können, weil sie keinen Pfennig für eine Ausstattung besaß. Das sagte sie ihm auch ganz ehrlich, als er sich bewarb; sie dachte, er würde ein paar Jahre warten. Aber wie die Männer sind: biegen oder brechen! Wie er dann versetzt wurde, muß er sich's wohl anders überlegt haben, kurz — später hörten wir, er sei verheiratet."

„Das mit dem Gelde war von Gertrud übrigens unklug," meinte die Direktorin — „ein Mann, und besonders einer wie Ihr Julius, bringt sich leichter fort in der Welt, als ein Mädchen."

„Glauben Sie, daran hätte Gertrud je gedacht?"

„Das ist alles recht schön, aber —"

„Erlauben Sie, liebe Direktorin, kein Aber! Im Gegenteil, mein Stolz ists, wie Gertrud an ihrem Bruder gehandelt hat, wie die beiden aneinander hängen. Meine Kinder waren von jeher das einzige Glück meines Lebens, — Sie wissen ja, ich hatte vieles durchzumachen, — na, es ist vorbei! Nach manchem Regentag schien abends noch die Sonne; vielleicht wird es bei mir auch so."

In der frühen Dämmerung eines dieser Tage klopfte Dorchen Lörmann an Gertruds Thür.

Die Lehrerin saß über Büchern und Heften, obwohl sie bis nach Neujahr noch Ferien hatte.

„Arbeitest du?" fragte Dorchen. „Ich wollte dich abholen, um ein wenig hinauszugehen." — Sie kauerte sich fröstelnd, die Hände im Muff, auf einen Stuhl, neben dem kleinen Tisch am Fenster, wo Gertrud saß.

„Wenn du zehn Minuten wartest; ich muß da etwas fertig machen. Leg' deinen Mantel so lange ab." —

Dorchen nickte, blieb aber wie ein frierendes Kind, in sich verkrochen, sitzen.

Gertrud blätterte und korrigierte weiter, um bald fertig zu sein. Die letzte Tageshelle mußte ihr das Licht dazu leihen.

Das Fenster ging nach Westen. Gelbroter Schein des Abendhimmels fiel herein und beleuchtete die Köpfe der beiden Mädchen, — der eine ein echter Lehrerinnenkopf; Züge, in denen Willenskraft, Klugheit und ein gut Teil bereits ausgestandener Lebensmühe geschrieben stand; — der andere viel jünger scheinend, mit zartem, nicht ganz regelmäßigem Profil, träumenden Augen und einem Gekräusel goldbrauner Haare.

Sie waren befreundet seit langer Zeit und waren es geblieben trotz des stillen Bruchs, der vor mehreren Jahren zwischen Julius und Dorchen nach einer schwärmerischen Jugendliebschaft stattgefunden hatte.

Ein kleiner Ort bindet die Menschen aneinander, besonders solche, die vom gewöhnlichen Zuschnitt abweichen. Diese verband mehr: die Erinnerungen gemeinsamen Jugendlebens. Glückliche Jahre hatte das Trifolium Gertrud, Julius, Dorch n miteinander verlebt, schon zu den Gymnasiastenzeiten des einen, und später erst, als er studierte und in den Ferien heimkam! Damals die Spaziergänge zu dritt, Landpartieen, poetische Sommerabende im Garten, dann ein Ball, zu dem er einmal mitten im Winter unangemeldet erschien — ein toller Streich — aber welche Glückseligkeit, weil durch alles das eine heimliche, süße, junge Liebe zog, die sich sorglos von der Wonne des Augenblicks tragen und schaukeln ließ, ohne an das Morgen zu denken — jene Jahre! — Und dann das Opfer der Entsagung, das sie seiner Freiheit gebracht —

Wie durch Zauberschlag war alles wieder lebendig und brannte in Dorchens Seele, neuangefacht von allen Qualen der Erinnerung.

Das Bild der Beiden in dem winterlichen Walde, die Begegnung mit ihr, die es an jenem Tage ziellos hinausgetrieben; — wie sie einander plötzlich gegenübergestanden in einem einzigen Blick — er, höflich grüßend, ein Fremdgewordener, reich im Vollbesitz eines stolzen Glückes; — sie — verleugnet — vergessen —

Es zehrte ein Fieber an ihr seitdem, Tag und Nacht. —

Gertrud schob die Hefte zusammen. „So, nun können wir gehen. — Dorchen!"

„Was?"

„Du wolltest ja einen Spaziergang machen."



Nach Originalzeichnungen von Ed. Grützner, in Rahmen von Fritz Reiß.

„Laß uns hier bleiben! Ich habe deine Stube so gern im Dunkel, ohne Licht. — Dort beim Ofen laß uns sitzen."

„Du hast noch den Mantel an."

Sie legte ihn schnell ab und huschte nach dem Winkel beim Ofen, in dem ein Feuerchen flackerte. Sie schob einen Schemel vor die Öffnung und kauerte darauf nieder.

Gertrud merkte wohl, was in Dorchen vorging. Da sie nun zu Hause blieben, räumte sie ihren Schulkram zusammen, um sich auf etwas zu besinnen, wovon man unbefangen reden könnte. Es wollte ihr absolut nichts einfallen. Dorchen aber schien vergessen zu haben, daß sie bei ihr war. Sie wärmte die Hände an der Glut, preßte dann die Arme eng verschränkt auf die Kniee und sah regungslos dem Aufflackern der Flammen zu.

— „Hat er dir's erzählt?" fragte sie auf einmal halblaut aus ihren Gedanken heraus.

„Was?"

„Daß wir uns begegnet sind."

„Nein."

„— Gerade an jenem Tag!" —

Sie hatte sich nicht gerührt. Jetzt sprang sie auf, reckte die Arme in die Höhe und legte den Kopf, als schmerzte er sie, tief zurück in die verschränkten Hände. — „Ah! — Es hat keinen Sinn. — —"

Gertrud stellte sich vor sie hin und zog ihre Hände sacht herab. „Was hat keinen Sinn?"

— „Diese Selbstquälerei — alle die Lügen, die man sich selbst auferlegt!"

„Komm" — Gertrud zog sie neben sich auf das kleine Sofa, — „laß uns vernünftig sprechen."

„Ja, vernünftig! Das ist auch so etwas —" Dorchen blies über den Zeigefinger in die Luft. — „Halte den Hut fest, wenn der Sturm dir ihn schon weggerissen hat — dort wirbelt er — hol' ihn!" — — Sie starrte ins Dunkle. — „Es war wie Hohn, daß ich sie gerade in der Stunde sehen mußte — als ich es überwunden zu haben meinte. Warum? Ich gab mir doch redlich Mühe, du kannst es glauben! Freilich war auch Hochmut dabei, Eitelkeit — man sollte nur ja nicht merken, wie es in mir ist! — — Und was ich nicht zuwege brachte, das würde Gott mir helfen, dachte ich, denn: — Es fällt kein Haar von eurem Haupte ohne seinen Willen! So heißt es, — aber ich glaub' es nicht mehr. — — Ich hatte ja nur den einen Wunsch und Gedanken: überwinden können, neidlos sein, ohne Stachel, — nur das, nur das! Damit ging ich jenen Morgen in die Kirche. Der Pastor predigte von der Weihnachtsfreude — ich weiß nicht, weshalb ich mich dabei umsah: wo ist denn die Weihnachtsfreude? Da waren gleich in der Nähe Einige, von denen ich wußte, daß sie sich nicht freuen können, und noch mehr so vergrämte, verkümmerte Gesichter ringsum. Jedem sah ich etwas an von geheimem Leid oder Kummer, und alle blickten so sehnsüchtig nach der Kanzel, als erwarteten sie Hilfe für ein Anliegen, wie ich. Nie hab' ich die Menschen so gesehen, fast jeder mit einem Zeichen, und doch horchten sie so still und ergeben hinauf. — Da, mit einem Male stand es vor mir, — wie eine Offenbarung: daß ich mein Leid tragen soll, als ein Opfer — für ihn — das höchste, was ich bringen kann! Alle Bitterkeit war weg von mir; ich war wie erlöst und gelobte, das Opfer mit aller Kraft eines guten Willens zu bringen. — So muß es einem Menschen zu Mute sein, der aus dem Leben geht! — — Ich nahm darauf das Abendmahl, zur Versöhnung und — zum Abschied von allem und für immer — von der ganzen Vergangenheit — — und dann — —"

Sie warf den Kopf in Gertruds Schoß und weinte bitterlich laut auf.

Gertrud strich ihr übers Haar. Sie beugte sich flüsternd über sie. — „Glaubst du, er könnte je vergessen, was du gethan? Daß du seinem Leben die freie Bahn gegeben hast! Es wäre nicht aus ihm geworden, was er ist, hätte er die Sorgen um eure Zukunft tragen müssen, die ihn niedergedrückt, zum Erwerb gezwungen, vielleicht wahllos in irgend eine kleine Stellung getrieben hätte. Seine Laufbahn ist auch dein Verdienst, und das Opfer, welches du gebracht hast, wahrlich nicht vergebens. Das vergißt er nie und — vergißt dich nie!" — —

Vergißt dich nie! — Das löschte vier Jahre aus in der Erinnerung, vier Jahre verschwiegenen Leidens — und Hoffens! Leise kam es heran, das Bild jenes Abends, als sie auf einsamem Pfad

zum letztenmal miteinander gegangen und er die Frage gethan, ob sie die Kraft hätte, den Liebesbund zu lösen, ihre beiderseitigen Schicksale freizugeben ins Ungewisse, ob die Zukunft, ob günstigere Verhältnisse sie einmal wieder vereinigen würden oder nicht. Er stellte es als eine That hin, die nur ein ungewöhnliches, ein großherziges Mädchen zu vollbringen imstande sei — — Und sie vollbrachte die That, wenn auch mit blutendem Herzen. Das kleine Ringelchen, welches er ihr gegeben, streifte sie vom Finger. — „Behalt' es," sagte er und nahm nur das unsichtbare Opfer ihrer Liebe. Dann küßten sie sich und hielten sich umschlungen, lang — zum letztenmal; — er sprach von Freundschaft, von Stütze sein wollen in allen Fällen des Lebens; — sie hörte es stumm und verloren — — dann gingen sie auseinander — —

Sie hielt ihr Wort. Sie spann sich ein in ihre heimlichen Schmerzen und lebte mit ihnen dahin. Sie wollte die Heldin sein, die er in ihr erblickte. Aber im Innersten glomm es trotz allem fort: was wir einander gewesen, kann nicht tot sein, vergeht nicht! — —

Für ihn standen die Pforten des Lebens nun offen. Das Vergangene wurde ein Traum, ein Stück Jugendpoesie, — Dorchen eine liebe, eine rührende Erinnerung. — —

Gertrud strich noch immer weich über Dorchens Haar. Es schien sie wunderbar zu beruhigen. Keine von beiden sprach. Es war jetzt ganz dunkel und still im Zimmer, nichts zu hören als das Knistern im Ofen und das eilfertige Ticken des Weckers, ein fortwährender Mahner an Pflichten und die Flucht der Zeit.

Endlich richtete Dorchen sich auf, über Stirn und Schläfen streichend. — „Ich danke dir," sagte sie, „du hast mich wieder ins Geleise gebracht. — Das sind ja auch nur," — sie lächelte, — „nur solche Anwandlungen. — Ach! — ich wollt', ich wäre alt, schon recht steinalt und hätte alles hinter mir!" —

Die Hochzeit war auf Anfang Mai festgesetzt, still und intim, wie Julius schrieb, so lag es in Hedwigs und seinem Wunsch.

Zwei große Sorgen lagen nun auf Mutterchens Herz: erstens, wie sie und Gertrud bei dem bedeutungsvollen Feste würdig erscheinen könnten, und zweitens, womit dem Paar ein recht schönes Hochzeitsgeschenk zu machen wäre, ohne daß man allzu weit über die schmal bemessenen Mittel hinausging. Sie überlegte und rechnete halbe Nächte lang. Da hatte Gertrud eine prächtige Idee. Sie wollten zusammen ein feines Gedeck sticken, etwas Geschmackvolles, das man sich aus der Residenz kommen ließ. Da lag der Wert in der Arbeit und Liebe, mit der es geschaffen wird. Richtig! Mutterchen jubilierte. Aber dann noch die Hochzeitskleider, die Reise!

„Erst müssen wir eingeladen sein."

„Eingeladen? Wir? Wir müssen ja doch dabei sein — bei der Hochzeit des einzigen Sohnes! So etwas kommt ja doch nicht zweimal im Leben vor."

„Man macht jetzt manches anders, Mutter, als es zu deinen Zeiten war."

„Nein, nein! das sind falsche Voraussetzungen — daß Julius — nein, so ist er nicht —"

Frau Bremer wurde förmlich jung bei allen diesen Sorgen; lauter rosig angehauchte Gedanken gingen ihr durch den Kopf. Sie suchte ihr bißchen alten Schmuck und Tand hervor und prüfte, was zu dem großen Zweck wohl dienen könnte. Sie sprach von einem himmelblauen, jawohl himmelblauen Kleid, welches Gertrud haben müsse. Dann saß sie den ganzen Tag am Fenster, die Brille vor den Augen und stickte, stickte wilde Rosen auf Tischtuch, Servietten und Läufer u. s. w., die Gertrud ohne Ansehung des Preises in allerfeinstem Linnen richtig von auswärts hatte kommen lassen. Frau Bremer verstand die Leinenstickerei, weil sie nach ihres Mannes Tode, bis Gertrud in ihrem Lehrerinnengehalt etwas vorgeschritten war, jahrelang sozusagen geheim für Geld gestickt hatte.

Gertrud verbrachte ebenfalls ihre ganze freie Zeit bei der Arbeit. Aber es wurde auch etwas, dieses Gedeck mit den zerstreuten wilden Rosen! Alle Bekannten kamen, um es zu sehen, schlugen die Hände zusammen über die viele Mühe und warfen bald schlau, bald teilnahmsvoll die Frage auf, ob die Schwiegertochter diese Arbeit wohl auch zu schätzen wissen werde. Die gute Mutter erboste das jedesmal ein bißchen und ver-

leitete sie, mit Hedwigs Eigenschaften, die sie sehr wenig kannte, „gerade deswegen" eine kleine, unschuldige Prahlerei zu treiben.

Sie malte sich bei dieser Rosenarbeit jetzt recht eigentlich ein Idealbild von Schwiegertochter aus und schmückte es mit dem ganzen Reichtum ihres eigenen Herzens. Dann dachte und sann sie über die Zukunft, wie das Ansehen und Glück ihres Sohnes auch ihr Alter erhellen und Gertruds bescheidenes Leben verschönern würde. Und wenn erst Enkelchen kämen, kleine niedliche Wesen, für welche die Großmutter winzige Strümpfchen stricken konnte, so recht feine an die zarten, rosigen Füßchen! Dabei keine Sorgen für die Eheleute, wie es einst bei ihnen, den Eltern, der Fall gewesen, als eben so nacheinander ein paar Kinder kamen. Hier behagliche, gesicherte Verhältnisse; die Kinder gewissermaßen von der Geburt an schon fürs ganze Leben geborgen, — welch' ein Segen! Die Augen gingen ihr oft über vor Glück und Dankbarkeit.

Julius und Hedwig waren indessen vollauf beschäftigt, ihr Heim zu schaffen; eine reizvolle Arbeit für zwei verliebte Menschen, die zugleich auf derselben Höhe des Geschmackes stehen.

Sie hatten ihre künftige Wohnung in einem ruhigen Villenviertel gemietet, wo hinter hohen Eisengittern und Thoren die Häuser für sich abgeschlossen im Grünen stehen, in zierlichen Vorgärten, und mit Baumgruppen, samtenen Rasenflächen, Schattengängen im Hintergrunde.

Hedwig, die ihre Übersiedelung aus der alten Heimat sogleich vorgenommen, wohnte nun einstweilen mit der Cousine hier, um alle Anordnungen selbst zu leiten.

Es war eine sehr glückliche Zeit für die Verlobten. Ein früher Frühling kam mit wunderbar milden Tagen. Hedwig, in die Gesellschaftskreise ihres Bräutigams schon ganz aufgenommen, wurde gehätschelt, als Braut durch allerlei Huldigungen ausgezeichnet; Julius war befriedigt und getragen von seiner neuen Lehrstellung, vom Stolz auf seine Braut und dem Blick in eine reiche Zukunft. Dazu die intimen Freuden, das tägliche Sichsehen, das Überlegen, Wählen und immer erneute Begegnen in Geschmack und Neigungen. Ah! Die feine ruhige Harmonie, die durch alles dies ging! Keine Spur von Geldüberlegenheit in Hedwigs Wesen bei den unzähligen Anlässen, die das jetzt hätten zu Tage bringen können; es fügte sich alles glatt, wie von selbst. Ein glänzender Blick fragte oft nur: Hab' ich es recht gemacht?

Und waren sie allein, die beiden, dann nichts von jener sprunghaften Jungmädchenleidenschaft, die für Julius eine längst überwundene Schwärmerei war; nichts von dem Freudvoll und Leidvoll, das Thränen, Jauchzen, Seufzen, auch gelegentlich ein bißchen Schmollen zu seinen Seligkeiten braucht. Nein, ein ruhiges Bewußtsein des gegenseitigen Wertes und Besitzes, eine klare, tiefgründige Freudigkeit der Gefühle.

Julius lebte wie in einer reineren, leichteren Luft. Er spürte das nie stärker, als wenn Briefe von Hause kamen, die gefühlvollen, bescheidenen, überglücklichen Briefe der Mutter, die förmlich nach versteckter Armut rochen. Mutter schrieb oft, und aus jedem Brief klang ganz leise die Frage zwischen den Zeilen: wie wird es mit der Hochzeit sein?

Bei Julius stand es felsenfest, daß diese Pein ihm erspart bleiben mußte. Er wollte es den Seinigen schon plausibel machen; nur die Erörterung mit Hedwig war ihm unangenehm. Er ging derselben immer wieder aus dem Wege. Endlich gab sich die Gelegenheit von selbst.

Es war an einem Abend, als Hedwig mit einer Überraschung seiner harrte. Sie hatte sich ausbedungen, sein Arbeitszimmer allein einzurichten; es sollte ihr Brautgeschenk für ihn sein. Heute war es vollendet, früher als sie erwartet. Nun führte sie ihn an der Hand in sein künftiges Studio.

Ein großer hoher Raum empfing ihn, prächtig gestimmt in Farben und Formen: Dunkle Holztäfelungen an Decke und Wänden, ruhige Tapeten, Teppiche, die den Schall der Tritte dämpften, schwere Schränke, Sessel, Tische, dazu wenig, aber künstlerisch wertvolle Zierat: ein paar alte, glutfarbige Glasmalereien an den Fenstern, die auf den Garten hinabsahen; einzelne ausgezeichnete Stiche, Bronzen, Schnitzereien in Holz und Elfenbein, — alles vereinigt zu einem Ganzen, das den Eindruck behaglichsten Daheimseins und einer wohligen Arbeitsatmosphäre hervorrief.

Julius war übernommen, als er in

dem schönen Raume neben der blühenden Gestalt seiner Braut, der Schöpferin dieses Refugiums, stand. Das Geschenk drückte ihn zwar, aber er bewunderte es.

„Das hast du so geschaffen? Du bist eine Künstlerin!"

„Ich will hier etwas anderes sein!"

„Sag' was? Ich möchte es aus deinem Munde hören —"

„Deine Hausfrau!"

Er legte den Arm um ihren Hals und zog ihr Gesicht dem seinen nahe. „Du einziges Geschöpf!"

Sie sah ihn lächelnd, forschend an: „Werd' ich denn auch die Rechte sein?"

„Die Frage kommt zu spät."

— „Du wolltest mir einmal eine Geschichte erzählen; — die bist du mir noch immer schuldig."

„Eine Geschichte?"

„Von jenen braunen Augen in Föhrenberg! — Die liebtest du einmal, nicht wahr?"

„Wenn du es durchaus willst — ja."

„Die Wahrheit — ernst!"

„Ja ja, ich war verliebt, ganz ernstlich — in den Jahren, wo man die Locken wachsen läßt und die Gefühle."

„Das war in der Zeit, von welcher du einmal spottetest, du seiest Reim-besessen gewesen. Man kennt solchen Spott nach Jahren! — Ich möchte aus jener reimbesessenen Zeit so gerne etwas sehen — ein Liebesgedicht von dir. — Ich kenne kein einziges —"

„Du hast den Versemacher selber. Weißt du denn nicht, daß man selten diejenigen heiratet, die man besingt?"

„Und selten die besingt, die man heiratet!"

„In gewissem Sinne, ja: — weil man dann Besseres zu thun hat, als schlechte Verse machen," was er gleich bewies durch einen halb gestohlenen Kuß auf ihren frischen Mund.

Sie traten ans Fenster, das nach dem Garten offen stand. Eine Amsel sang auf einem der nächsten Bäume. Sie horchten auf.

— „Wie lange noch?" — Er zählte: „Dienstag, Mittwoch, Donnerstag über vier Wochen — eine Ewigkeit. Hätten wir's schon hinter uns!" —

Er warf sich in einen der Armstühle und strich nervös durch das volle dunkle Haar. — „Ach — diese Rücksichten, dieses Drum und Dran!" — Eine Verstimmung flog plötzlich über sein Gesicht.

Hedwig stand vor ihm wie der verkörperte Trost, so hell und sicher.

Er griff nach ihrer Hand. „Hilf mir!"

„Wobei?"

„Was mich verstimmt, siehst du, das ist der Gedanke an Mutter und Gertrud, die nun sicher ein glänzendes Schauspiel erwarten und dabei sein wollen."

„Glaubst du? — Nachdem wir ihnen geschrieben, daß es ganz einfach —"

„Trotzdem — gewiß. Die nehmen das alles so gefühlvoll, so offiziell, — mir ist das im Grunde der Seele zuwider. Könnten wir allein zum Standesamt gehen und dann nach Hause, hierher, und es krähte kein Hahn nach unserem Hochzeitstag — — das wäre mir das Liebste."

„Es wird sich ja ein Mittelweg finden lassen."

— „Sage mir, bist du einverstanden, daß außer unseren wenigen Freunden niemand an der Hochzeit teilnimmt?"

„Die Deinigen nicht?"

„Wenn du es wünschest —"

„Ich dachte, die Mutter — — aber ich begreife auch, wie du es meinst —"

„Gott sei Dank! Dann ist alles gut."

„Wenn wir die Mutter entscheiden ließen —?"

„Sie? Das that sie nie in ihrem Leben. Sie ließ stets über sich entscheiden, erst ihren Mann, dann ihre Kinder. Das gute Weibchen kennt ja nichts, als die Eingebungen ihres Herzens."

Hedwig sah groß auf ihn herab. „Nichts als das? Als ob es nicht das Beste wäre!"

„Auch oft das Thörichtste!" — Er betrachtete und strich kosend ihre weiße kluge Hand. „Das siehst du, Schatz, aus einer schönen Perspektive."

Sie schüttelte den Kopf mehreremal und sah eine Weile in Gedanken auf den abendlichen Garten hinab.

Die Stickereien wurden gerade zur Hochzeit fertig, etwas gehetzt, aber doch in Ordnung fertig; alles mit blaßroten Schleifen gebunden, das Linnen blendend weiß, als

wäre es gar nicht berührt worden, und die zerstreuten Rosen so schön hineingestickt, so hochzeitlich an die Blütentage des Lebens mahnend. Man sah es ihnen wahrlich nicht an, daß zwei alte Augen mit der Brille ihren Teil an der Arbeit hatten.

Nun kamen natürlich die Bekannten wieder, um das Werk zu sehen und dabei zu erfahren, warum die Hochzeit, da die Braut elternlos, nicht hier stattfand und warum — was noch dunkler — die nächsten Angehörigen des Bräutigams nicht dabei waren.

Ach! Mutterchen wußte es ja selbst nicht. Ehedem waren Hochzeiten die höchsten Ehrentage der Brautleute, — heute gingen sie ihnen, wenn es möglich wäre, am liebsten aus dem Wege. Mutterchen verstand diesen Geschmack nicht.

Als der Brief von Julius kam, der diesen Punkt endlich, nach langem Warten, berührte, war das ein bitterer Tag gewesen. Julius schrieb, es wäre für Mutter und Schwester bei der weiten Reise ein zu großes Opfer, diese Hochzeit mitzumachen, die ohnedies ganz geräuschlos verlaufe und nach welcher die Vermählten sofort abreisen würden.

Ja, ein Opfer wäre es freilich gewesen, besonders nach der einen Seite, wo der Beutel drückt. Man hätte es lange, lange gespürt, aber doch wie gerne gebracht, um des großen Erlebnisses willen, von welchem Mutterchen all' ihre Tage gezehrt haben würde. Hatte man denn früher nicht auch seine Opfer nach Möglichkeit gebracht?

Gertrud that die Enttäuschung der alten Frau weh. Sie suchte alle möglichen Gründe zur Beschwichtigung.

„Er hat recht, Mutter. Bedenk', wieviel das gekostet haben würde!"

„Da hätte er offen mit uns sprechen sollen. Er ist ja mein Sohn!"

„Er hat mit mir gesprochen."

„Mit dir? Warum nicht auch mit mir?"

„Das machen die Männer nun einmal kurz ab. Es war auch nur wegen des Geliehenen — du weißt ja —"

„Nun, was sagte er da?"

„Daß ihm die Verhältnisse momentan einen gewissen Luxus auferlegen, der es ihm erschwert, das Frühere so zu ordnen, wie er es wollte. Das ist es, warum er uns nicht zur Hochzeit ladet: er weiß, wir haben die Mittel nicht, um dort, wie sich's gehörte, zu erscheinen, und er kann sie uns in Gottesnamen nicht geben. Denke nur Mutter, seine Stellung und wir in unserem zusammengeflickten Putz! Er wollte uns nicht preisgeben."

„Ich verstehe es zwar nicht, — aber Gott verzeihe mir die Sünde, wenn ich es unrecht auslege: — — die Mutter —" sie lächelte fast verlegen, „ist doch die Mutter, und wenn aus einem Sohne was wird, hat sie doch auch ihr Teil daran, dächte ich. Um so mehr Ehre, wenn der Sohn das vor den Menschen zeigt; das hielte ich für den rechten Stolz!"

„Wir wissen so wenig, Mutter, wie es in der Welt draußen ist!"

„Sie haben alle das vierte Gebot."

„Das befolgt nicht jeder auf äußerliche Art, Julius am allerwenigsten. Aber so ist man," predigte Gertrud der immer noch nicht Bekehrten, — „man läßt sich alle Ausnahmen gefallen, nur die nicht, die man anders haben möchte!"

Mutterchen war nicht schnell von Begriff für die Gründe und Lehren, die Gertrud vorbrachte; sie war sogar ein bißchen mißtrauisch gegen Gertruds plötzliche Beredsamkeit und hielt eigensinnig, wie ein Kind, an manchem ihrer Worte fest. Endlich gelang es doch, ihr die Enttäuschung weg zu disputieren, je klarer das einfache Rechenexempel der Angelegenheit ihr vor Augen gerückt war — so daß sie zuletzt bei der Einsicht anlangte, es sei ja alles vernünftig, wie Julius es vorgeschlagen.

„Ist das ein Tag!" rief sie — es war im Monat Mai — in aller Morgenfrühe die Fenster öffnend, — „kein Wölkchen am Himmel!"

Sie war längst wach, denn heute war der Hochzeitstag.

Gertrud hatte sich frei gemacht, um das Fest wenigstens in der Ferne mitzufeiern. Lange genug hatte sie darüber gesonnen, wie sie zwei Menschen über diesen Tag wegbrächte: Mutter und — Dorchen.

Da man im schönsten Monate stand, schien ihr eine Landpartie das Beste. Und da beging sie nun, die bedächtige,

sparsame Gertrud, den Allerweltsstreich, für den ganzen Tag einen Wagen zu mieten, einen Landauer, zweispännig, so nobel und bequem, wie sie ihn nur haben konnte. Dorchen sollte mitfahren und auch die alte Liese, die von rechtswegen dazu gehörte. Dorchen war aber einen Tag zuvor schon weggegangen nach einem wenige Stunden entfernten Forsthaus, wo sie oft zu Gaste war. Dort hauste nämlich als Förster ein zweiter Onkel Dorchens, der jüngere Bruder des Doktors in Föhrenberg, bei welchem die Nichte, seit dieser verwitwet war, lebte.

So blieben es denn nur drei, die an dem prangenden Maimorgen, nicht ohne Geräusch und Umstände, in den Wagen stiegen. Liese wollte durchaus auf den Bock, da es sich nicht passe, bei der Herrschaft zu sitzen. Erst auf energisches Zureden Gertruds drückte sie sich endlich, so schmal sie konnte, auf einen Rücksitz, als müßten mindestens noch zwei Personen neben ihr Platz finden, und hielt krampfhaft einen Korb mit Leckereien fest, die zur Verherrlichung des Tages mitgenommen wurden.

Es machte Aufsehen in der stillen Gasse, als der Zweispänner mit seinen Insassen davonfuhr. Die ganze Nachbarschaft wußte, daß heute des jungen Professors Hochzeit sei, weshalb man das Gefährt mit besonderen Blicken betrachtete.

Mutterchen merkte das und war durch die ganze Situation gehoben, so daß sie nun in wirklicher Freudigkeit dahinfuhr. Alles erschien ihr wieder in hellem, gutem Lichte. Und daß Gertrud aus ihren „sauer" verdienten Mitteln, königlich freigebig, ihr den schönsten Tag heute bereitete, machte sie stolz. Das wollte sie haarklein an Julius schreiben.

Als sie in die Nähe eines Dorfes kamen, läutete es gerade Mittag — elf Uhr, die Stunde, zu welcher die Trauung stattfand. Da wurde sie mitten im Plaudern auf einmal still und bleich und sah wie lauschend ins Weite.

— „Jetzt schließen sie den Bund fürs lange Leben," sagte sie mehr für sich, als zu den andern, — „und wir sind hier auf der Landstraße!"

Gertrud legte ihre Hand auf die Mutterchens, die in einem recht verwaschenen Glacéhandschuh steckte. Liese schaute in diesem Augenblick mit einer wahren Werwolfsmiene in die Gegend hinaus und wischte, als sie trotz allen Ansichhaltens einen Thränentropfen kitzelnd auf der Wange fühlte, mit der flachen Hand schnell übers Gesicht.

— — — „Amen!" flüsterte die Frau nach einer Weile, in welcher sie wie geistesabwesend dagesessen hatte. — „Er wird auch an uns denken, unser Julius!" — —

Gertrud machte heute geradezu Streiche. Da wurde im Gasthaus ein Mittagsmahl aufgetragen, ein wirkliches Hochzeitsmahl mit Braten, Geflügel, mit jungen Gemüsen, Salat, Kompott; zum Schluß eine Torte samt all den Süßigkeiten, die man mitgebracht und — als Krone eine Flasche Schaumwein — wenn auch nicht gerade Veuve Cliquot. Sie hatte zur Überraschung zu unterst im Korb gelegen und, da Liese denselben während der Fahrt ununterbrochen auf den Knieen gehabt, eine erhebliche Wärme bekommen. Das schadete aber nichts; der lustige Kobold würde nur um so lustiger in der „feinen" Flasche rumoren. Er soll ja fröhlich machen, der Champagner, darum hatte Gertrud ihn gekauft.

Liese, die sich die Bedienung bei diesem Festmahl nicht nehmen ließ, stellte feierlich frische Gläser bereit, weil nun wahrscheinlich das Hoch auf die Neuvermählten kommen sollte. Sie und Gertrud gaben sich alle Mühe, die Flasche vorsichtig zu öffnen. Sogar die Wirtin kam noch herbei; es war eine gehörige Arbeit mit Zangen und Küchengabeln. Auf einmal that es einen Knall wie aus einer Pistole — gleichzeitig einen Schrei von sämtlichen Frauen — die Hunde rannten bellend herbei — und wie ein Springbrunnen schoß das perlende Naß empor, direkt gegen Mutterchens Haube, über ihr Gesicht, Brust, Hände, unaufhaltsam, köstlich duftend — —

„Aber Gertrud — Ger — trud —!" Mutter schlürfte betäubt ein, was ihr gerade übers Gesicht rieselte, — „was — fff — was machst du denn?"

„Zuhalten, fest zuhalten!"

„Ich bin — fff — bin ja ganz — übergossen!"

„Ihr Hundeviecher! Macht ihr gleich, daß ihr fortkommt!"

Das schrie und bellte alles im selben Augenblick höllisch durcheinander, und der

edle Saft floß, einmal befreit, perlend über Kleider, Tischtuch, Teller dahin.

„Nur ruhig," lachte Gertrud etwas verlegen; — „das ist eben so beim Champagner." — Sie preßte die Hand krampfhaft auf den Flaschenmund. Ein nadelfeiner Strahl fuhr nur noch schräg nach ihrem Gesicht. — — „Der Champagner," — auch sie schlürfte und drückte noch besser den Unband nieder — „ist eben ein toller — lustiger Wein, — — wenn man nur wüßte —" Sie war ratlos, was mit dem Tollen zu beginnen sei. „In Gläser läßt sich das ja gar nicht einschenken."

„Aber in was denn sonst?" Frau Bremer mußte die Haube abnehmen, um Haar und Gesicht zu trocknen. „Wir können ihn doch nicht aus Suppentellern essen."

„Halt! Eine Suppenschüssel ist das Beste, da kann er sich austoben. Frau Wirtin, eine Suppenschüssel!"

Sie wurde in fliegender Eile gebracht und die Flasche jetzt wie ein gebändigtes Ungetüm von vier Händen hineingehalten.

„So," sagte Liese aufatmend, als sie glücklich leer war und der Inhalt in der weißen Schüssel noch immer toste und schäumte, — „das hat er nun davon! Horchen Sie nur, wie das zischt da drin, wie der leibhaftige Teufel!"

„Aber wie ein lustiger Teufel!" lachte Gertrud, nachdem der Schreck vorüber war. „Jetzt flugs die Gläser her; wir müssen auf die Hochzeitsleute trinken!"

Es sah barbarisch aus, wie der schäumende Trank mit dem Löffel geschenkt wurde, aber er schmeckte darum doch herrlich, und das Hoch auf die Vermählten wurde mit einem so kräftigen Schluck besiegelt, daß den Frauen vom Prickeln die Augen übergingen. Das Abenteuer wirkte heilsam gegen alle befürchtete Wehmut. Mutterchen wurde sehr munter. Sie und Liese kamen auf alte Geschichten aus ihrer Brautstands- und jungen Ehezeit, und die zwei Alten vergaßen dabei ganz, daß ihre Liebsten von damals längst in der kühlen Erde schliefen.

Gegen Abend wurde der Wagen zur Heimfahrt angespannt. Man nahm einen Umweg über das Forsthaus, um Dorchen vielleicht mitzunehmen.

Dorchen war aber schon wieder fort, wie es hieß, nach Hause zu Fuß über die Waldhöhe.

Diesen Weg waren sie einst zu dritt, wie oft, in der Maienzeit gewandert. Daß sie ihn heute wieder ging!

Der Förster, eine stramme Gestalt, trat aus dem Hause und begrüßte die Ankommenden. „Ei, der Kuckuck, per Landauer!" rief er verwundert über den Luxus des Zweispänners.

„Den hat Gertrud auf dem Gewissen," erwiderte Frau Bremer.

„Die Mutter sollte einmal den Frühling sehen," erklärte Gertrud; „sie kommt ja nie hinaus." — Vom eigentlichen Anlaß dieser Ausfahrt mochte sie nicht reden.

Die Frauen mußten aussteigen, um eine „Herzstärkung" zu nehmen.

Der Förster stand seit vielen Jahren mit Bremers in freundschaftlichem Verhältnis. Für Gertrud hatte er eine alte stille Sympathie, wie sie Junggesellen oft in wunderlicher Herzensverschrobenheit ein Lebenlang für ein Weib hegen können, ohne daraus zur rechten Zeit ihr Glück zu schmieden. Man merkte es nur am Aufleuchten seiner grauen Augen oder an dem Ton, in dem er etwa sagen konnte: „Ja, Bremers Gertrud, das ist ein g a n z e r Kerl!" wie gut er ihr war. Jetzt stand er in der Mitte der Fünfzig; der kurzgeschorene Kopf war beinah weiß.

Als sie im Garten saßen und auf Dorchen die Rede kam, sagte er: „Das Mädel ist schon wieder fort. Die ist und bleibt ein krauser Kopf. Gestern den ganzen Tag lief sie draußen im Walde herum, und abends saß sie und guckte in die Petroleumlampe, wie ein Sternseher, der eine neue Welt entdeckt." — Der Förster schien nicht zu wissen, was für ein Tag heute war. — „Wissen Sie, das stille Leben taugt nicht für die Dorl; sie wird immer wunderlicher. Sie liest und studiert zu viel, ohne damit was anzufangen, wie Sie, Gertrud; alles nur so in sich hinein, das taugt nichts. Wenn es nach mir ginge, müßte die Dorl heiraten. Einen Mann und Kinder, eigenen Hausstand, da vergingen ihr die Grillen. Hol' mich der Teufel! Ich hätte die Geduld nicht gehabt wie der Bruder jetzt bei der Geschichte mit dem Apother Reinik. Ein Mann wie der, geachtet, vermögend, ein Mensch, der seine Stellung, sein Haus,



Studienkopf von F. P. Michetti

seine schöne Apotheke hat und dazu ehrlich vernarrt ist, der so was Feines von einer Frau, wie die Dorl gewissermaßen ist, gerade möchte — so einer blitzt ab, wie ein dummer Junge, — warum? Weil man keine Neigung für ihn hat! Ich an Bruders Stelle hätte das Mädel eingesperrt, bis sie zur Vernunft gekommen wäre."

„Das glaub' ich nicht. Sie und Dorchen einsperren!" Gertrud schaute den polternden Gastfreund mit überlegenem Lächeln an. „Darf ich mir von den Narzissen dort ein paar mit nach Hause nehmen?"

„Schneiden Sie ab, was Sie wollen." Er legte das aufgeklappte Taschenmesser auf den Tisch.

Als Gertrud im Hintergrund des Gartens zwischen den Buchseinfassungen der Beete stand, um den Strauß zu pflücken, trat der Förster neben sie. Er nahm seine kurze Pfeife aus dem Mund.

„Sagen Sie, Gertrud, ist mit der Dorl irgend was Besonderes los — oder ist's noch immer die alte, dumme Liebelei von dazumal?"

„Die Erinnerungen kommen eben zu Zeiten wieder."

„Und nun verheiratet er sich, nicht wahr?"

Gertrud nickte.

„Das arme Ding! — Ich habe den Konrad hinter ihr hergeschickt; sie wollte durchaus allein gehen."

„Ich werde heute abend noch nach ihr sehen."

„Ach, Gefahr hat's keine,



[illegible]



Die kleinen Toten. Mittelstück aus dem Gemälde von Francesco Paoli Michetti.

aber — wissen Sie, Gertrud, mich ärgert das geknickte Wesen, das seine Jugend so hintrauert — wofür? Ihr Bruder ist der Treue der Dorl nicht wert."

„Er hatte sie sehr lieb."

„Was lieb! Studentenunterhaltung war's, Strohfeuer, an dem man ein paar verliebte Verse schmiedete, weiter nichts."

„Dorchen war ihm mehr."

„Was denn mehr?"

„Die Poesie seiner Jugend."

„Poesie! Das ist was Rechts. Ein Knochen, von dem sie satt werden soll! Fragt jemand nach dieser Poesie, wenn sie ein vergrämtes, altes Jüngferchen geworden ist? Fragt er selber dann noch danach, wenn er sie verblüht einmal wiedersieht? Nein. Die jungen Herren sollen sich meinetwegen ihre Poesie bei des Teufels Großmutter holen, aber nicht bei Mädchen, die vernünftig, glücklich werden wollen. — Na — seien Sie nicht böse darüber, daß ich über Ihren geliebten Hausgötzen herziehe!"

„Ich weiß, wie Sie es meinen. Sie dürfen aber auch gegen ihn nicht ungerecht sein."

Er klopfte ihr auf die Schulter. „Wäre er, wie Sie Gertrud! — Aber nun ist's genug — Sie schneiden mir ja alle Narzissen weg. Da drüben, von den Primeln und Stiefmütterchen können Sie auch noch was haben."

Bald danach fuhr die kleine Gesellschaft wieder vom Forsthaus weg in den lauen sinkenden Abend. Der Wagen rollte gemächlich auf der Straße zwischen Wiesen und Feldern, wo da und dort noch Bäume in voller Blüte standen und die Lerchen singend in die Lüfte stiegen. Die drei Frauen saßen jetzt schweigsam auf ihren Plätzen und blickten in die prangende Mailandschaft hinaus.

Zur selben Zeit stand in der Gartenstraße, wo die Wohnung des neuvermählten Paares lag, ein eleganter offener Zweispänner. Ein Stubenmädchen trug Reiseeffekten herbei. Der junge Kutscher schäkerte mit dem zierlichen Ding. Dann kamen die zwei Hochzeitsleute rasch die marmorweiße Vortreppe herab, beide im Reiseanzug. Cousine rauschte hinter ihnen mit seidener Schleppe, noch in vollem Feststaate und hochgeröteten Wangen daher. Man hatte sich schnell von dem kleinen intimen Kreise verabschiedet, der in einem Hotel ersten Ranges zum Mahl vereinigt gewesen war. Jetzt ging es mit dem Abendkurierzug dem Süden zu, aber in keine Städte, Galerieen, Museen, sondern in die üppige Pracht der südlichen Natur. Seitab von den vielbetretenen Wanderstraßen Italiens wollten die beiden Lebensfeinschmecker in stimmungsvoller Beschaulichkeit die erste Zeit ihrer Vereinigung genießen.

Gertrud trieb es, nachdem sie Mutter und Liese glücklich zu Hause abgesetzt hatte, zu Dorchen.

Das Haus, wo diese allein mit ihrem Onkel wohnte, lag außerhalb der geschlossenen Gassen des Städtchens, ein alter, einstöckiger Bau in einem alten Garten.

An der grün angestrichenen Lattenpforte war neben dem Glockengriff ein Täfelchen: Dr. Rennemann, Arzt. Da mußte man läuten. Dann guckte im Hause jemand heraus, und das Pförtchen wurde aufgezogen.

„Ist Dorchen da?" fragte Gertrud die Magd.

„Im Garten hinten ist sie wohl."

Gertrud bog um das Haus und spähte zwischen den Bäumen durch nach der Gesuchten, ohne sie zu sehen.

Es war einer von den Gärten, wie man sie vor Zeiten, zumal an kleineren Orten anlegte, wo der Grund nicht viel kostete; von behaglicher Weite und Breite, vorn mit Blumen-, dahinter Gemüsebeeten, dann eine Obstbaumallee, Grasboden, Hollunder und Gaisblattgebüsche, da und dort ein Ruheplatz, eine Laube.

Gertrud ging unter den alten Apfelbäumen hin, die voll von rosigen Blüten waren. Ein heller Schein ging in der beginnenden Dämmerung von ihnen aus; durch das blumige Gezweige leuchtete seitwärts der Mond, noch tief am Horizont stehend, orangegelb herein. Eine märchenhafte Stille herrschte in dem Garten. Wo mochte Dorchen sein? Sie war nirgends zu sehen.

Mit einem Male hörte Gertrud aus einiger Entfernung etwas wie Hammerschläge. Sie ging dem Geräusch nach, das hinter einem Wäldchen von Tannen und Birken

herkam, bald aussetzte, bald wieder begann. Als sie das Gehölz erreichte, sah sie an der Seite, die gegen Feld und Hügelland hinausging, Dorchen auf einer Bank stehen und richtig mit langsamen Schlägen etwas hämmern. Sie kam näher.

— „Dorchen!"

Diese wandte sich mit großen Augen, wie aus einem Traum aufgeschreckt.

— „Was machst du da?"

Sie ließ den erhobenen Arm schlaff sinken. — „Einen Maikranz häng' ich auf."

Sie hatte einen großen Nagel mitten in einen schönen Birkenstamm geschlagen. Neben ihr auf der Bank lag ein Gewinde aus jungem Eichenlaub.

„In einen lebenden Baum schlägst du den Nagel?"

„Ja," sagte sie in eigentümlichem Ton und blickte dabei hinauf nach der Wunde, aus welcher heller Saft quoll.

„Komm herunter."

„Erst den Kranz!" — Schnell griff sie nach dem grünen Gewinde und hing es an den weißen Stamm. „Ist das nicht schön? Und sinnvoll? — — So geht's Manchem, ganz im stillen, — niemand weiß es, als der arme Baum und der den Nagel hineingeschlagen hat!" —

„Wir wollten dich im Forsthause abholen."

— „Ja, ich war draußen — und ging den alten Weg dann nach Hause. Da habe ich auch den Kranz gemacht. — Schau her, wie das aussieht! Eine Schleife müßte noch dran sein und darunter ein Herz in die Rinde geschnitten und zwei Buchstaben — dann wäre es, wie's in den Büchern steht." — Sie lachte abgerissen, so wie man im Schlaf lacht, und sprang dann seufzend von der Bank herab. — — — „Ich habe auch in den alten Papieren gelesen — ich wollte alle verbrennen, aber ich konnte es nicht. — Es steht so viel Liebes drin! — So war er damals! Die Tage kommen auch für ihn nie wieder, mag es noch so glänzend für ihn werden — — nein, das kommt nie wieder!" — — Sie legte den Kopf zurück auf die Lehne der Bank, wo sie jetzt saßen, und blickte hinauf in das junge Blättergewirr. Halblaut begann sie einen Vers vor sich hin zu sagen:

„ — — Du hast der Liebe Himmel mir erschlossen,
Der über irdischem Gewölk erhaben,
Ein Ewiges — sich wölbt in ernster Bläue! — —

— „Das war sein erstes Sonett — und das tönte mir heute unaufhörlich nach auf dem ganzen Wege — und alles zog wieder vorbei, verklärt, wie aus einem anderen Leben. Da kam es mich an, den Kranz zu machen — wie für einen Toten. In einem fort rief der Kuckuck, wie damals, wenn wir dort gingen, und an den gleichen Stellen blühte der Waldmeister, — es war so schön da oben! Ich nahm mir ein Sträußchen mit — siehst du, da ist's — ganz welk, aber wie es duftet, ah!" — Sie schloß die Augen und sog in tiefen Zügen den feinen Wohlgeruch ein. — — „Von allem erzählt es — — von der ganzen schönen Zeit — —"

Gertrud hielt stumm ihre heiße Hand.

— „Und heute soll also die Hochzeit sein. — — Es ist doch rätselhaft verworren, dieses Leben!"

„Du quälst dich," sagte Gertrud, den Arm um sie legend. Dieses Phantasieren war ihr unheimlich; sie wollte sie daraus wecken. — „Ich hoffte, du seiest weiter, Dorchen."

„Weiter?" rief sie, mit einem Ruck sich aufrichtend; — „kann man denn weiter, als das einzige Glück aus der Brust reißen, damit es — einem Anderen ganz geschenkt sei?"

„So meinte ich es nicht."

„Frag' nicht danach, wie ich mit mir fertig werde. — Was du Qual nennst — ist wenigstens — —" Sie wandte sich weg, ihre Stirn gegen das Holz der Lehne pressend, um hervorbrechende Schmerzenslaute zu unterdrücken.

Es dunkelte immer mehr unter den Bäumen. Draußen stieg der Mond höher und begann schleierhaft durch die Zweige zu flimmern.

In den Feldern schlug eine Wachtel. Und dann ging irgend wo Einer singend auf einem der stillen Wege.

Das Haus Professor Bremers bekam bald eine gewisse Berühmtheit, und zwar war es die Hausfrau, die daran hervorragend ihren Teil hatte. Es wurde bei ihr vortrefflich musiziert. Sie pflegte auch die Malerei weiter, mit der weisen Beschränkung der gebildeten Dilettantin, die sich lieber als solche bewundern, als im ernsten künst-

lerischen Wettbewerb kritisieren läßt. Außerdem war sie in ihrem reizend eingerichteten Heim eine prächtige Wirtin, welche die verschiedensten Elemente zu vereinigen, es ihnen behaglich zu machen und dabei dennoch ihre Art als die tonangebende festzuhalten wußte. Aus dem Mädchen in vorgerückteren Jahren war eine junge Frau geworden mit weicheren, kaum merklich freieren Formen und jenem undefinierbaren Reiz, den blühende glückliche Frauen haben. Auch in ihrer Toilette zeigte sich ein ähnlicher Zug, den sie früher nicht gehabt, kleine gelegentliche Koketterieen, welche die Erscheinung hoben, ein entblößter Hals, die hübsch gebildeten Arme frei oder nur leicht verhüllt. Sie war, ohne schön zu sein, eine interessante Gestalt.

Das gesellige Leben, welches sich von Anfang an um das Ehepaar gebildet hatte, behagte Julius sehr. Er war eitel auf seine prächtige Frau, auf seine Häuslichkeit. Und dann benahm es ihm das Gefühl, welches ihn, namentlich anfangs manchmal, beschlichen, so etwas wie ein zu Gaste sein im eigenen Hause. Das verlor sich übrigens bald. Er gewöhnte sich an die volle Sorglosigkeit des Besitzes, die Verfeinerung mancher Gewohnheiten und vor allem an das Enthobensein aus hundert kleinen Fragen von ehedem. Ehedem! Das war überhaupt wie eine versunkene Welt, an die er nur gemahnt wurde, wenn Briefe von Mutter kamen, lange, in alles eingehende Briefe, voll der alten Liebe und — Neugier. Ja, das ließ sich Mutterchen nicht nehmen, die Korrespondenz mit ihrem Sohn, auch im Ehestand, wenngleich die Antworten oft flüchtig waren und ihr nie genug sagten. Doch, war das nicht verzeihlich bei zwei so glücklichen Menschen? Es wird schon wieder anders werden. Dann besinnt man sich auf das Gute, was auch vorher schon dawar, und kann es eines Tages vielleicht recht wohl brauchen. Bei diesem „eines Tages" hatte Mutterchen ihre eigenen hoffnungsvollen Gedanken.

Hätte sie gewußt, daß die Verwirklichung derselben herannahte!

Hedwig wurde zu Anfang des zweiten Winters leidend, so daß die bisherige Geselligkeit oft unterbrochen werden mußte. Dafür entschädigten jetzt — es kam auf Hedwigs Befinden und Stimmung an — manche köstlich allein verbrachte Abende. Julius war da oft übermütig glücklich; er trug seine Frau auf Händen.

Die Aussicht auf das bevorstehende Mutterglück vermochte Hedwig nicht ganz über die Leiden der Gegenwart hinwegzubringen. Sie hatte zuweilen trübe Anwandlungen, Gedanken, wie schwer das Verheißene vielleicht erkauft werden mußte, da sie nicht mehr in jener ersten Jugend war, die mit froher Zuversicht dies heilige Martyrium trägt. Doch bessere Tage machten alles gut. Ahnungen künftiger Seligkeiten durchschauerten ihre Seele mit unbekannter Macht.

Eines Abends trat Julius zu seiner Frau, als sie im Dämmerlicht am Klavier saß und leise, mit zögernden Fingern, eine der Schumann'schen Kinderscenen — „Kind im Einschlummern" — spielte, während er nebenan im Zimmer gearbeitet hatte. Er schaute ihr tief in die Augen. — „Soll ich von etwas dergleichen nun einmal schreiben?"

Sie hörte auf zu spielen. „Nein, bitte nicht."

„Weshalb?"

„Es ist mir peinlich."

Er lachte. „Sonderbar! Sage mir den Grund."

„Es ist meine Empfindung. Wozu jetzt schon etwas verkünden? Versprich mir, daß du überhaupt nichts mitteilst, bis —"

„Wann?"

„Bis alles vorüber ist. Die Thatsache —"

„Eine Thatsache, die Mensch heißen wird!" sagte er mit glückseligem Blick. — „Du bist eben du, ganz — bis — zur Härte."

„Härte?" fragte sie ruhig erstaunt.

„So scheint es wenigstens neben dem Empfindungskleinkram der anderen —"

Zu Beginn des Frühlings tagte in der Universitätsstadt eine Pädagogenversammlung. Da machte auch einer der alten Kollegen und Freunde des verstorbenen Gymnasiallehrers Bremer aus Föhrenberg die Reise dahin, nachdem er Mutterchen sein Wort hatte geben müssen, ihren Julius ganz gewiß aufzusuchen.

Den Abend vor der Abreise ging sie

noch zu ihm, ein sauberes Paket bei sich, das sie für ihre Kinder mitzunehmen bat.

Der Glückliche, der dorthin reisen konnte!

An Mutterchens Herz zehrte heimlich die Sehnsucht und noch heimlicher etwas wie — nein, Eifersucht war es nicht, nur Leid, daß der Sohn so gar nicht mehr ihrer bedurfte, nicht daran dachte, sie einmal sein Glück mit eigenen Augen schauen zu lassen. Wenn sie so still saß und über alles nachsann, während Gertrud in der Schule war, lag es ihr oft schwer auf der Brust, sie mochte sich noch so viel dagegen sagen. Aber dabei strickten ihre Hände Nadel um Nadel ab, eben für die dort in der Ferne.

Der alte Freund, der Lateinprofessor, welcher nun das fertige Werk mitnehmen sollte, besah kritisch das ziemlich umfangreiche Paket. Er nahm eben nur einen Handkoffer mit. — „Was ist darin, Frau Bremer, wenn man fragen darf?"

„Bloß ein halbes Dutzend Sommersocken für meinen Julius und — das brauchten Sie aber gar nicht zu wissen! —" sie sagte es halblaut hinter der Hand, — „ein gestricktes Unterröckchen für meine Schwiegertochter!"

„Ein Unterrock!"

„Das sieht ja niemand in dem Paket," beschwichtigte sie.

„Muß aber bei der Ankunft aufgemacht werden. Da gelten keine geschlossenen Pakete. Was soll man denken, wenn ich —"

„Sieht es Ihnen jemand an, daß Sie nicht verheiratet sind?"

„Ich — verheiratet? Nie in meinem Leben! Das weiß doch jeder."

„Auch hundert Meilen von hier?"

Der gelehrte Hagestolz sah verdutzt auf die Fragerin. — „Also — meinetwegen denn!" — Er stopfte vor ihren Augen das sonderbare Geschenk zutiefst in den Koffer, worauf sein schwarzer Bratenrock ziemlich uneben zu liegen kam.

Er sah denn auch danach zerknittert aus, der brave altmodische Bratenrock des Föhrenbergers, als dieser nach längerem Suchen die Wohnung Professor Bremers betrat.

Der alte Herr war fast eingeschüchtert von der Eleganz, die ihn empfing. Er wurde in einen Salon geführt, wo es halb dunkel war von schweren Vorhängen und Teppichen und wo die fremdartigsten Sachen umher standen, lagen, hingen, lehnten. Sein Paket in Händen, stand er wie eine Bildsäule. Er hatte Zeit, sich umzusehen, denn er war zu einer in der Großstadt ungewohnten Stunde, um halb elf Uhr, gekommen. Es dauerte indes nicht lange, bis lautlos hinter einer der Portieren hervor eine stattliche Dame erschien, ganz in weiße Wolle, schön und bequem gekleidet. Es war Hedwig, die, nachdem sie gehört, wer der Besuch sei, demselben mit gewinnender Freundlichkeit entgegenkam.

„Verzeihen Sie," stotterte er, von der eigentümlichen Erscheinung verwirrt — (wer trug in Föhrenberg an gewöhnlichen Tagen und noch obendrein — — kurz, wer trug da weiße Kleider?) — „Ich habe hier —" er lächelte und räusperte — „von Ihrer Frau Schwiegermutter, der wackeren Frau Bremer — weil die Gelegenheit gerade da war — etwas zu überbringen."

„Ei, ein solches Paket! Das machte Ihnen ja Mühe!"

„Nun Mühe, das gerade nicht — es war nur die Frage wegen des Handkoffers — ich nahm nämlich einen Handkoffer mit, — aber schließlich, es ging doch hinein. Nun, und dazu habe ich eben eine Menge Grüße zu bestellen."

Hedwig lächelte fein. — „Das wird meinen Mann freuen. Er arbeitet in diesem Augenblick noch, wird aber bald erscheinen." Sie tippte auf eine elektrische Glocke und sprach zu der eintretenden Dienerin ein paar halblaute Worte.

Darauf kam Julius und drückte dem Mann, der vor nahezu zwei Jahrzehnten sein Lehrer gewesen, die Hand.

— „Das ließen Sie sich aufbürden?" lachte er, die Sendung betrachtend, „wozu ist denn die Post da? Aber das sieht der guten Mutter ganz ähnlich. Sie schickt uns womöglich — laß sehen!" — Er öffnete mit einem Schnitt und Ruck die Papierhülle. — „Richtig, Strümpfe! Ja, das ließ sie sich von jeher nicht nehmen — und —," nun lachte er aus vollem Halse, — „das führten Sie mit sich, Herr Professor?"

Der alte Knabe kam in Verlegenheit. „Geht mich nichts an — geht mich nichts an," protestierte er, — „ich that nur, was mir anbefohlen wurde."

Die Sendung erregte die größte Heiterkeit. Der Professor, obgleich ein hartgesottener Junggeselle, sah aber doch steif die junge Frau an, ob sie für so viel Fleiß nicht ein Wort der Rührung haben würde. Sie lächelte bloß und schob die Gegenstände dann beiseite.

Der Gast mußte zu einem Frühstück bleiben und ohne Umstände es sich schmecken lassen, die herrlichsten Sachen.

Sie saßen in einem großen Speisezimmer, an einem großen Tisch, auf hochlehnigen feierlichen Stühlen, obenan wie eine Fürstin in ihrem weißen Gewande die Hausfrau, die mit einem Winke zu befehlen verstand; zu ihrer Rechten der Gast, links der Gatte.

Ja, so geht es im Leben. Da saß der einmal gefürchtete Lehrer, jetzt selber befangen wie ein Schülerlein, an dem feinen Tische seines ehemaligen Schülers, der ihm einst genug zu schaffen gemacht hatte, der blasse, lebhafte Knabe, voll Talent, aber wenig Fleiß, einer von denen, die ihren Eltern „Nüsse zu knacken" geben! Und da war nun solch' ein Mann aus ihm geworden, von Namen, von Stellung! Was ist ein Latein-Wiederkäuer wie er, gegen solch' eine Laufbahn? Ja, ja, man kann nicht immer auf die Schulzeugnisse gehen, wenn man die Zukunft eines Menschen prognostizieren will!

Das Pergamentgesicht des würdigen Lehrers rötete sich allgemach immer wärmer bei Gespräch und Wein. Julius schenkte fleißig die Gläser ein. Dann kamen auch Cigarren dran und was für Cigarren! Der Föhrenberger Gast wollte anfangs nicht rauchen wegen der schönen Vorhänge und Möbel, auch wegen der gnädigen Frau in ihrem weißen Kleide nicht. Aber er wurde fröhlich beschwichtigt. Und da kam denn auch über ihn ein Geist der Freiheit und Fröhlichkeit und Gehobenheit. So etwas wie dieses Mahl, das sie Frühstück nannten, wie diese zwei Menschen da, die so voll im Leben standen, wie diese Reise überhaupt, hatte der wackere Schulmann in seinem Uhrwerkdasein lange nicht, vielleicht nie genossen. Und das wirbelte ihm nun ein bißchen das Blut auf und löste die Zunge. Man unterhielt sich von alten Erinnerungen, Lehrern, Kameraden, Schulspäßen, und siehe da, der wegen seiner raffinierten Strafen ehedem Berüchtigte und Gefürchtete übertrumpfte jetzt den Schüler von einst an bunten Geschichten. Der Stolz, die Augenweide an dem, was aus so einem nichtsnutzigen Jungen werden kann, machte die alte Schulmeisterseele hüpfen.

Na, die wackere Frau Bremer wird aufhorchen, wenn er ihr erzählen kommt!

(Fortsetzung folgt.)



Wie der Tau.

Von **Alice Freiin von Gaudy.**

(Abdruck verboten.)

Wie der Tau,
Ruhend unter klarem Himmelsblau,
Siebenmal
Spiegelt den empfang'nen Sonnenstrahl,
Wiedergebend das gelieh'ne Gut
Edler, schöner durch der Farben Glut:

Also auch
Ist es eines warmen Herzens Brauch,
Jedes Glück
Strahlt es andern siebenfach zurück,
Jede Liebe, die ihm Gott gewährt,
Gibt es wieder, doch vertieft, verklärt.

Bazeilles nach dem Bayernkampf
am 1. September 1870.

Von

Tanera.

(Abdruck verboten.)

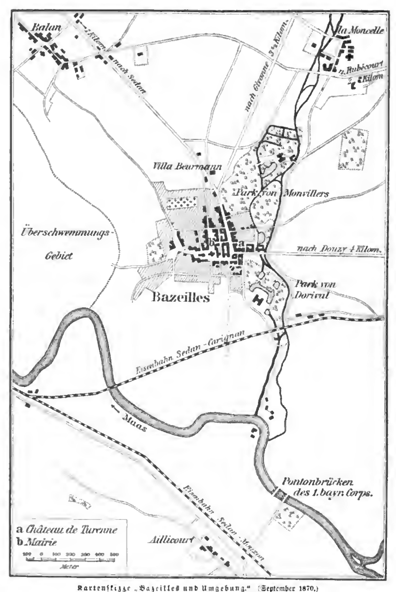
Diese Bilder werden Ihnen manche interessante Erinnerung wachrufen."

Damit zeigten mir die Herren der Redaktion dieser Hefte eine Reihe von Photographieen, welche die Ruinen des armen Marktfleckens Bazeilles darstellten, so wie sie sich ergaben, kurz nachdem wir dort eines der bravsten und tapfersten Corps unserer Gegner in heißem, blutigem Kampfe niedergerungen hatten.

„Ja, ja. Sie haben recht. Immer deutlicher tritt vor mir Scene um Scene aus dem Dämmerlicht des Haines der Vergangenheit hervor. Nun stehen die Ereignisse jener Zeit im hellen Lichte des durch die Bilder wieder aufgefrischten Gedächtnisses vor mir; ich erkenne die traurigen Reste des unglücklichen Bazeilles; ich sehe sie abermals in Rauch und Flammen, wie ich sie damals im großen Kampfe geschaut, ich höre wieder das furchtbare, betäubende Krachen und Zischen, das während des Frühmorgens des 1. Septembers uns in die Ohren gegellt. Ich erblicke abermals die verzerrten, verstümmelten, halbverkohlten Leichen, über die ich mir am 2. September vormittags einen Weg gesucht; ich rieche von neuem jene fürchterlichen Dünste, welche das versengte Fleisch, das gestockte Blut, die glimmenden Balken, die qualmenden Schutthaufen verbreiten; kurz, ich bin zurückversetzt in jene Zeit, wo wir so hart, so unermüdlich, so todesmutig hier um den Sieg kämpften, aber ihn auch errangen, wir, die Bayern von der Tanns."

Blatt um Blatt durchforschte ich weiter. Leicht erkannte ich das Château de Turenne, die Mairie, die Hauptstraße, die Kirche, die östliche Straße, die Bäume vom Park von Monvillers u. s. f. Sind ja doch die Schlacht von Sedan und das Gelände, in welchem sie sich abspielte, vielleicht am unvergänglichsten unserem Geiste eingeprägt, weil wir trotz der vielen ernsten Tage, welche wir noch an der Loire erlebten, doch keinen so gewaltigen maßgebenden Sieg mehr miterfechten konnten, und weil wir nie mehr auf so tapfere, ausdauernde und schwer zu überwältigende Gegner stießen, wie die Marineinfanteristen der französischen Division Vassogne. Damals war ich Leutnant und Zugführer bei den 1. bayerischen Jägern. Unser Bataillon gehörte zur 2. Division. Schon seit Tagesanbruch kämpfte unsere ganze 1. Division in dem nach und nach aus dem Frühnebel hervortretenden Bazeilles. Der Ort stand bereits großenteils in Flammen. Während wir Jäger an der Spitze unserer Division auf den beiden Pontonbrücken südlich von Bazeilles die Maas überschritten, kam ein Ordonnanzoffizier von der Tann's angesprengt und brachte unserem Jägerkommandeur einen Befehl. Er drehte sich im Sattel herum und rief mit seiner tiefen markigen Baßstimme über das ganze gespannt lauschende Bataillon: „Kinder, jetzt gilts! Daß Ihr leistet, was menschenmöglich ist, weiß ich. Haltet Euch wie bei Beaumont, damit ich wieder so stolz auf Euch sein kann wie dort. Vorwärts für König und Vaterland! Vorwärts!" Nun gingen wir drauf. Am Park von Dorival, dem südöstlichen Ende von Bazeilles, kamen wir noch ungerupft vorbei. Weiter gegen den Ort selbst! Kaum erreichten wir die gerade große Straße von Douch, kaum langten wir an den ersten Häusern an, so krachte es aus verschiedenen Fenstern mit so hellem Tone heraus, daß wir schnell genug die scharfen Schläge von Chassepots erkannten und erst gar nicht fragen mußten, ob dort nicht Leute unserer 1. Division ständen. Mir ist es, als ob es das zweite und dritte Haus links auf dem ersten Bilde gewesen wären, aus denen wir jene Feindesgrüße empfingen. Damals durften wir uns nicht lange umschauen. „Die Jäger in den Park von Monvillers!"

Kaum war der Befehl erschallt, so empfing uns vom Parkrand her ein wütendes



Kartenskizze „Bazeilles und Umgebung." (September 1870.)

Schnellfeuer französischer Marineinfanteristen. Die ersten der unseren brachen in ihrem Blute zusammen.

Da sind wir aber draufgegangen! Keinen Schuß haben wir abgegeben. Dagegen die Gewehre und Säbel in die Hand genommen, unser Hurra geschrien und ein Laufen angefangen, ein Rennen, als ob vor uns der leuchtende Himmel, hinter uns aber eine alles verschlingende Hölle sei — und eigentlich war es ja umgekehrt. Doch nein! Vor uns leuchtete wirklich, wenn auch nicht der Himmel, so doch ein unendlich stolzes, erhabenes Ziel — Ehre, Ruhm und der Sieg. Im allgemeinen dachten wir damals freilich nicht so hoch. Wir sahen nur das nächste vor Augen und das war: „Die Kerls müssen hinaus oder wir schlagen sie tot.“

In einem Saus erreichten wir den Parkrand. Ein eingemauerter Bach umgab ihn. Unsere Hochalpenjäger hielt ein so kleines Hindernis nicht auf. In einem Satz hinunter, mit einigen Sprüngen durchs Wasser hinüber, ein flottes Hinaufschwingen wie auf einen Felsblock unserer schönen Heimat, und droben waren wir, mitten unter den aufs Äußerste überraschten französischen Marineinfanteristen. Jetzt ging's los. Wieder wie bei Beaumont hörten wir nach und nach mit dem Hurrarufen auf; denn der Atem war uns fast ausgegangen. Aber zum Hauen und Stechen reichte er noch, und die Eisenmuskeln dieser Gebirgssöhne spürten keine Ermüdung. So haben wir die ganze Gesellschaft aus dem Park in die brennenden Häuser von Bazeilles geworfen und dort unseren Kameraden der 1. Division vor die Mündungen der Podewilsgewehre und vor die Spitzen der Bajonette getrieben. Der Kampf war hart. Die braven Marineinfanteristen hatten sich bald vom ersten Schrecken erholt, und dann verteidigten sie die rückwärts gelegenen Büsche des Parkes und die Häuser am Ostrand von Bazeilles um so zäher. Etwa da, wo die Straße des zweiten Bildes in den Park mündet, ist unser Leutnant Ulmer so wunderschön, so echt soldatisch gefallen, daß sein Tod uns allen ein leuchtendes



Abb. 1. Hauptstraße von Bazeilles von Süd nach Nord.



Abb. 2. Südlichste von Ost nach West führende Straße. (Blick auf den Park Dorival.)

Beispiel bleibt. In der Verlängerung der Dorfstraße führte ein Weg längs des Parkes und durch denselben. Er war ebenfalls von einem eingemauerten tiefen Graben umfaßt. Ulmer erreichte mit seinen Jägern einen Busch südlich dieses Weges.

Jenseits desselben in einem anderen Busche waren noch Franzosen. Einige Zeit wurde hin- und hergeknallt. Da besorgte der tapfere Offizier, daß ihm andere Jäger zuvorkommen könnten. Kurz benachrichtigte er seine Leute: „Jetzt nehmen wir jenen Busch! Mir nach! Auf! Hurra, hurra!" Damit lief er voraus, nahm einen starken Anlauf, um den gemauerten Graben zu überspringen, machte einen gewaltigen Satz, hielt in der rechten Faust hoch erhoben den Säbel über sich, noch ein lautes Hurra aus seinem Munde — dann stürzte er tot jenseits des Grabens zur Erde. Das fränkische Blei hatte ihm das Herz mitten durchschlagen. Seine Jäger rächten blutig den Tod des tapferen Offiziers. Wir, seine trauernden Kameraden, haben ihn am 2. September im Park von Dorival, dicht an der östlichsten Straße von Bazeilles, begraben.

Von den Jägern konnte nur ein Teil unter dem Oberstleutnant Schmidt den Kampf in Bazeilles selbst mitmachen. Sie erreichten ein einzelnes Haus gegenüber der Villa Beurmann und beteiligten sich hier stundenlang an dem Feuergefecht der hin- und herwogenden Schlacht. Diesen Platz haben die braven Jäger auch nicht verlassen, als gegen Mittag durch einen Vorstoß neuer französischer Massen vorübergehend sogar ein Teil des schon eroberten Marktfleckens wieder verloren wurde. Dadurch haben sie sehr viel zu der abermaligen und endgültigen Wegnahme von Bazeilles mit beigetragen.

Wir anderen Jäger haben den Park von Monvillers ganz vom Feinde gesäubert und wurden dann zum Sturme auf die Höhen bei la Moncelle dicht nördlich von Bazeilles verwendet. Daß wir dort noch zahlreiche Opfer brachten, aber viel Ehre und Ruhm erlangten, gehört nicht hierher; ich will ja von Bazeilles erzählen.

Die Nacht nach dem Riesenkampfe brachten wir, unsere Gefangenen unter uns, im Biwak in la Moncelle und beim Park von Monvillers zu.

Am anderen Morgen — wir hatten noch keine Ahnung von der Größe des gestern erfochtenen Sieges — sollte es wieder losgehen. Wir standen bereit. Unsere Vortruppen hielten die Höhen nordwestlich von Bazeilles besetzt.

Dahinter lag der qualmende, dunstende, brennende und entsetzlich riechende Höllenpfuhl von Bazeilles.

„Gott sei Dank, daß wir durch diesen Feuerschlund nicht mehr hindurchmüssen. Von den eroberten Höhen lassen wir uns ja doch nicht mehr verdrängen. Was etwa noch einmal einen Durchbruch versucht, das werfen wir mit leichter Mühe nach Sedan zurück."

So war unsere Stimmung am Morgen des 2. September. Die bayerische Artillerie jenseits der Maas, dort bei Frenois und Wadlaincourt schwieg aber noch immer. Sie sollte das Zeichen zur Wiedereröffnung der Schlacht geben.

Da traf der erste Ordonnanzoffizier des großen Hauptquartiers ein.

„Der Kampf ist wahrscheinlich aus; die Franzosen verhandeln."

Bald darauf folgte eine Glücksbotschaft nach der andern. „Der Kaiser Napoleon befindet sich bei der Armee! Er hat dem König seinen Degen übersendet."

Laut genug klang unsere Antwort: „Hurra, hurra!"

Hierauf jagte ein Generalstabsoffizier daher: „Die Bataillone können in das Biwak dicht östlich von Bazeilles zurückmarschieren. — Die ganze französische Armee hat sich mit Mann und Maus ergeben!"

Donnerwetter, brach da ein Jubel los. Wir wollten es gar nicht glauben. Aber es war so. Schon liefen einzelne Franzosen waffenlos zu uns herüber und bettelten um Brot. Muß dem armen Teufels schlecht genug gegangen sein in den letzten Tagen.

„Hier, Mussiö, hast an Brock'n. Mehr hab' i sell nit." Aufhalten ließen wir uns aber nicht lange. Also zurück hinter Bazeilles. Wir versuchten mit der Kolonne durch den unglücklichen Ort zu marschieren. Unmöglich. Brennender, qualmender Schutt versperrte den Weg. Da sind wir außen herumgezogen. Dicht neben dem Park von Monvillers, den wir gestern so prächtig erstürmt, sammelte sich die Division. Durch Bazeilles ist an diesem Tage keine Truppe mehr marschiert. Nur Hunderte von Sa-



Abb. 3. Schloß Turenne in der Straße nach Douzy.



Abb. 4. Kirchenplatz mit der Mairie.

nitätssoldaten und andere zum Retten der Verwundeten entsendete Leute wühlten in dem fürchterlichen Feuerkessel umher. Da bin auch ich hineingedrungen. Teils war es die Sorge um meinen Vetter Baron Donnersperg, dessen Tod ich damals noch nicht wußte, teils — ich kann es nicht leugnen — jugendliche Neugier. Was ich sah, war entsetzlich und ist mir trotz der schauerigen Scenen, die ich später in den Vorstädten von Orléans und in den brennenden Dörfern an der Loire erlebte, scharf im Gedächtnis geblieben. Verhältnismäßig leicht kam ich durch die große Hauptstraße (Abb. 1) bis zum einstigen Schloß von Turenne (Abb. 3). Dort fingen die Schwierigkeiten an. Die Straßen waren noch keineswegs so aufgeräumt, wie sie die nebenstehenden Darstellungen zeigen. Überall lag qualmender Schutt bis mitten auf den Fahrweg; Leichen an Leichen hemmten den Schritt; eine erdrückende Hitze — viele Häuser brannten ja jetzt noch —, ein manchmal undurchsichtiger Rauch nahmen fast den Atem, und der unbeschreibliche Geruch erregte einen kaum überwindbaren Ekel. Ich wand mich links nach dem Platz der Mairie. Dort konnte man etwas leichter atmen. Hier habe ich aber das entsetzlichste Bild gesehen. Die ausgebrannte Mairie vor mir, die eingestürzte Kirche (Abb. 5 und 6) links neben mir fesselten nicht lange den Blick. Das that aber das vorstehende Haus rechts neben der Mairie, d. h. der Tote vor demselben. Auf dem Schutt der eingestürzten Mauer lag der arme französische Marineinfanterieoffizier. Sein Kopf hing abwärts, das Gesicht war gräßlich verzerrt, die Hände krallten sich krampfhaft an lose Steine. Der Mann muß fürchterliche Qualen ausgestanden haben. Er war, wie ich glaube, nur leicht verwundet, ist wahrscheinlich beim Verlassen des brennenden Hauses gefallen, und da stürzte ein brennender Balken auf seine Füße und klemmte den Unglücklichen fest. Der eine Fuß war fast verkohlt, die Kleidung des anderen ebenfalls angebrannt. Wie mag sich der Bedauernswerte bemüht haben, sich frei zu machen, bis endlich der Qualm und die Hitze ihm den Tod und damit die Erlösung brachten. In einem der Häuser gegenüber der Kirche (Abb. 4) erlebte mein Freund Baron Laßberg die Scene, die ich schon einmal geschildert.*) Ich wiederhole sie, weil sie so sehr bezeichnend für den Kampf in Bazeilles ist.

„Während ein Teil des II. Bataillons

*) Der Krieg von 1870/71 Band III. Die Schlachten von Beaumont und Sedan von Tanera.

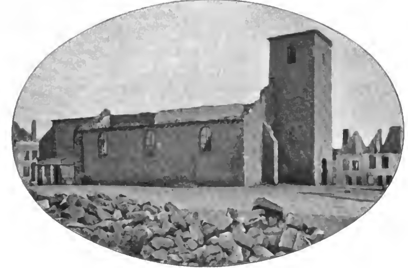


Abb. 5. Kirche in Bazeilles.

1ten bayerischen Regiments die Kirche selbst erstürmt, ruft ein Unteroffizier dem Leutnant von Laßberg zu: „Herr Leutnant, dort bewegt sich ein Vorhang. Dahinter habe ich einen Bauern mit einem Gewehr in der Hand gesehen."

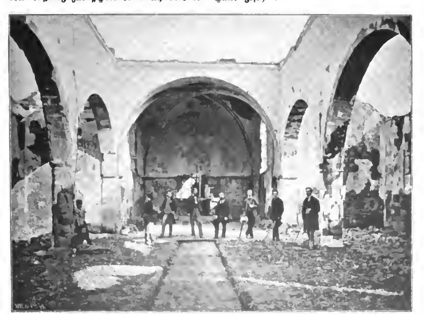


Abb. 6. Inneres der Kirche von Bazeilles.

Der dies hörende Hauptmann befiehlt nur: „Vorwärts! Hinein!“ Etwa zwölf Mann, voraus der Leutnant von Laßberg, stürmen auf das Gebäude zu. Fünf Schritte vor demselben angekommen, vernehmen sie den dumpfen Schlag zweier durch das geschlossene Fenster abgegebener Schüsse; Schrote pfeifen ihnen um die Köpfe, allein niemand hat eine ernste Verwundung erlitten. Wie der Blitz springen die Bayern vor und dringen durch die Thür und das eingestoßene Fenster in die Stube. Da steht der Blusenmann und hält noch das rauchende Gewehr in der Hand. Drei Mann wollen ihn fassen und binden. Er wehrt sich mit der Macht der Verzweiflung. Ein Schuß kracht. Er sinkt entseelt zu Boden. In diesem Augenblick stürzen sechs Marineinfanteristen aus dem Hinterzimmer hervor.

„Stoßt mit dem Kolben zu: rennt den Kerls das Bajonett in den Leib.“ — Ein wütendes Handgemenge entspinnt sich. Warum ergaben sie sich auch nicht? — Weil sie brav und tapfer waren, wie wirkliche, tüchtige, ehrenhafte Soldaten, die lieber dem Tode als dem Feinde in die Hand fallen wollten. Alle Achtung vor diesen Marineinfanteristen!

Hin und her drängen sich die Kämpfenden in der engen Stube. Da fängt das Bett durch einen Schuß Funken: bald erfüllt entsetzlicher Qualm und Rauch den ganzen Raum; kaum kann man noch atmen; aber das Ringen währt fort, denn die Franzosen sind noch nicht überwältigt, und ein Nachgeben der Bayern — das gibt es nicht. Plötzlich ertönt es laut: „Feuer, Feuer; au feu!“ Aus einer Nebenstube schlagen die hellen Flammen herein. Da hört das Ringen auf. So schnell als möglich drängen sich Freund und Feind bunt durcheinander in den Hausflur und von dort ins Freie. Kaum jedoch atmen beide wieder frische Luft, da geht der Kampf von neuem los. Jetzt aber gelingt es den Bayern rasch, ihre Gegner zu überwältigen; nur zwei sind durch das Hinterhaus entkommen; sicher aber nur, um dort anderen Bayern in die Hände zu laufen oder um elend in den schnell den Rückzug versperrenden Flammen umzukommen.“

So ging es in Bazeilles am 1. Sep-



Abb. 7. Inneres des Brückenkopfes von Torcy (Sedan) mit den erbeuteten Geschützen.

tember 1870 zu. Zwölf lange Stunden währte der heiße Kampf. Der ganze Marktflecken mit Ausnahme der etwas außerhalb stehenden Villa Beurmann ist dabei vernichtet, Hunderte von braven Streitern beider Armeen sind dort getötet worden. Aber auch mancher der zurückgebliebenen, bethörten Einwohner, der sich in falschem Nationalgefühl am Ringen der hierzu allein berufenen Krieger beteiligte, erlag der Rache der hinterrücks Überfallenen. So verlangt es das Gesetz. Gehässige Schriftsteller haben jedoch diese traurigen Thatsachen endlos übertrieben und von Hunderten unschuldig gemordeter Einwohner beider Geschlechter geschrieben. Das ist einfach erlogen. Excellenz von der Tann hat zur Entgegnung auf solche Anklagen gleich nach dem Kriege durch den französischen Maire von Bazeilles, Herrn Bellemont, Erhebungen über die umgekommenen Einwohner anstellen lassen. Die Angaben dieses offiziellen von unseren Gegnern verfaßten Rapportes zählen 2 bettlägerige Frauen, 3 Männer und 3 Kinder als verbrannt oder erstickt und 30 Männer sowie 1 Frau als im Kampfe getötet auf. Der Maire von Bazeilles fügt freilich noch bei, daß seit der Schlacht bis zum Juni 1871 von den ursprünglichen 2048 Einwohnern des Marktfleckens noch 150 durch Krankheiten infolge von Mangel und Elend gestorben seien. Diese durch Herrn Bellemont bestätigten Zahlen sind die beste Rechtfertigung gegen alle wegen des Kampfes in Bazeilles auf die Bayern von der Tanns gehäuften Vorwürfe.

Daß nicht mehr Einwohner erstickten, kam daher, daß der größte Teil derselben nach dem am 31. August abends erfolgten, von den Franzosen aber abgewiesenen Sturme der 2. und 4. bayerischen Jäger nach Sedan entflohen war. Wer sich nicht in der Nacht zum 1. September rettete, verließ am Frühmorgen dieses Tages den bedrohten Ort, als die ersten bayerischen Granaten von Aillicourt her in den Straßen einschlugen.



Abb. 8. Inneres des Brückenkopfes von Torcy (Sedan) mit den erbeuteten Geschützen.

Was ich bisher erzählte, beruht meist auf persönlichen Erlebnissen. Ich bin noch schuldig anzugeben, warum gerade in Bazeilles der härteste Kampf der ganzen Schlacht von Sedan entbrannte. Die Franzosen



Abb. 9. Schloß Bellevue, südwestlich Sedan bei Frénois, mit der Glasveranda, in der König Wilhelm Napoleon empfing.

hatten die Absicht, von Sedan über Bazeilles und Douzy ostwärts durchzubrechen, um der Armee Bazaines in Metz die Hand zu reichen. Darum mußte General Lebrun mit seinem, dem XII. französischen Corps gerade Bazeilles um jeden Preis gegen den Bayernangriff halten. Schließlich erlahmten seine braven Truppen doch, der Ort gehörte uns. Unterdessen hatte das französische Oberkommando gewechselt. Ducrot war auf Mac-Mahon, Wimpffen auf ersteren gefolgt.

„Ich werde diese verfluchten Bayern in die Maas werfen und mir über Bazeilles den Weg bahnen."

So meinte General von Wimpffen und setzte alle verfügbaren Truppen gegen Mittag des 1. September nochmals auf Bazeilles in Bewegung. „Dadurch entstand der zweite Akt unseres dortigen Kampfes. Wir haben die Franzmänner trotz aller Wut ihrer Vorstöße natürlich nicht durch Bazeilles hindurchgelassen, und in die Maas gesprungen sind wir auch nicht. Aber der unglückliche Ort ging während des fürchterlichen Ringens zu Grunde, und wir Bayern von der Tanns haben dort an 2000 unserer Kameraden tot und verwundet liegen lassen. Nach dem Kriege lag unsere 2. Division, zu der auch ich gehörte, noch fast zwei Jahre als Okkupationstruppe in dem Ardennendepartement, wir Jäger und die 12er speziell in Sedan. Am 1. September 1872 haben wir feierlich ein Denkmal, eine einfache Pyramide aus schwarzem Marmor auf einem großen Würfel aus gleichem Stein, eingeweiht. Es steht auf dem Wege von Bazeilles nach la Moncelle dicht nördlich des Parkes von Monvillers. Darauf sind aus Bronze das eiserne Kreuz und ein Lorbeerkranz angebracht, und unten stehen nur die Worte: „Hier ruhen 500 brave Bayern."

Das sind auch Zahlen!

Haben die Bilder von Bazeilles so manche düstere Erinnerung wach gerufen, die folgenden (Abb. 7 und 8) erweckten auch fröhliche und stolze. Sie führen uns in den Innenraum des Brückenkopfes von Torcy, d. h. in die südlich der Maas gelegenen Befestigungen von Sedan. Dort wurden nach und nach die meisten der eroberten Geschütze und Mitrailleusen zusammengefahren. Schließlich waren es über 400



Grab der 500 Bayern auf dem Wege von Bazeilles nach la Moncelle.

samt den dazu gehörigen Protzen. Daß beim Anblick so gewaltiger Kriegsbeute sich unser Herz in berechtigtem Stolze hob, kann man sich denken. Wir hatten auch reichlich Gelegenheit, uns an dem großartigen Bilde zu erfreuen; denn am 3. September wurden wir von Bazeilles in ein Biwak neben den Wällen von Torcy verlegt, um bis zum 11. September die Bewachung und die Abführung der auf der Halbinsel von Iges zusammengetriebenen Franzosen zu bethätigen.

Das gegenüberstehende Bild erweckt die stolzeste Erinnerung. Es ist das Schloß Bellevue zwischen Sedan und Frenois. Dort hat der Sieger, der König von Preußen, den um Gnade flehenden Herrscher der Franzosen empfangen. Es ist die Stätte, wo ein morscher Kaiserthron zusammenbrach und sich ein neuer, mächtiger, so Gott will dauernder erhob; denn der Sieg von Sedan hat unser neues Reich geschaffen, wenn auch das äußere Gefüge erst in Versailles gestaltet wurde. Mit einer Art von respektsvoller Scheu durchwandelten wir schlachterfahrenen Krieger zwischen dem 5. und 11. September 1870 wiederholt die damals freilich schlimm aussehenden Räume des niedlichen Schlößchens. Das Dramatische der hier abgespielten Ereignisse wirkte noch immer mächtig auf uns. —

Es haben die mir vorgelegten Photographieen manche Erinnerung so lebhaft in mir wachgerufen, als ob seit jenen Tagen nur einige Wochen und nicht über 24 Jahre verflossen wären. Ähnlich wird es vielen der Leser dieser Hefte beim Betrachten der Bilder ergehen. Es muß ja so sein; denn was wir damals erlebten, war und bleibt eben eine große, eine unvergeßliche Zeit.



Heimweh.

So geh' ich verloren in weiter Welt,
Und zwischen uns liegt das Meer:
Mein Heimatdorf und du Wald und Feld,
Und Lerchengesang drüber her.

So schlepp' ich mich fußwund durch ödes Land
Der sinkenden Sonne nach;
Wo morgens selig das Frührot stand,
Da sah es mein väterlich Dach.

So bin ich gekommen zum Palmengrund
Am kühlenden, labenden See,
Und muß doch sterben zur selben Stund'
Vor brennender Sehnsucht Weh.

Julius Stinde.



Von

Paul von Szczepański.

Es ist noch nicht lange her, daß das Bild der auf weißem Zelter nackt durch die Straßen von Warwick reitenden Lady Godiva durch die Kunstausstellungen wanderte und ein gewisses Aufsehen erregte, — ab mit Recht oder Unrecht, wage ich nicht zu behaupten, da ich das Bild nicht gesehen habe. Über den Gegenstand indessen wurden damals durch die Besprechungen der Tageszeitungen auch diejenigen arientiert, denen das Bild selbst fremd blieb. Sie erfuhren, daß Lady Godiva die Gemahlin eines längst verstarbenen Grafen von Warwick gewesen sei, die sich zu diesem sanderbaren Ritt entschlaß, weil ihr Gatte ihr versprachen hatte, seine Bauern weniger zu schinden, wenn sie sich aller Welt unbekleidet zeige. Um den Fall psychalogisch erklärlich zu machen, muß man hinzufügen, daß Lady Gadiva eine Dame von ganz außerordentlicher Tugendhaftigkeit war. Denn der Graf von Warwick wünschte natürlich, seine Bauern weiterzuschinden, und er klügelte daher gerade diejenige Farderung aus, von der er annahm, daß seine Gattin sie nie und nimmer gewähren würde. Aber der Gräfin Mitleid mit den geschundenen Bauern siegte über ihre Schamhaftigkeit, und Lady Gadiva machte ihren sagenhaften Ritt, der vielleicht in der Grafschaft Warwick bis heute unvergessen geblieben, über dieselbe hinaus aber erst durch das vorerwähnte Sensatiansbild wieder bekannt geworden ist. Daß dieses Bild tieferer und nachhaltiger Wirkungen fähig gewesen ist, beweist mir die Thatsache, daß es Josef Lauff zu dem zweibändigen historischen Raman „Regina coeli“ (Köln, Verlag van Albert Ahn) angeregt hat. Ich gestehe, daß mich im ersten Augenblick die Kühnheit stutzig gemacht hat, mit der Josef Lauff die eben erst durch den Maler für die Grafschaft Warwick in Anspruch genommene Begebenheit nach Antwerpen verlegt hat, ahne andere Begründung als die von ihm in einer kurzen Vorrede ausgesprochene Behauptung, daß nicht nur „an den stillen Ufern des Avon, über Heiden und Moor der Grafschaft Warwick ein Raunen und Flüstern gehe, das von der Lady Gadiva verkündet, sandern auch in sonstigen Grafschaften und Baronien und in deutschen Gauen singe und sage man van der herrlichen Frau, von dem Weib ohnegleichen.“ Für Specialfarscher, die der Godivasage nachgegangen sind, mag das der Fall sein; aber deren gibt es gewiß wenige. Den meisten Menschen wird es gehen wie mir, daß sie erst durch das Bild oder durch die Besprechungen des Bildes von der Sage überhaupt erfahren und sie sich nun einmal wenigstens vorläufig für die Grafschaft Warwick und histarisch unbeglaubigt festgelegt haben. Da ist einem denn ähnlich zu Mut, wie einem Kathaliken sein mag, der in Trier den heiligen Rock verehrt hat und der nun anderswo auf ein zweites ungenähtes Gewand Christi stößt, das gleichfalls für echt gehalten sein will, trotzdem die Bibel nur van einem erzählt. Auch die Frage, ob es berechtigt sei, das geistige Eigentum eines anderen sa ohne weiteres zu dem seinen zu machen und umzustempeln, drängt sich dem Leser unwillkürlich auf, denn es kann keiner Diskussion unterliegen, daß der Maler des Godivabildes die Godivasage, wenn nicht geschaffen, dach neu belebt hat. Aber über dieses mamentane Stutzen kammt man schnell hinweg, sowohl durch die geschickte Motivierung, die Josef Lauff seinem nach Antwerpen verlegten Godivaritt gegeben hat, als auch durch die Spannung im allgemeinen, die der Erzähler zu erregen weiß. Aus dem Sagenhaften heraus in das hellere Licht des Histarischen gerückt, bedarf der sonderbare Ritt natürlich auch einer weniger naiven Begründung. Josef Lauff läßt daher die Spanier Antwerpen berennen und zur Übergabe zwingen. Der Preis des Rittes sind nicht mehr Linderung der Nat höriger Bauern, sondern die Köpfe der Antwerpener Ratsherren. In der Hauptsache aber ist der Herzog van Parma, der Berenner Antwerpens, nicht anders als der Graf van Warwick, — auch er verspricht den Vätern der Stadt nur Freiheit und Leben, wenn eine Antwerpener Jungfrau sich bereit finde würde, unbekleidet die Straßen der Stadt zu durchreiten, weil er so viel van der Tugend der Antwerpener Jungfrauen gehört hat, daß er überzeugt ist, keine werde seiner Forderung entsprechen Er

verwechselt eben, ganz wie der Graf von Warwick, Tugend und Schamhaftigkeit, die zwar immer bei einander wohnen, aber doch keineswegs identisch sind. So siegt auch hier die Tugend über die Schamhaftigkeit, und gerade die tugendhafteste der Antwerpener Jungfrauen, des Bürgermeisters Aldegande Tochter Godiva entschließt sich, ihren Vater und die übrigen bedrohten Häupter der Stadt zu retten. Der Ritt wird ihr so viel wie möglich erleichtert, denn ein Erlaß des Bürgermeisters bedroht jeden mit dem Tade, der fürwitzig genug sein sallte, die schöne Gadiva undekleidet sehen zu wallen. Gerade diese Rücksichtnahme aber gereicht Godiva, und ihrem Geliebten, dem ersten Glockengießer Antwerpens, zum Verderben. Ein Nebenbuhler des letzteren, schlecht wie in Ramanen fast alle Nebenbuhler, will sich das seltene Schauspiel nicht entgehen lassen und genießt es in einer Verkleidung, die Godiva glauben macht, ihr Geliebter selbst sei sa schnöder Indiskretion fähig gewesen. Dieser Truc ist mir recht ausgeklügelt erschienen, und was darauf falgt, nicht minder. Godivas Geliebter gerät nämlich in den Verdacht, das Gebot übertreten zu haben, wird unter Anklage gestellt, sie selbst muß sein Todesurteil besiegeln, indem sie unter ihrem Eide den Verdacht bestätigt, und erst auf dem Wege zum Schaffot rettet sie ihn dadurch, daß sie ihn als ihren Gatten fordert. Der Leser wird hier nicht mehr gespannt, sondern gequält, sofern er sich wirklich der Lauffschen Phantasie gefangen gegeben hat. Auch eine gewisse Koketterie der Darstellung hat mich nicht gerade angenehm berührt; anderen Lesern mag es anders ergehen, und sie sehen vielleicht darin, wie Josef Lauff selbst, das wahre Wesen der Poesie.

Drei neue Novellen Ernst Wicherts erschienen in einem Bande unter dem Titel „Frauengestalten“ dei Carl Reißner, Leipzig. Die beiden ersten, „Elsa“ und „Eine Beichte“ sind Gegenstücke, — in der ersten treibt eine Frau ihren Gatten durch ihren Mangel an Verständnis für sein innerstes Wesen in den Tad, in der anderen rettet eine Frau ihren Gatten durch dieses Verständnis vor innerlicher Zerfahrenheit. Zur Beruhigung der Leserinnen, die es sich etwa sehr schwer vorstellen, einen Mann in seinem innersten Wesen zu verstehen und die daher etwas wie Furcht empfinden, eine sa ungeheure Verantwortung auf sich zu laden, wie Elsa schließlich zu tragen hat, möchte ich hinzufügen, daß man Elsas Gatten keineswegs von aller Mitschuld freisprechen kann. Die dritte Novelle „Fräulein Jahanna“ zeichnet den gar nicht seltenen Typus eines älteren Mädchens, das sich außerhalb des Ehejaches außerardentlich glücklich fühlt und einen äußerlich recht verlockend erscheinenden Antrag doch nach reiflicher Überlegung ablehnt, trotzdem sie sich kein Hehl daraus macht, daß diese Männerhand wohl die letzte sein dürfte, die ihr angebaten wird. Wer an klarer Darstellung und der sicheren psychalagischen Entwickelung eines Charakters Gefallen hat, wird dei diesen drei Novellen Wicherts seine Rechnung finden.

Unter den neueren Schriftstellerinnen scheint mir Gertrud Franke-Schievelbein, von der mir zwei Bände vorliegen, einen originellen, auf Beachtung Anspruch machenden Zug aufzuweisen. Stärker noch als in dem zuerst erschienenen Raman „Ri“ tritt derselbe in den unter dem Titel „Rotdorn“ vereinigten Novellen hervar. Beide Bände erschienen bei F. Fontane & Co., Berlin. Der Raman erzählt eine Künstlergeschichte, — ein genialer, aber noch unverstandener Maler wird auf das Schloß eines Graßindustriellen geladen, um dort den kahlen Wänden eines neuen Saales künstlerischen Schmuck zu geben. Auch der Kommerzienrat gehört der Kunst gegenüber durchaus zu den nicht Verstehenden; er ist nur einer Laune seiner Frau gefolgt, als er den Maler Rott mit dieser Aufgade betraute. Frau Melanie — von aller Welt „Ri“ genannt — selbst eine Unverstandene, die sich in allem Reichtum, der sie umgibt, und in aller Liebe, mit der sie verhätschelt wird, sehr unglücklich fühlt, glaubt nämlich den Maler zu verstehen. Leider sieht sie nur das Genie in ihm und nicht den Wahnsinn, der dicht daneben wohnt, — sie sieht den letzteren erst, als er zum hellen Ausbruch kommt. Und statt dann sofort einen tüchtigen Arzt zu Hilfe zu rufen, glaudt sie mit ihrer eigenen dem Künstler sympathischen Hand helfend eingreifen zu können. Das mißglückt natürlich, und sie selbst wird das Opfer eines Tabsuchtsanfalles. Der Leser sieht am Schluß, daß er es mehr mit einer Kranken-, als mit einer Künstlergeschichte zu thun gehabt hat, denn auch der Heldin „Ri“ würde ein Aufenthalt in einer Nervenheilanstalt nicht schaden können. Vertiefter zeigt sich die Charakteristik in den Novellen der Verfasserin, die mir auch stofflich origineller erscheinen.

Von dem schönen Bewußtsein getragen, der Kunst neue Wege zu weisen, haben sich eine Anzahl mehr oder weniger bekannter Schriftsteller unter Führung des vielleicht bisher am wenigsten bekannten Dr. Cäsar Flaischlen vereinigt und den Verlag des Vereins der Bücherfreunde mit einem „Sammelbuch moderner Prosadichtung“ beglückt, das den vielverheißenden Titel „Neuland“ trägt. Wie Dr. Cäsar Flaischlen in der Einleitung bemerkt, dezweckt dieses Sammelbuch, „einem weiteren Leserkreis Gelegenheit zu geben, sich selbständig und aus eigener Anschauung heraus ein Urteil über das Können und Wollen, üder die Kunst und die Kunstdestrebungen unserer madernen deutschen Dichtung zu bilden, und zwar der modernen Dichtung, die sich speciell als solche bezeichnet und die vor etwa fünfzehn Jahren mit den Schlagwarten „Realismus“ und „Naturalismus“ gegen den herrschenden Kunstgeschmack auftrat und sich damit als neue Bewegung einleitete.“ Wenn der weitere Leserkreis wirklich sich „selbständig und aus eigener Anschauung“ ein Urteil bilden sall, ist es mir nicht recht klar, warum sich Dr. Cäsar Flaischlen erst noch bemüht, ihm sein eigenes Urteil über die „moderne“ Dichtung in den Mund zu schmieren, die, wie Flaischlen so schön sagt, „sich als neue Bewegung einleitete“. Wenn der Herausgeber dann weiter bemerkt, daß die „neue Bewegung“

keineswegs in ihren Anfängen stecken geblieben sei, sondern sich zu so vielfachen Wandlungen und Durchgestaltungen weiter entwickelte und abklärte, daß von „Realismus“ oder „Naturalismus“ heute kaum mehr recht die Rede sein kann, so kann ich nicht unterlassen hinzuzufügen, daß diesen hier vereinigten Dichtern ebenso jede Berechtigung fehlt, sich für besonders „modern“ zu halten. Mit Ausnahme von Heinz Tovote, der allem guten Geschmack zum Trotz ein wenig in der Mode ist. Und wenn man sich über den aus eigener Anschauung ein Urteil bilden will, muß man sich schon durch einen seiner endlosen Romane durchwinden, die die ganze Ödigkeit eines sogenannten „Verhältnisses“ in aller seiner Nüchternheit und Langeweile schildern, — aus der Geschichte eines Zehnpfennigstücks und der Skizze „Trommelklang“, mit denen er in „Neuland“ vertreten ist, bekommt man gar keinen Begriff, wie alltäglich und in wie schlechtem Deutsch er den Alltag zu schildern versteht und wie seine „Verhältnisse“ alle über einen Leisten geschmiedet sind: Er gelangweilt, sie reizlos; aus diesen beiden Minderwerten entsteht ein zahmes Interesse, das er an ihr nimmt. Als sie das Interesse zu erwidern beginnt, ist sein Interesse bereits erloschen. Trotzdem plagt ihn die Neugierde, nicht locker zu lassen, bis sie sich ergeben hat. Und dann öden sich beide an, bis der Roman zu Ende ist. Das ist der „moderne“ Heinz Tovote, den man in den beiden gänzlich harmlosen Skizzen in „Neuland“ nicht kennen lernt. Von anderen dieser „Modernen“ wieder spricht heute kein Mensch mehr, und auch das Lebenszeichen, das sie hier von sich geben, wird nicht von ihnen reden machen. Johannes Schlaf z. B. dichtet immer noch zu seinem Privatvergnügen, unverständlich für jedes normale Gehirn und ungenießbar für jeden normalen Geschmack. Er ist von einer schrecklichen Sehnsucht — wonach, bleibt sein Geheimnis — geplagt, und dieser Sehnsucht giebt er in einem Gestammel Ausdruck, das er „Frühlicht“ nennt. Man höre:

„An den himmelhohen Mauern nieder, durch das Fenster, zwischen den Gardinen das erste Morgenlicht.

Leise. Grau. Tot.

Hoch oben das arme bißchen Himmel und die drei Sterne.

Und ich liege und brüte und würge an meinem blöden Leid.

Dich will ich! Dich!

Und mein Wille und meine große Pein schreit in mir: Dich will ich! Dich! Dich!

Nichts ist in der müden Welt als das Grauen und der Zweifel!

Und du und ich. Du und ich und unsere Sehnsucht.

Und unsere Sehnsucht will neuen Anfang. Unsere Sehnsucht, die nie sterben kann! Nie!

Wo bist du?! Wie halt ich dich?!

Ich schreie nach dir durch meine einsame, einsame Nacht!

Meine Sehnsucht wird Angst und meine Angst wird Grimm!

Gieb dich mir!!

Du mußt dich mir geben!! Mußt!“ —

Wozu noch das gebieterische „mußt,“ wenn doch seine Sehnsucht von ihr geteilt wird? Und nichts in der müden Welt ist als das Grauen und der Zweifel und Er und Sie? Ganz so wütig wie seine Sehnsucht scheint die ihre freilich doch nicht zu sein, denn Johannes Schlaf fährt fort:

„Weichst du mir aus? Weichst — du — mir — aus?!!

Wohin?

Komm! Komm mit!

Weit, weit durch die Nacht! Hinauf zu den Höhen!

Den Höhen!

Ach, Hahn! Hahn!

Oben, hoch oben im weiten Zwielicht.

Hoch über den brausenden Wäldern, in der einsamen, schaurigen Frühe.

Hoch über den weißen, toten Nebeln, zwischen dem schwarzen, donnernden Grauen der Tiefen und den kalten, blassen Weiten.

Durch die frühlichtwitternde Öde geht ein Sausen, eintönig, ein weites, weites Sausen. Dumpf über Höhen und durch Schlünde.

Mein Gehör spannt sich ihm noch in alle Fernen hinein und meine Augen starren in weiter Angst und doch mit mutiger, wallender, zarniger Lust.

Mitten hinein in diesen furchtbaren Einklang. Das ist die „Harmonie der Sphären.‘

Die Harmonie! ....

Komm!“

Und so fort — endlos! endlos!! endlos!!! Wer's noch nicht weiß, daß Gedankenstriche, Ausrufungszeichen und Fragezeichen willig sind und ihre Anwendung keineswegs davon abhängig ist, daß man etwas denkt, etwas sagt aber etwas fragt, der kann das von Johannes Schlaf lernen. Eine Prosadichtung entsteht auf diese Weise nicht, sondern nur Schwulst und Überspanntheit. Und beide sind weder modern in dem Sinne, daß sie der Ausdruck unserer Zeit wären, die eine recht nüchterne und praktische Zeit ist, noch modern in dem Sinne, in dem man Heinz Tovote modern nennen kann, — ich glaube, es giebt nur sehr wenig Zeitgenossen, die an diesem Schwulst Johannes Schlafs Geschmack finden.

Daß man aber auch das Unbedeutende weniger anspruchsvoll gestalten kann, beweist Paul Scheerbart, indem er neben einigen anderen das folgende Geschichtchen von der kleinen Fliege beisteuerte:

„Da sitzt sie — die kleine Fliege — mit ihren sechs Beinen — ganz gemütlich — auf Großmutters weißer Haube.

Es ist eine kleine schwarze Fliege — die Fliege, die auf Großmutters Haube sitzt.

Das ganze Zimmer ist so still, und die Großmutter denkt an die gute alte Zeit.

Und die Fliege fliegt auf, im Zimmer herum, stößt sich an der großen Lampe, spiegelt sich im alten Spiegel, umbrummt die Nippes auf der Kommode, setzt sich auf den Rand des Goldfischglases und reibt sich mit den Vorderfüßen den kleinen Kopf.

Großmutter trinkt Kaffee — sie nimmt ein Stück Zucker und taucht es in den Kaffee hinein — da kommt die kleine Fliege, fliegt geradezu auf den Zucker los, setzt sich auf ihm fest — und beginnt zu saugen.

Graßmutter sieht's, schmunzelt — und hält die Hand ganz still — um die Fliege nicht zu stören.

Großmutter mag auch nicht gestört werden."

Der Zeichner der allerliedsten Schlußvignetten, die das Buch „Neuland" schmücken, hat unter diese ganz merkwürdige Geschichte von der kleinen Fliege ein Knäblein gemalt, das sich admüht, mit einem gewaltigen Keulenschlage eine Nuß zu knacken. Natürlich ist die Nuß hahl. Daß mir Paul Scheerdarts Manier, die so unwillkürlich an Oderländers köstliche Randzeichnungen aus dem Schreidheft des kleinen Maritz erinnert, immer noch desser gefällt als Johannes Schlafs Manier, drauche ich kaum erst zu sagen. Man kann sich ja dieselbe Geschichte sehr wohl auch von Jahannes Schlaf erzählt vorstellen. Bevor seine Fliege endlich den Ruheplatz auf Großmutters Zucker gefunden, würde er sie alle schaurigen Tiefen des dämmerigen Zimmers haden durchmessen lassen, sie würde geglaudt haden, in die Sonne zu fliegen, als sie sich an der Lampe den Kopf stieß, und var dem Spiegel hätte sie sicher einen Versuch gemacht, sich darüber klar zu werden, wazu denn dieser Kapf ihr eigentlich nütze sei, warum sie sechs Füße und nur zwei Flügel hade, was sie denn eigentlich auf der Welt solle und welchem Zweck diese ganze Welt in Großmutters Stude diene. Und ehe die kleine Fliege erkannt hätte, daß in dieser ihrer Welt alles trügerisch mit Ausnahme des Stückchen Zuckers in der Hand der geduldigen Graßmutter, wäre der dereits in den Kaffee gestippte Zucker längst geschmolzen gewesen, und nicht nur die Fliege hatte auf die Stillung ihrer Sehnsucht, sondern auch der Leser auf die Pointe verzichten müssen. Lieber aber als gar keine ist mir immer noch eine sa winzige Painte, wie die, über welche Paul Scheerdart verfügt. Die „Modeenen" scheinen freilich das Symbalische außerardentlich hoch zu stellen und um so höher, je unverständlicher es dleibt. Denn nicht nur Johannes Schlaf, sandern eine ganze Anzahl seiner modernen Kallegen gefallen sich in Märchen, Allegorien und Stimmungen, bei denen sich außer dem Autor seldst niemand etwas denken kann. Mir ist der Geschmack an dem Unverständlichen gänzlich und selbst dann versagt, wenn jemand sein Mysterium mit so glänzenden Farden malt wie Johannes Schliepmann seine deiden Träume „Siberne Gitter" und „Leden." Offenbar aber glauden die „Modernen" gerade mit diesem Symbolismus über den Realismus und den Naturalismus, die vor zehn und fünfzehn Jahren ihre Schlagwörter bildeten, hinausgelangt zu sein. Und sie können heute wie var fünfzehn Jahren nicht einmal den Vorzug für sich in Anspruch nehmen, originell zu sein. Denn wie ihnen der Drang zum Realistischen nicht von innen heraus kam, sondern ihnen vom Auslande anflog — sie hätten den Realismus in der Dichtung bequemer am „Simplicissimus," an der „Bernsteinhexe," an Pantenius' „Die von Kelles," am „Don Quixote" und anderen Werken studieren können — so kommt ihnen auch das Stäubchen symbolistischer Befruchtung von außen angeflogen. Sie sind Nachtreter einer malerischen Made, die heute schan fast die Mode vom vergangenen Jahre ist. Und wie die meisten van ihnen zur Zeit, da sie sich als „Realisten" gedärdeten, am Aeußerlichen haften blieben und Straßennamen und Hausnummern für etwas Wesentliches hielten, so erscheint ihnen jetzt Symbolismus und Unverständlichkeit als dasselde. Kein Mensch wird in dieser schwülen Dämmerstimmung den wundervallen Sonnenaufgang am Litteraturhimmel sehen, den Cäsar Flaischlen schildert, nachdem ihn schon früher einige Dutzend, die var ihm jung waren und sich mehr zutrauten, als sie vermachten, geschildert haben: „Und frei und makellos glomm die Sanne in die Höhe, in schweigender Glarie, graß und feierlich, heilig und herrlich, und loderte den Tag ins Thal und über die Welt und mit dem Tag den Frühling und mit dem Frühling die Erfüllung. Die Menschen schliefen noch drunten. Gleich scheuen Verdrechern aber flüchteten die letzten Nebel und Schatten sich in ihre Schluchten und Klüfte. Lerchen stiegen aus den Gründen und jauchzten zum Himmel, und wir standen und judelten ihnen zu und sangen das Lied des Margens, das Lied der Sonne und ihres Aufgangs und es war ein Lied der Freude und ein Lied des Siegs.

—

— — — — — — — —

Leis aber frug ich mich: ob es jedesmal sa sei, wenn die Sonne ansgehe?!

Herrn Dr Cäsar Flaischlen zur Beruhigung: es ist niemals so, wenn die Sanne aufgeht. Das geht immer ohne allen Spektakel var sich, denn die Sonne dricht sich Bahn, ohne daß Lärmmacher den Geburtshelfer zu spielen drauchen. Die Charakterstudie „Prafessar Hardtmudt," die Cäsar Flaischlen dann als Tüpfel auf sein i setzt, zu unterschätzen, wäre sehr unklug von mir; denn ich erinnere mich, vor zehn Jahren ungefähr einmal dasselde Mativ dehandelt zu haden. Nachzulesen in meinem Buche „Neu-Berlin," erschienen bei Carl Reißner, Leipzig. Die kleine Erzählung nennt sich „Die stille Insel," und wenn ich mich seldst nicht unterschätze, ist sie nicht schlechter erzählt als Flaischlens „Prafessor Hardtmudt." Daß wir deide, Flaischlen und ich, deshald Sonnenaufgang feiern müßten, glaude ich freilich nicht, und von Cäsar Flaischlen allein kann das auch nur jemand glauden, der entweder Cäsar Flaischlen seldst oder mit den Madernen zu gegenseitiger Bewunderung zusammengeschworen ist.

Es ist ganz wunderdar, was für verschiedenartige Köpfe ein salcher Schwur zusammendringen kann. Denn keineswegs demühen sich die Modernen nur das Undedeutende aufzupusten wie Johannes Schlaf oder das Undedeutende nur einfach wiederzugeden wie Paul Scheerdart, — es gibt auch solche unter ihnen, die das, was sie zu sagen haden, durch eine geradezu kindliche Naivetät um den Effekt dringen. Da ist z. B.

Anna Croissant-Rust, die eine gar nicht üble Ehestandsgeschichte durch ein Gespräch einleitet, wie es vielleicht ein Knabe in den Flegeljahren mit einem kleinen Mädchen führt, bis der Leser zu seinem Erstaunen erfährt, daß es verheiratete Leute sind, die sich in dieser kindlichen Weise unterhalten. Wilhelm Hegeler erzählt die Geschichte eines Verhältnisses in der Art Heinz Tovotes, nur mit dem Unterschied, daß er den Erzähler unabsichtlich dem Gespött des Lesers preisgibt. Daß der Erzähler — es ist eine Ichgeschichte und man darf ihn also nicht mit Wilhelm Hegeler identifizieren — ein Philologe ist, erfährt man aus der Überschrift. In der Erzählung selbst lernt man ihn nur als einen guten dummen Jungen kennen, der die Welt gar nicht kennt und sie für viel besser hält, als sie in Wirklichkeit ist. Man kann gewiß nur wünschen, es möchte solcher rührend naiven jungen Leute eine große Anzahl geben. Nur ändert dieser fromme Wunsch nichts daran, daß sie die Spottlust wecken, wenn sie wie hier mit solchem Ernst von sich selbst erzählen.

Eine wundersame Bescheidenheit hat eine Anzahl Mitarbeiter des Dr. Cäsar Flaischlen in dem Kreise der Modernen festgehalten. Da sind z. B. die beiden Brüder Hart, die auf diese Weise einem „weiteren Leserkreise" bekannt werden wollen, trotzdem sie das gar nicht mehr nötig haben. Und wenn sie beide in ihrer Eigenschaft als Kritiker und Essayisten mehr Verständnis gefunden haben wie als Prosadichter, so wird an dieser Thatsache auch dadurch nichts geändert werden, daß jetzt Cäsar Flaischlen sie in die Schlacht führt. Auch Otto Julius Bierbaum, dessen Prosa geziert klingt und den Leser gar nicht ahnen lassen kann, wie einfach und schön einzelne seiner Liebeslieder sind, und M. G. Conrad reihen sich diesen Bescheidenen an, ebenso Detlev von Liliencron und Karl Henckell, die gewiß mit ihrer Prosa nicht den Parnaß stürmen werden, auf dem sie durch ihre Verse längst Sitz und Stimme haben. Liliencron allerdings nur deshalb nicht, weil er wenig Prosa schreibt, denn seine „Sommerschlacht," mit der er hier vertreten ist, ist ein Prachtstück von Prosadichtung. Aber modern im Sinne der meisten dieser Modernen, die doch sicher für den prachtvollen Sergeanten Cziczan, dessen ganze soldatische Lebensanschauung nur aus dem kleinen Waldersee geholt ist, nur ein Lächeln haben würden! Nimmermehr! Der Typus dieser Modernen ist John Henry Mackay, mit dem Herzen voll Mitleid für alle Welt, mit den grauen Theorien und den großen Worten und dem müden „Wozu" auf den Lippen, wenn es ans Thun geht. So zeigt er sich auch hier, indem er höchst beweglich schildert, wie ein armer Junge von einer Megäre von Großmutter totgeprügelt wird. Statt das Scheusal der Polizei zu überliefern, tröstet sich der Zeuge der Tragödie auch wieder mit diesem Wozu: „Es war ja nun doch einmal geschehen." Auch für Maria Janitschek's „Klare Rechnung" kann man den „Modernen" dreist das Verständnis absprechen, trotzdem die Novelle in dieser Sammlung zu finden ist und ebenso wie Liliencrons „Sommerschlacht" gelesen zu werden verdient. Eben weil die Rechnung viel zu klar ist und die alte Notwendigkeit von Schuld und Sühne in sehr schöner Form und mit überzeugendem Pathos behandelt. Originell ist Hanns von Gumppenberg in seiner psychologischen Studie „Die letzte Ehre," deren Wirkung nur dadurch abgeschwächt wird, daß er seinen Helden am Schluß ganz unnötigerweise wahnsinnig werden läßt, und Max Halbes Beitrag „Fertig" zeichnet sich durch eine außerordentlich prägnante Schilderung des Amerikanertums aus. Leider werden die Anregungen, die man aus den Beiträgen einzelner „Moderner" empfängt, stark dadurch heruntergedrückt, daß man, um zu ihnen zu gelangen, viel Ungenießbares mit in den Kauf nehmen muß. Die Starken unter den „Modernen" sind eben wie überall in der Welt in der Minderzahl. Das darf nicht Wunder nehmen. Was aber Wunder nimmt, ist, daß diese Starken immer noch nicht daran glauben wollen, daß der Starke besser allein steht, trotzdem das doch eine Alltagswahrheit ist.





Das Verständnis für die maderne italienische und spanische Malkunst ist dem weiteren Kreise der Kunstfreunde erst in den letzten Jahren geworden. Die graße Ausstellung, welche der Verein Berliner Künstler im Jahre 1891 zur Feier seines fünfzigjährigen Bestehens veranstaltete, brachte uns zum erstenmale eine ganze Anzahl von Werken bedeutender südländischer Maler, nachdem dieselben wenige Jahre varher schon in München siegreichen Einzug gehalten hatten. Die Spanier Pradilla, Villegas, Gallegos, Belliure, Martinez Cubells, Jimenez, Jasé Cusachs, Aranda — die Italiener Michetti, Ettore Tito, Gugliemo Ciardi, Vinea, Segantini — um nur einige Namen zu nennen — errangen damals einen vollgültigen Sieg und sind seither auf fast allen unseren Ausstellungen hochgeschätzte Gäste geblieben. Sie haben, so verschieden sie sich im einzelnen geben, zweierlei miteinander gemein: das eine, das überhaupt der wichtigste Ausgangspunkt modernen Kunstschaffens ist, das Streben nach der unmittelbaren Wiedergabe der Natur, das bei ihnen fast stets van dem richtigen Blick für das Schöne begleitet ist, und ein glänzendes Kolorit.

Mir wird der erste Eindruck unvergessen bleiben, den ich von **Michettis** Gemälde „Die Prozession des Carpus Domini zu Chieti" empfing: zuerst wirkte nur die Energie der leuchtenden Farben auf mich ein, die blendet, aber in ihrer Harmanie dem Auge zugleich wohlthut; dann packte mich die Kunst der Kampositian, der Aufbau des Ganzen, und endlich, je mehr ich mich in das Bild vertiefte, fesselte mich die Anmut und Lebensfrische der Einzelgestalten, der reizenden pausbäckigen Kinder zumal. Ich kannte mich nicht satt sehen an dem Bilde, in dem sich Kraft und Anmut in seltener Vallendung paart. Die Prozession des Corpus Domini ist eines der frühesten Gemälde des Meisters, der 1852 zu Chieti geboren ist, in Neapel und Paris studierte und jetzt ganz in der Nähe seiner Vaterstadt in Francavilla a Mare lebt. Auf das glänzende Debut, welches Michetti mit jenem Gemälde errang, falgten schnell weitere Erfolge. Auf der Pariser Ausstellung van 1878 war es var allem eine geistreiche Allegarie: „Frühling und Liebe" — eine Schar mutwilliger, tanzender und schäkernder Amoretten, die sich am Meeresufer tummeln — welche Aufsehen erregte. Aus der langen Reihe neuerer Bilder des fleißigen Künstlers seien „die Serenade" und der „Kirchgang" genannt, denen sich „**Die kleinen Toten**," das heute van uns neben zwei charakteristischen Studienköpfen reproduzierte Gemälde, anreihen. Es ist ausnahmslos das reiche süditalienische Volksleben, aus dem Michetti seine Sujets schöpft, und dem er immer neue Seiten abzulauschen weiß. Und das, dünkt mich, ist überhaupt einer der Gründe für die Erfolge der neueren italienischen und spanischen Schule: sie wurzelt fest auf dem Baden des eigenen Vaterlandes; der Histarienmaler wählt sich ausschließlich Vorwürfe aus der vaterländischen Geschichte, der Landschafter sucht seine Motive in der eigenen Heimat, der Genremaler macht seine Studien in deren Städten und Dörfern. Es ist nationale Kunst, die hier fröhlich emporgeblüht ist. —

Wenn ein Michetti fest auf dem Boden der Wirklichkeit wurzelt, so ist **Gabriel Max** ausgeprägter Vertreter des geistigen, des sensitiven Elementes in der Malerei. Der tiefangelegte Künstler hat in fast alle seine Gemälde einen übersinnlichen Zug hineingeheimnist und gerade damit — obwahl ihm selbst das Haschen nach Effekt ganz fern lag und er gewiß nur einem inneren Drange folgte — seine schönsten Erfalge errungen, freilich auch manche herbe Anfechtung erdulden müssen. Es ist wunderbar genug, daß Makart, der alles Heil in dekarativer Wirkung und bezauberndem Farbenschmelz suchte, und Max, dem seine Kunst stets in erster Linie Mittel zur Verkörperung eines Gedankens ist, der „Seelenmaler," wie man ihn wahl genannt hat, Schüler desselben Meisters waren: nur zwei Jahre nach Makart (1863) trat Max in das Atelier Pilatys ein. Was van den großen Gemälden Max' gilt, — ich nenne nur „Die christliche Märtyrerin am Kreuz," „Christus heilt ein Kind" (in der Berliner Nationalgalerie), „Gretchen," „Der Geistergruß," „Die Seherin von Prevorst" — das gilt auch van seinen ernsten und doch sa reizvallen Frauenköpfen. Ja gerade in ihnen, wo die Neigung zum Bizarren, die in den größeren Gemälden nicht selten deutlich hervortritt, nicht in die Erscheinung kammt, erreicht Gabriel Max in der Kunst, das Seelenleben in seinen zartesten Regungen wiederzuspiegeln, das Höchste. Und in dieser Richtung dürfen wir auch das Bild „**Fürbitte**," welches unser Heft schmückt, als

typisch für das Schaffen des großen Künstlers bezeichnen.

Ganz andere Wege als ein Michetti, als ein Gabriel Max wandelt ein Künstler, wie Franz Simm, einer der beliebtesten Maler Münchens. Er wählte seine Vorwürfe bisher mit Vorliebe aus dem Stoffgebiet des vorigen Jahrhunderts und führt seine feinabgestimmten Gemälde, die vielfach zahlreiche Figuren auf einer kleinen Leinwandfläche vereinigen (ohne daß man ihn darum zu der Gruppe der ausgesprochenen „Kleinmaler" rechnen darf) mit minutiöser Sorgfalt bis in das geringste Detail aus. Ein Zug zur Romantik lebt in seinem Schaffen — darum war er auch der geeignete Künstler zur Illustration des großen Märchenwerkes „1001 Nacht," welches im Verlage von Karl Gebhardt in Leipzig erschienen ist. Unser diesmaliges farbiges Kunstblatt gibt eine der Studien zu diesem Werke wieder.

Die Zeit des vorigen Jahrhunderts mit den zierlichen Kostümen und dem ganzen bunten Milieu des Rokoko übt auf viele unserer Künstler einen besonderen Reiz aus. Es ist das wohl ein allgemeiner Zug unserer Tage. Wie die Architektur und das moderne Kunstgewerbe sich das kokette Rankenwerk, die heiteren Arabesken des Rokoko wieder vielfach zum Vorbild nehmen, wie in unseren Damenkostümen Anklänge an die Kleidung der Urgroßmütter wiederkehren, wie das Menuett wieder seinen Einzug auf das Parkett unserer fürstlichen Ballsäle hielt, so suchen sich zahlreiche Maler Motive aus der Rokokaepoche. Man sieht diese Bilder immer gern: die zierliche, tändelnde Anmut, die heitere Lebensanschauung, die aus ihnen spricht, bildet ein willkommenes Gegengewicht zu dem Ernst der Zeit, in der wir leben. Wer hätte nicht die drei hübschen Demaisellen, welche auf dem Krelingschen Gemälde eine kleine Vorübung zum „Menuett" abhalten, gern in natura belauscht, anstatt sie nur in effigie bewundern zu dürfen?

Mit gleichem Behagen, wenn auch aus ganz anderen Gesichtspunkten schaut man stets auf Grütznersche Bilder und Zeichnungen. Es ist überflüssig, über die Eigenart des Künstlers nur ein Wort zu verlieren — wer kennt eine Grütznersche Originalzeichnung nicht auf den ersten Blick heraus! In den „vier Temperamenten" aber gab er uns wirkliche Perlen seiner Gestaltungskunst. Die vier Klosterbrüder: der heißblütige, finsterblickende Choleriker, der heitere, froh ins Leben schauende Sanguiniker, der entsagungsvolle Melancholiker, der behaglich in seinem bequemen Lehnstuhl ruhende Phlegmatiker — was sind dies für prächtige Figuren! Wenn es nicht vielleicht ungerecht gegen die in aller Einseitigkeit so vielseitige Grütznersche Kunst wäre, möchte ich fast sagen: diese vier Gestalten sind die Quintessenz von einem Viertelhundert Bildern des allbeliebten Malers. —

In unserem steten Bestreben, den künstlerischen Schmuck unserer Hefte möglichst vielseitig zu gestalten, unsere Freunde mit möglichst allen hervorragenden Erscheinungen der Kunst bekannt zu machen, geben wir das Gemälde „Der barmherzige Samariter" von Edmund Kanoldt. Der Titel des Bildes deckt sich nur zum Teil mit dem Vorwurf — die Landschaft ist die Hauptsache, die Staffage, welche dem Gemälde den Namen gab, tritt ihr gegenüber zurück, sie gibt gleichsam nur den Ton, das Leitmotiv für die Stimmung des Ganzen an. Professor Edmund Kanoldt in Karlsruhe ist einer der wenigen bedeutenden Vertreter der durch Friedrich Preller und Karl Rottmann für Deutschland begründeten Schule. Die „historische Landschaft," die in der freien poetischen Behandlung der landschaftlichen Szenerie gipfelt, ist sein eigenstes Gebiet. Und wenn die historischen Landschaften der älteren Schule, bei aller Großartigkeit der Komposition, wenig zum Empfinden sprechen, weil ihnen meist eine gewisse Trockenheit in der Ausführung anhaftete, so ist es Kanoldts großes Verdienst, die Hoheit des Entwurfs mit einer reizvollen, farbenfrohen Ausführung gepaart zu haben. Sein „Echo und Narciß," sein „Achilleus und Thetis," „Dido und Aeneas" — sein Cyklus „Amor und Psyche" gehören zu jenen Schöpfungen deutscher Kunst, die noch Geltung haben werden, wenn so manches heute hochgefeierte Werk eines ganz Modernen längst der Vergessenheit anheimgefallen ist. —

Ein ergreifendes Bildwerk ist „Die blinde Mutter" von L. Monzel — durchaus realistisch und zugleich von einer tiefen, wehmütigen Poesie erfüllt. Das arme Weib, auf deren Angesicht das Leid langer Jahre und harte Arbeit ihre herben Züge eingruben, und das frische Kind, das sich an die Mutter anschmiegt, der es Führerin sein soll, wo es doch selbst der Führung durch das Leben bedarf — welch ein Gegensatz! Und wie echt künstlerisch ist dieser Gegensatz ausgeglichen durch den gottergebenen Ausdruck im Antlitz der Mutter, wie durch den Aufbau der Gruppe, in dem das innige, liebevolle Verhältnis von Mutter und Kind herzerfreuend zur Erscheinung kommt. —

„Die ersten Trauben" von A. Mangald und „Die Ruderregatta auf der Außenalster" von Ferd. Bezin sind Bilder, welche, wenn unser Heft in die Hand des Lesers kommt, gerade der Zeit entsprechen. Der Sommer war uns wenig freundlich gesinnt, aber der Herbst — selbst der große Witterungsprophet Falb verspricht es mit einigen weisen Einschränkungen — soll ja nachholen, was Juni, Juli und August versäumten. So dürften denn die Trauben doch noch schmackhaft werden, und dem Herbstmeeting auf der spiegelblanken Wasserfläche ist ein günstiges Prognostikon zu stellen. Hoffen wir das Beste.

H. Sp.

Zuschriften sind zu richten an die Redaktion von Velhagen & Klasings Monatsheften in Berlin W, Steglitzerstr. 53.

Für die Redaktion verantwortlich: Theodor Hermann Pantenius in Berlin.

Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig. Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.



Schußfertig. Studie von A. Luben

Velhagen & Klasings
Monatshefte.
Herausgegeben
von
Theodor Hermann Pantenius und Paul von Szczepański.
IX. Jahrgang 1894/95. Heft 3, November 1894.

Wallot und das Reichshaus.

Von
Cornelius Gurlitt.

Das Reichshaus ist ein Siegesdenkmal! Das wollen wir uns stets vor Augen halten. Ein doppeltes sogar: Denn es ist erstens das Ergebnis des französischen Krieges von 1870/71 und der durch sie errungenen Einheit des deutschen Volkes. Und zweitens ist es ein Denkmal der Versöhnung zwischen Krone und Bürgertum. Denn trotz allen kleinen Streitens kann man wohl sagen: Mit der Einberufung des deutschen Reichtages endet der Groll des einst liberalen Bürgertums gegen den König, verliert der deutsche Liberalismus sein demokratisches Wesen und gibt es an die Sozialisten ab. Der „dritte Stand" ist in die Reihe der Mitregierenden aufgerückt, er beginnt sich im Staatswesen einzurichten. Das Berliner Schloß ist für den König und seinen Adel, das Reichshaus für den Kaiser, seine Fürsten und das Volk in seinen erwählten Vertretern gebaut. Es ist ein Markstein einer neuen Staatsordnung.

Paul Wallot.

Ein Siegesdenkmal ist es und das soll es auch nach außen zeigen. Das Londoner Parlament ist nach vielen Kämpfen über die Stilfrage gotisch errichtet worden, in der

Form alter Schlösser mit malerisch geordneten, wie zufällig entstandenen Türmen. So wars recht in London. Die Verfassung der dort tagenden Körperschaften ist eine alte, verwickelte, geschichtlich zusammengebaute, ich möchte sagen malerische. Noch sitzt der Sprecher dort, die Perrücke auf dem Kopf, auf seinem Wollsack. Es ist lächerlich, diese Form nachzumachen, wie es z. B. die Magyaren in ihrem neuen Parlamentshaus und ihrem fadenscheinigen Verfassungswesen thun. Es ist gut, daß unser Reichstag nicht dem glänzenden Vorbilde Englands folgte, sondern eigene Wege ging, sich in einem geschlossenen Ganzen darstellt, dem man ansieht, daß ein gewaltiges Jahr seinen Grund legte, daß die Verfassung als Einheitliches aus ordnendem Willen heraus entstand.

Zweimal sind Wettbewerbe für den Reichstagsbau ausgeschrieben worden. Bei dem ersten 1872 siegte Ludwig Bohnstedt. Damals ging eine ganz gewaltige Erregung durch das deutsche Volk, wie wohl selten beim Planen eines Bauwerkes. Man brachte dem Sieger in Gotha einen Fackelzug, man feierte ihn in der Gartenlaube als „Deutschlands ersten Architekten"; in allen Zeitungen konnte man sein Lob lesen. Ich erinnere mich der Zeit sehr deutlich und sogar der Einzelheiten. Denn ich hatte kurz vorher in Bohnstedts Werkstätte an seinem Plane zu einem Wettbewerb für die gotische Kirche zu Guimaräes in Portugal mit gezeichnet — richtiger gesagt: die Grundrisse mit brauner Deckfarbe ausgemalt! Ich kannte also den Meister und seine Art. Und wer ihn kannte, der mußte vor seiner großen Begabung Achtung haben: Deutschrusse von Geburt, bei innerer Vornehmheit der Gesinnung ein Mann von barschem Wesen, zum Befehler geboren. Dabei von echt deutschem Wissen, in Berlin sehr gediegen vorgebildet, von reicher Ursprünglichkeit der Kunstanschauungen, die oft an Semper mahnte, war er in einer großartigen Bauthätigkeit in St. Petersburg der eigentlich Berliner Schule entwachsen. Er war größer, breiter geworden, als es damals die deutschen Verhältnisse erlaubten. Seine Skizzensammlungen erweckten auch später noch bei den Bauleuten geradezu Erstaunen: Man warf ihm vor, er mache seine Entwürfe nicht fertig, sie seien nicht sorgfältig genug behandelt, er wisse wohl gar Schwächen mit einer künstlerischen Handbewegung zu verdecken. Und hatte man darin auch recht, war in Petersburg etwas russisches in seine Baukunst gekommen, eine sorglose Großartigkeit, eine Nichtachtung derer, die auf den Nebentreppen zu verkehren hatten, zu Gunsten jener, welche in den Hauptsälen ihren Sitz einnahmen, so war andererseits die Begeisterung berechtigt: Endlich ein Mann, der nicht fragte wie „die Alten" das und jenes gemacht hätten, sondern der vorwärts wollte, endlich einer, dem Schinkel nicht immer gespenstisch über die Schulter schaute — endlich einer, der in großen Massen, nicht in seinen Einzelheiten schuf und endlich einer, der die Technik des Darstellens beherrschte. Sein Plan allein hätte ihm sicher den Preis nicht verschafft, sondern seine „Perspektive" verhalf ihm dazu, die gemalt war wie ein Architekturbild, mit Springbrunnen, die geschickt vor die architektonisch schwächste Stelle der Fassade gesetzt waren, mit Wagen und Soldaten, kurz als ein fertiges Zukunftsbild, das Berlin berauschte.

Im Jahre 1892 wurde ich zu einer Sitzung in eines der Kommissionszimmer des Reichstagsgebäudes an der Leipziger Straße geladen: Da hingen die Pläne an der Wand, nach zwanzig Jahren sah ich sie wieder. Sie waren die alten, wir alle waren andere geworden. Der große, der Louvrefassade Perraults entnommene Gedanke einer rein dekorativen Säulenhalle, der vom Giardino della pigna im Vatikan entlehnte, triumphbogenartige Mittelbau und die künstlerisch sehr ungenügend durchgebildeten Ecken, das alles erschien keineswegs frisch, begeisternd, als ein Zukunft bietender Keim des Neuen. Vielleicht hätte der Plan, wäre er ausgeführt worden, weniger Angriffe erfahren als der Wallotsche. Er war mehr im Sinne der Menge, hübscher. Denn das Wort hübsch stammt von höfisch. Er war auch höflicher gegen Unverständige, er kam ihnen weit entgegen. Berlin hätte eine Sehenswürdigkeit mehr gehabt, einen großen Bau, mit dem man wohl zufrieden sein kann, der niemandes Ruhe stört, so etwas wie z. B. der Raschdorffsche Dom werden wird. Ein tüchtiges Bauwerk mehr, aber die Baukunst hätte ihn während des Errichtens schon überholt gehabt.



Das neue Reichshaus. Hauptansicht nach dem Königsplatze.

Bohnstedt hat seit 1863 bis zu seinem Tode 1885 in Gotha gelebt, ohne sich und seinem großen Können Ruhe zu gönnen. Mit der Wucht seines ganzen Wesens warf er sich plötzlich auf die Ölmalerei. Ich erinnere mich eines großen Bildes von Paestum. Wer ein bemerkenswertes Gesicht hatte, war nicht sicher, von ihm gemalt zu werden. Zwischendurch architektonische Wettbewerbe: Er war der erste in Deutschland, der sich auf diese Form des Schaffens mit Entschiedenheit warf. Aber mit dem Alter mochte er doch merken, daß die deutschen Bauleute ihm auch in den Gebieten nahe rückten, welche bisher sein Sonderreich gewesen waren. Die Wettbewerbe für das Rathaus zu Hamburg bewiesen dies: 1854 hatte er neben dem Engländer Scott und Meuron den Preis erhalten, 1876 traten zwei Frankfurter an die erste Stelle, Mylius und Bluntschli.

Diese großen Wettbewerbe bilden die Knickpunkte in der Entwickelung der Baukunst Deutschlands: 1846 beim Bau der Nikolaikirche in Hamburg siegte auf deutschem Boden der Engländer Scott über Semper, weil sein Plan „hübscher" war als des Dresdner Meisters ernstes Werk. 1854 siegt der Engländer nochmals und neben ihm der Deutschrusse, 1872 am Reichshause in Berlin ist der Deutschrusse in erster Stelle, 1876 am Rathaus zu Hamburg kommt endlich Sempers Schule zum Siege; denn Bluntschli und Mylius in Frankfurt a. M. waren die besten Träger der Gedanken des Altmeisters. Für sie arbeitete damals der junge in Stuttgart gebildete Friedrich Thiersch. Und beim zweiten Wettbewerb erhielten zwei Frankfurter die ersten Preise: Wallot und Thiersch.

Ist das Zufall? Wallot selbst hat mir öfters gesagt, dem sei nicht so. Es habe damals in Frankfurt ein ganz besonderes Kunstleben geblüht. Es wäre wohl der Mühe wert, daß jemand es uns einmal geschichtlich darstelle. Es waren nicht das Städelsche Institut, nicht der „führende" Meister Steinle die anregenden Kräfte, sondern eine Anzahl von Männern sorgte für wechselseitige Förderung, von denen viele — sie mögen es mir nicht übel nehmen — einen Stich zum sonderbaren Kauz haben. Thoma kennt jetzt alle Welt, aber in jener Zeit kannten ihn nur die Frankfurter Künstler; Steinhausen, der in das Zuckerwasser und die Rührseligkeit Steinles wieder Blut mischte, freilich seines, Frankfurter Blut, das eines ganzen Menschen, aber eines solchen nach eigenem Geschmack; dann Linnemann, der Architekt. Wallot hat ihn nach Berlin berufen, als er an gewisse Einrichtungsfragen kam. Die bunten Glasfenster über dem Sitzungssaal in der Eingangshalle hat Linnemann gemacht. Es ging einmal durch die Zeitungen, Wallot habe gesagt, nur Linnemann, nicht aber die Berliner königliche Anstalt für Glasmalerei könne das machen. Sogar im Reichstag ist darüber geredet worden. Der Minister nahm — erinnere ich mich recht — die Staatsanstalt in Schutz. Es wäre nicht nötig gewesen. Alle Welt weiß, daß was die Staatsanstalt macht, viel „hübscher" ist. Aber wer den Dom in Frankfurt sah, den Linnemann ausschmückte, und wer die Kneipe sah, die er ausbaute — wie heißt sie nur? wer seine Werke im Reichstag sah, der versteht Wallot. Hat sich doch der Baumeister des Leipziger Reichsgerichts des zweiten großartigen, vom Reich geschaffenen Denkmalbaues, auch gleich des Mannes versichert. Er ist zwar nicht ein Architekt, der bei großen Wettbewerben glänzt, namentlich kein Mann mit flatterndem, seidenem Schlips, aber einer mit dem sichs in einem Winkel gut plaudert, und der aus dem Winkel ein echtes Kunstwerk zu machen versteht: Ein Architekt von innen nach außen, nicht, wie bequemer, von außen nach innen!

Und dann war dort Jakob Becker, der Maler. Außerhalb Frankfurts kennt man ihn und seine Bilder wenig. Auch kein Glänzender, aber einer, dem man herzlich gut sein kann. Er packt seinen Bildern etwas viel auf: Ein Fluß in der Ferne; und ein Fels darüber; und über dem Fels eine Burg; und in der Burg ein Fenster; und darin ein Fräulein und auf dem Berg ein Hündchen, und auf dem Fluß ein Kahn, und darauf ein Ritter — das alles ist aber gar nicht eigentlich das Bild. Das ist nur hinten, im Hintergrund, so nebenbei. Aber Becker ist mit ganzer Seele beim Fluß wie beim Ritter. Ihm ist nichts Nebensache, ihm nützt jedes Fleckchen Leinwand, ein Stück seiner Liebe zu dieser Welt darauf zu bekunden. Wenn uns Jüngeren die Romantik langweilig



Ansicht von Südwest.

wurde, so ist Becker sicher nicht Schuld daran! Das haben allein die „großen Meister“ fertig gebracht!

In diesem Frankfurt waren also die beiden Sieger der Konkurrenz vom Reichshaus ansässig. Thiersch freilich nur auf kurze Zeit. Er ging bald wieder auf Studienreisen und gründete sich in München einen glänzenden Wirkungskreis. Das Gerichtsgebäude, das er jetzt dort baut, wird von ihm künden. Aber es blieb vor allem Rudolph Heinrich Burnitz, ein Frankfurter von Geburt und namentlich seinem Wesen nach. Es ist etwas behäbig Breites, Vollsaftiges in seinen Bauten Man muß sie mit jenen seiner Lehrer Hübsch und Stüler vergleichen, um zu sehen, daß er einer von den Leuten war, die der deutschen Baukunst wieder zu Fleisch verhalfen, nachdem man ein halbes Jahrhundert architektonische

„Anatomie“ getrieben hatte. Ein Geschäftshaus, das er in Frankfurt in den fünfziger Jahren baute, nannte man spottend „Malakoff.“ Es erschien den Frankfurtern festungsartig schwer und es ist auch in einer starken, wuchtigen Bauweise geschaffen. Aber man spottet heute nicht mehr über diese. Der preußische Adler ist ja auf den vor 1866 geschlagenen Thalern ganz mager, später bekommt er etwas Rundung, und jetzt ist er von stattlicher Fülle. Wir haben uns alle die heraldische Dürftigkeit abgewöhnt; Burnitz und die Frankfurter thaten dies etwas früher als andere. Heinrich Theodor Schmidt war ein zweiter Künstler dieser Art. Was er schuf, fällt im heutigen Frankfurt nicht auf. Andere sind ihm gefolgt und haben ihn überboten. Aber er war einst sonderartig, weil er der Zeit voraus war. Die Frankfurter hatten damals schon Geld, während man sonst im übrigen Deutschland den architektonischen Kindern so lange vorhielt, Reichtum mache nicht glückselig, bis sie alle steif und fest glaubten und sogar kunstphilosophisch bewiesen, Armut allein führe in den Himmel.

Das ungefähr ist die Umgebung, aus der Wallot seinen Plan schuf. Wie aber ist der Mann selbst? Dem Architekten ist seine Erscheinung leicht zu beschreiben: Eine dorische Säule — nicht eine solche nach römischen Verhältnissen, auch keine vom Parthenon, sondern eine vom Poseidontempel in Pästum — auch mit dem stark vorspringenden Echinus. Nichtarchitekten sehen sich wohl gütigst ihren Lübke darauf hin an. So erscheint er jetzt, früher mag er freilich minder-solid gebaut gewesen sein, als er noch in den väterlichen Weinbergen herumspielte. Wallot ist in Oppenheim geboren; dort liegen seine Eltern unter schlichtem, von ihm gezeichnetem, gotischem Grabstein; dort lebt sein Bruder; dorther holte er sich die Gattin. In den Kellern der Firma Wallot & Söhne liegt ein Oppenheimer Goldberg, dessen Duft die ganze Architektur des Reichshauses auf die einfachste Weise erklärt. Es ist keine schlechte Herkunft, am Fuß der Katharinenkirche im Angesicht von Nierstein geboren zu sein. Dort ist die Familie seit dem Ende des XVII. Jahrhunderts ansässig. Ihr Ahne, der sich Vallot schrieb, war Leibarzt König Ludwigs XIV. Die Religionskriege haben dessen Nachkommen an den Rhein, in die 1689 von Mélac zerstörte Stadt gespült. Dort nennt sie sich Wallot, nicht Walloh; und der deutsche Baumeister liebt es ebensowenig, seinen Namen verballhornen zu lassen wie Böcklin es liebt, von den Berlinern Böcklihn genannt zu werden und Makart es duldete, wenn die Ganzfeinen in Wien ihn zum Makahr machten. Die eigentliche künstlerische Lehre gewann Wallot in Berlin; die Studien unter Haase in Hannover und in Gießen, wo unter Riedgen eine besondere Architekturabteilung an der Universität bestand, gingen nur nebenher. Namentlich in Gießen handelte es sich für den Jüngling nur um das für Hessen nötige Examen. Der Doktorhut, den man dem Manne unlängst, dreißig Jahre nach bestandener Prüfung, von der Universität schickte, knüpfte das Band zu ihm aufs Neue. Ein starkes Heimatsgefühl weist ihn auf Hessen, er besuchte gern die alten Freunde und sitzt wohl gar lieber mit einem „Börger vo' Oppe'heim“ hinter der Flasche als mit manchem viel „bedeutenderen“ Mann. Diese Freude am Einfachen ist auch der Grund, warum er gerade unter den Vornehmen in Berlin sich manchen Freund erwarb, unter den Vornehmen an Stellung, wie denen an Geist. Kraftvolle Schlichtheit ist auch, trotz aller Gegenrede, das eigentliche Wesen seiner Baukunst.

Unter den Berliner Künstlern standen Gropius und Lucae ihm besonders nahe. Gropius ist sein eigentlicher Lehrer gewesen. Lucae, der nur dreizehn Jahre älter war, stand ihm schon mehr als älterer Freund zur Seite. Beide zusammen bilden den Übergang von Alt- und Neu-Berlin in der Baukunst. Gropius suchte noch berlinisch reflektierend sich aus dem Schema zu befreien, er suchte das richtige Gesetz und wollte die That nach ihm einrichten. Eine gewisse Magerkeit blieb an seinen Arbeiten haften. Lucae aber grübelte weniger und wurde dadurch schöpferisch und anregend. Aus diesem Befreiungsringen von dem zum Schema gewordenen Schinkeltum ging eine Anzahl unserer besten Baumeister hervor. So z. B. der Leipziger Stadtbaudirektor Licht. Dieser gehört zu den nicht eben zahlreichen Architekten, die eine Persönlichkeit für sich, nicht ein Stück „Schule“ sind. Damals galt es in Ber-

lin den Kampf für die Farbe gegenüber dem klassischen Weiß auszufechten. Und gerade die Farbe war es, welche den jungen Wallot jenen Männern empfahl. Er ging von Berlin fort, weil er sich sagte, er müsse etwas anderes mehr bloß Pläne auszumalen, sondern um zu bauen. Er verband sich 1868 mit einem geschäftskundigeren Maurermeister und seufzte in redlichem Katzenjammer unter dem Druck der Notwendigkeit und der ihn, wie jeden, beengenden Bedingungen seiner Bauherren.



Eckaufbau über dem Mittelrisalit der Hauptfront und Südwestturm.

zu thun beginnen, als Zeichnungen ausmalen. Wie alle starken Kräfte riß er vor dem eigenen Virtuosentum aus. Als er die Technik beherrschte, erkannte er, daß die Technik nicht die Kunst sei. Über Italien ging er nach Frankfurt, um nun nicht

Ein erster öffentlicher Erfolg war der Sieg bei einem Wettbewerb für den Friedhof der Stadt Dresden bei Tolkewitz zu Anfang der siebziger Jahre. Leider erhielt Wallot nicht die Ausführung. Aber mir ist der Plan noch deutlich in Erinnerung;

er hat im Kleinen in Dresden ähnlich gewirkt, wie im allgemeinen der Bohnstedtsche in Berlin. Die Darstellung, bisher in Nicolais zierlichen, aber kleinlichen Formen wandelnd, bekam ein anderes Gesicht, wenigstens auf einige Zeit. Man sah, daß die Wirkung der Massen auch von künstlerischem Gewicht sei, und daß nicht nur die Schönheit des Profiles und der Einzelheiten den Wert des Baues bestimmen; man besann sich wieder auf einige Zeit, daß man in der Stadt Sempers lebe. Damals wäre Wallot durch Mißerfolge verstimmt, wenn ich recht berichtet bin, beinahe der Kunst abspenstig geworden. Er bewarb sich in Prag um die Ausführung des Kanalisationswerkes oder der Wasserleitung und verhandelte mit den czechischen Größen. Aber er wurde von ihnen, wie in Dresden, nicht eben mit offenen Armen empfangen.

Und das ist den Betreffenden nicht zu verargen, denn er war ein unbekannter Mann. Um so mächtiger wirkte auf sein ganzes Leben der plötzlich ihn emporhebende große Erfolg bei dem Wettbewerb zum Reichsbau. Er ging nach Berlin, um seine Sache zu betreiben. Alte Freunde empfingen ihn mit gemischten Gefühlen. Auch von ihnen waren einige mit Preisen ausgezeichnet, Männer, deren Namen man inzwischen in ganz Deutschland mit Achtung zu nennen gelernt hatte. Sollten sie vor den Zufälligkeiten, die bei einem Richterspruch immer unterlaufen, ohne weiteres zurückweichen oder sollten sie einen höheren, besser zu belehrenden Gerichtshof anrufen? Man wird sich außerhalb der Genossenschaften der Bauleute kaum einen Begriff von der Spannung machen, welche gerade nach dem Bekanntwerden des Preisspruches die Beteiligten packt. Und nun gar hier beim Reichsbau, wo fünfundzwanzig Millionen Mark, der schönste Platz Berlins, für die großartigste Aufgabe, welche Deutschland zu bieten hatte, bewilligt worden waren. Wer den Auftrag erhielt, dem war auf zehn bis zwanzig Jahre der Weg vorgeschrieben. Aber nicht eine „Anstellung“ war ihm geboten, sondern er war hinaufgeschoben auf die Spitze seines Faches, auf weithin sichtbaren Posten und sollte dort sein Werk schaffen, das beste leisten, was er konnte, weil das ganze Volk ihm zurief: „An Deinem Können wird man dereinst unseren Wert messen!“



Blick in den nördlichen Hof mit Treppentürmchen.

Wer nun glaubt, er wisse das Rechte gerade an dieser Stelle zu sagen, er werde besser als andere den Ton treffen, in welchem der Herzschlag der Nation zusammenklingt — soll der sich durch äußere Regeln der „Kollegialität“ binden, die wohl gut sind, wenns sich um eine Kirche oder ein Rathaus in einer Landstadt handelt, soll



Sitzungssaal.

der ruhig zusehen, daß man ihm das Werkzeug nehme, der Welt die Größe seiner Gedanken darzustellen? Es ist ein Kampf aller gegen alle. Die Stärke, die Klugheit, ja die List entscheidet. Es ist kein Wunder, daß mancher scheel auf den Frankfurter „Privat-Architekten" sah, der noch eben ein „Kleiner Mann" gewesen war. Es gehörte Wallots dorischer Stil dazu, um sich damals geltend zu machen.

Zwei Männer haben ihm dabei geholfen. Der erste ist Kaiser Wilhelm I. Daß Wallot den Auftrag für den Bau erhielt, das dankt er neben seiner eigenen Kraft dem alten Kaiser. Einmal war schon am Widerspruch der verschiedenen Kommissionen ein Wettbewerb erfolglos gescheitert. Der Kaiser wollte, daß der Bau bei seinen Lebzeiten vollendet, sicher aber begonnen werde, erklärte daher, es solle beim Preisrichterspruch bleiben. Das rettete Wallot aus einer verzweifelten Lage. Denn er hatte sehr wohl erkannt, daß viele gegen seinen Plan erhobene Einwürfe berechtigt seien. Er sollte das Hauptthor an der Berlin abgekehrten Seite am Königsplatz lassen, aber den Haupteingang an die gegen das Brandenburger Thor gerichtete Seite legen; der Sitzungssaal, der in seinem Plan sechzig Stufen über der Erde lag, sollte niedriger gelegt werden. Dann schnitt er aber in die Thorbauten ein oder hinderte doch am Schaffen dem Zweck entsprechender Eingangshallen; die „Kuppel" sollte über der Mitte des Baues stehen und der Sitzungssaal lag doch nicht in der Mitte! Die Ministerien, die Mitglieder des Bundesrats, der Reichstag, die „Akademie für Bauwesen" und als Grundbaß hinter diesen die Presse, jeder in seiner Weise, redeten dazwischen. Es ist eine Äußerung Kaiser Wilhelms II bekannt geworden, nach der sein Vater, Kaiser Friedrich III, gleichfalls zu den entschiedenen Gegnern des Wallotschen Planes gehörte. Wenn gleich kein anderer Plan da war, den alle als ihrem Wunsche gemäß gegen Wallot auf den Schild hoben, wie einst den Bohnstedtischen, so waren doch die Freunde selten. Die „Akademie des Bauwesens," eine vom Reich zusammenberufene, aus Fachleuten gebildete Körper-

schaft, forderte die Weiterbildung der Pläne „im Sinne einer edlen und würdigen Einfachheit.“ Einzelne strengere Anhänger der Schinckelschen Schule, an ihrer Spitze der bekannte Baumeister und Archäolog Adler, verlangten in einem Sondergutachten, „dem Künstler ein größeres Maßhalten und Vermeiden aller willkürlichen und übertriebenen Anordnungen zu empfehlen.“ „Denn nicht in der ungemessenen Häufung architektonischen und plastischen Schmuckes, sondern in sparsamer und dadurch um so wirkungsvollerer Anwendung sinnvoller Kunstgestaltungen bestehe das Wesen wahrer Monumentalität.“ Daher forderten sie „einfache, vornehme Haltung.“ Man erzählte sich damals, Kaiser Friedrich habe den Bau „Circus-Architektur“ genannt.

Diese Gutachten bezogen sich schon auf den zweiten Plan, den Wallot 1882 vorgelegt hatte. Er war unter schweren Wehen geboren. Man forderte Änderungen des preisgekrönten Entwurfes und ließ alsbald durchblicken, daß er nach solchen Änderungen eben nicht mehr der preisgekrönte sei. Mit jeder Linie, die Wallot von seinem ersten, rasch hingeworfenen Plane abwich, minderte er sein geistiges Anrecht auf die Ausführung des großen Werkes. Hier half ihm zunächst des Kaisers Machtspruch, der mit seiner wunderbaren Feinheit des Empfindens im entscheidenden Augenblick selbst gegen den Wunsch seines in Kunstsachen gebildeteren Sohnes das rechte that, indem er den Bauvertrag mit Wallot kurzer Hand abschließen ließ und somit allen Zweifeln ein Ende machte.

Der zweite Helfer in der Not ist nicht in so hohen Kreisen zu suchen: Er ist der Architekt K. E. O. Fritsch, der Redakteur des einflußreichsten Fachblattes, der „Deutschen Bauzeitung.“ Es ist Ehrenpflicht, ihn hier zu nennen, obgleich das „Publikum“ draußen, außerhalb der Welt der Bauleute, wenig von ihm hört. Wie das sachliche, männlich feste und weder durch Freundschaft noch durch Feindschaft bestechliche Urteil des trefflichen Mannes ihm und der von ihm vor achtundzwanzig Jahren gegründeten Zeitung eine ganz besondere Stellung im Fach geschaffen haben, so ist auch das unbedingte Vertrauen, mit dem er Wallots künstlerischer Kraft vom ersten Tage des Wettbewerbes an entgegenkam, ein starker Halt für den Kämpfenden gewesen. Das hat dieser in Freundeskreisen selbst oft genug ausgesprochen. Die Kritik aber ist die einzig wirklich berechtigte, die nicht aburteilt, nicht beschreibt, sondern findet. Und so hat Fritsch den Wallot im rechten

Schreibsaal.
(Die Wände werden ausgemalt.)

Augenblick gefunden. Man muß daneben halten, was sich sonst zumeist Architektur-Kritik in Berlin nennt: Als die Kindergestalten auf der obersten Turmbrüstung abgerüstet wurden, wußte dort gleich einer, sie seien zu klein! Als ob man ein Bild beurteilen könnte, sobald man die Nasenspitze einer Figur sieht.

Auch die Kritik der Akademie des Bauwesens und jenes Sondergutachtens würde heute wohl nicht mehr gegeben werden. Geheimrat Adler, der das letztere schrieb, ist später in ihn, wie Wallot ehrender Weise für den Bau eingetreten. Er konnte es um so mehr, als Wallot auch seinen Anschauungen entgegenkam. Schon der Plan von 1883 zeigt eine größere Ruhe und doch einen größeren Reichtum, größere Pracht in den Formen. 1887 wurde die Architektur der Fassaden endgültig festgestellt. Wallot war vorher in Italien gewesen. Es ist ja ein eigenes Ding mit solchen Studienreisen. Ich habe an zahlreichen Skizzenbüchern junger Architekten gesehen, daß sie in der Ferne nur finden, was sie schon wußten und kannten. Der Vers mit dem Gänseflug über den Rhein trifft auch hier nur zu oft ein. Lernen kann dort nur der Reife. Und so war es denn gewiß eine Erfrischung für Wallot, Italien als Reifer wiederzusehen. Er suchte nicht „Motive,“ er wird nicht eben viel dort gemessen und gezeichnet haben. Was er mitbrachte, war eine Erweiterung der Brust, die das Einatmen römischer Größe bewirkt hatte. Er befreite sich vom Staub des Kleinen. Unter diesem Eindruck kam die Säulenhalle vor die Hauptfassade. Es gelang ihm, ihr Raum zu schaffen und einen großen Sieg über den Ressortpatriotismus zu erringen. Denn machte es schon Schwierigkeit den preußischen Fiskus als Eigentümer des früher gräflich Raczynskischen Geländes mit dem Reich als Besitzer der übrigen Baustelle zu vereinen, so mußte nun für die Rampe auch der Stadt Berlin ein Stück Boden abgenommen werden. In allen diesen geschäftlichen Dingen fand Wallot in Baurat Häger, dem ihm vom Reich zur technischen und finanziellen Bauleitung beigegebenen Fachmann, die wirkungsvollste und aufopferndste, im Stillen regsamste Unterstützung.

Endlich kam auch die Frage zur Entscheidung, wie die Kuppel gestaltet werden solle. Lange Zeit klaffte eine große



Thür und Vertäfelung im Sitzungssaale des Bundesrates.
(Der obere Teil der Wand wird mit Gobelins bekleidet.)

Lücke zwischen den beiden Flügeln der Westfront. Wallot wollte die Kuppel über dem Sitzungssaale anordnen. Als dieser aber im zweiten Entwurfe in das Hauptgeschoß verlegt werden mußte, forderten die Gutachten der Sachverständigen, daß sie über der Wandelhalle, also nicht über der Mitte des Baues, sondern über der Mitte der Hauptfront errichtet werde. Damit sie nun den ganzen Bau beherrsche, war Wallot gezwungen, sie 60 Meter über den Scheitel der Decke der Wandelhalle, $87^1/_2$ Meter, also turmhoch, über den Boden zu erheben. Das heißt, es war eine Kuppel entstanden, die einem Dome wohl angestanden hätte. Kaiser Wilhelm II. war es, der diese Lösung beanstandete und somit Wallot zwang, nochmals die Planung aufzunehmen. Das Ergebnis lag im Winter 1889/90 vor. Durch eine geschickte Änderung im Grundriß gelang es dem Meister, in den Hauptlinien die alte Form der Kuppel wieder über dem in die Baumitte gerückten Sitzungssaal anzubringen. Kaiser Wilhelm II hatte wieder gegen deren Form Bedenken, ließ, wenn ich mich recht erinnere, sich vom Bildhauer Begas, den Malern Gesellschap und Härtel ein Gutachten darüber geben, ob die gewählte Form monumental wirken werde. Wallot selbst wurde ins Schloß befohlen, dem Kaiser seine Ansichten darzulegen. Endlich, im Sommer 1890, ließ man ihm freie Hand, nachdem die Vollendung des Baues dadurch stark verzögert worden war. Und so ist denn der Bau in seiner äußeren Gestalt nach des Meisters Wunsch entstanden. Er muß den Tadel tragen und darf das Lob einheimsen.

Nicht minder entschieden hat sich seine Persönlichkeit in der Gestaltung des Innern geltend zu machen gewußt. Starke künstlerische Überzeugung gab ihm die Kraft, alle Hindernisse zu beseitigen. Nur in einem mußte er weichen: Die Wandelhalle wurde nicht aus istrianischem Kalkstein, sondern aus einem künstlichen Stein gebildet. Die Anschlagsumme für diesen Raum betrug 700 000 Mark, die Kosten in diesem Stein wurden nachträglich auf 1 400 000 Mark berechnet. Die Bauräte Adler und Persius erklärten „unter Berufung auf zahlreiche Bauausführungen des Altertums, des Mittelalters und der Neuzeit, den Stückmarmor als ein nicht minder monumentales Material als das echte Steinmaterial“ und bezeichneten „die durch ersteren gewährte Freiheit in Betreff einer farbigen Tönung der Anlage sogar als einen Vorzug.“ Da nun noch der Minister von Böttícher erklärte, die Fertigstellung des Baues werde durch den Kalkstein um vier Jahre verzögert werden, so lehnte der Reichstag die Mehrausgabe ab.

Wäre eine Verzögerung des Fertigwerdens ein Unglück gewesen? Gewiß nicht in dem Sinne, daß der Bau eine Pflanzschule des Kunstgewerbes hätte werden können, wie es das Londoner Parlament für England wurde. Wallot baute sein Haus in zehn Jahren, Barry das Londoner in achtzehn Jahren.

Es sind die beiden Gutachten Adlers durchaus bezeichnend. Niemals bestand ein persönlicher Streit zwischen ihm und Wallot; auch waren sie keineswegs von entscheidendem Einfluß. Aber ich möchte sie als bezeichnende Äußerungen zweier verschiedener Kunstanschauungen einander gegenüberstellen. „Sparsame Anwendung sinnvoller Kunstgestaltungen“ einerseits, Stuckmarmor als der zu bevorzugende, Freiheit gewährende Stoff andererseits! Die vollendete Lebensweisheit des in Armut der Kunstmittel zum Gegner des Reichtumes Gewordenen, dem man zurufen möchte: Armut ist keineswegs Tugend und Reichtum kein Verbrechen! Nicht in der Sparsamkeit und im Sinne der Kunstformen beruht für Wallot die Schönheit, sondern in der ruhigen Größe und in der kraftvollen Wirkung. Reichtum am richtigen Platz heißt der Leitspruch seiner Architektur, damit er als höchster, weise verwalteter Reichtum wirke.

Es ist bezeichnend, wie Wallot durch die That auf die Vorschläge der beiden Architekten antwortete. Die Halle ist fertig. Der Stoff, den er wählte, ist einfarbig, kalt, gelblich-grau im Ton, sieht gewachsenem Stein sehr ähnlich. Die Halle ist kein barocker Festsaal geworden. Stuckmarmor wird ja allerorten verwendet. Was er zu bieten vermag, das weist ein Dutzend Berliner Kaffeehäuser und Theatervorhallen auf. Die Wandelbahn kann sich an Formenmassen mit diesen nicht messen! Eine einfache Bogenreihe an beiden Seiten, vor jedem Pfeiler eine Säule. In der Mitte, durch Säulen von den Flügeln getrennt, eine große Kuppel. Das alles von einer großen Architektur,

durchaus in den Formen des Außenbaues gehalten. Der Raum ist nicht gemütlich. Er ist aber um so feierlicher. Nach dem Raume vor dem Sitzungssaal im Palais Bourbon, dem Pariser Parlamentshaus, nennt man diese Wandelbahn vielfach salle des pas perdus, den Saal der vergeblichen Schritte, der vergeblichen Versuche, durch das Parlament und eines seiner Mitglieder etwas zu erreichen. In Frankreich ist er nur zu sehr der Saal der erfolgreichen Schritte geworden, der Saal der Cornelius Herz, Arton, Lesseps fils, Eiffel. Für den deutschen Reichstag hat Wallot keinen Saal geschaffen für Leute, die gern in einem verschwiegenen Eckchen sich setzen, um die Köpfe zusammen zu stecken. Es ist ein ernster Raum, in dem den Abgeordneten die Größe ihrer Verantwortung sehr eindringlich gepredigt wird. Keine Kunst wirkt stärker aufs Gemüt als die Baukunst: Wer wagt in einer großen feierlichen Halle Unfug zu treiben? Es ist ein Raum, der auf die Gewissen zu wirken vermag.

Er ist groß, und er wirkt auch groß. Das machen die kleinen Dinge, die in ihn hineingeflochten sind: Die Holzbrüstung am oberen Umgang, die Thüren zu den Nebenräumen. Zwei Maßstäbe gelten hier: einer für die Größe des das deutsche Volk vertretenden Hauses und einer für die Kleinheit des einzelnen darin verkehrenden Menschen. Das zeigt sich auch an der Fassade. Die Fenster des Hauptgeschosses sind ungefähr vier Meter breit und neun Meter hoch. Das heißt, sie haben die Breite eines Wohnzimmers und die Höhe von etwa zweiundeinhalben Geschoß eines städtischen Hauses. In ihnen steht aber für den Austritt auf die vor den Fenstern sich ausbreitenden balkonartigen Flächen eine Thüre. Die bieten den menschlichen Maßstab für das Reichshaus, an ihr mag man dessen Abmessungen schätzen. Möge immer der Geist des Baumeisters in ihm walten! Das Empfinden für die Unterordnung, doch auch die Duldung der Person im Verhältnis zum Ganzen.



Einblick in den Vorsaal zu den Räumen des Bundesrates.
(Das Gewölbe wird ornamental bemalt.)



Portal in der südlichen Eingangshalle, nach der Wandelhalle zu.

zu lösen. Nicht wie es das Schema will, ist der Schmuck gleichmäßig über den Raum verteilt, sondern er sitzt dort, wo man ihn sieht. Er bildet einen festen Punkt im Raum und lenkt die Augen auf sich hin. Das ist nicht ein „sinnvoller" Schmuck, wie die alte Berliner Schule ihn wollte, nicht ein solcher, bei dem man sich etwas denken sollte, der uns Geschichten erzählt, geistreiche und gelehrte Beziehungen zu allerhand Gedanken hat. Das ist empfunden, das ist süddeutsch vollebig, wie es die deutsche Kunst in allen ihren guten Tagen war. Die so meisterhaft gerade an die Innenseite der Pfeiler in zartem Relief angebrachten Ornamente vergißt keiner zu betrachten, an ihnen geht keiner vorbei. Und warum kam früher nie jemand auf den Gedanken, auf diese Weise zu dekorieren? Ein künstlerisches Columbusei ist vor unseren Augen hingestellt worden.

Das Gegenstück zur Wandelbahn sind die Vorsäle vor den Räumen des Präsidiums und des Bundesrates. Sie sind in jenem istrianischen Kalkstein hergestellt, der Wallot für die Wandelbahn verweigert wurde. Man prüfe sie auf die von Adler gegebenen „Direktiven" hin. Ist das Reichtum? Eine völlig glatte Wand, darüber ein glattes Tonnengewölbe, welches einst ein ornamentales Gemälde tragen soll, durchbrochen von einem Oberlicht. Das Gesims einfach. Die Thüren mit einer Verdachung, die an Formen nicht reicher ist, wie die in einem mittleren Zinshaus. An den Wänden Bänke mit ganz schlichten Rückwänden. Die Schmalseiten durch einfache rechtwinklige Pfeiler geteilt. Ornament nur im Fries der Thürverdachungen, in den Schildbögen an den Schmalseiten, an den Pfeilern, in der Bekrönung über den Bankwänden. Und doch ist der Raum von wahrhaft fürstlicher Wirkung. Das Rätsel der Wirkung ist nicht schwer

Auf die Einzelheiten der Ecktürme möchte ich hinweisen. Die Aufgabe war nicht leicht. Fünfmal schließt sich im unteren Hauptteile ein architektonischer Rahmen um den anderen: Erst die kleine Thür für den auf den Fensterplatz Austretenden; dann das Fenster, dann der Bogen, der beide Geschosse zusammenfaßt, damit der Turm als eine Masse wirke; weiter die Säulenstellung, endlich die schlichten, vielleicht etwas zu leeren Mauermassen der Ecken. Es gehörte ein starker Trumpf für den Entwerfenden dazu, um hier die Partie zu gewinnen. Der Turm in seiner absichtlichen Schwere bietet ihn. Wieder vier starke Glieder, wagrechte Gesimse. Der Bau wird nicht, wie es das Rezept will, nach oben leichter, sondern schwerer. Da liegt eine Last, die den Bau künstlerisch zusammenhält, und der


Nördliche Eingangshalle.

trotz starker Gliederung als ein Ganzes wirken soll. Das ist erreicht durch eine kühne Formbildung, durch jene Knäufe, die unter dem stärksten Gesims, dieses überbietend, vorwachsen. Man decke sie sich mit dem Finger auf der Abbildung fort und man wird sehen, wie viel Kraft mit ihnen verloren geht. Man vergleiche die Ansicht desselben Bauteiles vom Dache aus, um zu sehen, daß er nur dort wirkt, wo er stehen soll. Für sich allein ist er nur schwer, an seinem Ort ist seine Schwere begründet.

Ein anderes Beispiel von Wallots Schaffensart bietet die nördliche Eingangshalle. Auch hier ist die Architektur von großartiger Ruhe und zugleich von höchstem Reichtum. In dem Giebelfeld ist die ganze Kraft zusammengefaßt, die stark genug ist, den ganzen Raum mit ihrer schmückenden Gewalt zu beleben. Man vergleiche damit den Eingang in die Wandelhalle von der südlichen Eingangshalle aus, die Behandlung der Wände in ihrer mächtigen Ruhe und daneben den Beweis, daß diese Einfachheit nicht Gedankenmangel war: Da sprudeln die Formen dem Meister in kaum je wieder erreichter Fülle hervor. Eine solche Thüre hat seit den Tagen der Spätgotik und Wendel Dieterleins keiner geschaffen!

Ein Wort noch über die Kuppel, welche keine Kuppel ist: Sie ist ein Glasdach. Über dem Verwaltungsgebäude der Weltausstellung in Chicago stand eine Kuppel, welche über der Wölbung mit einer geraden Linie abschloß. Ich las in einer Besprechung des Baues, wenn ich nicht irre von Julius Lessing, der europäische Beschauer habe „mit gebieterischer Notwendigkeit“ eine Laterne darauf gewünscht. Nun haben erst seit St. Peter die Kuppeln Laternen. Für ältere Europäer galt die Notwendigkeit nicht. Der Erbauer der Agia Sophia in Konstantinopel und des Pantheons in Rom kamen ohne sie aus. Bernini, der nach Michelangelo Schaffende, empfand aber die gebieterische Notwendigkeit, dem Pantheon Türme anzufügen. Man nannte sie später seine Eselsohren. Diese Notwendigkeit ist eben nichts als die Herrschaft der architektonischen Phrase. Das Reichshaus hat eine Laterne, freilich eine von besonderer Art, meiner Ansicht nach einer der glücklichsten Teile des ganzen Werkes. Sie schließt das Glasdach über dem Sitzungssaal nach oben ab und hebt die Kaiserkrone hoch über diesen empor. Das Glasdach aber hat die Form eines solchen. Nur wer vor der Phrase sich beugt, der fordert die Gestalt von St. Peter, eine Kuppel, wie das Berliner Schloß eine solche hat, eine kirchliche Kuppel, die

ja dort auch durch die darunter liegende Kapelle begründet ist. Wer aber glaubt, daß auch das schönste Glasdach wie ein Glasdach aussehen müsse, der wird wohl auch meiner Ansicht sein, daß hier wieder der rechte Ausdruck gefunden wurde, und daß ihr Entwurf eine befreiende That ist. Denn so gewaltig Michelangelo gerade in seiner Kuppel uns erscheint, so wenig kann ich ihre Nachahmung, namentlich am falschen Platz, für Heldenwerk halten. Nur einen weiß ich, der selbständig eine Kuppel nach Michelangelo zu zeichnen wußte, und das war der Dresdner Ratszimmermeister George Bähr an seiner Frauenkirche. Wenn aber erst Wallots Kuppel auf hundert Bauten nachgeahmt sein wird, dann wird man finden, daß es einfach selbstverständlich war, sie so und nicht kirchlich zu gestalten. Dann wird auch sie die „gebieterische Notwendigkeit" vorschreiben.

So entstand uns denn im Reichshaus das schönste Siegesdenkmal. Nicht die Dichter und nicht Bildhauer und Maler haben ein solches zu schaffen gewußt. Die Wucht der deutschen Kraft, die sich 1870/71 so herrlich im Kriege kund that, sie hat erst hier durch die Baukunst ihren Ausdruck gefunden: ein vielgestaltetes Wesen wurde zu einem riesigen Ganzen zusammengefaßt.

Dauernde Herzstärkung ist es mir, bei jenen Tagen des Ringens mitgewesen zu sein: Im Gedächtnis schwinden die Mühen und Gefahren und wächst die innere Erhebung, ein wirkendes Glied in der ungeheuren Kraftäußerung des deutschen Volkes gewesen zu sein, welche die Kaiserkrone aus Träumen an den Tag brachte. Mir ist's aus dieser Empfindung heraus lieb, meine Ergriffenheit von diesem Bauwerk laut bekunden zu können. Da wächst eine andere alte, oft besprochene Hoffnung der Reise entgegen, daß wir nämlich auch eine nationale und unserer Zeit eigenartige Baukunst finden werden. Mit Bewunderung grüße ich den Baumeister als den Verwirklicher dieser Hoffnung und sein Werk am Tage seiner Vollendung. Und es ist der schönste Gewinn der in Berlin verlebten Jahre, daß ich diesen Gruß einem Freunde darbringen kann.



Das Reichstagsgebäude.
Vom Platze vor dem Brandenburger Thor aus gesehen.
Nach einer Photographie von Sophus Williams in Berlin.



Erwartung. Nach dem Gemälde von F. Simm.
(Photographieverlag der Photographischen Union in München.





Im Forste.

(Abdruck verboten.)

Im stillen Waldgeräumte
Wächst wildes Gras genug,
Und wer sich drin verläumte,
Den schreckt der Eule Flug.

Doch auch bei vollen Tagen,
Kann's dort dir seltsam gehn:
Du hörst die Glocke schlagen
Und kannst das Dorf nicht sehn.

Martin Greif.

Kyparissos.

Roman
von
Ernst Eckstein.

(Fortsetzung.)

(Abdruck verboten.)

Die Nachricht von der Eroberung Gaurions kam zwei Stunden vor Sonnenaufgang. An diesem Vormittag hob kein Stellmacher seine Axt, kein Töpfer drehte die Scheibe, kein Fischer spannte die Segel aus. Der Marktplatz wimmelte früher als sonst von Männern aus allen Volksklassen: niemand aber dachte ans Kaufen. Ein dumpfes Gemurmel ging ahnungsschwer durch die Reihen. Selbst die ausgesprochnen Parteigänger des Kepheus fühlten bei aller Freude doch eine seltsame Unruhe. Vergeblich mühten sich die Kolcher des Burgvogts, den Verkehrsstauungen, die sich überall geltend machten, durch gütliches Zureden oder gewaltsames Einschreiten abzuhelfen. Es gab unangenehme Auftritte, aber das Wogen und Drängen nach der Agora wuchs, so daß sich der Burgvogt genötigt sah, die Wächter zurückzuziehen und das Volk sich einstweilen selbst zu überlassen.

Unter den Männern, die sich, nach Einzelheiten verlangend, ins Getümmel gemischt hatten, befand sich auch Pelias, der Priester des Erdumfassers.

Die Nachricht von dem Schicksale Gaurions war ihm aufs Herz gefallen wie ein zerschmetternder Steinblock. Bis zum letzten Moment hatte er fest gehofft, Nedymnos, der Unvergleichliche, würde den Sieg behalten. Auch klang ja die gestrige Nachricht beinahe günstig. Und nun, wie ein Blitzstrahl aus leichtem Sommergewölk, diese furchtbare Schreckensbotschaft!

Noch mühte sich Pelias zu zweifeln; denn die Kunde war lediglich auf dem Weg über den Fürstenpalast in die Stadt gedrungen. Wie er jedoch, bebend vor Aufregung, den zwei Kaufherren, mit denen er sprach, diese Mahnung zur Vorsicht entgegenraunte, mehr um sich selbst zu beschwichtigen, als aus wahrhafter Überzeugung, da trat im purpurgestreiften Himation Kyparissos heran und brachte ihm volle Bestätigung.

Kyparissos kam aus der Ölpflanzung, die der Vergleich mit dem Ephesier Agathon ihm endgiltig zugesprochen. Dort war er Zeuge gewesen, wie Geißhirten aus Esthlion, die vor dem Anmarsch der siegreichen Thraker sich flüchteten, seinen Landarbeitern umständlich erzählten, was sie von den Ereignissen um Gaurion gesehn und gehört hatten. Das letzte Schauzwerk hatte sich kurz vor Einbruch der Nacht ergeben. Ein

großer Teil der Rebellen war auf den Mauern der Stadt, das Schwert in der Faust, todesmutig gefallen; ein noch größerer hatte den Weg nach Ichthyoëssa erzwungen und sich von dort zu Schiff nach der Insel Euboia gerettet. Hundert andrische Bürger vielleicht befanden sich in der Gewalt des Zethonios.

Kyparissos teilte das alles mit, wie jemand, der aus Gründen der Menschlichkeit dies blutige Ringen beklagt, aber doch im Grund seines Herzens die Meinung hegt: was ihr euch einbrockt, müßt ihr wohl oder übel ausessen. Der Tapferkeit des besiegten Nedymnos zollte er eine gewisse Bewunderung, das Feldherrntalent und die staatsmännische Klugheit des Mannes zog er in Frage, so daß Pelias nahe daran war, das Peingefühl seiner pochenden Brust in olympischen Zorn auszuströmen. Doch schien ihm die menschenwimmelnde Agora nicht der geeignete Ort zur Ablegung eines politischen Glaubensbekenntnisses, zumal jetzt nach dem Triumph des Tyrannos. Auch hatte er den hochfahrenden Kyparissos noch manches zu fragen. So beherrschte er sich.

„Hundert Gefangene!“ hub er mit dumpftöniger Stimme an. „Ich hätte das niemals für möglich gehalten! Ich dachte, die Aufständischen würden sich lieber zerstücken lassen, als sich dem Feind überantworten ...“

„Es scheint, daß die Gefangennahme durch List erfolgt ist.“

„Und weiß man, wen ... dies Unglück betroffen hat?“

„Nein,“ versetzte der Edelling. „Aber vermutlich die Besten.“

„Glaubst du?“

„Natürlich. Das geht ja immer so! Die Ratten entschlüpfen, und der Löwe verstrickt sich im Netz ...“

„Der Löwe ... Meinst du — Nedymnos ...?“

Kyparissos zuckte die Achseln.

„Ich weiß gar nichts. Die Geißhirten widersprechen sich ...“

„Du wirst wohl recht haben,“ murmelte Pelias. „Die Besten! Zethonios mag dieser Beute sich freuen ... Das gibt eine glanzvolle Siegesfeier! Je edler das Blut, das man der Rache zum Opfer bringt ...“

„Wie so: der Rache?“

„Hast du vergessen, was Zethonios bekannt gab, als er zum letztenmal Gaurion zur Ergebung aufforderte? Wer mit den Waffen in der Hand dingfest gemacht wird, ist dem Henker verfallen.“

„Eine Drohung, die Zethonios nicht wahr machen wird.“

„Ja, wenn er zu entscheiden hätte! Aber die Sache ging von dem Fürsten aus.“

„Auch Kepheus wird sich besinnen ...“

Die Nachrichten überstürzten sich jetzt. Der Brunnenaufseher brachte die Botschaft, Nedymnos sei tot; gleich danach hieß es mit aller Bestimmtheit, er habe schon acht Stunden vor Übergebung der Festung ein Schiff bestiegen und weile vermutlich wohlbehalten auf Tenos. Man besprach noch die Wahrscheinlichkeit dieser Flucht, die Pelias geradezu für undenkbar hielt, als der Geheimschreiber Choirilos, den unvermeidlichen Reisehut auf dem Kopf, in der Hand einen wohlriechenden medischen Apfel, sich den Weg durchs Gedräng bahnte. Sein Sklave Lysias schritt ihm voraus; zwei andere folgten ihm.

„Heil euch, ihr Männer!“ klang es von seinem Munde, als er des Kyparissos und des Poseidonspriesters ansichtig ward. „Ist das ein Jammer, sich hier auf der vollgepfropften Agora durchzuwürgen! Und ich kann doch nicht anders, ich Unglücksmensch, denn ich muß Geld erheben bei meinem Wechsler, und der Tropf schließt mitunter, eh' noch der Fischmarkt zu Ende ist! Zeus Horkios, man lebt wie ein gehetztes Wild, zumal wenn sich Dinge ereignen ... Wißt ihr's schon ...? In höchstens anderthalb Stunden erwarten wir den Zethonios ...“

„Unmöglich! So bald schon?“

„Ja, ja, die Thraker! Die reiten auf Wetterwolken! Das Hauptheer natürlich bleibt noch vorläufig dort. Aber ein Sechstel vielleicht oder ein Achtel kommt unter Zethonios anmarschiert ... Kepheus behauptet, der Rotbart habe es nur seiner Gemahlin wegen so eilig. ‚In deine Arme, du mein wonniges Lieb ...‘! Nun, beim Hund, ich nehm's dem alten Recken nicht übel!“

„Kommt Zethonios über Ichthyoëssa und Pogla?“ fragte der Priester.

„Nein, über den Bergpaß. Der Einmarsch erfolgt durch das aparktische Thor.

Ganz ohne Vorbereitung! Erst wenn das Hauptheer kommt, streuen wir Blumen und Lorbeerzweige. Übrigens führt Zethonios auch die Gefangenen mit sich, — alle in Ketten und Handschellen! Die armen Weißfische werden nun einsehen, daß mit dem Hai nicht zu spaßen ist ... Aber ich schwatze und schwatze und versäume den Trapeziten! Ihr Männer, gehabt euch wohl!"

So schritt er eilfertig weiter, rechts und links gedrängt und gestoßen, trotz seiner Geleitsklaven, die sich ärgerlich abmühten, ihrem Herrn eine Gasse zu bahnen.

Auch Pelias winkte jetzt seinem Leibsklaven Thasios, der bescheidentlich abseits gestanden.

„Komm, Knabe!" sagte er tonlos. „Mir schwindelt hier in dem wüsten Lärm! Hatten wir nicht einen dringlichen Gang vor ...?"

„Den Gang zu den Erben des Kariers."

„Ganz recht. Und hiernach die Bezahlung des Daidalos. Es scheint, ich werde gedächtnisschwach. Das Jahrhundert weicht aus den Fugen, und dein alternder Herr weicht mit ..."

„O, mein Gebieter," lächelte Thasios. „Du, der weiseste, klügste, verständigste ...!"

Pelias warf dem Jüngling einen Blick innigster Rührung zu. Das war ein echter Naturlaut gewesen. Thasios verehrte und liebte ihn wie ein dankbarer Sohn.

„Die Erben des Kariers," fuhr Pelias fort, „müssen sich heut' noch gedulden. Es handelt sich ja in diesem Fall nur um mich selbst. Daidalos aber, der uns so redlich bedient, soll auf die Zahlung nicht warten. Halte das Geld fest, eh' dir ein Dieb in den Gurt greift!"

Nun gingen sie an den Kesseln der Erbsenverkäuferinnen vorüber nach dem Tische des greisen Phöniziers, der dem Poseidonstempel die Opfertiere, das Holz und den Weihrauch lieferte. Die Rechnung ward in vollwichtigen Goldstateren beglichen; der Phönizier gab Quittung und drückte sein Siegel bei; und Pelias lobte den Mann für den billigen Preis und die Trefflichkeit seiner Ware.

„So! Das wäre besorgt! Und nun, mein Thasios, folge mir nach dem Hause des Teukros! Dort kommen die Söldlinge des Kepheus zuerst vorüber. Es brennt mir flammenheiß auf der Seele ... So früh als möglich muß ich erfahren, wen von den Andriern Zethonios in Ketten daherschleppt ..."

„Ich hoffe um deinetwillen, daß nicht etwa Nedymnos darunter sei ..."

„Poseidon verhüte es! Ach, mein Knabe, du ahnst ja nicht, wie mir der bloße Gedanke fast den Verstand raubt ..."

Sie schritten an der westlichen Mauer der Zwingburg vorüber durch das apaktische Thor und verfolgten die Heerstraße, die sie nach Verlauf einer halben Stunde ans Ziel führte.

Thasios klopfte. Der vorsichtige Pförtner öffnete erst einen zollbreiten Spalt. Wie er den Priester erkannte, riß er die Thüre mit großer Lebhaftigkeit auf und rief ein ehrerbietiges „Herr, ich grüße dich!" Kolax, der große Molosserhund, der — jetzt unangekettet — in der Zelle des Thürhüters lag, sprang mit großen Sätzen herzu, bellte vor Freude und drückte dann schweifwedelnd seinen klugblickenden Kopf an die Kniee des Eintretenden.

„Ist Teukros zu Hause?" fragte der Priester.

„Im Arbeitsgemach," versetzte der Thürsteher bedeutungsvoll.

„Das heißt also: nicht zu Hause! Ich kenne ja seine Gepflogenheit ... Aber die Herrin? Kann ich die sprechen?"

Ein breitschultriger Mann, das rundliche Apfelgesicht von blühendem Rot übergossen, trat jetzt eilig hinter den Säulen hervor. Es war Smaithos, der Verwalter des Teukros, von Geburt ein Halbsklave, aber seit Jahren schon mit der Freiheit beschenkt. Smaithos hatte die letzten Worte gehört und augenblicks eines der Mädchen, die im Hintergrund mit dem Einhängen der Bronzelampen beschäftigt waren, zu Phaio in die Frauenabteilung gesandt. Auch er begrüßte den Priester mit einer Ehrerbietung, die offenbar aus dem Herzen kam.

Phaio erschien. Sie trug ein Krokusgewand und nur eine Blume im Haar. Pelias, ihr ehemaliger Kyrios und staatlich bestellter Vormund, ging ihr entgegen und küßte sie väterlich auf die Stirn.

„Die Gottheit schütze dich!" sprach er voll milder Zärtlichkeit. „Ich höre, dein Teukros steckt wieder bergtief in seiner Arbeit ..."

„Bergtief," wiederholte die junge Frau. „Es ist jetzt eine bewegte Zeit für ihn.

Die ganze Nacht bis zum Erbleichen der Sterne hat er auf seinem Turme verbracht und dann kaum drei Stunden geruht. Jetzt ordnet er seine Aufzeichnungen ..."

„Ich fürchte, er schadet sich. Den Schlummer versäumt man nicht ungestraft."

„O, das sind Ausnahmefälle ... So stürmisch wie jetzt betreibt er es nur, wenn ihn ein großes Problem fesselt. Diesmal scheint es dem Mond zu gelten. Ich sage dir, Pelias, er rechnet und rechnet, daß ihm die Schläfen glühen ... Aber ich darf ihn nicht stören: sonst reiß' ich ihm das ganze Gespinst entzwei ... Nicht wahr, du zürnst nicht, daß du mit deiner unklugen Phaio fürlieb nehmen mußt."

Pelias schüttelte wehmütig das Haupt.

„Nein, ich zürne dir nicht. Wer kann etwas wider sein Schicksal? Laß deinen Sternforscher ruhig bei seinen Berechnungen! Ich weiß nicht einmal, ob er mir gerade jetzt ein willkommener Genoß wäre ..."

„Was hast du?" fragte sie ängstlich.

„Weißt du noch nichts von dem Falle Gaurions?"

„Keine Silbe! Wir leben hier draußen wie in der Steinwüste ... Allwaltender Zeus, welch ein Verhängnis! Ich fasse das nicht! So plötzlich, so unerwartet ..."

Pelias teilte ihr mit, was er gehört hatte.

„Ja, mein Liebling," fuhr er dann schwer atmend fort, „es ist aus mit dem Freiheitstraum! Und nun bin ich gekommen, um den Vorbeimarsch hier abzuwarten. Die Ungewißheit, die mich verzehrt, ist nicht zu ertragen. Ich will sie abkürzen! Ich will die Gefangenen sehn, die Gefangenen, die Zethonios dem Henker zuführt ..."

Phaio war keines Wortes fähig. Die Hand über den Busen gelegt, schritt sie voran. Nur von Thasios, dem Sklaven des Pelias, begleitet, stiegen die beiden hinauf in den Fachbau des Hyperoons, wo die Fremdenzimmer und die Wohnräume der Dienerschaft lagen, und von dort auf das Dach. Hier oben sah es gar traulich und schmuck aus. Der Boden war mit hellfarbigen Steinen getäfelt; rechts und links wuchsen in zwei etwas abgeschrägten Beetstreifen Keuschlamm, Salbei und kleine Erdbeerbäume. Vorn an der Brüstung stand eine ziegelgemauerte Bank und einige tragbare Stühle.

Pelias und Phaio setzten sich. Thasios hielt sich schweigend im Hintergrund. Weitgeöffneten Auges sah er hinaus auf das unvergleichliche Bild, das sich von allen Seiten hier ausspannte, sonnenlicht-überströmt, und so still und so friedlich, als seien die Todeskämpfe um Gaurion nur der beklemmende Spuk einer Traumstunde. Der Lärm des Markts und des Hafens drang nicht herüber in diese Einsamkeit; die Heerstraße, die drunten vorbeiführte, war menschenleer.

„Phaio, Phaio," klagte der Priester, „in welchem Zeitalter leben wir! Klingt unser Mißgeschick nicht unwahrscheinlich wie ein persisches Märchen? Damals, ja — Damals begriff sich das! Die Ränke, die schnöden Bestechungen ... Und alles so insgeheim! Die fremden Mietstruppen standen schon auf der Agora, eh' man noch recht zur Besinnung kam. Jetzt aber, da die Vaterlandsfreunde über ein Heer geboten! Stelle dir's vor: Nedymnos, der glorreichste Feldherr im griechischen Inselmeer, besiegt von dem thrakischen Büffel Zethonios! All die Gebete zum Zeus und zum Erdumfasser, all die Gelübde und Weihsprüche sind fruchtlos geblieben! Es ist zum Wahnsinnigwerden!"

Phaio hatte noch immer kein Wort über die Lippen gebracht. Da Pelias schwieg, trat eine dumpfe, peinvolle Stille ein. Der Priester stützte das ehrwürdige Haupt schwer in die Hand; Phaio starrte hinüber nach dem Hügel der Artemis, wo der Fahrweg in weitausgreifendem Bogen an der zerklüfteten Felswand vorbeiführte.

Plötzlich ergriff sie die Hand des Pelias und drückte sie krampfhaft. Mit der Rechten wies sie auf eine Stelle oberhalb des Herakles-Heiligtums. Dort ging ein unruhiges Flimmern und Leuchten durch das Gebüsch. Gleich darauf blitzte es von Gewaffneten. Speere und Rundschilde schwankten taktgemäß auf und nieder; Helmbüsche flatterten im Südostwind, der jetzt, wie zur Begrüßung der Sieger, feucht und wohlig über das leicht aufrauschende Meer blies. Nach einer Weile vernahm man auch den einförmigen Hall der Marschtritte.

Pelias war bleich und verstört. Seine Lippen bewegten sich unaufhörlich, als

murmele er Zaubersprüche und mystische Formeln, um das Entsetzliche abzuwenden.

„Glücklich, dreimal glücklich die Toten!“ stieß er dann endlich aus tiefster Brust hervor.

Und dann, zu Phaio gewandt, fügte er leiser hinzu:

„Ob auch Nedymnos gefallen ist ...?“

Phaio senkte die Wimpern.

„Ich kann dir nicht schildern,“ fuhr Pelias fort, „wie mir bei diesem Gedanken zu Mute wird ... Glücklich die Toten, hab' ich gesagt. Dennoch, es wäre ein nie zu verwindender Schlag ...! Für mich, — und mehr noch für das geknechtete Vaterland! Nedymnos, der Mann mit dem eisernen Willen, bedeutet für sich allein schon ein Heer! Ist Nedymnos gerettet, so giebt es vielleicht, vielleicht für Andros doch eine Zukunft! Sank er dahin, dann ist alles vorbei, — und auf ewig.“

„Hoffen wir!“ flüsterte Phaio. „Seine Mitkämpfer wissen das ebensogut als du. Sie werden das Herz und die Seele der andrischen Freiheit nicht treulos im Stich lassen. Sind so viele entkommen, weshalb nicht auch der Beste und Edelste?“

Der Marsch der Söldlinge kam näher und näher. Nach zehn Minuten erreichte er die Wohnung des Teukros. Phaio, die Hände über dem Schoß gefaltet, blickte mit halbgeschlossenen Lidern herzklopfend hinab, während sich Pelias trotzerfüllt in die Brust warf, wie ein Faustkämpfer, der seinen Gegner erwartet.

Zuvörderst schritt eine Abteilung kolchischer Bogenschützen. Dann folgte, von seinem Stabe umringt, auf milchweißem Koppahengst der Oberfeldherr Zethonios. Er trug einen goldstrahlenden Brustharnisch und einen geflügelten Helm; die Rechte hielt das entblößte Langschwert.

Als er des Priesters ansichtig ward, hob er ein wenig den Kopf, nickte und rief mit helltönender Stimme zum Dachrand hinauf:

„Pelias, ich grüße dich! Willst du dem Erdumfasser nicht Opfer zünden? Kepheus wird staunen, wenn bei der Heimkehr der siegreichen Truppen deine Altäre nicht Weihrauch dampfen!“

„Er höhnt mich als den Freund des Nedymnos!“ murmelte Pelias. „Ehrlich gesagt: es wundert mich lange, daß mich der Fürst unverletzt gelassen, da ich aus dieser Freundschaft nie ein Geheimnis gemacht!“

„Er wagt es nicht, wider den Liebling der Götter zu freveln!“

„Gutes Kind,“ versetzte der Priester, „Kepheus würde noch Schlimmeres begehn, — und ohne Gewissensangst! Vielleicht hält er den greisen Pelias trotz alledem für ungefährlich ...“

Dann, dem Zethonios nachschauend:

„Schnöder Barbar! Daß uns der Fürst den da auf den Nacken gesetzt, das zerfleischt mich am tiefsten! Ein Thraker! Der Sohn einer hyperboräischen Sklavin! Es ist die Schmach auf der Scheitelhöhe! Allwaltender Erdumfasser, wie glücklich war diese Insel unter dem Schutz ihrer Könige! Eine einzige große Familie — frei und gesegnet mit allem, was die Erde verschönt! Bis dann jener entsetzliche Tag des Verbrechens kam! Phaio, Phaio, ich selbst trage mit Schuld an diesem Verhängnis! Ja, und tausendmal ja! Ich klage mich an, die ungeheure Gefahr nicht erkannt zu haben!“

„Du, du klagst dich an?“ seufzte die junge Frau. „Wie schwer magst du dann erst meinen Teukros bezichten! Pelias, mir zernagt es die Brust ...! Alles hab' ich versucht! Aber so heiß er mich liebt: hier bin ich machtlos wie eine Fremde!“

Ihre Augen schimmerten feucht.

„Grolle ihm nicht!“ sagte der Priester, den das Bewußtsein der eigenen Versäumnis mild stimmte.

„Ich ihm grollen! Ich liebe ihn! Aber ich frage mich schmerzerfüllt: mußte das alles so kommen, wie es gekommen ist? Er und sein Freund Kyparissos, — was hätten die beiden vermocht, wenn sie nicht beide geträumt hätten! Es ist ja gewiß etwas Hohes und Herrliches um die Erforschung der Welträtsel; nur mein' ich mit dir, mein Pelias: die Scholle, auf der wir geboren sind, hat doch ein älteres Recht, — und, beim Zeus, ein geheiligteres! ...“

Immer weiter wälzte sich drunten der laute Vorbeimarsch. Auf den Feldherrn mit seinem goldblitzenden Reitertrupp waren Schwerbewaffnete in breiter Kolonne gefolgt, stämmige Fußsoldaten mit kurzen Schwertern und langen Speeren. Jetzt kam wieder ein staub-aufwirbelndes Reiter-

geschwader, und hinter ihm, von leichtbewaffneten Kolchern umringt, eine Anzahl Gefangener.

Pelias hielt fast den Atem an. Er kannte die meisten. Es waren vornehmlich Jünglinge aus den andrischen Adelsgeschlechtern; dazwischen auch etliche Kleinbürger, die mit den Edlen an würdiger, mutvoller Haltung wetteiferten.

Ganz zuletzt in dieser Schar dieser Unglücklichen, rechts und links an struppigen Baststricken geführt wie ein sarmatischer Bär, schritt hochaufgerichteten Hauptes ein etwa sechzigjähriger Mann. Er trug Sklavengewänder. Sein Blick schweifte glanzlos unter den buschigen Brauen hervor. Um den halbgeöffneten Mund lag der Ausdruck eines unendlichen Schmerzes . . .

„Nedymnos!“ klang es in wildem Angstschrei von den Lippen des Pelias!

Der Gefesselte hob langsam den Blick. Ein flüchtiges Leuchten ging ihm über das männlich-schöne Antlitz. Er versuchte zu lächeln. Pelias aber sank verzweiflungsvoll auf die Dachbrüstung und weinte zum Herzbrechen.

Neuntes Kapitel.



m folgenden Tage saß Kepheus schon kurz nach Sonnenaufgang zwischen den Myrtensträuchern des Paradeisos. Die Freude über den endlich errungenen Sieg hatte ihn früher als sonst vom Lager gescheucht. Seit dem Ausbruch des Krieges war es seine Gepflogenheit, wenn ihn Gemütsbewegungen heimsuchten, in die Abgeschiedenheit seines Parkes zu flüchten. Kein Höfling, kein Sklave störte ihm dann die einsame Selbstschau. Nur die kyprische Mundschenkin trug ihm den Dreifuß und den Becher mit tiefdunklem Wein von der Insel Samos voraus, stellte ihm beides neben den kreuzfüßigen Marmorsessel unter die große Pinie, wo er mit Vorliebe Rast hielt, und entfernte sich dann wie ein geängstigtes Reh.

Der Fürst versenkte sich heute tief in sein quellendes Wohlgefühl. Breit und behaglich ruhte er auf dem buntstreifigen Wollkissen, die Füße mit den durchbrochnen Halbschuhen und den silbernen Schnallen weithin auf den Schemel gestreckt. Die Erstürmung von Gaurion war in der That eine großartige Leistung. Nach allem, was man jetzt über den Todesmut der Verteidiger hörte, mußten die Thraker und Kolcher sich über jedes Erhoffen bewährt haben. Und gerade zur rechten Zeit war die Revolution besiegt worden: denn es ging das Gerücht, auf der benachbarten Insel Tenos habe man letzthin angefangen, sich für das Schicksal der Aufständischen mehr und mehr zu erwärmen. Dem greisen Archonten der Insel war dergleichen zwar kaum zuzutrauen: Epicharmos galt für außerordentlich friedliebend und zählte jetzt einige achtzig Jahre. Wohl aber stand sein streitbarer Sohn Dardanos längst im Ruf abenteuernder Umtriebe. Er galt für das Haupt einer heimlichen Kriegspartei, die selbst im Rat ihre Anhänger hatte, und, wenn sich die Dinge sonst vorteilhaft anließen, die Gemäßigteren leicht fortreißen konnte. Die tenische Staatsverfassung gab alsdann dem Archonten kein Mittel zur Hand, den Beschlüssen der Gerusia den Weg zu verlegen. Wie dem auch sein mochte: die rasche Niederwerfung des Gegners hatte nun etwaigen Einmischungsplänen der Nachbar-Insel jedenfalls einen entscheidenden Strich durch die Rechnung gemacht. Ja, man konnte demnächst in aller Gemütsruhe erwägen, ob man der Sache nicht auf den Grund gehen und für die Zukunft gewisse Bürgschaften fordern sollte, Änderungen vielleicht in der Zusammensetzung der Gerusia, Beschränkung ihrer weitgehenden Machtbefugnisse . . ., wenn nicht gar die Verbannung des übermütigen Dardanos.

Fast mehr noch als der Bezwingung Gaurions freute sich Kepheus des persönlichen Sieges über Nedymnos. Dieser furchtbare Gegner war eigentlich die Verkörperung alles dessen, was dem Gewaltherrscher jemals feindselig in den Weg getreten. Vor Jahren schon, unter den Volkskönigen, hatte Nedymnos dem damaligen Oberschatzmeister Schwierigkeiten bereitet, die für ihn beinahe den Verlust seines Amtes zur Folge gehabt hätten und ihn eigentlich zuerst auf den Gedanken brachten, mit Hilfe des Burgvogts Eutlas die Verfassung zu stürzen. Dann später, kurz vor der Katastrophe, war nochmals zwischen Nedymnos und Kepheus ein heftiger Streit ausgebrochen, der Insel Kythnos

wegen, mit der sich der Oberschatzmeister in einer unwichtigen Zollsache stark überworfen hatte. Auch damals geriet die Stellung des Kepheus sehr bedenklich ins Wanken; die Art, wie Nedymnos ihn bloßstellte und brandmarkte, trieb ihn fast zur Verzweiflung, und nur der kaltblütig-verlogenen Schlagfertigkeit des Eutlas gelang es, den Mitverschworenen halbwegs herauszuhauen. Zuletzt bei der Ausführung des Staatsstreiches war es wiederum Nedymnos gewesen, der sich am hartnäckigsten zur Wehr setzte und am lautesten zu den Göttern um Schutz wider den ruchlosen Eidbruch schrie ... Und nun der furchtbare Aufstand, der schon die Hälfte der Insel erobert hatte, bis ihm dann endlich Zethonios mit seinen Thrakern ein blutiges Ziel setzte! Überall, wo der Gewaltherrscher auf seinem glänzenden Pfad zur Höhe gestrauchelt war, hatte Nedymnos die Hand im Spiel; Nedymnos war sein Verhängnis, sein wutschnaubendes Unheil gewesen. Und dieser entsetzliche Widersacher war nun endlich in seine Gewalt gegeben! Stumm und geknebelt lag er im schauervollsten Gewölbe der alten Zwingburg!

Der Fürst griff nach dem Becher und that einen langen, behäbigen Zug. Dann schloß er mit einem Lächeln wonnevollster Genugthuung die verschwimmenden Augen. Es umwogte ihn wie schwerduftende Blumen, farbig und herzerquickend. Rote Granatblüten quollen empor, leuchtende Veilchen und gelbflammender Krokus. Dazwischen glomm es von weißen, mondschein-glänzenden Schultern und tiefdunkelen Augen ... Welch' ein Labsal nach den dumpfen Beklemmungen dieser letzten Monate, endlich einmal hier unter den frei rauschenden Wipfeln im Halbschlaf dahinzuträumen und nur das eine zu fühlen: du hast Ruhe vor deinen Todfeinden!

Da plötzlich ertönten Schritte. Kepheus schrak heftig in den Kissen empor. Unwillkürlich fuhr seine Hand nach dem syrischen Dolch, den er im Gürtel trug.

„Wer wagt es ...?“ zischte er durch die Zähne, während sein vordrängendes Auge stier ins Gebüsch lugte. „Tiridates soll mir das büßen!“

Gleich danach aber glitt ihm ein Freudenstrahl über das unschöne Gesicht. Er stieß den Schemel hinweg, stand vollends auf und schritt einer Frauengestalt entgegen, die im blaßroten Ampechonion aus den Myrten heraustrat.

„Telesilla!“ rief er mit warmer Stimme. „Unverhofft, aber willkommen! Bei allen Göttern, wer hat dich hier eingelassen?“

„Der kolchische Wächter drüben am Seitenthor.“

„Der Mensch hat sein Leben verwirkt.“

„Im Gegenteil! Ich gab ihm drei Goldstateren, weil er den Mut besaß, den Geist über den Buchstaben zu stellen! Dein Wachtmeister Tiridates, den ich am Hauptthor um Einlaß bat, zeigte geringeren Verstand. Er weigerte sich, dir von meiner Anwesenheit auch nur Meldung zu machen.“

„Soll ich ihn dafür tadeln?“

„Nein, belohne ihn! Denn auch die Treue, die ohne Vernunft handelt, ist etwas wert in diesen unwirschen Zeitläuften. Eins nur verlange ich: daß du dem ehrlichen Kolcher kein Haar krümmst! Ich befahl ihm zu öffnen — kraft jener Machtvollkommenheit, die von dem Fürsten auf seine Freundin ausstrahlt.“

Kepheus lächelte.

„Und so früh schon verläßt du den kaum wieder heimgekehrten Zethonios?“

Sie zuckte die Achseln und warf dem Frager dann einen Blick zu, der ihn mit siedender Glut überrieselte. Was lag nicht alles in diesem sanft-schwärmenden Augenaufschlag! Ein leiser Vorwurf und hingebungsvolle Bewunderung; weibliche Scheu und wonnige Schmiegsamkeit ... Wie durfte gerade Kepheus darüber in Zweifel sein, daß Zethonios im Grund ihres Herzens ihr gleichgiltig war? Daß dort ein Höherer, Edlerer thronte, ein Allgewaltiger ...?

Kepheus hielt die wortlosen Beteuerungen dieses Blickes für echt. Überwältigt faßte er ihre Hand und preßte die weichblühenden Finger stürmisch an seine Lippen. Telesilla führte ihn schweigend zurück nach dem Ruheplatz.

„Du Herrliche,“ raunte er schmeichlerisch, „soll ich hier niedersitzen, während du stehst?“

„Warum nicht? Wenn du mir auch die Rechte der Freundin einräumst, fühl' ich mich doch in Wahrheit als deine Sklavin. Willst du mir Huld gewähren, so gönn' mir den Schemel zu deinen Füßen!“

Niederkauernd schmiegte sie ihren bän-

dergeschmückten Kopf eine Sekunde lang träumerisch an sein Knie.

„So!“ flüsterte sie im Ton mühsam verhaltener Leidenschaft. „Und nun laß mich dir zehntausendmal Glück wünschen zu dem endgiltigen Sieg deiner Waffen!“

Sie kannte den Mann bis in die tiefsten Falten seines Charakters. Indem sie so ihre Persönlichkeit aufgab und sich gebärdete, als ob sie in selbstloser Inbrunst vergehe, beherrschte sie ihn desto gewisser und nachhaltiger. Bald lockend und bald sich versagend, jetzt wie hingerissen vom Drang ihrer Leidenschaft und jetzt wieder scheinbar kämpfend mit ihrem Pflichtgefühl und ihrer Treue gegen Zethonios, wob sie ein magisches Netz, aus dem es für Kepheus kein Entrinnen mehr gab.

Die Art, wie sie bei ihrer zärtlich geflüsterten Rede emporgeschaut, trieb dem leicht erregbaren Fürsten das brennende Blut ins Antlitz. Er strich ihr bebend über das goldblonde Haar. Telesilla entzog sich ihm und heuchelte einen flüchtigen Schauer.

Und nun, inmitten seiner verzückten Stimmung, überkam es den Fürsten plötzlich wie heiß quellender Unmut. Die Rücksichtslosigkeit seiner Natur, die jede Verpflichtung als Zwang empfand, bäumte sich zornig auf. Dieser unbequeme Zethonios, zwiefach unbequem, weil man ihm Dank schuldete! Ja, mehr noch! Kepheus bekannte sich, daß ihm auch Eutlas, der Burgvogt, mit seinen höchst widerwärtigen Mahnreden vorschwebte! Damiska und immer wieder Damiska! Er sollte den Andriern, die er geknechtet hatte, als Musterbild eines griechischen Ehemanns leuchten! Er sollte auf Schritt und Tritt an das bleiche, blutlose Geschöpf denken, das seit Monaten schon die Frauenabteilung der Marmareia nicht mehr verlassen hatte und höchstens einmal unter den Feigenbäumen der Aule ein paar Nachmittagsstunden im Lehnstuhl verträumte! Wahrlich, ein ruhmreiches Herrschertum, das gerade da, wo es am glühendsten nach Unabhängigkeit rang, sich beugen mußte vor Zethonios und Eutlas!

Er nagte die Lippen. Dann sagte er, diese Gedanken abschüttelnd:

„Mir Glück zu wünschen und dein holdes Gesicht wider mein Knie zu pressen, das, Telesilla, hat dich wohl kaum hierhergeführt! Dazu hätte sich Zeit und Ort gefunden heut' abend. Ich sehe dir's an: du hast etwas auf dem Herzen!“

Telesilla erhob sich. Das rötliche Ampechonion umwallte sie wie ein Königsmantel.

„Ja, du hast recht!“ sagte sie feierlich. „Und vergib nur, daß ich über dem Freund, dessen Huld mich beglückt, den Fürsten und Herrscher vergaß!“

Nun stand sie da, als hätte ihr Mund niemals ein Lächeln gekannt. Die Augen blickten so ernst und gedankenschwer; die schönen Züge sahen so starr und so marmorbleich ... Mit ruhiger Würde hielt sie die Hände unter dem Busen fest ineinander gelegt, eine Statue, an der nur das leise Beben der Stirnmuskeln lebendig schien.

„Ich kam dich zu fragen, Herr,“ fuhr sie im Ton einer Sibylle fort, „was du über das Schicksal der Aufrührer beschlossen hast ...“

„Ich sagte dir schon, daß ich deinem Gemahl freie Hand lasse. Er hat die Rebellen in Ketten gelegt: mag er sie nun auch nach thrakischem Kriegsrecht aburteilen.“

„Sehr wohl,“ erwiderte Telesilla. „Aber Zethonios hat eine seltsame Doppelnatur. Draußen im Feld ist er ein schnaubender Wüterich, der alles zermalmt, was er zu greifen kriegt. Kaum jedoch hat er den Rauch seines Herdfeuers geatmet und sich die Rüstung vom Leibe geschnallt, so kehrt ihm die thrakische Gutmütigkeit und Schwerfälligkeit wieder. Du weißt, Kepheus, die Thraker sind Biertrinker. Zythos nennen sie das unholde Gebräu. Zethonios aber sollte von Rechts wegen Zythonios heißen, weil er's im Zythos-Vertilgen allen Thrakern zuvorthut. Dieses Getränk macht auf die Dauer stumpf und behäbig. Was rede ich viel? Gestern Abend noch, eh' er sich niederlegte, schien Zethonios ein hyrkanischer Löwe: heute ist er ein Lamm! Er wünscht reichlich zu speisen, nach der Mahlzeit zu schlummern, dann einen Trunk zu thun nach heimischer Art, — und alles übrige friedsam und versöhnlich zu schlichten.“

„Wie meinst du das?“ fragte der Fürst.

„Nun, er kennt so gar keinen Groll mehr! Selbst dem Ungeheuer Nedymnos will er das Leben schenken! Vorhin beim Frühstück hat er mir das unumwunden er-



Der dumme Junge von Meißen.
Statuette von Eduard Hübner.

klärt. Ich sprach mir die Kehle trocken, aber es frommte nicht. Er wisse das besser! Des Blutes sei nachgerade genug geflossen. Erst kämpfen und niederwerfen, dann Milde üben! Durch Großmut festige man die bedrohte Herrschaft ebensogut, wie durch siegreiche Schlachten."

Kepheus hatte ihr schweigend zugehört. Nur die wachsende Röte um Augen und Stirne verriet, daß es wild in ihm gor.

„Weiter!" sagte er dumpf, da sie jetzt innehielt. „Was gedenkt Zethonios nun anzufangen? Will er nicht gar dem verdienten Obmann der Revolution das niedergebrochene Wohnhaus auf Staatskosten wieder aufbauen lassen?"

„Vielleicht," versetzte sie lächelnd. „Aber im Ernste gesprochen: er scheint mir völlig von Sinnen, mein vortrefflicher Eheherr! Alle Gefangenen, mit Einschluß des fürchterlichen Nedymnos, gedenkt er einfach in die Verbannung zu schicken. Er ist fest überzeugt, daß du sein Vorhaben billigst."

„Der Narr!" fuhr Kepheus heraus.

Dann aber schien er zu überlegen. Es schmeichelte ihm bei all seiner Härte, daß ihn Zethonios für so maßvoll und großmütig hielt. Er prüfte und sann, ob nicht der ‚Narr' hier dennoch das Rechte getroffen. Seine Herrschaft über die Insel stand ja nun fester als je. Die Anschauung Telesillas, ein Fürst, der durch Gewalt auf den Thron gelangt sei, könne sich diesen Thron nur durch die unbarmherzigste Strenge sichern, war vielleicht überlebt. Wenn man den unverbesserlichen Nedymnos in Ketten hielt: was war da noch von dem kleinen Häuflein unruhiger Schwärmer zu fürchten, die man hochherzig laufen ließ? Die Mehrzahl der Überlebenden war ohnedies ja entkommen ... Und es würde auf das beruhigte Andros einen erbaulichen, vornehmen Eindruck machen, wenn der Fürst unmittelbar nach dem Triumph seiner Heere sich mild bewies und nachsichtsvoll wie ein Vater ...

Telesilla durchschaute ihn. Rasch entschlossen gab sie das Nebensächliche preis, um die Hauptsache, die Zermalmung des verhaßten Nedymnos, desto zuverlässiger durchzusetzen. Nedymnos war es ja damals gewesen, der ihre ehrgeizigen Pläne auf Kythnos durchkreuzt und dem Kaufmannskönige Hekataios die Augen geöffnet hatte. Die Stunde der Abrechnung war nun endlich gekommen! Und Telesilla verband hier die Befriedigung ihres Rachedurstes mit den Erfordernissen der Zweckmäßigkeit. Nedymnos blieb selbst in Ketten eine fortwährende Bedrohung des Friedens. Die Hoffnungen aller Geflüchteten, aller offenen und heimlichen Gegner des Kepheus würden sich an die Gestalt dieses Eingekerkerten festsaugen; ja, der Gedanke, ihn aus der Haft zu befreien, mußte an und für sich zu tollkühnen Unternehmungen stacheln. Und nun vollends, wenn Kepheus auch ihn, wie Zethonios dies wollte, ungekränkt ziehen ließ ...! Nedymnos war nicht der Mann danach, das Schwert einzustecken, nur weil ihn Kepheus geschont hatte. Nedymnos kämpfte ja nicht, weil er dem Fürsten persönlich abhold war, sondern rein um der Sache willen.

„Sei's darum!" sagte die Troerin ruhig. „Die Kleinen, die Halbverführten — gut! Jagt sie hinaus in die Fremde, nach Tenos, nach Asien, — und fertig damit! Aber Nedymnos, der nicht nur dein Scepter, sondern in blindwütigem Haß auch dein Haupt bedroht, der da geschworen hat, er werde den Mörder des Vaterlandes mit Steinen belastet ins Meer stürzen, wie einen räudigen Hund, — Nedymnos darf unter keiner Bedingung geschont werden ..."

„Was?" raunte der Fürst zornbebend. „Wo und wann hat sich der Bube erdreistet ...?"

Die Troerin zog ein stark zerknittertes Blatt aus dem Busen.

„Überzeuge dich selbst! Das fand ich gestern im Chiton meines Gemahls."

Kepheus überflog das Blatt stirnrunzelnd. Es war ein Brief des Nedymnos an Kyros, den Unterfeldherrn des Kepheus, — die Antwort auf eine Bitte um Waffenstillstand. Nedymnos lehnte das Ansinnen des Kyros schroff ab. Mit den Parteigängern des Kepheus schließe er grundsätzlich keinen Vertrag. Und nun folgten die Worte, die vorhin Telesilla gebraucht hatte. Zeus Horkios und der Schutzgott der Insel waren zu Zeugen angerufen, daß Nedymnos dem Elenden diesen Schwur halten würde, — besser als Kepheus den Schwur gehalten, den er dem Volkskönigtum und der altandrischen Verfassung geleistet. Dann hieß es zum Schluß:

„Und du, Kyros, der du in deiner thrakischen Heimat ein Held gewesen und ein ehrlicher Mann: errötest du nicht, um des Gewinns willen einer so schmachvollen Sache zu dienen? Wirf deinem Lohnherrn, der dich entwürdigt, den Sold vor die Füße und kämpfe da, wo dir ein echter Lorbeer und der Dank eines befreiten Volkes winkt! Stoße zu uns, auf deren Seite Recht und Gesetz ficht! Errette dich aus dem Netz des Eidbrechers, der früh oder spät dich mit hinabziehen muß ins Verderben!"

Kepheus war blaß geworden wie eine Leiche. Bebend vor Haß und Erbitterung knüllte er das empörende Schriftstück zusammen.

„Er stirbt!" rief er mit rauher Stimme. „Und zwar stirbt er allein! Just so gefällt mir's! Sag' deinem Gatten, daß ich die thörichten Jünglinge, die er in Ketten gelegt, kaltblütig schone, Edle sowohl wie Kleinbürger! Mögen sie heute noch Andros verlassen! Nedymnos aber büßt mir um so entsetzlicher! Unter den grausamsten Qualen soll er dahinbluten, elend, verzweiflungsvoll!"

Telesilla ergriff seine Hand.

„So erkenn' ich dich wieder in deiner Größe!" sprach sie im Ton höchster Bewunderung. „Du verschmähst die Vernichtung der Glieder, und hältst dich allein an das Haupt. Das aber triffst Du göttlich-zermalmend, wie Zeus, wenn er den Blitz schleudert!"

Zehntes Kapitel.



Während sich Telesilla auf dem nämlichen Wege, auf dem sie gekommen war, wieder entfernte, begab sich der Fürst in das kleine Museion am vorderen Säulenhof und schickte einen der Leibwächter hinüber zu Eutlas, mit dem Ersuchen, der Burgvogt wolle sich, einer sehr dringlichen Angelegenheit halber, sofort in die Marmareia begeben.

‚Wie Zeus, wenn er den Blitz schleudert!' Kepheus wiederholte sich diese Worte der leidenschaftlichen Troerin mit wilder Genugthuung. Ja, das war die echte, weltbezwingende Fürstenhoheit, die nicht lange erwog, sondern mit der Schnelligkeit des Gedankens traf und zerschmetterte. Das bürgerliche Gesetz ward bei diesem Verfahren durchaus nicht beeinträchtigt. Es galt ja die Aburteilung eines Rebellen, der mit dem Schwert in der Faust gleichsam bei frischer That dingfest gemacht worden war; der auch im übrigen weder leugnete noch etwa Anspruch auf eine förmliche Untersuchung erhob. Die Behandlung nach Kriegsrecht war also selbstverständlich. Auch blieb ja Kepheus als der oberste Kriegsherr — unbeschadet der Abmachungen, die er mit Zethonios getroffen hatte — im Vollbesitz der höchsten Befugnisse. Er konnte das Recht der Entscheidung, das er dem Thraker aus Gründen politischer Zweckmäßigkeit überlassen hatte, jederzeit wieder an sich nehmen. Und diese Zurücknahme war geboten, wenn Zethonios bewies, daß ihm zur Handhabung seiner Machtvollkommenheit die nötige Einsicht gebrach. Man konnte ein glänzender Feldherr und gleichwohl ein sehr mittelmäßiger Staatsmann sein ...

Der Burgvogt kam. Kepheus begrüßte ihn mit unverkennbarer Aufregung. Dann hieß er ihn niedersitzen und überreichte ihm den Brief des Rebellenführers.

„Lies — und sage mir, was du meinst!"

Die kleinen, graublitzenden Augen des Eutlas bohrten sich tief in das unerbauliche Schriftstück. Allmählich nahm das kluge, häßliche Vogelgesicht mit den halbkreisförmigen Brauen einen fast spöttischen Ausdruck an. Um die gebogene, stark vorspringende Nase zuckte und flimmerte es wie von verhaltenem Lächeln.

Kepheus verfolgte die Wandlung dieser Gesichtszüge mit gespanntester Aufmerksamkeit. Eutlas war so ziemlich der einzige Mann am Hofe, der es gelegentlich wagte, dem Fürsten zu widersprechen, ja, ihm Vorhalt zu machen, wenn er durch irgend eine unüberlegte Handlung gegen die Grundsätze staatsmännischer Klugheit verstieß oder die öffentliche Meinung zwecklos wider sich aufbrachte. Die Rolle, die Eutlas in derartigen Fällen spielte, war um so wirksamer, als er sich stets der untadelhaftesten Form befliß und niemals die Ehrerbietung vernachlässigte, die er als Untergebener dem Staatsoberhaupt schuldig war. Die Ansicht des Burgvogts fiel um so gewichtiger in die Wagschale, als gerade Eutlas durch

seine strengrechtliche Lebensführung am meisten von allen Regierungsbeamten dazu beitrug, den Ursprung der neuen Gewaltherrschaft vergessen zu machen. Diesmal war ja Kepheus allerdings fest entschlossen, etwaigen Einreden des Mannes unbedingt standzuhalten: aber es wäre ihm doch eine große Beruhigung gewesen, wenn Eutlas die Notwendigkeit des zu verhängenden Strafgerichts ohne Vorbehalt anerkannt hätte.

„Nun?" fragte der Fürst ungeduldig.

„Der alte Ton!" erwiderte Eutlas. „Ich wußte das längst!"

„Und du bleibst so gelassen, so kaltblütig?"

„Soll ich darüber in Aufruhr geraten, weil Nedymnos heute so spricht, wie er vor Jahren gesprochen? Übrigens weiß ich ja, was den Besiegten erwartet ... Die Androhung deines Feldherrn Zethonios war unzweideutig."

Kepheus atmete auf.

„Gut! Aber nun höre! Ich wünsche den Thraker bei dieser Angelegenheit zu umgehen ... Sein Verfahren ist mir zu weitschweifig. Hätte Nedymnos gesiegt, so wäre mein Schicksal und wohl auch das deine längst schon erfüllt ... Ich will den Schurken mit der nämlichen Münze bezahlen! Ich beauftrage dich, den Hochverräter Nedymnos unverweilt in die Zelle der Hoffnungslosen abführen und dort erdrosseln zu lassen."

Eutlas senkte den Kopf.

„Wie du befiehlst, Herr! Ich wage nicht, dir den Vorschlag zu machen ..."

„Nein, Eutlas! Keine Abmilderung! Keine Verzögerung! Eine Stunde will ich ihm allenfalls noch gönnen. Er ordne, was er zu ordnen hat, und bereite sich vor; dann aber: mitleidslos hinab in den Tartaros!"

„So bitte ich um die amtliche Weisung."

„Die sollst du haben. Alles wird streng ordnungsgemäß verlaufen ... Ordnungsgemäß nach Kriegsrecht ..."

Er setzte sich an den elfenbeinfüßigen Tisch, nahm ein purpur-umrändertes Blatt aus dem Ebenholzkästchen und schrieb. Seine Hand zitterte. Hastig und dennoch schwerfällig malte das Schreibrohr die harten Buchstaben auf das graugelbe Nilpapier. Dann zog er den schweren Goldring vom Zeigefinger und drückte sein Siegel bei.

„So! Und nun vorwärts! Ich wünsche, daß dein Geheimschreiber Choirilos der Vollstreckung beiwohnt und einen Schriftsatz darüber anfertigt. Wenn alles vorüber ist, gib mir Nachricht! Und schick' einen Herold aus, der es dem Volk meldet! Die Stadt soll unverzüglich erfahren, wie ungestüm hier die Gerechtigkeit ihren Lauf nimmt. Die andern Gefangenen, mit Ausnahme der drei ältesten, laß heut' noch in Freiheit setzen! Ich verweise sie nur des Landes. Ihre Frist läuft bis Mitternacht!"

Eutlas erhob sich.

„Einstweilen aber hält man dies Urteil geheim?" fragte er seufzend.

„Weshalb? Denkst du, ich fürchte noch umgestimmt oder nur im geringsten beeinflußt zu werden? Etwa durch eine Kundgebung der sogenannten Vaterlandsfreunde? Im Gegenteil! Meinetwegen erzähl's dem Palastverwalter! Dann sind wir ja sicher, daß es ganz Andros erfährt, eh' noch der Herold seine Drommete schwingt!"

Eutlas schob den Todesbefehl in den Gürtel und schritt langsam hinaus.

Als Kepheus allein war, stand er eine Minute lang wie versteinert. Nedymnos, der Liebling des Volkes, der Abgott der Aufständischen, sollte vom Henker der neuen Tyrannis erwürgt werden! Nicht im offenen Streite gefällt, nicht vom Stoße der freien Schwertklinge ehrlich ins Herz getroffen, sondern erwürgt! Der Gedanke war grausenhaft! Aber nun fiel der Blick des Gewaltherrschers auf das grellfarbige Wandbild, das da rechts über dem babylonischen Ruhebett prangte. Dort sah man den Adler des Zeus, wie er, die blauschimmernden Flügel breit ausgespannt, mit dem blutroten Schnabel eine gelbgrüne Schlange packt. Die nämliche Zeichnung war in den viereckigen Onyx gegraben, den Kepheus im Ring trug. Der Adler des Zeus hatte das Schriftstück besiegelt, das den verhaßten Gegner dem Tod überantwortete. Ja, dies Wandgemälde war sinnbildlich für die Lage des Fürsten! Auch er kämpfte mit giftspeiendem Otterngezücht; auch er mußte ohne Barmherzigkeit zupacken, wenn ihn der Geifer der Gegner nicht im letzten Moment noch besudeln sollte!

Nun rannte er, die Hände breit auf dem Rücken gefaltet, ungeduldig von Wand zu Wand. Er zählte die Augenblicke bis

zur Ankunft des Boten, der ihm vermelden würde, daß der Todesbefehl ausgeführt sei ... Er kam sich vollkommen im Rechte vor, — im Rechte des Adlers, der die aufzischende Viper tötet ...

Nach einer Weile pochte es. Kepheus sah erstaunt nach der Thüre. Sollte das schon der Bote des Eutlas sein?

„Was gibt's?"

„Herr," klang die Baßstimme des kolchischen Leibwächters, „die Fürstin, deine erlauchte Gemahlin, bittet um Einlaß."

Kepheus öffnete. Von ihrer Sklavin geführt, wankte Damiska bleich und hohläugig über die Schwelle. Ein trübes, beklommenes Lächeln spielte um ihren Mund, als sie dem Fürsten kaum hörbar den Gruß entbot. Sie lehnte sich mit dem Rücken an die getäfelte Wand, seufzte und winkte dann ihrer Begleiterin, sie mit Kepheus allein zu lassen.

„Du scheinst erschöpft," sagte der Fürst stirnrunzelnd. „Weshalb ruhst du nicht länger?"

„Ich konnte nicht schlafen ... Es liegt mir bleischwer über der Brust ... Eine Angst, eine Unruhe ..."

„Soll ich dir nicht den Sessel heranschieben?"

„Nein, ich danke! Es wird mir wohler, wenn ich so stehe ... Kepheus, mein teurer Freund ..."

„Was hast Du nur? Du bist weiß wie ein Leintuch ..."

„Ich komme ... Ich wollte dir sagen ... Ist das wahr, Kepheus, was man sich im Palast zuflüstert ...? Daß du Befehl erteilt hast, Nedymnos, den Unglücklichen ... zum Tod zu führen?"

„Ja!" versetzte der Fürst. „Überrascht dich das?"

„Kepheus, das kannst du nicht wollen! Erwäge doch nur! Wenn er auch zehnmal dein Feind gewesen und ein Rebell, so hat er doch nur das alte, ursprüngliche Recht vertreten; — das, was früher Gesetz war, eh' du den Thron bestiegst ... Wenn du ihn tötest, rufst du die Rache des Zeus herab ..."

„Du redest wie eine Thörin. Wenn ich ein Scepter führe, muß ich es auch vernunftgemäß handhaben. Nachsicht mit diesem Mordbrenner, der mir nach Krone und Leben stand, wäre der barste Wahnsinn ..."

„Aber das geht ja nicht ... Du hast dem Zethonios feierlich das Recht übertragen ..."

„Ein Recht, das der Fürst überträgt, kann er auch nehmen. Ich will dem Zethonios die unabweislichen Gründe schon klar machen."

„Höre mich dennoch! Nur dies einzige Mal! Kepheus, Geliebter, ich habe die Nacht einen schrecklichen Traum gehabt! Ich sah den Nedymnos tot auf dem Holzstoß. Der Holzstoß ward von den Kolchern in Brand gesetzt. Unendlicher Qualm stieg auf und wälzte sich in blutschimmernden Wolken über die Marmareia ... Du riefst um Hilfe, aber der Qualm erstickte dich ... Kepheus, bei allem, was heilig ist: laß ab von deinem gräßlichen Vorhaben! Ich vergehe vor Angst! Und wenn du nach mir nicht fragst, oh, so denke an dein schuldloses Kind! Lade ihm nicht den Haß der Unsterblichen auf!"

„Weibernarrheit!" murmelte Kepheus. „Du regst dich mutwillig auf. Träume sind Schäume."

„Nein, Kepheus! Träume kommen von Zeus — zumal die Träume nach Mitternacht! O, ich sah das alles so deutlich, wie ich jetzt hier dein Museion erblicke! Kepheus, du ahnst ja nicht, wie bang und voll heißester Liebe mein Herz an dir hängt, obgleich du mir nun seit Monaten kaum noch ein freundliches Wort gönnst! Ich habe nur ein Gebet zu den Göttern: dein Glück! O, und es schmerzt über alle Beschreibung, den Mann, zu dem man bewundernd aufgeschaut, wie Semele zu dem Donnerer, so im Unrecht zu wissen! Wie oft hat mir diese Erkenntnis den Schlaf geraubt ...!"

„Was redest du da?" unterbrach sie der Fürst unwillig.

„Zürne mir nicht!" bat sie demutsvoll. „Ich red' es in guter Absicht! Und es ist ja die Wahrheit! Uneingedenk deines Eidschwurs hast du die Herrschaft an dich gerissen und die Verfassung gestürzt. Aber das ist nun geschehen, und die allgütigen Götter möchten dir vielleicht alles verzeihen, wenn du Verzeihung gewännest bei dem andrischen Volke ... Sei mild, Kepheus! Erobere die Herzen, die sich dir abgewandt

haben, durch Güte und Großmut! Siehſt du, hier auf den Knieen fleh' ich dich an ... Gnade für die Gefangenen! Gnade, Gnade für den unglücklichen Nedymnos!"

„Steh' auf!" ſagte der Fürſt, ihre gefalteten Hände ergreifend. „Man klopft ..."

Der kolchiſche Leibwächter meldete den Geheimſchreiber Choirilos.

Langſam, beinahe ſchwerfällig trat die kurze Geſtalt näher. Das aufgeſchwemmte Geſicht mit den rötlich verquollenen Äuglein trug die Spuren einer Gemütsbewegung, die trotz ihrer Schreckhaftigkeit nicht ganz ohne Reiz geweſen ſein mochte.

„Erlauchter Fürſt," begann er, die rundliche Hand breit auf das Herz gelegt, — „mich ſendet Eutlas der Burgvogt. Dein Gebot iſt vollſtreckt."

Lautloſe Stille. Damiska, die ſich beim Eintreten des Choirilos eilig erhoben hatte, ſank wie vernichtet auf die Armlehne des nächſten Seſſels.

Nach einer Weile hub Kepheus mit halblauter Stimme an:

„Ich danke dir, Choirilos. Und wie ſtarb der Verbrecher?"

„Mein Fürſt, die ſchuldige Ehrfurcht raubt mir die Möglichkeit ..."

„Sprich ohne Umſchweif! Ich wußte es ja, daß er im Tod noch ſchmähen und läſtern würde ..."

Choirilos warf einen angſtvollen Blick auf Damiska.

„Vor deiner edlen Gemahlin ...?" ſtammelte er beſtürzt. „Bei allen Göttern, ich wag' es nicht ..."

„Gerade in ihrem Beiſein! Damiska hat eben noch Fürbitte eingelegt für den Miſſethäter! Überzeuge ſie nun, wie wenig der Mann dieſes Mitleid verdient hat! Sprich und verſchweige kein Wort! Ich befehl' es dir!"

„Es wäre mir lieber, du verlangteſt ein Jahr meines Lebens. Wenn ich denn muß ... Aber laß es mich Unglücklichen ja nicht entgelten ... Alſo: Nedymnos, wie ihm der Burgvogt ſagte, was du verhängt haſt, ſank in die Kniee ..."

„Spartaniſcher Heldenmut!" höhnte der Fürſt.

„Nicht aus Angſt oder Schreck," fuhr der Geheimſchreiber fort, „ſondern um inbrünſtig zu beten. Und dann ..."

„Nun? Weiter! Was ſtockſt du?"

„Und dann hob er die Hände zum Zeus empor und rief den gräßlichſten Fluch der Unſterblichen auf dein Haupt herab ..."

„Der Elende! Was ſprach er in ſeiner Tollwut?"

„Er ſchwur, daß er den Tod verachte; daß nicht Groll noch Rachſucht wegen des eignen Geſchicks ihn heimſuche, ſondern .. wie ſoll ich mich ausdrücken ...?"

„Wiederhole nur buchſtäblich, was er geſagt hat!"

„Er ſagte, wenn ich mich recht entſinne: ‚Alles könnt' ich vergeben; nur nicht das eine: daß er der Henker iſt meines Vaterlandes!' Und dann ... Aber das iſt zu furchtbar ...!"

„Bei meinem Zorn, laß dir nicht jede Silbe herausholen! Ich will alles wiſſen, verſtehſt du, alles!"

„Nun, er gebärdete ſich, als habe ihn Zeus ſchon erhört .... ‚Du wirſt ihn treffen, Allmächtiger,' ſchrie er mit weithallender Stimme, ‚treffen im Teuerſten, was er beſitzt: in dem einzigen Sohn! Du willſt nicht, daß dieſer Knabe das Knechtungswerk ſeines Vaters fortſetze! Noch ſchuldlos, aber der Schuld fähig, wird er verwelken, eh' er noch reif geworden!' So rief der Rebell und ſchmähte und raſte, und hätte noch mehr geſagt, wenn ihm der Henker nicht einen Fetzen Tuch zwiſchen die Zähne geklemmt und ihm die Peitſche gezeigt hätte. Wie dann die Stunde vorüber war, ging es ganz ohne Schwierigkeit ... Er rührte ſich nicht, und die Knechte des Nachrichters waren fertig im Handumdrehen ..."

Damiska hatte ihr wachsbleiches Antlitz ſtarr in die Hände gepreßt. Nun glitt ſie mit einem klagenden Seufzer langſam zu Boden.

Bei dem erbarmungswürdigen Anblick der Ohnmächtigen regte ſich in der Seele des Kepheus etwas wie Mitleid. Seine maßloſe Wut über Nedymnos hüllte ſich ihm, halb unbewußt, in das Gewand einer minder ſelbſtſüchtigen Empfindung. Er hatte jetzt dieſe arme Dulderin hier und ihren Liebling, ſeinen vierjährigen Sohn, an dem Toten zu rächen. Er durfte ſich einreden, als zürne er nur mit dem verwundeten Herzen des Gatten und Vaters.

„Ruf' mir die Leute herein!" wandte er ſich an den ratlos ſtierenden Choirilos.

„Den Kolcher! Die Mädchen der Gynaikonitis! Den Arzt!“

Damiska indes kam wieder zu sich, ehe noch der Geheimschreiber das Museion verließ. Kepheus geleitete sie mit auffallender Fürsorglichkeit nach dem Ausgang und übergab sie der Dienerin.

„Geh' zu Bett, Kind!“ sagte er warmherzig. „Solche Aufregungen sind nichts für deine zarte Gesundheit. Und beruhige dich nur! Was gilt uns die Schimpfrede eines wutkranken Todfeinds!“

Sie warf ihm einen dankbaren Blick zu und neigte das Haupt. Auf den Arm ihrer Sklavin gestützt, schwankte sie nach der Frauenabteilung.

Als ihre Schritte verhallt waren, kehrte der Fürst sich augenrollend zu dem Geheimschreiber:

„Und nun merke du wohl, wie ich den Fluch des Nedymnos beantworte! Der Herold, der den Andriern die Vollziehung des Urteils verkündet, soll noch mehr Arbeit bekommen! Was rede ich da? Zwanzig, dreißig, hundert Herolde sendest du aus nach allen Teilen der Insel; und mit handhohen Lettern schreibt ihr's an jede Kalkmauer . . .: Ich, Kepheus, weigere dem Nedymnos als einem Aufrührer die Bestattung.“

„Herr, du sagst . . .?“

„Ich sage, was du gehört hast! Ich weigere ihm die Bestattung! Man werfe den Leichnam ans Meeresufer — als Fraß für die Vögel! Ich weiß nicht, ob es ein Jenseits gibt: aber wenn es eins gibt, so soll der Verruchte auch dort nicht Rast finden.“

„Bedenkst du auch, Herr . . .“

„Alles hab' ich bedacht — und Dir, Choirilos, kommt es nicht zu, Ratschläge zu erteilen, eh' du gefragt bist.“

„Das sei ferne von mir,“ stammelte Choirilos. „Ich, dein unwürdiger Knecht . . .! Aber ich meinte nur: die Rücksicht auf die Bevölkerung, auf das fromme Gefühl der Massen . . .“

„Das fromme Gefühl der Massen kümmert mich gar nichts. Wer für Nedymnos Partei ergreift, der mag in seinem frommen Gefühl verletzt werden. Es soll ja eine Züchtigung sein, die alles vor Schreck erstarren läßt. Und je fester sie daran glauben, um so besser für uns! Also es bleibt dabei! Und nun höre du weiter! Setz' mir ein Schriftstück auf, — etwa folgenden Inhalts: Jedermann, der es da wagen sollte, unsere Anordnung zu durchkreuzen und den Leichnam, sei es mit List oder Gewalt, dennoch des Grabes teilhaftig zu machen, der stirbt auf der Agora durch die Hand unserer Henker. Die nämliche Strafe trifft jeden, der den Zuwiderhandelnden auch im geringsten nur fördert oder ihm nach vollbrachter That zum Entkommen behilflich ist. Ja, wer ihm Speise und Trank reicht oder im Hause ihn rasten läßt oder sonst wie bekundet, daß er die That billigt, — auch der sei dem Henker verfallen! Das fromme Gefühl, von dem du gefaselt hast, soll mir hübsch an die Kette gelegt werden! Hast du verstanden?“

„Vollkommen, Herr!“ sagte Choirilos kleinlaut.

„Ein solches Schriftstück also wird aufgesetzt, knapp, schlagend, — und dann zugleich mit dem übrigen weithin bekannt gemacht. Du bürgst mir dafür, daß alles noch vor Mittag erledigt ist. Und nun schick' mir den Tiridates! Er hat die Wache am großen Parkeingang.“

Choirilos neigte sich tief, seufzte ein wenig wie unter der Last einer schweren Verantwortung und entfernte sich.

Nach drei Minuten kam Tiridates. Die Hand über dem Schwertknauf blieb er regungslos an der Thüre stehen, hochgewachsen, blond und blauäugig, ein richtiger Nordlandsrecke. Nach thrakischer Sitte trug er nur einen Schnurrbart, dessen gedrehte Spitzen abwärts hingen, wie reife Kornähren.

„Ich habe dich rufen lassen,“ begann Kepheus, „zunächst um Dir ein Lob zu spenden und meinen fürstlichen Dank . . .“

Der hellblonde Mann strahlte. Kepheus verschränkte die Arme über der Brust und fuhr dann mit huldvoller Stimme fort:

„Du hast heute früh der Gattin meines Feldherrn Zethonios den Eintritt verwehrt, obschon dir bekannt war, daß diese außergewöhnlich begabte Frau mein besonderes Vertrauen genießt, ja daß sie in schwierigen Fragen öfters von mir zu Rate gezogen wird.“

„Das war mir bekannt, Herr! Und ich vermutete auch, daß du nicht zürnen würdest, wenn ich sie einließ . . .“

„Und trotzdem sagtest du nein?“

„Allerdings, Herr! Dein Befehl hieß:

Niemand überschreitet die Schwelle! Wo sich's um deinen Befehl handelt, frag' ich nach keiner Ausdeutelei. Ich denke, die Pflicht ist die Pflicht."

„Das ist ein Wort, wie ich es gern höre. Ich danke dir für die Treue — selbst in so untergeordneter Sache und verdopple Dir von jetzt ab den Sold. Und weil mir dies kleine Vorkommnis wieder bestätigt, daß du die Zuverlässigkeit in Person bist, so hab' ich dich ausersehen für einen Posten, den ich nur dem Tüchtigsten und Erprobtesten anvertrauen kann . . ."

„Herr, du beschämst mich . . ."

„Hast du gehört, daß Nedymnos gerichtet ist?"

„Ich erfuhr's vom Geheimschreiber."

„So weißt du auch, was wir sonst noch verfügt haben?"

„Ungefähr. Der Tote soll nicht bestattet werden . . ."

„So ist es. Und dir, mein Freund, übertrage ich nun die Bewachung des Leichnams. Nimm dir zwanzig deiner brauchbarsten Leute, begib dich mit ihnen zu Eutlas dem Burgvogt und laß dir den Toten ausliefern! Sklaven sollen euch Träger sein. Auf einer Bettlerbahre schafft ihr mir den Erwürgten hinaus nach der Nordbucht, wo sie am ödesten ist! Dort werft ihr ihn irgendwo auf den Sand! In angemessener Entfernung schlagt ihr dann eure Zelte auf und hindert mit Waffengewalt jeden Versuch, unserem Verbote zuwiderzuhandeln! Hast du verstanden?"

„Wie sollte ich nicht?"

„Und nun schleunig ans Werk! Je früher Andros erfährt, daß es uns ernst ist mit dem grausigen Strafgericht, um so besser."

„Herr, du befiehlst: — ich gehorche."

Elftes Kapitel.

Sternklar spannte der tiefblaue Nachthimmel sich aus über Insel und Meer. Ein leichter Wind flüsterte in den Binsen der Nordbucht und trieb die Rauchwolken des Feuers, das unweit des Ufers aufloderte, in schwer qualmender Wellenlinie landeinwärts. Um dieses Feuer saß auf zottigen Wolltüchern die Abteilung, die jetzt eben die Wache hielt: der blondbärtige Tiridates in eigener Person mit drei Untergebenen. Die übrige Mannschaft ruhte bereits in den Zelten, einige hundert Schritt weiter zur Fahrstraße hin.

Drüben im Sande, wo kein Halm wuchs und keine Blume, lag der tote Nedymnos, nur ein Tuch um die Lenden, das Haupthaar in langen Strähnen um die mächtige Stirn hängend. Der Schein des Wachtfeuers fiel unheimlich flackernd auf das entstellte Gesicht und spielte als hüpfendes Irrlicht mit der krampfhaft geschlossenen Hand, die wie gemeißelt über der eingesunkenen Brust ruhte. Zu Füßen des Toten hing auf niedrigem Pflock die weißliche Holztafel mit der schmachvollen Aufschrift:

„Atimos. Asebes. Aparatos."

Das ist verdolmetscht:

„Ein Ehrloser; ein Frevler; ein Fluchbeladener."

Einer der Kriegsknechte stand jetzt auf, ging hinüber, machte um den Leichnam die Runde und kam hastig zurück.

„Mir graut bis in die Knochen!" sprach er und schüttelte sich. Dann griff er mit seltsamer Gier nach dem Becher, in welchem ein guter Trunk Zythos schäumte. Er leerte ihn, ohne abzusetzen.

„Was gibt's denn so Fürchterliches?" fragte der Wachtmeister.

„Der Tote bewegt sich!"

„Narrheit!"

„Das sagst du wohl. Aber ich täusche mich nicht. Verlaß dich darauf: die Seele, die nicht Ruhe noch Rast findet, hat jetzt eben an ihrem Leichnam gerüttelt!"

„Du bist ein Grieche, Sabaios, und des thrakischen Biers nicht gewohnt. Das ist alles. Lösche du deinen Durst lieber mit Quellwasser! Sonst schläfst du mir ein wie Argos beim Flötenspiel, eh' noch die Ablösung kommt."

„Keine Sorge!" versetzte Sabaios. „Wer andrischen Wein verträgt, der wird auch mit eurem Zythos fertig. Nein, Tiridates! Mein Kopf ist klar: aber ich weiß nicht, es umweht mich etwas wie Schauer der Unterwelt . . . Hörst du nicht, wie es dort in den Binsen jammert und klagt . . .? Ich weiß ja wohl, ihr Nordländer spottet über den griechischen Erebos . . ."

Er faßte mit der breit-knorrigen Hand nach dem Halse, wo er an schmaler Hanf-

schnur ein Probaskanion wider den bösen Blick und ein Elfenbeinamulett zur Abwehr der Geister trug.

„Da bist du im Irrtum," gab Tiridates zurück. „Auch wir glauben an ein Jenseits; auch wir kennen das heilige Grau'n vor der Unterwelt. Nur das eine dünkt uns ein Märchen: daß ein Gestorbener jemals aus ihrem Abgrund zurückkehre und die Lebendigen heimsuche."

„Und dennoch weiß ich ein Beispiel!" sagte jetzt einer der beiden andern Kriegsknechte, die sich bis dahin schweigend gehalten.

„Du, Rhadios?"

„Ja, beim Zeus! Ich bin Thraker wie du, wenn auch mein Heimatsdorf weltweit von dem deinigen abliegt. Und just in dem Dorf ist es geschehen ..."

„Was denn?"

„Daß ein Verstorbener wiederkam, und allnächtlich mit eisernen Ketten klirrte, bis dann einer dem Geist folgte ... Und da schritt das Gespenst hinaus nach dem Berg Sarva und blieb an der Felsspalte Istuma stehen und warf seine Ketten hinein und zerfloß dann im Mondlicht. Und wie man am nächsten Tag forschte und mit Strickleitern in die Felskluft hinabstieg, da fand man zwischen den Brombeersträuchern halb verwest einen Leichnam, der nun hervorgeholt und bestattet wurde. Von da ab hatte der Geist Ruhe."

„So was erfinden die alten Weiber," sagte der Wachtmeister.

„Kein altes Weib hat mir's erzählt," murmelte Rhadios, „sondern der Mann, der es erlebt hat, ein kernhafter Gutsbesitzer und dazu ein Gelehrter, für den es kein Rätsel gab. Er hatte Buchrollen wohl an die zwölf Dutzend und heilte die fallende Sucht und das Fieber ..."

„Gleichviel! Ich glaube das nicht!"

„So leugnest du wohl gar den Kokytos und den grausigen Fährmann?" fragte Sabaios, noch immer sein Elfenbeinamulett umklammernd.

Tiridates zuckte die Achseln.

„Darüber weiß ich nichts. Gibt's dergleichen, so erfahr' ich's noch früh genug, wenn ich hinabkomme." (Fortsetzung folgt.)

Aus unsern Studienmappen:



Handzeichnung von Otto Knille.



Lieblinge. Nach dem Ge



mälde von G. Chierici.

Von Miramar nach Queretaro.

Ein historischer Rückblick.

Von

Friedrich Meister.

Die Geschichte der Welt gleicht einem Strome.

Bald mit Tosen und Brausen, bald nur leise rieselnd, jetzt wie träges Öl, dann wieder wie die brodelnde Flut aus einem Hexenkessel, aber stets rastlos und ohne Stocken zieht der Strom der Weltgeschichte an uns vorüber, niemals klar und durchsichtig, immer trübe und aufgerührt, dazu so breit, daß wir ihn nicht zu überschauen, und so tief, daß wir seinen Grund nicht zu ermessen vermögen.

Und schöpfen wir aus diesem Strome, so werden wir zunächst auch dadurch nicht viel klüger, denn in der dicken Flüssigkeit, die wir in unserem Schöpfgefäße auffingen, ist nichts erkenntlich.

Wenn wir aber warten können und das Gefäß beiseite setzen, dann sinkt der aufgerührte Schlamm nach und nach zu Boden, die Flüssigkeit klärt sich, die Organismen in derselben werden erkennbar, andere Substanzen haben sich an die Oberfläche gezogen und schwimmen hier, und während der Strom selber unaufhaltsam weiterrauscht, können wir in den ausgeschöpften Teil desselben nunmehr genaue Einsicht gewinnen.

Seit der mexikanischen Kaisertragödie, die einem Sproß des Hauses Habsburg das junge Leben kostete, sind jetzt siebenundzwanzig Jahre vergangen. Nicht immer genügt ein solcher Zeitraum, ein geschichtliches Ereignis im rechten Lichte erscheinen zu lassen, hier aber war ein Vierteljahrhundert ausreichend, alle Verdunkelungen zu beseitigen.

Bis zum Jahre 1821 war Mexiko eine spanische Kolonie gewesen, durch den Vertrag von Aquala, am 21. August 1821, wurde es ein unabhängiges — Chaos. Nach langer Knechtschaft plötzlich seiner Fesseln entledigt, wußte es nicht, was es mit seiner Freiheit anfangen sollte.

Vom Mai 1822 bis zum März 1823 versuchte es sich unter dem Kaiser Iturbide als Monarchie; das Experiment schlug kläglich fehl, und nun erging sich das Land in einer Reihe von Revolutionen und Staatsstreichen, wie solche in ähnlicher Anzahl noch kein anderes Volk fertig gebracht hat, denn die Geschichte Mexikos hat innerhalb der ersten sechzig Jahre nach dem Vertrage von Aquala nicht weniger als zweihundertsechzig Insurrektionen und Pronunciamentos aufzuweisen.

In all diesem Wirrwarr behielt die katholische Kirche allein noch ein festes Regiment in den Händen, denn während der Zeit ihres dreihundertjährigen Bestehens in Mexiko hatte sie auch ihre weltliche Macht so wenig außer Augen gelassen, daß um 1860 ein ganzes Drittel des Nationalvermögens sich in ihrem Besitz befand, wogegen die Schatzkästen des Staates leer waren.

Wohl war auch eine Armee vorhanden, allein, wie die Landesregierung sich weder auf ein System, noch auf Grundsätze, noch auf eine Konstitution zu stützen vermochte, so hatte die Armee weder eine Fahne, noch eine Geschichte, noch Traditionen. So war sie bald dahin gekommen, sich dem besten Zahler zu verkaufen, dieser aber war die Kirche oder, mit anderen Worten, die klerikale Partei.

Kirche und Armee übten eine absolute Gewalt aus und schufen dadurch so viel unerträgliche Übelstände, daß 1856 das gesamte Volk sich in Empörung gegen diese Tyrannei erhob.

Zwei Jahre lang kämpfte die schnell und notdürftig organisierte liberale Armee nur mit vielfältigen Verlusten, dann aber wendete sich das Blatt, und im Januar 1861 zog sie als Siegerin in die Hauptstadt Mexiko ein. Benito Juarez, der mexikanische Washington, hatte sein Volk endlich in Wahrheit unabhängig gemacht.

Die klerikale Partei lag am Boden, ihr gesamtes Besitztum wurde ihr genommen, und ihre Führer mußten in die Verbannung wandern. In dieser Not ging sie das Ausland um Hilfe an.



Abb. 1. Landung der alliierten Truppen im Hafen von Vera Cruz.

Das war auch schon in früherer Zeit mehrfach geschehen. Die wachsende Macht und Ausdehnung der Vereinigten Staaten von Nordamerika war dem mexikanischen Klerus als eine fortwährende Drohung erschienen, denn die Einführung eines liberal-republikanischen Regierungssystems in Mexiko war gleichbedeutend mit dem politischen Tode der Kirche.

Man hatte daher bereits im Jahre 1854 die Blicke nach Europa gerichtet. Der damalige Präsident von Mexiko, Santa Anna, trat mit den Kabinetten von Paris, London, Wien und Madrid in Verbindung, um sich von diesen einen europäischen Fürsten als Thronkandidaten für Mexiko vorschlagen zu lassen. Die Verhandlungen zogen sich hin, bis im Jahre 1859 Napoleon III. den Erzherzog Ferdinand Maximilian von Österreich als den geeignetsten Kandidaten für einen mexikanischen Kaiserthron namhaft machte.

Nach dem Wortlaute des Vertrages von Aquala sollte, falls Mexiko sich für eine monarchische Regierungsform entscheiden würde, die Krone den spanischen Infanten, den Brüdern Ferdinands VII., lehnten diese jedoch ab, dem Erzherzog Karl von Österreich angeboten werden.

Wie man sieht, hatte Napoleon diesen Vertrag nur wenig berücksichtigt; es lag gar nicht in seiner Natur, Verträge irgend welcher Art zu achten.

Wenn ihm auch vielleicht darum zu



Abb. 2. Niederlage der Franzosen unter Lorencez vor Puebla.

thun war, den österreichischen Hof, der den Tuilerien durch die Vorgänge in Italien etwas entfremdet worden war, wieder günstiger zu stimmen, so muß doch der Hauptbeweggrund seiner Handlungsweise anderswo gesucht werden.

Wie vor ihm Talleyrand, so erkannte auch er in der schnellen Entwickelung und gewaltigen Machtentfaltung der Vereinigten Staaten eine Gefahr nicht nur für den Katholizismus, sondern auch für das monarchische Princip. Auch hatte er die Zeit seines Eingreifens in die mexikanischen Angelegenheiten klug gewählt, denn soeben war der amerikanische Bürgerkrieg ausgebrochen, so daß ihm von seiten der Vereinigten Staaten kein Hindernis in den Weg gelegt werden konnte.

Benito Juarez zeigte sich, wie vorauszusehen war, nicht im geringsten geneigt, einem europäischen Thronkandidaten seinen Präsidentenstuhl zu opfern. Napoleon mußte also einen Vorwand finden, mit Heeresmacht in Mexiko einrücken und seinen Plan mit Gewalt durchsetzen zu können. Einem Manne von seinem Charakter war nichts leichter als das.

Die Republik Mexiko hatte gegenüber den fremdländischen Inhabern ihrer Schuldverschreibungen die Zahlungen eingestellt, infolgedessen waren ihre diplomatischen Beziehungen zu England und Frankreich unterbrochen. Das aber gab noch keinen Grund zum Krieg ab.

Napoleons Gesandter in Mexiko war M. Dubois de Saligny. Dieser gewitzte Diplomat bedurfte nur einiger Andeutungen seines Souverains, um zu erkennen, worauf es diesem zunächst ankam.

So erfolgte denn auch prompt am 17. August 1861, einem mexikanischen nationalen Feiertage, die Beschimpfung der französischen Trikolore; außerdem berichtete M. de Saligny in höchster Entrüstung nach Paris, daß man auf ihn geschossen habe, während er friedlich auf der Terrasse des Gesandtschaftsgebäudes saß, und daß man ihn schließlich am Abend desselben Tages noch durch eine Katzenmusik und durch das Geschrei: „Nieder mit Frankreich! Nieder mit dem französischen Gesandten!“ auf das schwerste beleidigt habe.

Die mexikanische Regierung ließ die Sache sofort sorgfältig untersuchen, konnte aber nur konstatieren, daß an M. de Salignys Angaben kein wahres Wort sei.

Napoleon aber schenkte seinem Gesandten mehr Glauben als jener; er trat sogleich mit London und Madrid in Unterhandlung, und das Resultat derselben war, daß eine bewaffnete Intervention seitens der drei Mächte beschlossen und auch ausgeführt wurde.

Am 8. Januar 1862 landeten die vereinigten Streitkräfte unter dem Kommando des spanischen Generals Prim im Hafen von Vera Cruz, 800 Engländer, 2600 Franzosen und 6200 Spanier, zusammen 9600 Mann (Abb. 1).

Am 13. kam das von Napoleon aufgestellte Ultimatum in Vera Cruz zur Verhandlung. Dasselbe, welches unerschwingliche Summen von Mexiko verlangte, erschien nicht nur Juarez' Bevollmächtigten, sondern auch den Vertretern Spaniens und Englands so possenhaft extravagant, daß die letzteren unverhohlen ihr Mißfallen darüber äußerten und erklärten, sich an solchen übertriebenen Forderungen nicht beteiligen zu wollen.

Demzufolge wurde in dem Vertrage von La Soledad weiter nichts festgesetzt, als daß alle Ansprüche an Mexiko auf diplomatischem Wege erledigt werden sollten. Hierbei wurde Juarez zum erstenmal als Präsident von Mexiko offiziell anerkannt.

Eine solche Wendung der Dinge paßte jedoch nicht in Napoleons Plan. In gänzlicher Nichtachtung des soeben geschlossenen Vertrages entsandte er in möglichster Eile weitere 4500 Mann unter General Lorencez nach Mexiko, damit General Prim ihm nicht etwa hinderlich in den Weg treten könne.

Durch die Rückkehr einer Anzahl der verbannt gewesenen Führer der klerikalen Partei entstanden weitere Verwickelungen; General Prim sprach in einem energischen Briefe Napoleon sein Mißfallen aus, dasselbe that der mexikanische Gesandte in Paris, Señor de la Fuente, der einen langen, schließlich aber erfolgreichen Kampf seiner Landsleute um ihre Unabhängigkeit voraussagte; aber der verblendete Cäsar achtete dieser Warnungen nicht.

Unter solchen Umständen konnte der Dreibund nicht von Dauer sein; bereits am 9. April löste er sich wieder auf, nachdem er der mexikanischen Regierung noch mitgeteilt hatte, daß die französischen Truppen die Feindseligkeiten beginnen würden, sobald die spanischen Heerhaufen sich auf den Rückweg gemacht hätten.

So war der Krieg erklärt, und General Lorencez machte sich mit seinen 6000 Mann an die Eroberung von Mexiko, eines Landes viermal so groß als Frankreich und bevölkert von neun Millionen Menschen.

Die Klerikalen hatten ihm von seiten der Bewohner einen Empfang mit Blumen und Jubelgeschrei verheißen; allein statt der Blumen schmetterten ihm Kugeln entgegen, und überall stieß er auf einen so wütenden Widerstand, daß er, nach einer schweren Niederlage vor Puebla am 5. Mai 1862, bis zur Küste zurückweichen mußte (Abb. 2).



Abb. 3. General Forey hält seinen Siegeseinzug in Mexiko.

Jetzt gingen ihm die Augen auf, und er erkannte die mexikanischen Verhältnisse, wie sie in Wahrheit lagen. Er erging sich in scharfen Äußerungen über die Leute, die die Sachen unwahr dargestellt hatten, vor allem über M. de Saligny. Diese Offenherzigkeit kostete ihn sein Kommando; Napoleon rief ihn als unfähig zurück und ersetzte ihn durch General Forey, dem er zugleich noch weitere 25 000 Mann mitgab.

Forey war ein braver Soldat, aber ein Zögerer. Es vergingen lange Monate, ehe er alles organisiert und vorbereitet hatte. Am 16. März 1863 erschien er endlich vor Puebla, und am 17. Mai fiel die Stadt in seine Hände. Einige Wochen später zog er als Triumphator in die Hauptstadt Mexiko ein (Abb. 3).



Abb. 4. Schloß Miramar.

Die militärischen Mißgriffe waren wettgemacht, nunmehr begannen die politischen Mißgriffe.

Napoleon suchte sich in dieser Affaire in den Augen Europas das Ansehen zu geben, als sei er lediglich der Schützer des Rechts gegen das Unrecht; de Saligny und Lorencez aber glaubten, ihr Souverain wünsche nichts als einen Krieg mit Mexiko, und unter diesem Gesichtspunkte hatten sie gehandelt.

Um fernerhin sicher zu gehen, hatte Napoleon den General Forey unterm 3. Juli 1862 mit der folgenden Instruktion versehen:

„... Stellen Sie sich mit allen Parteien auf guten Fuß, bis die Hauptstadt in Ihrer Gewalt ist und das Volk seinen Wünschen bei den Wahlen Ausdruck gegeben hat. Werben Sie mexikanische Hilfstruppen und stellen Sie dieselben ins Vordertreffen. Schonen Sie die Empfindungen der Eingeborenen, vermitteln Sie, wo nur irgend möglich, aber nehmen Sie die Hauptstadt und versichern Sie sich Pueblas. Nach Einnahme der Stadt Mexiko ist es nötig, daß alle uns wohlgesinnten Notabeln zusammenkommen, und zwar unter dem Vorsitz des General Almonte (des Gegenpräsidenten von Juarez), und daß dieselben veranlaßt werden, über die neue Regierungsform im Namen der Nation abzustimmen. Lautet der Entscheid zu Gunsten einer Monarchie, so ist es selbstverständlich, daß die

Wahl des Thronkandidaten unseren Interessen entsprechen muß. Sie haben daher Maximilian vorzuschlagen. Wird eine andere Regierungsform gewünscht, so muß dieselbe Garantieen ihrer Dauerhaftigkeit geben und auch imstande sein, mit unserer Hilfe alle Forderungen zu befriedigen, die Frankreich an Mexiko zu stellen hat. In zweifelhaften Fällen haben Sie sich mit M. de Saligny zu berathen." *)

Des Präsidenten Juarez, der doch kurz zuvor erst bei Gelegenheit des Vertrages von La Soledad von jeder der drei Bundesmächte offiziell anerkannt worden war, erwähnte Napoleon mit keinem Worte.

Forey war solchen diplomatischen Anforderungen nicht gewachsen. Er fiel sogleich mit der Thür ins Haus. Wenige Tage nach seinem Einzuge in Mexiko erließ er ein Dekret, welches den kaiserlichen Gesandten anwies, fünfunddreißig Mexikaner namhaft zu machen, die zu einer Junta zusammenzutreten hätten. Diese Junta sollte drei Bürger wählen, denen die Exekutivgewalt zu übertragen sei.



Abb. 5. Papst Pius IX reicht Maximilian vor seiner Abreise das heilige Abendmahl.

Ferner sollte dieses Triumvirat, im Verein mit der Junta, die Delegierten zu einer Notabelnversammlung von zweihundertfünfzehn Köpfen auswählen, welche Versammlung sich dann sogleich über die neue Regierungsform schlüssig zu machen habe.

Es braucht nicht erst hervorgehoben zu werden, daß die Junta ausschließlich aus Anhängern der klerikalen Partei gebildet wurde; mit einer einzigen Ausnahme waren die Mitglieder außerdem Einwohner der Stadt Mexiko, so daß das eigentliche Land gar nicht vertreten war. Für die Exekutivgewalt wurden General Almonte, General Salas und der Erzbischof von Mexiko, Labastida, gewählt.

Der nach demselben Muster zusammengesetzte Kongreß der Notabeln faßte nun die nachstehenden Resolutionen:

1. Die Nation wählt als Form der Regierung die erbliche Monarchie unter der Souveränetät eines Fürsten katholischen Bekenntnisses.

2. Der Souverän soll den Titel eines Kaisers von Mexiko führen.

3. Die Kaiserkrone von Mexiko soll S. K. H. dem Erzherzog Ferdinand Maximilian von Österreich, für sich und seine Nachkommen, angeboten werden.

5. Sollte der Erzherzog Ferdinand Maximilian verhindert sein, den Thron anzunehmen, so stellt die mexikanische Nation

*) P. Gaulot: La vérité sur l'expédition du Mexique.

dem Wohlwollen S. M. des Kaisers Napoleon III. anheim, ihr einen anderen katholischen Fürsten als Empfänger der Krone zu bezeichnen."

Nichts konnte politisch thörichter sein, als diese letzte Resolution. Napoleon wollte als Befreier erscheinen und nicht als Vormund.

Europa machte große Augen, und selbst im eigenen Lande mußte er Worte vernehmen, die ihn erzürnten und demütigten. Wutentbrannt rief er de Saligny vom Gesandtschaftsposten ab, auch Forey enthob er seines Kommandos, konnte jedoch nicht umhin, ihn zum Marschall von Frankreich zu machen.

Foreys Nachfolger wurde der General Bazaine. Ehe derselbe noch die volle Gewalt in seiner Hand zu vereinigen vermochte, hatte sich die provisorische Regierung den Namen „Kaiserliche Regentschaft" zugelegt, unter dem Zusatze, im Namen Maximilians I., Kaisers von Mexiko, zu regieren.

Der Mann aber, auf den es hierbei doch am meisten ankam, Maximilian selber, erklärte, von den Resolutionen des Kongresses in Kenntnis gesetzt, daß er die Meinungsäußerungen einer beschränkten Anzahl von Einwohnern der Städte Mexiko, Puebla, Vera Cruz, Cordova u. s. w. nicht als Ausdruck der Gesinnung der gesamten Nation ansehen könne; er verlangte eine allgemeine Volksabstimmung, ein Plebiscit.

Die Herbeiführung einer solchen Abstimmung aber war in dem wilden, nur wenig civilisierten und noch weniger kontrollierbaren Lande ganz unmöglich. Trotzdem suchte man dem Thronkandidaten den Willen zu thun.

Man teilte das Land auf dem Papier in Distrikte, verschaffte sich aus jedem Distrikt die Unterschriften einiger dem Kaisertum gewogener Männer und ließ dieselben, amtlich beglaubigt, im Regierungsblatt veröffentlichen, zugleich mit Angabe der Bevölkerung eines jeden Distriktes, und zwar in solcher Form, daß es den Anschein gewann, als hätten von einer Gesamteinwohnerschaft von 8 621 000 Menschen (1862) nicht weniger als 6 445 564 für das Kaisertum gestimmt.

Dieses Ergebnis mußte alle Bedenken Maximilians aus dem Felde schlagen; er hatte nicht geglaubt, daß seine Kandidatur so außerordentlich populär sei. Trotzdem zögerte er noch immer, und erst den eifrigen Überredungen seiner Gemahlin Marie Charlotte, Tochter des Königs Leopold I. von Belgien und der Prinzessin Luise von Orleans, gelang es, ihn zu dem folgenschweren Entschlusse zu bewegen.

In Miramar (Abb. 4), dem wundervoll am Adriatischen Meere gelegenen Schlosse des erzherzoglichen Paares, war eine Gesandtschaft des mexikanischen Notabelnkongresses erschienen, um Maximilian in aller Form den Thron anzubieten. Er erklärte sich bereit, jedoch nur unter der Bedingung, daß der militärische Beistand Frankreichs ihm gesichert bliebe.

Diese Zusage erfolgte, und nun erst entschloß sich Maximilian, durch Unterschrift auf seine und seiner Nachkommen Rechte auf die Krone Österreichs zu verzichten und dafür jene Krone anzunehmen, die ihm aus dem Lande des Kaktus dargebracht wurde — eine Stachelkrone ...

Vom hohen Turme des Meerschlosses Miramar wehte die mexikanische Flagge, die Abgesandten des Kongresses brachten in tiefer Bewegung ihrem selbsterwählten Monarchen ihre Glückwünsche dar, die vor Miramar ankernde Fregatte „Bellona" donnerte den Fürstensalut über die blaue Adria ... Erzherzog Max war Kaiser von Mexiko.

Nach all dem nun folgenden Freudentaumel, nach all den pomphaften Begrüßungen zog er sich zurück in die Stille seines Arbeitszimmers, um aufzuatmen und Einkehr in sich selber zu halten. Das kleine rührende Gedicht

„Muß ich auf ewig vom Vaterland scheiden",

in welchem er die Empfindungen jener einsamen Stunde ausdrückte, legt Zeugnis dafür ab, daß damals nicht nur triumphierende Befriedigung und stolze Zukunftsbilder sein Herz erfüllten.

Auf dem Tische des großen blauen Staatszimmers zu Miramar lagen die Dokumente mit den gefälschten Ergebnissen des mexikanischen Plebiscits. Maximilian hielt dieselben für echt, aber dem gläubigen Sproß des katholischen Herrscherhauses genügte dieser Ruf der Volksstimme nicht, er mußte auch den Segen der Kirche zu seinem neuen Lebenswege haben.

Ehe er Europa den Rücken kehrte,



Abb. 6. Maximilian beobachtet den Abzug der französischen Truppen.

suchte er den heiligen Vater in Rom auf. Pius IX. hatte in Gegenwart seines Staatssekretärs, des Kardinals Antonelli, eine längere Unterredung mit dem jungen Kaiser. Am folgenden Morgen reichte er demselben, wieder in Gegenwart Antonellis, das heilige Abendmahl (Abb. 5). Als er dem Kaiser die Hostie bot, sagte er zu ihm: „Groß sind die Rechte der Völker, wehe dem Monarchen, der sie mißachtet; größer aber und heiliger noch sind die Rechte der Kirche ...!"

Das war bedeutungsvoll, das war eine kaum verhüllte Drohung.

Maximilian achtete derselben nicht; vielleicht hatte er sie gar nicht verstanden.

An Bord der Fregatta „Novara" schiffte das Kaiserpaar sich nach Mexiko ein. Die Kaiserin Charlotte schwamm in Entzücken; fröhlich und glücklich wie ein Kind, wurde sie nicht müde, mit ihrem Gemahl die einzuführende Hofetikette, die Uniformen der Kammerherren, der Leibgarde

und der Diener, die neu zu schaffenden Orden und Ehrenzeichen und tausenderlei andere Nebensächlichkeiten zu beraten und festzustellen. Es war, als suchten die Beiden bereits die Nippsachen und den Wandschmuck für ein Haus aus, das noch gar nicht gebaut war.

Ganz unerwartet traf Maximilian in Vera Cruz ein. Die Einwohner empfingen ihn kalt und gleichgiltig, sie zeigten nicht einmal Neugier. Das Wetter war schlecht, die nach der Hauptstadt führenden Landstraßen noch schlechter, aber als man in Mexiko anlangte, da war für eine genügende Empfangskomödie gesorgt. Max und Charlotte fühlten sich befriedigt.

Aber fern in den Bergwildnissen von Chihuahua saß, umgeben von einer kleinen, Mangel leidenden Schar Getreuer, Benito Juarez, der eigentliche Beherrscher von Mexiko, und vernahm mit indianischem Gleichmut die Kunde von den rauschenden Festlichkeiten in der Hauptstadt.

Die europäischen Mächte beeilten sich, das neue Kaisertum anzuerkennen, nur England zögerte damit. Das Land selber erschien dem unerfahrenen Blicke Maximilians ruhig und gefügig genug, und so begann er seine Regierung leichten Herzens, sagte er sich doch, daß im Notfalle der General Bazaine und dessen erprobte Truppen ihm mindestens noch drei Jahre lang zur Verfügung standen.

Heute wissen wir, daß Maximilian I. der ungeeignetste Herrscher war, der einem Lande, wie Mexiko, gegeben werden konnte. Nicht nur fehlte es ihm selber überall an richtigem Urteil und klarem Blick, er umgab sich auch mit Ratgebern, die noch verblendeter waren, als er selber.

Die Kaiserin Charlotte war, obgleich erst vierundzwanzig Jahre alt, ihrem Gemahl an Geist, Energie und praktischem Sinn weit überlegen, sie hätte ihm daher eine große Hilfe und Stütze sein können, wenn das Hofceremoniell ihr gestattet hätte, vor dem Kaiser zu erscheinen, ohne offiziell gerufen zu sein. Es ist sehr möglich, daß das Bewußtsein, so viele schwere Mißgriffe mit ansehen zu müssen, ohne dieselben abwehren zu dürfen, schon damals den Keim zu der späteren Geisteskrankheit der unglücklichen Fürstin erweckte.

Die ganze mexikanische Nation, einige optimistische oder selbstsüchtige Enthusiasten ausgenommen, betrachtete die Monarchie als ein Gift, das sie nimmermehr in ihrem Organismus behalten dürfe. Trotzdem fand Maximilian zwei Säulen vor, die, jede für sich, wohl hingereicht hätten, den Thron eines klugen Monarchen zu stützen: die klerikale Partei und die indianische Bevölkerung. Eine allmähliche Befreiung und Hebung der letzteren wäre das edlere Mittel gewesen und hätte auch Maximilians anfänglichem Ideal, ein volkstümlicher Herrscher zu sein, entsprochen. Allein nach seiner Thronbesteigung fragte er nach dem Volke nichts mehr.

Andererseits sahen die Klerikalen ihre Erwartungen nicht erfüllt. Das Gesamtvermögen der Kirche im Betrage von mehr als 2600 Millionen Mark war im Jahre 1860 von Juarez konfisziert worden, seitdem waren die Liegenschaften und die sonstigen Besitztümer durch Kauf in andere Hände übergegangen. Von Maximilian erwartete man nun, daß er der Kirche das ihr Genommene wiedergeben werde. Das aber war unmöglich, denn er sah sich außer stande, rechtlich erworbene und bezahlte Ländereien und dergleichen ihren jetzigen Besitzern wieder wegzunehmen. Die Verhandlungen mit einem päpstlichen Nuntius führten zu keinem Resultat, es blieb alles beim alten, und die klerikale Partei stellte sich fortan die Aufgabe, die Monarchie wieder zu stürzen.

Eine weitere unüberwindliche Schwierigkeit bot sich der kaiserlichen Regierung in der völlig zerrütteten Finanzlage des Landes dar. Im ersten Enthusiasmus nach der Thronbesteigung war es den französischen Bankhäusern gelungen, eine mexikanische Anleihe von 126 Millionen Franks unterzubringen, von welchem Gelde aber nur 50 Millionen in die mexikanische Staatskasse gelangten, ein Tropfen auf einen heißen Stein. Das Kaisertum erwies sich als viel kostspieliger, als die Republik; hatte Juarez eine Civilliste von 240 000 Mark gehabt, so erhielt Maximilian jetzt allein für seine Person jährlich gegen sieben Millionen Mark. Da er sich außerdem mit einem unnötig zahlreichen Hofstaat umgab, dessen Beamte große Gehälter erhielten, so reichte die Staatskasse sehr bald für die inneren Ausgaben nicht



Abb. 7. Maximilian als Oberbefehlshaber der Armee.



Abb. 8. Maximilians Gefangennehmung am 15. April 1867.

mehr aus, und an die Zahlung der zwei Millionen Franks, die nach den Abmachungen von Miramar allmonatlich an die Intendantur der französischen Hilfsarmee abgeführt werden sollten, war gar nicht zu denken.

Napoleon machte eine Reihe von Vorschlägen, wie die Einkünfte des Landes durch Erteilung von Bergwerkskonzessionen, durch Kolonisierung der Provinz Sonora u. s. w. zu heben seien; Maximilian folgte denselben nicht, erwartete aber trotzdem von dem französischen Kaiser weitere Unterstützungen an Geld und Truppen.

Napoleon lehnte ab. Er hatte bereits eingesehen, daß sein mexikanisches Projekt ein Fehlgriff gewesen war. Auch der Stimmung im eigenen Lande gegenüber durfte er sich nicht weiter damit einlassen. Wie man in Mexiko selber über das herrschende Finanzsystem dachte, erhellt daraus, daß zu der letzten Anleihe von 200 Millionen Franks, die hauptsächlich in Europa aufgebracht wurde, sich nicht eine einzige mexikanische Zeichnung fand.

Wie die Finanzreform, so scheiterte auch die Orgauisation der einheimischen Armee. General Bazaine hatte dieselbe zwar begonnen und würde sicher auch etwas zu stande gebracht haben, wenn der Kaiser ihm die Sache nicht aus der Hand genommen hätte, um nach seinem eigenen Kopfe zu verfahren. In seiner Unkenntnis der Verhältnisse aber verfeindete er sich

die Offiziere und kam so wenig vorwärts, daß von einer mexikanischen Armee erst die Rede sein konnte, als nach Abzug der Franzosen Juarez mit einer solchen auf dem Kampfplatze erschien.

Bei alledem lag der Kaiser täglich auf seine Weise mit großem Eifer den Regierungsgeschäften ob. Er erließ Dekrete über Dekrete, eins immer unnützer als das andere. Anfänglich amüsierte das Volk sich darüber, später wurde es unwillig. Er stiftete Ordensdekorationen für Frauen und Ehrenzeichen für solche Beamte, die ihm dereinst fünfundzwanzig oder fünfzig Jahre gedient haben würden. Während er mit großer Sorgfalt die Rangverhältnisse der hoffähigen Personen und andere Fragen der Etikette regelte, ahnte er nicht, daß sein Thron bereits bedenklich wankte, daß die Tage seiner Herrschaft gezählt waren.

Das Jahr 1865 brachte das Ende des amerikanischen Bürgerkrieges; die Vereinigten Staaten waren nun in der Lage, ihre Aufmerksamkeit auf das neue Kaiserreich zu lenken, das im Süden von ihnen entstanden, vom Kabinett von Washington aber niemals anerkannt worden war.

Napoleon, dem die Regierung der Vereinigten Staaten jetzt wiederholt zu verstehen gab, daß es ihr angenehm sein würde, wenn er seine Truppen aus Centralamerika zurückzöge, sah ein, daß sein Traum von einem Kaiserreich Mexiko eben nichts als ein Traum bleiben würde. Maximilian war einer von jenen Leuten, denen nicht zu helfen ist, weil sie selber nichts für sich thun können.



Abb. 9. Maximilians Fahrt zum Tode.

Unterm 31. Juli 1866 schrieb Napoleon an Bazaine:

„Ein Jahr noch gebe ich Ihnen, im Notfalle achtzehn Monate, um in dieser Zeit Maximilian so zu stützen, daß er sich allein halten kann, oder aber an Stelle des Kaiserreichs eine verantwortliche republikanische

Regierung zu organisieren. Die Entscheidung hierüber überlasse ich Ihrem Ermessen."

Bazaine, der während seines Aufenthaltes in Mexiko zum Marschall befördert worden war und sich mit einer reichen Kreolin verheiratet hatte, kehrte jetzt in seinem Benehmen gegen den Kaiser Maximilian ein so herrisches und hochmütiges Wesen heraus, daß der letztere schließlich gezwungen war, jeden Verkehr mit ihm aufzugeben.

Der Todeskampf des Kaisertums hatte begonnen. Die Nachricht von der bevorstehenden Abberufung der Franzosen bewog die republikanische Agitation zu verdoppelter Thätigkeit, in der sie durch das Verhalten des am Rio Grande stationierten nordamerikanischen Generals Sheridan kräftigst bestärkt wurde.

In dieser Not entschloß sich die Kaiserin Charlotte, nach Europa zu reisen und sowohl Napoleon wie den Papst persönlich um Hilfe zu bitten. Maximilian gab ihr eine lange Schrift mit, in der er sein Verhalten zu rechtfertigen und alle Schuld seinen Ministern, vornehmlich aber Bazaine aufzubürden versuchte.

Allein ehe sie noch den Fuß auf europäischen Boden setzte, war die Schlacht bei Sadowa geschlagen und dadurch jede Aussicht auf Erfolg ihrer Bitten vereitelt worden.

„Ich habe der Kaiserin offen erklärt, daß ich jetzt keinen Mann und keinen Frank mehr für Mexiko erübrigen kann," so schrieb Napoleon am 29. August an Bazaine. „Dem Kaiser aber ließ ich mittheilen, die Zeit für halbe Maßregeln wäre vorbei, und er müsse nun entweder auf eigenen Füßen stehen oder abdanken."

Von Paris begab sich die Kaiserin nach Miramar, um einige Tage zu ruhen; dann suchte sie den Papst in Rom auf, und hier wurde sie am 30. September, während einer Unterredung mit dem heiligen Vater, plötzlich vom Irrsinn befallen.

Maximilian erhielt die Nachricht von diesem Unglück in Chapultepec bei Mexiko, wo er selber krank daniederlag. Von dem furchtbaren Schlage erschüttert, beschloß er abzudanken.

„Morgen," so schrieb er am 21. Oktober an Bazaine, „gedenke ich Ihnen die Dokumente zuzustellen, die diesem unmöglichen Zustand ein Ende machen sollen . . ."

Die nächsten Tage vergingen, ebenso die nächsten Wochen, ohne daß Bazaine jene Dokumente erhielt.

Gleichwohl trugen alle Schreiben des Kaisers an seine Regierung den Charakter letztwilliger Verfügungen. Alle Kostbarkeiten im Schlosse, mit Ausnahme des Silbergeschirrs, wurden eingepackt und nach Vera Cruz geschickt. Señor Sanchez Navarro erhielt den Auftrag, den persönlichen Besitz des Kaisers zu veräußern und den Ertrag zur Deckung von Privatschulden zu verwenden.

Da änderte er plötzlich wieder seinen Entschluß und machte seinen Rücktritt von dem Votum des Staatsrats abhängig. Zehn Stimmen verlangten sein Bleiben, acht seine Abdankung.

Er blieb und verfiel seinem Verhängnis.

Am 5. Februar 1867 marschierten die abziehenden Franzosen am kaiserlichen Schlosse zu Mexiko vorbei. Alle Jalousieen waren herabgelassen, hinter einer derselben aber beobachtete Maximilian die scheidenden Kolonnen (Abb. 6), und als die letzte auf der Landstraße nach Puebla verschwunden war, da atmete er hoch auf.

„Endlich!" rief er seinem Sekretär Mangino zu, „endlich bin ich frei!"

Unverzüglich erließ er nunmehr eine Proklamation an seine Armee und übernahm den Oberbefehl. General Miramon erhielt eine Reihe von Instruktionen, darunter auch den Befehl, Juarez und dessen Anhänger Tejada, Iglesias, Garcia und Negrete zu fangen und kriegsrechtlich zum Tode zu verurteilen, mit der Exekution aber noch bis auf weiteres zu warten. Auch sollte allen Feinden, die mit den Waffen in der Hand ergriffen würden, kein Pardon zu teil werden.

Dieser Befehl fiel zum Unglück Juarez in die Hände.

Wenige Tage nach dem Abzug der Franzosen verließ Maximilian die Hauptstadt und marschierte an der Spitze seiner Truppen nordwärts, dem republikanischen Feinde entgegen (Abb. 7).

In der Stadt Mexiko blieben 5000 Mann als Garnison zurück; 2500 Mann erhielten den Auftrag, Puebla zu verteidigen. Bei Queretaro zog der Kaiser 10 000 Mann zusammen, mehr standen ihm nicht zur Verfügung.



Abb. 10. Erschießung Maximilians und der Generale Miramon und Mejia am 19. Juni 1867.

Die Armee der sogenannten Liberalen zählte über 41 000 Mann, allein die Heerhaufen trieben sich noch zerstreut umher, und Miramon schlug vor, jeden Haufen einzeln anzugreifen, solange dies noch möglich war. Sein Nebenbuhler und Maximilians Günstling, Marquez, ein Abenteurer, widersetzte sich jedoch diesem Plan, und der Kaiser pflichtete ihm bei. Einige Tage lang geschah nichts, dann machte sich Marquez mit einem Teil der Kavallerie nach Mexiko auf, um dort die Regierung aufzulösen. Dadurch aber wurde die Verteidigung von Queretaro illusorisch.

Es entspann sich ein Gefecht, das diese Bezeichnung kaum verdiente, und am Morgen des 15. April wurde die Stadt durch Verrat den Liberalen überliefert.

Der Kaiser, die Generale Miramon, Mejia und Mendez, 600 Offiziere und 7000 Mann ergaben sich (Abb. 8). Mendez wurde ohne weiteres an die nächste Wand gestellt und erschossen. Die übrigen kamen der Form wegen vor ein Kriegsgericht, welches am 13. Juni auf der Bühne des Iturbidetheaters in Mexiko vor versammeltem Publikum die Verhandlungen begann. Der Urteilsspruch erfolgte am 14. Juni, um 11 Uhr abends. Er lautete auf den Tod des Kaisers und der Generale.

Maximilian bereitete sich mit männlicher Ruhe und Fassung auf das Ende vor. Was auch über seine Herrscherlaufbahn gesagt werden mag, die letzten Tage seines Lebens sind über jede Kritik erhaben.

Er that alles, was in seinen Kräften stand, um die Vollstreckung des Urteils von seinen Unglücksgenossen Miramon und Mejia abzuwenden. Vergebens. Benito Juarez, ein halbblütiger Indianer, groß und stoisch im Unglück, entbehrte im Moment des Erfolges jeder edleren Regung.

Früh um halb vier Uhr morgens, am 19. Juni 1867, erwachte Maximilian aus ruhigem Schlummer und kleidete sich unter dem Beistand seiner beiden Diener an.

Nachdem er seinen Beichtvater empfangen und mit seinen Genossen die Messe gehört hatte, nahm er ein wenig Frühstück zu sich und rüstete sich darauf zur letzten Fahrt. Beim Abschied von den wenigen Getreuen zeigte er viel weniger Bewegung, als diese.

Für jeden der Verurteilten stand ein Wagen bereit. Eskortiert von zahlreichen Truppen ging der traurige Zug durch die stillen Straßen hinaus zum Cerro de las Campañas, einem unweit der Stadt gelegenen Hügel (Abb. 9).

Der Exekutionsort lag nicht hundertfünfzig Schritte von der Stätte entfernt, auf welcher die Gefangennehmung erfolgt war.

Die Verurteilten stiegen aus; man stellte sie nebeneinander. Jeder bekam ein Kruzifix in die Hand. Viertausend Mann Soldaten waren aufmarschiert.

In der lautlosen Stille erhob der Kaiser seine ruhige, klare Stimme.

„Ich sterbe für eine gute Sache," sagte er, „für die Sache der Unabhängigkeit und der Freiheit. Mögen die Leiden meines zweiten Vaterlandes für immer durch mein Blut fortgewaschen werden. Freunde ... Viva Mejico!"

Miramon verlas eine kurze Schrift, worin er sich gegen die Beschuldigung des Verrats verwahrte und die Gerechtigkeit der Sache, für die er den Tod erlitt, aufrecht erhielt.

Mejia schaute nur schweigend auf zum blauen Himmel.

Da krachte die Salve; von vielen Kugeln durchbohrt sank der Kaiser in den Sand und hauchte sein Leben aus.

Das war Maximilians Gang von Miramar nach Queretaro, von seinem paradiesisch schönen Heim an der plätschernden Adria nach der dürren mexikanischen Sand- und Steinwüste, auf der nur der stachelige Kaktus wächst und über der im brennenden Äther der Bussard raubgierig seine Kreise zieht.

Sechs Monate später führte die „Novara" die Überreste des so unglücklich verschlagenen Habsburgers in die Heimat zurück. Des Rechtes, in der Gruft seiner Ahnen beigesetzt zu werden, hatte derselbe sich nicht begeben.

Im Schlosse Bouchoute, bei Brüssel, aber fristet heute noch in tiefer, geistiger Umnachtung Marie Charlotte ihr inhaltloses Leben. Von dem Zusammenbruch des mexikanischen Kaiserreichs und dem tragischen Ende ihres Gemahls hat sie nie etwas vernommen.



Abschied.

Bild von
P. F. Messerschmitt.

Des grauen Herbsttags letzte Glut,
Des Glückes letzter, müder Schimmer.
Ein welkes Blütenreis am Hut,
Ein zagendes „Leb' wohl für immer!“

Dann Nebel rings und Nacht und Weh. –
Das braune Laub rauscht in den Linden;
Herz, armes Herz, wie willst du je
Zu neuem Lenz die Pfade finden?

F. Reimund.

Mutter.

Erzählung

von

Goswina v. Berlepsch.

(Fortsetzung und Schluß.)

n einem Sonntagnachmittag, etwa anderthalb Wochen später, erwartete Mutterchen den heimgekehrten Lateinprofessor zum Kaffee. Sie hatte ihn für diesen Tag gebeten, damit er recht in Ruhe berichten, und auch Gertrud ungestört dabei sein könne.

Wie ihr das Herz schlug! Vorgestern abend war er zurückgekommen; sie hatte ihn noch nicht gesprochen. Inzwischen war freilich ein Dankbrief von Hedwig eingetroffen; aber das Mündliche, das interessierte sie weit mehr.

Pünktlich wie zu seinen Schulstunden erschien um vier Uhr der Ersehnte. Daß Mutterchen ihm nicht um den Hals fiel, nicht die Augen küßte, die ihren Julius gesehen, war ein Wunder. Gertrud, um die Gefühle etwas einzudämmen, bugsierte den Professor sogleich hinter den Kaffeetisch aufs Sofa, schnitt den Kuchen an, der ihm zu Ehren gebacken worden, und dämpfte so vorerst die mütterliche Erregung durch eine solide Grundlage, die sie dem anderen vorausschickte.

Gott sei Dank! Endlich war die Tasse leer, die der Professor mit einer Langsamkeit zum Verzweifeln austrank. Neben ihm, unter seinem Kuchenteller lag nämlich etwas wie ein großer Brief, das er beim Kommen in der Hand gehabt und dann, wie in Zerstreuung, daruntergeschoben hatte. Mutterchen war nun nicht länger zu halten.

„Lieber Herr Professor — was ist das unter Ihrem Teller, — er steht ja ganz schief."

„Dieses? Richtig, das ist ja das Geschenk, welches ich Ihnen zu überbringen habe von Ihren — wenn ich so sagen darf — Kindern, was sie ja sind."

„Ja, das sind sie," sagte sie stolz.

„Nun —," er räusperte und zog die Brauen zusammen, wie er beim Unterricht zu thun pflegte, — „um Ihnen etwelchen Begriff von der Behausung derselben zugeben — einer — prächtigen — fürstlichen kann man sagen — so haben sie mir — — sehen Sie — sie sind gut eingewickelt — in doppeltes Papier, — — so haben sie mir — photographische Aufnahmen von den verschiedenen Gemächern — mitgegeben, — respektive auf mein Anerbieten, sie Ihnen zu überbringen — anvertraut." — Er sprach es laut, pedantisch, in Absätzen, wie einen Vortrag und öffnete dabei umständlich den mehrfach verknüpften Bindfaden und die verschiedenen Papierhüllen, mit denen er, äußerst sauber, das Geschenk versehen hatte.

Mutterchen schluckte schon vor Ungeduld und sah mit hungrigen Augen auf seine Finger.

„Es soll jetzt so Mode sein," erklärte er, „sich mit allen seinen Stühlen, Sofas, Tischen und sonstigen Umgebung — abbilden zu lassen. — Man nennt das — oder soll es so nennen — Milieu — französisch, wie Sie sich denken können! —"

„Ja — aber nun —"

„Aha, die Ungeduld! — Begreiflich — begreiflich! — Also denn — hier!"

Da merkte Mutterchen erst, daß sie die Brille nicht bei sich hatte. Wo war sie nun wieder, die unzähligemal im Tag verlegte, gesuchte? Gertrud ging, um sie herbeizuschaffen, fand sie aber nicht. Da litt es auch Mutter nicht mehr in der Sofaecke. Es entstand für einige Augenblicke eine ganz nette Aufregung. Der Professor, allein am Tische sitzend, sah wie ein unterbrochener Redner stumm dem Treiben der Frauen zu.

Jetzt — Triumph! — war sie wieder einmal gefunden — diesmal im Löffelkörbchen.

„Ich muß sie rein in Gedanken da hineingelegt haben," gestand Frau Bremer beschämt und kehrte nun aufatmend an den Tisch zurück. — — „So sieht es also aus bei meinem Julius!" rief sie bewundernd. „Und hier — ist das nicht Hedwig, die

am Klavier sitzt? — Sie ist eine feine Frau, nicht wahr? So groß und schlank!"

Der Professor suchte mit einemmal angelegentlichst auf dem Tischtuch die Krumen zusammen.

Mutterchen rückte ihm näher. „War sie denn auch — recht herzlich mit Ihnen?"

„Jawohl — gewiß — sehr freundlich."

„Sehen Sie — früher dachte ich mir immer, die reichen Leute, die so alles haben, denen die ganze Welt offen steht, die hätten nicht so die rechte Herzlichkeit und Frömmigkeit und Freude an allen Dingen. Ich meinte, das hätten nur die andern, die ihr Lebenlang bescheiden durchmüssen mit Arbeit und Plage. Man reimt sich eben so ein bißchen seines lieben Herrgotts gerechte Weltordnung zusammen und denkt: was die einen äußerlich mehr haben, das besitzen die andern innerlich. Aber es ist nicht so. Sehen Sie Hedwig. Ich muß es zu meiner Schande sagen, ich wurde nicht recht klug aus ihr; ich dachte mir unter Julius Frau was anderes, Sanftes, Zärtliches; keine Dame so fix und fertig, daß ich alte Frau mich — ja ja wirklich — ein bißchen vor ihr fürchtete. Ich dachte immer, ob sie denn das rechte Gemüt für meinen Sohn haben wird? Und nun die Briefe, die er über sie schreibt, dieses Lob, sag' ich Ihnen! — So kann man sich irren! — Nun, Gott schütze ihr Glück. Es fehlt ihnen nur eines noch — Kinder —"

Der Professor wandte sein Gesicht mit einem schnellen Ruck gegen die alte Frau. Sie sahen sich an — ganz merkwürdig.

„Ja —" der Atem stockte ihr fast — „wäre denn?"

Das war nun wieder eine kritische Situation. Er warf einen Blick nach Gertrud hinüber. Wenn man auch bald siebzig Jahre alt ist — es gibt denn doch gewisse Punkte — —

Auch Gertrud stieg vor Überraschung das Blut in die Wangen. Sie fand einen Vorwand, um aufzustehen.

— „Liebster Professor," flüsterte das Mutterchen, — „haben Sie mir am Ende — eine Freudenbotschaft zu bringen?!"

Er räusperte energisch. — „Botschaft — nein. Indessen — —"

„Es ist so? Sagen Sie, es ist so?"

„Ich —" Er nahm den Kaffeelöffel und kraute damit verlegen im Haar, — „was weiß ich —"

„Ach gehen Sie!" rief sie resolut.

— „Na — gratulieren schadet nicht — also gratuliere ich denn. —"

— — „Wirklich!! — Ach! — Die Freude!" — Mehr konnte sie im Augenblick nicht sagen; sie drückte ihm nur die Hand, bewegt, immer wieder — als wäre er bei dem süßen Geheimnis innig mitbeteiligt. — „Die Freude!" —

Der gelehrte Hagestolz wußte nicht, was für ein Gesicht er dazu machen sollte, und doch ergriff ihn der Moment ganz eigen. Derartiges gehörte für ihn in das Buch mit sieben Siegeln, von dessen verschlossener Welt nur zuweilen eine Ahnung ihn umwitterte.

Als er dann fort war und die beiden Frauen den festlichen Kaffeetisch abräumten, gewahrte Gertrud, wie still auf einmal die Mutter ab- und zuging, ganz in Gedanken.

„Was ist dir, Mutter?" fragte sie.

„Warum uns Julius das nicht selbst geschrieben hat?" — —

Einige Tage ging sie schweigsam umher. Mit einem Male wurde es wieder anders. Heimlich vor Gertrud hatte sie einen Brief an ihren Sohn geschrieben, ihm zärtliche Vorwürfe gemacht und heimlich auch, in Gertruds Abwesenheit, seine Antwort empfangen. Sie war ein wenig zurechtweisend, diese Antwort, so wie Söhne eben zuweilen, durch die Neugier des Alters ungeduldig gemacht, ihre Rechte bündig zu formulieren pflegen. Der Schluß aber glich alles aus: „Siehst du nicht ein, daß man dir die Sorge vorher ersparen wollte?" —

Das war es? Wie man seine eigenen Kinder nur so falsch verstehen kann! Das mußte gleich gut gemacht werden. Womit nur? — Oh, Mutterchen wußte es schon! — Aber im stillen sollte es geschehen, selbst vor Gertrud.

Vergilbte Jäckchen und Häubchen wurden aus der Kommode hervorgeholt, Muster studiert, Maschen gezählt und gleich begonnen, mit dem allerfeinsten teuersten Garn. Ja, Mutterchen machte sogar leichtsinnige Streiche: Schulden! Sie hatte nur wenig Geld in Händen, da Gertrud

die Säckelmeisterin war. Und sie mochte ihr nichts sagen. Gertrud hatte immer ein so eigenes Gesicht, wenn von Julius und Hedwig die Rede war. Nun, da half sich Mutterchen eben und ließ die kleine Schuld aufschreiben, bis der rechte Moment käme, sie zu bekennen.

Einmal war Gertrud früher als erwartet aus der Schule zurück. Bei ihrem Eintreten fuhr die Arbeitende zusammen, wie eine ertappte Diebin. — — „Sei nicht böse!" bat sie gleich, als sie Gertruds verwunderte Miene sah.

„Worüber?"

„Ich nahm — sieh her —" Bittend, lächelnd blickte sie zu der Tochter auf. — „Bist du nicht zufrieden damit?"

Gertrud lachte bitter, bereute es aber gleich. „Warum soll ich nicht damit zufrieden sein!"

„Dann darf ich dir's auch sagen, daß ich — daß ich Schulden gemacht habe — für jemand, der —" sie flüsterte es schmeichelnd — „der vielleicht einmal Gertrudchen oder Julius heißen wird —"

Gertrud küßte sie auf die Stirn. „Du kindisches Mutterle du!" —

Mitten in die kleine feine Arbeit kam eines Morgens der Telegraphenbote.

Liese brachte das Telegramm ins Zimmer. „Nun wird's wohl so weit sein," meinte sie. „Aber unterschreiben muß man da."

Frau Bremer war es nicht imstande; die Hände zitterten zu sehr. „Machen Sie es auf, Liese —"

Die Alte that, wie ihr geheißen, hielt das Blatt weit von sich und zog die Stirn voll dicker Falten: „Gestern abend ein prächtiger Knabe geboren."

„Ein Knabe!" — Große Thränen liefen sogleich wie hurtige Bächlein über Mutterchens Wangen und überschwemmten das ganze gute Gesicht. Liese, die ihr Herz auch auf dem rechten Fleck hatte, weinte aus Kräften mit; ihre Nase war nach einer Minute schon glührot.

Da für den Telegraphenboten die Welt aber nicht stille stand, mußte er die Rührung unterbrechen.

Richtig, unterschreiben! Aber die Brille war naß; die Hand zitterte, und das Schönste, Mutterchen wußte vor lauter Aufregung ihren Namen nicht mehr. Beinah hätte man eine Nachbarin rufen lassen.

Nachher lief Liese, daß ihr die Pantoffeln flogen, in die Schule, um Gertrud die Botschaft zu bringen.

In die alte Hausbibel, wo alle wichtigen Daten der Familie eingetragen standen, schrieb Mutterchen an diesem Tage mit unsicherer Hand:

Gestern wurde meinem Sohne Julius ein Knäblein geboren. Herr, lasse deinen Segen über dem Kinde walten und schenke seinen Eltern Freude an ihm, jetzt und in ihren alten Tagen!

Hedwig erholte sich langsam. Sie hatte das Glück der Mutterschaft schwer erkauft. Man fürchtete anfangs für ihr Leben. Nun, nach Wochen war sie so weit, im Lehnstuhl an den geöffneten Fenstern nach dem Garten zu sitzen und ihres Kindes sich erfreuen zu können, dessen Pflege fremden Händen anvertraut war.

In den langen, stillen Tagen ihrer Rekonvalescenz ruhte ihr Blick oft sinnend auf dem kleinen Wesen, das ihr Ureigenstes war. Wie ein Wunder schien ihr, die lange allein, kühl und opferlos durchs Dasein gegangen, dieser kostbarste Besitz, der ihr Leben als Einsatz, ihr ganzes Selbst als Preis gefordert. Denn sie war eine andere jetzt. Weder Liebe noch Ehe hatte das starke Ichgefühl in ihr erschüttert, nur verändert. Die Mutterschaft that es. Sie gehörte jetzt ihrem zweiten Ich, diesem winzigen Geschöpfchen, das seit seinem ersten Atemzug so vehement Herr über sie geworden, von dessen leisesten Regungen ihre Ruhe abhing.

Ein Sohn! Welche Perspektiven thaten sich auf. Sein Werden, seine Zukunft beschäftigten sie als ihr eigenstes Schicksal schon in unzähligen Bildern.

Julius hielt dieses Träumen und Sinnen seiner Frau für endlichen Überdruß an der Stubengefangenschaft. Er empfand nämlich etwas Ähnliches. Mitten im Sommer in heißen Mauern sitzen, noch dazu in einer gewissen Flanellatmosphäre, wo alles so luft- und lautstill ist, ein bißchen nach Kräuterthee und dergleichen duftet, und man zum Dritten im Hause sich degradiert fühlt, — ist kein Vergnügen. Er nahm überhaupt bei aller Freude, einen Jungen zu haben, die Sache nun nicht mehr

so gewichtig wie zu Anfang und sehnte sich nach den früheren normalen Verhältnissen.

Es war bestimmt gewesen, sobald Hedwig weit genug hergestellt sein würde, bis zum Herbst noch aufs Land zu ziehen. Hedwig schob jedoch diese Übersiedelung immer wieder hinaus und hielt mit der ihr eigenen Energie weiter an dem einförmigen Leben fest. Sie schien der Welt und aller Zerstreuung völlig entraten zu können.

Mutteregoismus! hielt ihr Julius gelegentlich, im Scherz gesagt und ernst gemeint, vor.

„Wie sollte es anders sein?" sagte sie ruhig. „Aber das kann ja kein Mann verstehen."

Nun erkrankte der kleine Weltbürger noch; Ernährungssorgen traten ein. Da machte Hedwig ihrem Mann den Vorschlag, allein eine Reise zu unternehmen, während sie in der Stadt zu bleiben wünschte. Die erste Trennung, seit sie verheiratet waren! Hedwig drängte ihn wahrhaft dazu, nachdem der Arzt den Kleinen wieder für genesen erklärte.

Julius befand sich schließlich in einer Verfassung, wo Zärtlichkeit und Ärgerlichkeit mit ihm Ball spielten; — er willigte ein und reiste.

Der Spätsommer war kurz.

Ein plötzlicher Wetterumschlag und dann die Sehnsucht nach dem „dummen kleinen Menschen, der noch nicht einmal lächeln kann — von einem andern zu schweigen! —" (so schrieb Julius an Hedwig) trieb ihn nach Hause.

Er traf alles in bestem Befinden, seine Frau, welcher jetzt erst ganz das Glück der Mütterlichkeit aus den Augen strahlte, und auch das rosige Etwas, welches im zierlichsten Wickelkissen ihm entgegengebracht wurde, sein „Sohn," der wirklich aller Wahrnehmung nach schon etwas weniger planlos mit den Händchen in der Luft umherfuhr.

Diese erste Heimkehr in die eigene Häuslichkeit machte Julius so glücklich, daß ihn ein wahrer Übermut ergriff. Er verliebte sich auf's neue in seine Frau, die jetzt, wo sie wieder die aufrechte Herrin des Hauses war, in entzückender Art die Prosa des Kinderstubenlebens zu verhüllen wußte. Er spürte die Nähe seines Kindes nur, wenn er selbst es aufsuchte. Hand in Hand gingen sie oft nach dem großen, luftigen Zimmer, wo sie den Kleinen bald schlafend in seinem Bettchen fanden, so daß man nur sehr leise, sehr respektvoll der winzigen Majestät nahen durfte, oder sein Stimmchen schon draußen vor der Thür hörte, in einzelnen feinen Tönen, die das Herz aufpochen machten. Dann schaute es aus seinen hellen Guckäugelein die Eltern an und zuckte mit dem Mündchen, als wollte es etwas sagen oder ein Lächeln probieren. Julius steckte seine Finger in die geschlossenen Fäustchen und trieb allerlei Unsinn. Sie stritten auch über Ähnlichkeiten. Hedwig sah den Vater in dem Kleinen; er spottete über ihre Einbildungskraft, die in dem Puppengesichtchen überhaupt „Züge" entdecken wollte.

Die Frage der Taufe mußte nun ernstlich erwogen werden.

Hedwig zeigte ihrem Mann einen Brief, den sie in seiner Abwesenheit aus Föhrenberg erhalten und ihm bisher nicht davon gesprochen hatte, weil sie seine Empfindlichkeit für gewisse Schwächen Mutterchens kannte. Diese in ihrem eifrig kirchlichen Sinn begriff nicht, wie man das Kind so lange ungetauft lassen könne, und machte eine gelinde Sturmpetition, das Versäumte einzuholen.

Julius runzelte die Stirn beim Lesen. Die alte Gefühlsseligkeit! — Und dazu die immer mehr ausartende Orthographie der guten Mutter, die, wenn sie beim Schreiben recht warm wurde, ihr überhaupt keine Skrupel machte. Auch ein Fettfleck war auf dem Papier — —!

„Ich bitte dich," sagte er verstimmt, „laß das! Du weißt, ich will der guten Mutter nicht nahe treten —"

„Wir müssen doch wegen der Paten —"

„Ah — das sind Formalitäten!"

„Sie wartet sicherlich darauf."

„Verdirb mir die Stimmung nicht, — laß uns später davon reden!"

Hedwig begriff manches — trotzdem, zum erstenmal gefiel ihr Julius nicht.

Die nächsten Tage schon brachten in dieser kleinen Kabinettsfrage eine Entscheidung, ungesucht, anmutig vom Zufall herbeigeführt.

Ein auswärtiger Gelehrter von berühmtem Namen zeichnete den jungen Pro-

fessor, mit dem er seit Jahren bereits in schriftlichem Verkehr gestanden, durch seinen Besuch aus, — eine jener seltenen Gestalten, die neben der Größe ihres Rufes einen ebenso gewinnenden Zauber der Persönlichkeit besitzen. Diesen letzteren lernte besonders die Hausfrau kennen. Das Erscheinen des großen Mannes brachte einen Festtag ins Haus, dessen Freude nicht dem Kollegen allein, auch seiner Familie — (Julius hatte gelegentlich im Gespräch dieses Wort mit dem Stolz des jungen Vaters ausgesprochen) — zu teil werden sollte.

Familie? Ei, da mußte der Sohn ja natürlich ebenfalls vorgestellt werden.

Das feine Gelehrtenantlitz lächelte, als Frau Hedwig selbst ihr Kindlein brachte, in jener heiteren Ehrfurcht, die jeden Mann beim Anblick einer jungen mütterlichen Frau ergreift.

Die Frau Kollega gefiel dem alten Meister ausgezeichnet. Das Gespräch nahm alsbald eine galante Wendung. Um der Mutter aufmerksam zu sein, fragte er nach des Kindes Namen.

„Bruder Namenlos heißen wir noch."

„Wie, ein Heide? Ohne den Segen der Kirche und eines bürgerlichen Namens?"

Hedwig lächelte und hob von ihrem Kleinen den Blick so geistvoll warm auf den berühmten Mann, daß es ihn wie Sonnenschein durchdrang. — „Geben Sie meinem kleinen Sohn Ihren Segen, Herr Professor, das macht alles gut," sagte sie schnell gefaßt.

„Oh, oh! Ein so freier Geist?" rief der Gelehrte. „Indessen, Frau Kollega — wenn auch nicht den Segen — doch ein bescheidnes Teilchen meines Namens."

„So weit geht meine Kühnheit nicht —"

„Aber die meine!"

— — — — — — — — — — — —

Da war die Frage denn durch einen Scherz entschieden.

Dem Gelehrten kam das freundliche Erlebnis ganz gelegen, und er bestand in allem Ernst auf seinem Wort; denn trotz der vorgerückten Jahre war er noch ein Verehrer der Frauen, der ihren Zauber gerne auf sich wirken ließ.

In Eile wurde nun das Fest gerüstet und gefeiert, in dem erhöhten Glanz, den der illustre Gast ihm lieh. Die Blumen- und Fruchtfülle des Herbstes schmückte den Tauftisch, wie die Tafel, an welcher es darauf sehr fröhlich und endlich ganz flott akademisch herging mit Toasten, Gläserklang und sogar einem strammen Salamander, der dem Täufling zu Ehren von seinem gefeierten Paten vorgeschlagen und gerieben wurde.

Der alte Herr war in rosigster Laune und von einer hinreißenden Beredsamkeit. Die geistvollen Augen sprühten Feuer und Jugendkraft; eine herrliche Stirn, von Silberlocken umrahmt, thronte frei darüber. Um den Mund spielte ein feines weiches Lächeln, das von Lebensgenuß- und Freudigkeit redete. Hei! wie mochte der Mann vor ein paar Jahrzehnten in solcher Feststimmung gewesen sein!

Frau Hedwig saß neben ihm, in einem dunkelroten Sammtkleid, das reizvoll ihren weißen Hals frei ließ. Ihre Nähe mochte ihn inspirieren. Er hatte sich ein wenig in sie verliebt und machte ihr den Hof wie ein junger Privatdozent. Der Toast, den er auf sie ausbrachte, war eine gar beredte Huldigung.

Wie ein Wanderer, so sagte er, der Thal und Wiese und Wald mit ihren Blumen längst hinter sich gelassen, der nun auf Felsenhöhen geht, wo nichts mehr sprießt, die Formen hart und klar, die Lüfte kühl, so blickt er hier von der Höhe seiner Jahre auf ein blühendes Land, — für ihn im blauen Duft der Ferne schon verloren, und doch der Seele innerlichst vertraut — das Land der Jugend und der Mannesliebe, der Heimat eines jeden, der herzhaft glücklich ist oder es einmal gewesen. Das Auge trinkt an den sonnigen Fernen; der Stab wird weggelegt und Rast gehalten, und — warum soll es nicht gesagt sein, es ist ja menschlich: — Die Sehnsucht stimmt ein fast vergessenes Lied an, in leisen Tönen, wie von lieben, wohlbekannten Stimmen. Eine Fata morgana stehen sie wieder da, die schönsten, unvergeßlichsten Momente des Lebens. Man lauscht und schaut und — seufzt! Und möchte noch einmal zurück in jene blühenden Gefilde, hinab über Stein, Geröll, Gestrüpp, mit wunden Füßen, des ganzen Wegs vergessend, der zur Höhe führte — — „Denn wir sind Erdengeschöpfe, deren Herz erst schweigt, wenn es zu schlagen aufhört, mag das Haar auch weiß, die Dämmerung des

Lebens nahe sein. Das ist das Erbteil unserer **Mütter** und das Beste, — mögen wir uns auf unser bißchen selbsterworbenes Wissen noch so steifen; — wie überhaupt das Beste uns vom Weib und dessen Liebe kommt, die uns begleitet vom ersten Atemzuge bis zum letzten. — Vor dieser Liebe in ihrer reinsten Form denn beuge ich mich, der Liebe des **mütterlichen** Weibes, die trägt und erhält, die uns beglückt und adelt!" —

Er hielt sein Glas Frau Hedwig entgegen und küßte feurig ihre Hand. — „Der Wanderer, liebe Frau Kollega, dankt Ihnen für die schöne Wegrast!" —

Sie hatte feuchte Augen, als sie mit ihm anstieß — eine seltene Erscheinung bei ihr. —

Nach Mitternacht erst ging der fröhliche Taufschmaus zu Ende.

Glücklicher vielleicht noch als an ihrem Hochzeitstage standen die Gatten endlich allein in den erleuchteten Räumen, während der kleine ahnungslose Held des Festes im fernstabgelegenen Zimmer schlummerte.

„Ich muß ihn noch sehen," sagte Hedwig, als Julius, stolz auf seine schöne Hausfrau, sie in ihrem vornehmen Samtkleid wohlgefällig betrachtete.

Zu ihrer Überraschung fand sie die Wärterin in der Kinderstube noch auf. Sie war bei einem Buch und allerlei kulinarischen Genüssen, die von der Festtafel natürlich auch zu ihr gelangt, wach geblieben.

Das Lampenlicht fiel durch einen blauseidenen Vorhang gedämpft auf das schneeige Bettchen, in dem der Kleine schlief. Hedwig beugte sich über ihn, seine Atemzüge belauschend, die zuckenden traumhaften Bewegungen der Fingerchen betrachtend. Wie reizend hatte er heute ausgesehen in seinem Taufstaat, und wie vernünftig sich benommen! Weder Ungeduld noch Geschrei. Mit großaufgeschlagenen Augen den Geistlichen angesehen, als verstünde er, was dieser sagte, und dann — sein Pate hatte sich eines Lächelns nicht enthalten können — als das Taufwasser seine Stirn benetzte, energisch mit den Händchen nach der Richtung gefahren.

Jetzt schlief das geliebte kleine Wesen den ersten Festtag seines Lebens aus und war noch tausendmal herziger, wie es so dalag mit dem unverhüllten Köpfchen und den friedlich geschlossenen Augenlidern, — welch' ein unsagbares Glück, dieser Besitz!

Hedwig ging auf den Fußspitzen hinaus, ihren Mann zu holen, und führte ihn an des Kleinen Lager. Er sah vergnügt seinen Buben an.

„Schau, die wehrhafte Stellung, als wollte er gleich zu einem Puff ausholen."

„Bestreitest du noch immer, daß er dir ähnlich sieht? Da dieser trotzige Ansatz zum Bogennäschen!"

Julius lachte und küßte sie. „Meinetwegen, wenn es dir Vergnügen macht. Jetzt aber komm, ich muß noch eine Cigarre rauchen." — Er zog sie mit sich in sein Zimmer, wo die Balkonthüren offen standen, und rückte zwei Stühle ins Freie, denn es war eine sommerliche Herbstnacht.

Die Lichter wurden ausgelöscht, die Dienstleute schlafen geschickt. Nach kurzer Weile kam Hedwig wieder.

In den Pliant zurückgelehnt, summte Julius eine Melodie und that dazwischen langsame Züge aus seiner Cigarette. — „Komm," sagte er, Hedwigs Stuhl dicht neben den seinen rückend, „nah, recht nah zu mir! — Wie einen so was anfliegen kann, — dieses uralte Ding von der lieben Emmeline, — — seit meiner Kindheit hörte ichs nicht mehr."

Er nahm ihre Hand und begann damit zu spielen. — „Sie sind doch alle Schäker, diese Alten! Er hat sich regelrecht in dich verliebt, unser Gevatter," schmeichelte er, — „aber du sahest auch sehr gut aus."

Hedwig hatte eine andere Richtung der Gedanken. — „Eins hat mich heute doch gestört," sagte sie, „nein, gedrückt."

„Was?"

„Kannst du es nicht erraten? Daß deine Angehörigen nichts von diesem Tage wußten."

„Ich werde ihnen das schon erklären."

„Es wird sie dennoch schmerzen."

„Die Geschichte machte sich eben rasch. Sollte man da erst um Erlaubnis fragen? Nein, überlasse das mir. Du weißt, ich kann das Pantoffelregiment der Empfindelei nicht vertragen."

„**Du, Du!** Aber die anderen? — Als du eben die alte Melodie sangst, ging es mir genau wie dir an jenem Abend, wo wir uns verlobten. Weißt du, was du damals sagtest?"



Aus unserer Studienmappe
Tyroler. Handzeichnung von Rob. Raudner.

„Vermutlich viel dummes Zeug.“

„Du sprachst sehr hübsch von deiner Mutter, als von jemand, der einen innigen Herzensanteil an jener Stunde hatte. Ist dir das heute nicht auch einmal so vorübergeflogen?“

„Nein.“ — Er blies den Rauch gerade auf in die Luft. „Seit ich dich habe, ist's nun einmal anders! Ich bin zufrieden und denke nicht darüber hinaus. Das kann mir kein vernünftiger Mensch übel nehmen.“

— — „Wann schriebst du ihr zuletzt?“

„Ein paar Wochen wird es sein.“

„Ich glaube, es ist ziemlich lange.“

„Morgen soll sie einen Brief haben.“

— — „So wendet sich langsam das Verhältnis,“ sagte Hedwig nachdenklich; — „Eltern müssen bei Zeiten lernen, bescheiden zu sein!“

Julius sah seine Frau an. Ihr ruhiges Profil hob sich, vom Lichtschein des Zimmers beleuchtet, scharf aus der Dunkelheit. — „Du hast in neuerer Zeit einen merkwürdigen Zug zum Meditieren.“

Ein warmer Wind strich wie ein Erwachen der regungslosen Luft durch die Bäume des Gartens und wehte gelbe Blätter vorüber, die in dem breiten Streifen Licht, der aus der Thüre kam, aufleuchtend vorbeihuschten.

Julius schlang den Arm um Hedwigs Hals und bog ihren Kopf zu sich herüber. Er küßte sie auf Wange und Mund und fragte zärtlich: „Was bedeutet diese Nachdenklichkeit?“

Sie ließ ihn gewähren, ohne seine Liebkosungen zu erwidern. — —

„Seit das Kind lebt — sehe ich



Bildnis eines Mannes. Nach der Originalradierung von Rob. Raudner.

vieles anders an, — ernster, tiefer! — Auch ich habe ja nun einen Sohn — —"

In die hohe, helle Schulstube, wo Gertrud eben Geographiestunde hielt, strömte die Luft eines warmen Spätherbsttages herein. Die Fenster standen alle offen, so daß man draußen im Hof die Stimme der Lehrerin, dann die bald zaghaft leisen, bald frischen ihrer Schülerinnen deutlich vernehmen konnte. Kastanienbäume, schon ganz der Blätter beraubt, die im Sommer ausgiebig Schatten spendeten, ließen die Sonne jetzt voll hinein. Sie streifte schräg über blonde und braune Mädchenköpfe, die alle mit Aufmerksamkeit dem Unterricht folgten. Ein heiterer Friede lag über dieser Versammlung junger, meist rotwangiger Gesichter, welchen das Leben noch keinen anderen Ausdruck als den des angeborenen Temperaments gegeben. Sie hatten etwas Lauschendes, Unschuldvolles in der Art, wie die Lippen leicht geöffnet, die Augen aufwärts nach der Lehrerin gerichtet waren, an welcher trotz ihrer bekannten Energie, die ganze Schar, mit schwärmerischer Liebe hing.

In der Ecke des Podiums stand Gertruds Pult, darauf ein Wasserglas mit einem Sträußchen, das täglich fast, solange es draußen blühte, von ihren Schülerinnen erneuert wurde. Eine große Tafel und Landkarte, dazwischen das Bildnis des Landesherrn, das war alles, was die weitläufigen Wandflächen belebte. Gertruds Gestalt in dunklem Kleide stach hart und schmal von dem hellen Hintergrunde ab. Der ganze Raum war so voll Licht, daß die vereinzelten Silberfäden, welche in letzter Zeit auf Gertruds Scheitel entstanden waren, von einigen ihrer Schülerinnen ganz genau bemerkt wurden.

Sie zeigte an der großen Landkarte gerade den Lauf des Rheins und seiner Nebenflüsse, als es an der Thür klopfte. Für die Äußersten auf den letzten Bänken war das stets ein willkommener Moment der Unterbrechung, um nachsehen zu dürfen, wer draußen sei. Ein halbes Dutzend befand sich dann gleich in Sprungbereitschaft. Gertrud, die diese Leidenschaft kannte, rief gerade deshalb öfters eine aus den ersten Reihen auf, die dann in spöttischem Triumph an den Enttäuschten vorbeiging.

Eine Frau aus Bremers Nachbarschaft war da und ließ das Fräulein bitten, schnell herauszukommen.

Es verging kaum eine Minute, in welcher die Klasse das Vergnügen einer Pause natürlich sofort ausnützte, als Gertrud schon wieder da war, bleich, verstört, und den Unterricht aufheben zu müssen verkündete. Sie eilte sogar, was sie sonst niemals that, vor den Schülerinnen weg, so schnell sie ihre Füße trugen, nach Hause.

Im Wohnzimmer fand sie die Mutter auf dem Sofa, halb liegend, halb sitzend, die Kleider offen mit starrem, angstvollem Blick und fahlem Gesicht. Es duftete stark nach Essenzen, welche die alte Liese schnell nacheinander der Erkrankten gereicht hatte. Einige Frauen aus dem Hause, von denen die eine Gertrud geholt, standen ratlos umher.

„Was ist dir, Mutter?" rief die Lehrerin atemlos.

Die alte Frau hob schwer die Augen auf die vor ihr Knieende und wies auf die Brust, ohne zu sprechen.

„Es muß ein Krampf sein," meinten die Frauen.

Liese schüttelte gegen Gertrud den Kopf, aber nur, daß *sie* es sehen konnte. Sie deutete im Hintergrund des Zimmers auf einen offenen Brief und machte eine wütende Geberde.

Da schickte Gertrud zu allererst die Nachbarinnen fort und that mit fliegender Hast das Nötigste zur Belebung der Regungslosen.

„Mutterchen! — Mutterchen!" rief sie in Todesangst und rieb, umschloß, küßte ihre kalten Hände.

Nach geraumer Weile kam ein Laut über die bleichen Lippen — ein zitternder, weinender Atemzug, und ein Blick aus halb erloschenen Augen irrte nach der Richtung, wo der Brief lag.

„Sei ruhig, Mutterchen," tröstete Gertrud, ohne zu wissen, was sie redete, — „ich bin bei dir — es geht schon vorüber."

— „Nicht — vorüber — nicht vorüber," brach es mit einem Mal los in ächzenden Stößen, wie aus einer Brust, die nach Befreiung ringt, „nicht — vor — über!" — Das wiederholte sie unzähligemal, und dann aus tonloser Kehle: „Mein — Sohn — braucht mich — nicht mehr — er — verachtet — verach — tet seine — Mutter — —"

Zu diesen Ausbruch kam der Doktor, ein alter Vertrauter der Bremerschen Familie. Es war Dorchens Onkel, der Arzt der alten Schule, mit glattrasiertem, brummigem Gesicht.

„Was ist denn los?“ fragte er gleichmütig, sein Pfefferrohr mit dem silbernen Knopf, den Hut darauf gestülpt, in die Ecke stellend. Man merkte aber, daß er rasch gegangen war. Sein Gesicht bekam eine ernste Spannung, als er den Puls der alten Frau fühlte.

Sie starrte ihn, wie sich besinnend, an. — „Der Doktor — nein, der kann — nicht helfen! Hier — da sitzt es.“ Sie tastete wieder nach dem Herzen. — „Das Kind hier — meine arme Gertrud — die — allein — —“ Ihre Lippen bewegten sich, ohne weitere Worte hervorzubringen; ein krampfhaftes Zittern ging darüber.

Der Arzt sah, um was es sich handelte, und ohne nach dem Grund des Schmerzensausbruches zu fragen, vollzog er gleich selber seine Anordnungen, schickte in die Apotheke und blieb, bis die Arznei kam, um sie eigenhändig der Kranken zu geben. Gertrud folgte jedem seiner Winke wie mit toter Seele. Eine solche Starrheit hatte sich ihrer bemächtigt, daß sie nicht einmal an den Inhalt des Briefes dachte, der alles hervorgerufen haben mußte.

„So ein Anfall darf nicht wiederkehren,“ sagte der Doktor, nachdem einige Beruhigung eingetreten war. Er hatte Gertrud beiseite gezogen. — „Was ist vorgegangen? Ein Ärger, eine Kränkung?“

Gertrud stieß einen Seufzer aus. „Dort liegt ein Brief.“

„Von Julius? — Aha!“ — Er nahm ihn ohne weiteres. „Freilich von ihm. — Ah so, Taufe haben sie gehalten —“

„Die arme Mutter!“

„Da, lesen Sie.“

Gertrud knitterte das Blatt mit kalten Fingern. — „Ohne sie! — Und wie sie auf diese Freude gewartet hat! — Zuletzt sprach sie nicht mehr davon — sie schämte sich vor mir —“

„Da hatte sie vielleicht schon einmal so ein Anfällchen?“

„Nur über Beengungen klagte sie, aber auch das in letzter Zeit nicht mehr. Sie hatte so eigene Heimlichkeiten; ich glaube, sie schrieb auch heimlich Briefe an Julius. Ich sah ein paarmal verweinte Augen, wenn ich nach Hause kam.“

„Zum Teufel, was hat er denn gegen die alte Frau?“

— — „Er vergißt bloß — daß sie da ist.“

„Ja, ja, — Mutter! Und da soll unsereiner mit Mixturen helfen! — Heute gehen Sie nicht mehr in die Schule, Gertrud. Ich werde selber mit dem Direktor sprechen, daß Sie auf ein paar Tage Urlaub bekommen.“

Gertrud sah ihn bange an.

„Na na! Es wird schon wieder werden,“ tröstete er, Hut und Stock nehmend; „heut abend sehe ich noch einmal nach.“ —

Es litt die alte Frau nur wenige Tage in der Ruhe, die ihr der Arzt diktierte. Sie suchte ihr gewohntes Tagewerk; arbeiten, sagte sie, das werde ihr am ehesten wieder auf die Füße helfen. Von dem Vorfall sprach sie kein Wort, nicht einmal gegen Gertrud. Nur wegen des Briefes kam sie einmal: „Den schließe weg, bis ich ihn verlange und darauf antworten kann. — Versprich mir, daß du nichts schreibst — von dem bißchen Unwohlsein. Gib mir die Hand darauf!“ —

Ein Fläschchen mit beruhigenden Tropfen stand bereit, daß man es jederzeit zur Hand hatte. Der Doktor gab Verhaltungsmaßregeln, dann kam er nicht mehr. Auch Gertrud nahm ihren Schulunterricht wieder auf, — schweren Herzens im Gedanken an das verfallene Gesicht der alten Frau, die nun so viele Stunden sich wieder allein überlassen war.

Der gewohnte Lebenslauf ging weiter, als wäre nichts geschehen, einförmig, regelmäßig, nur innerlich, wo es niemand sieht, verdunkelt und verarmt.

Der Wind riß jetzt die letzten Blätter von den Bäumen. Stille, graue, kalte Tage folgten, immer früher einbrechend der Abend.

Mutterchen saß viel allein in der Dämmerung und auch im Dunkeln. Die alte Liese war nur vormittags im Haus; nachher ging sie weiteren Geschäften nach.

Dorchen und andere Bekannte kamen wohl dann und wann. Das Plaudern hatte für Mutterchen aber keinen Reiz

mehr. Sie war schweigsam, zerstreut und vergaß oft, was man eben mit ihr gesprochen, wußte nichts von ihren Kindern, ihrem Enkelchen zu erzählen; ja, sie wurde verlegen, fragte man nach ihnen. Und doch hingen und standen ihre schönen Bilder, wunderlich von der abgenutzten Umgebung abstechend, in den verschiedensten Auflagen an dem Plätzchen, wo sie saß. Und doch träumte sie fast jede Nacht von ihnen, bald qualvoll, daß sie in einem fremden Häusermeer ihren Sohn sucht und nicht finden kann, oder daß sie an seine Wohnung klopft, er sie nicht kennt, die Mutter nicht! — und sie in Todesangst erwachte, weil es ihr die Brust zusammenschnürte, als wäre alles aus. Dann wieder — so schön und herzlich: das Kind kam ihr entgegen, lachend, mit kleinen zaghaften Schrittchen, streckte die Arme nach ihr aus und guckte sie mit sternhellen Blauäugelein an, ganz die Augen, wie einst ihr Julius sie gehabt — dieses Entzücken! Und alles war friedlich und gut — lauter Liebe — —

Nach einem solchen Traume war es, als sie sich vornahm, an ihren Sohn zu schreiben. Die Sehnsucht trieb sie dazu; sie ertrug ihr eigenes Schweigen nicht mehr. Von ihr allein hänge vielleicht die Verständigung ab, meinte sie. Ach! und dann hätte sie gar gern einmal das Kind gesehen, das in ihren Träumen so lieblich zu ihr kam.

Gleich, nachdem Gertrud in die Schule fortgegangen, setzte sie sich zum Schreiben. Sie hatte den Kopf voll von dem, was sie sagen wollte, und fand doch den rechten Anfang nicht. Wenn man so reden könnte, wie's einem ums Herz ist! — Zuerst war sie weich und wehmütig und hätte am liebsten gebettelt: seid gut mit mir; ich habe zu viel gewünscht, will alles vergessen, — nur Frieden wieder mit euch! ohne das kann ich nicht leben. — Dann aber stieg es ihr trotz allem wieder heiß auf, daß sie dem Sohne an den beiden Ehrentagen seiner Hochzeit und der Taufe seines ersten Kindes zu gering gewesen, vergeblich auf seinen Ruf gewartet hatte — — und das wollte aufs Papier, drängte sich hastig in kaum leserlicher Schrift, mehr, immer mehr —

Drei-, viermal begann sie einen anderen Brief, ließ ihn liegen, begann von neuem, immer in Gertruds Abwesenheit. Denn Gertrud würde es nicht leiden, daß sie sich so abmühte. Sah sie doch jedesmal bei der Heimkehr sie wortlos fragend an, als wüßte sie ganz gut, was vorgegangen.

Endlich kam der Brief doch zu stande, nachdem jeder Vorwurf gestrichen und ein fast scheuer Respekt in unnatürlichen und stellenweise auch unverständlichen Schnörkeln dafür hingesetzt war.

— — „Da habe ich denn an Julius geschrieben," sagte sie verlegen eines Tages zu Gertrud. „Willst du — auch etwas dazu setzen?"

„Heute nicht, Mutter."

„Aber ich möchte, daß du weißt, was ich geschrieben habe. — Es soll kein Geheimnis vor dir sein und —" sie legte bittend die Hand auf Gertruds Arm, — „auch kein Unfriede zwischen dir und deinem Bruder! — — Lies es —"

„Lieber nicht, Mutterchen."

„Warum?"

— „Ach! — Laß das gut sein —"

„Du hast außer mir niemand auf der Welt, als deinen Bruder, Gertrud!"

„Ich weiß es."

„Du hattest ihn so sehr lieb! — Nun, am Ende meines Lebens, werdet ihr mir nicht den Kummer machen wollen —"

„Ich? Nein, weiß Gott!"

„Setze ein Wort dazu, Gertrud — mir zu Gefallen!"

„Nein, ich — kann nicht." — Leidenschaftlich wider Willen brach das Wort hervor.

— — „Du kannst nicht vergeben?"

„Daß er dir das anthat — nicht!"

— — „Also — war es doch so, wie ich's fühlte —" Sie trat dicht an Gertrud, als könnten sie belauscht werden. — „Er schämte sich unser, nicht wahr? — Sag's nur! — Ich habe mich in meinen Gedanken so gemartert — — und doch, ich kann mir nicht helfen — die Liebe zu meinen Kindern läßt sich nicht ausrotten. — Da sagte ich mir, es sei wirklich so gewesen, wie Julius schrieb — ein Zufall, daß es so ging, — und daß ich Unrecht gethan hätte in meinen Gedanken —"

Gertrud stand abgewandt.

— „Lies, was ich geschrieben habe," drängte die alte Frau.

Gertrud nahm das Blatt mit der unsicheren Schrift und den Thränenspuren, die trotz aller Vorsicht darauf sichtbar waren. Diese Schriftzüge allein erzählten eine Geschichte; es würgte in Gertrud, als sie sie erblickte. Ihre Augen wurden beim Lesen immer größer; die Röte stieg ihr ins Gesicht. — „Wie kannst du dich so erniedrigen, Mutter!“ —

Die alte Frau setzte sich auf den nächsten Stuhl. — — „Erniedrigen? — — Erniedrigt sich denn eine Mutter je vor ihrem Kind? Bleibt sie nicht bis zum Tod — —“ Sie strich sich über die Stirn. — „Aber — du kannst recht haben, — vielleicht bilde ich mir das nur ein. — Es gibt ja Beispiele, — man denkt nur immer: das kann mir nicht geschehen — mir nicht!“ — Sie griff nach dem Briefblatt, sah es verwirrt an und zerriß es plötzlich hastig. — „Siehst du — der Brief soll nicht fort. Ich — habe auch nur so — in meinen einsamen Stunden allerlei geschrieben — ich mußte — es lag so schwer auf mir. — — Gott straft mich jetzt für meinen Stolz, für Unrecht, was ich an dir begangen habe, Gertrud, — ja, ja, an dir! Ich war zu stolz auf Julius — ich hielt zu viel auf ihn, schon als Kind. Das hat ihn übermütig gemacht. Und du sahest das und warfst es mir nicht vor! Du gingst deinen Weg, ohne uns Sorgen zu machen und er — was habe ich mich oft gekümmert, dem Vater zureden müssen wegen ihm —“

„Laß es genug sein, Mutter.“

„Nein, ich muß es dir endlich sagen, damit du nicht denkst, ich wäre so verblendet — — du hast mir nie weh gethan! — Nur jetzt — seitdem du das gesagt hast — das drückt mich. — Ich weiß nicht, wie ich ohne —“ sie blickte Gertrud flehend an; es zuckte und bebte um ihren Mund — „ohne ihn — — sei mir nicht böse!“ — —

Sie konnte nicht weiter sprechen. Es schüttelte ihren morschen Leib.

Zum zweitenmal binnen wenig Monaten mußte Gertrud bei ihren Vorgesetzten um Urlaub bitten wegen Erkrankung der Mutter.

Es war kein Anfall wie das erste Mal, nein, ein geräuschloses Abnehmen und Verfallen der Kräfte. Sie hatte es geleugnet, solange es ging, während Gertrud alles sah, mit jener innerlichen Zerrissenheit, wo Reue, fromme Lüge, mit Charakter und Wahrheit kämpfen.

Gertrud zermarterte sich in Überlegungen, im Suchen nach Hilfe. Sie dachte daran, Julius den Zustand der Mutter zu schildern, ihm nahezulegen, daß er ihr sein Kind bringen möge — aber es bäumte sich in ihr auf gegen diese Bitte, deren Erfüllung ohnedies zu spät käme. Denn eine eigentümliche Wandlung war mit der Kranken vorgegangen. Sie war nicht mehr die liebeverblendete Demütige; eine stumme Anklägerin lag sie auf ihrem Bette mit geschlossenen Lippen, den Blick unverwandt auf einen Punkt geheftet, einen dunklen, wo keine Täuschung mehr gaukelt, keine Hoffnung mehr winkt. Es lag etwas Stählernes, Fremdes in diesem Blick.

Als sie mehrere Tage fieberte — ein kleiner Anlaß gab den Namen der Krankheit her, — fragte Gertrud den Arzt, ob sie Julius Mitteilung machen solle.

„Kann nicht schaden,“ war die Antwort; — „ich nehme es auch gleich mit, wenn Sie wollen.“

In fliegender Hast schrieb sie die harte, nackte Wirklichkeit.

„Geben Sie her.“ Der Doktor nahm die Feder, um ein paar lateinische Worte beizufügen.

„Was heißt das?“

„Die Benennung der Krankheit.“

„Lieber Doktor —!“

„Vernünftig, Gertrud!“ — Er faltete selber das Blatt zusammen und steckte es in die Hülle.

Es war nach dem Mittagsmahl. Julius saß mit seiner Frau noch bei Tische.

Ein prächtiger Fruchtkorb, schön geordnet — Hedwig besorgte dies immer selbst — war eben aufgetragen worden. Die Hausfrau schälte und teilte Verschiedenes davon mit ihren schlanken Händen zu beiderseitiger Näscherei. Sie machte das so hübsch und appetitlich, daß Julius ihr gern zusah und es immer noch wie am ersten Tag seiner Ehe als eine kleine Huld aufnahm, wenn sie ihm etwas Besonderes auf den Teller oder gleich auf die Lippen legte;

denn sie that es selten; sie war diese Aufmerksamkeit von ihm gewöhnt.

Zum Dessert gehörte auch, daß der Bubi gebracht wurde, der um diese Zeit aus seinem Mittagsschlaf erwacht, bei allerbester Laune und nie herziger war, als wenn er so mit rosig blühenden Wänglein in die Welt lachte. Richtig ging die Thür auf, — ein behutsames weites Thüraufgehen, welches die Gatten gleich kannten, — und in ihrem Rahmen erschien, leuchtend in seinen weißen Hüllen, wie ein Engelsköpfchen aus lichtem Gewölk, der kleine Bursche, bolzgerade auf dem Arm seiner Wärterin sitzend. Er stand nun im zweiten Semester und hatte demgemäß seine Fortschritte gemacht. Zielbewußt griff er nach den Gegenständen, die ihm gefielen, hatte Laute, die schon eine gewisse Sprache redeten und mit denen er in verschiedenen Modulationen seinen Zu- und Abneigungen energisch Ausdruck gab.

Das war jeden Tag dieselbe selige Begrüßung, ein Wiedersehen nach zwei Stunden.

„Wer kommt da?" rief Hedwig, ihrem Kind beide Arme entgegenstreckend. Es sah wie eine kleine Gottheit von seiner Höhe auf sie herab.

Als sie es nahm, bemerkte sie in der freigewordenen Hand der Wärterin einen Brief — „Aus Föhrenberg an dich!" —

Die Föhrenberger Briefe waren selten geworden. Seit der Taufe bestand eine Spannung, die Julius indessen als etwas Vorübergehendes nahm, was am einfachsten zu kurieren war, wenn er, die Verstimmung scheinbar nicht bemerkend, dann und wann einen launigen, glückerzählenden Brief heimschrieb. Er kannte ja die „zwei guten Seelen" und dachte überdies diesen Frauensachen nicht länger nach. Sein eigenes Leben hatte ihn nun einmal voll im Besitz.

Hedwig faßte es anders auf. Ein mißbehagliches Gefühl, wie das einer hängenden Schuld, drückte sie öfters. Sie suchte denn auch gut zu machen. Zu Weihnachten hatte sie reizende Geschenke ausgedacht, worunter besonders ein neues Bild klein Ulrichs das Eis brechen sollte.

Es blieb dasselbe. Kurze berichtartige Antworten von Gertrud, die, wie sie sagte, der Mutter die Anstrengung des Schreibens ersparen wollte, trafen ein — kein Wort von Freude, noch weniger von ihren Leiden.

Hedwig drang nun wiederholt in Julius, daß etwas zu Mutters und Gertruds Genugthuung geschehen müsse.

Ja, ja, — was also?

Das Kind ihnen bringen.

Das ging erst im Frühjahr.

Und so lange? — Bei alten Leuten soll man nichts zu weit verschieben!

Manchmal riß Julius der Geduldsfaden. Diese Familienplänkeleien und Häkchen! Für etwas sozusagen um Verzeihung bitten müssen, was einfach im Verfügungsrecht jedes freien Menschen steht!

Hedwig schwieg nach solchen Äußerungen. Sie ließen etwas wie einen Fleck, eine verzerrte Linie an ihm zurück. —

Die Wartefrau verschwand. Diese Zeit nach Tisch war die Spielstunde für Eltern und Kind, bei welcher sie nicht nötig war, bis nach ihr geklingelt wurde.

Der zierliche blau ausgepolsterte Stubenwagen war herangeschoben, allerlei Spielzeug darin, ein Schaf, ein Bajazzo, ein Pferd von Kautschuk. Momentan interessierten den Kleinen jedoch mehr die Silbergeräte des Tisches, nach denen er, auf dem Schoß der Mutter sitzend, griff.

„Halt!" gebot Julius mit erhobenem Finger.

Der Sohn faßte seinen Vater derart ernsthaft, ohne sich zu rühren, ins Auge, daß beide Eltern in Lachen ausbrachen. — „Der reine Mensurblick!" —

Nun begannen alle möglichen Allotria. Die Serviette wurde Ulrich über den Kopf geworfen, — mit einem Ruck war sie herunter. Den Finger ließ man haschen — blindlings griff das kleine Händchen danach; mit dem Bart wurde sein Näschen gekitzelt, — schau, da hatte es ihn schon und zerrte ganz kräftig daran — —

„Wirst du den Brief nicht lesen?"

„Richtig."

Kaum hatte Julius ihn geöffnet, so bekam sein Gesicht einen betroffenen, ja verlegenen Ausdruck.

„Mutter ist krank."

„Was fehlt ihr?"

Er las das kurze Schreiben zu Ende, darunter das Wort des Arztes. Sein Blick hatte plötzlich etwas Starres; er vermied seine Frau anzusehen.

„Was ist es?" drängte Hedwig.

„Es scheint nicht eben gut zu stehen —"

„Laß sehn. — — Was heißt das Lateinische?“

„Ungefähr — sehr krank.“

„Wörtlich!“

Es wollte ihm nicht über die Lippen, aber Hedwig wollte es durchaus wissen.

— — „Baldige Auflösung — wahrscheinlich —“

Ein Schauer durchrieselte sie. Sie that ihr Kind vom Schoß in den Wagen.

„Du mußt zu ihr, selbstverständlich — heute noch.“

„Heute — habe ich eine wichtige Sitzung.“

„Laß dich entschuldigen.“

„Freilich — —“ Er stand, wie vor den Kopf geschlagen. — „Gertrud hätte uns übrigens — früher Mitteilung machen müssen.“

So schwankend hatte Hedwig ihren Mann noch nie gesehen. „Ich begleite dich,“ sagte sie rasch entschlossen, — „du mußt!“

„Kannst du denn?“

„Ich will. Das Kind ist in guten Händen — und ich möchte deine Mutter noch einmal sehen.“

Er blickte sie zerstreut an. — „Das ist lieb von dir — das wird sie freuen —“

Hedwig klingelte sofort nach der Wärterin.

Julius stand und sah vor sich hin —

Ein grauer Flor, ein Schatten zog vor seinem Blick wie zäher Rauch durch das behagliche Gemach — er wand sich zwischen ihm und seiner Frau durch — um die Gestalt des Kindes dort im Wagen — über die blinkenden Geräte des Tisches, die Blumengruppe am Fenster, auf welche die Sonne schien, lächelnder Februarsonnenschein, der das Nahen des Frühlings verkündete — —

Der Südwind fegte übers Land und trieb am Himmel große vielgestaltige Wolken vor sich her. Wie Ungeheuer rückten sie dem Mond entgegen, verdunkelten ihn und schwammen dann mit silberleuchtenden Rändern im weiten Luftraum fort. Der Schnee glänzte naß. An manchen Stellen lag die Erde bloß, an anderen stand das Tauwasser, Seen gleich, in denen bald ein Höhenzug, bald kahle Bäume, Mond und Sterne sich spiegelten. Etwas Geheimnisvolles, Werdendes lag in dem wundersamen Zwielicht dieser Nacht. Eine Landschaft grau in grau, eine Totenlandschaft war es, durch die der Eilzug sauste.

Fröstelnd saß Hedwig in die Fensterecke geschmiegt und blickte unverwandt hinaus, während Julius ihr gegenüber schlief, immer wieder erwachte und abermals einschlief.

Sie war noch nie einem Ziel, wie dem jetzigen, entgegengefahren, hatte nie in der Nähe das Sterben kennen gelernt. Das erwartete sie nun vielleicht und ließ sie nicht schlafen, auch ein Gefühl von Unrecht, allerlei unklare drückende Gedanken. Damals bei dem Besuch war die alte Frau doch eigentlich rührend gewesen. Wie hatte nur alles so kommen können? — — Dazwischen wieder — wie wohl das that! — die Vorstellung von dem geliebten kleinen Wesen, das daheim in seinem Bettchen nun schlummerte, umgeben von Wärme, Stille, Frieden — eine süße Heimat!

— — — — — — — —

Liese blieb diese Nacht in der Bremerschen Wohnung. Man wußte, durch ein Telegramm, daß der Professor kommen würde. Aber nicht deshalb war sie da; es gab diesmal keine Vorbereitungen, nur um eben dazusein.

Von einem Fenster zum anderen ging sie, die Riegel fester zu schließen. Der Sturm riß so toll daran. Durch das eine pfiff er in jammernden, auf- und niedergehenden Tönen. Es war eine Qual, in der bangen Stille der Krankennacht das anzuhören. Doch war alles Rücken und Drücken vergebens; die Fenster schlossen nicht gut, da pfiff und summte und jammerte es fort.

Die Kranke schien es nicht mehr, wie vorher, zu stören, so wütend auch der Anprall manchmal war, daß die Mauern bebten und die Ziegel vom Dache flogen.

Ihre fieberhafte Unruhe war gewichen, die Arbeit des Atmens nicht mehr so hart. Mit halbgeschlossenen Lidern lag sie da, müde, blaß, einen wächsernen Glanz auf der Stirn.

Was hatte Gertrud diese Stunden her gelitten! Krampfhaft faltete sie jetzt ihre eiskalten Finger, um Gott für diesen Eintritt der Ruhe zu danken. Sie wich keinen Augenblick vom Bette; doch der alten Liese

gebot sie nun, im Wohnzimmer nebenan auf dem Sofa sich auszustrecken. Die wollte natürlich nicht. Endlich that sie es doch; die alten Glieder brauchten Ruhe.

So saß Gertrud nun allein als Wächterin zwischen den beiden Schlummernden, die Augen weit offen, regungslos. Sie fror, obgleich das Feuer im Ofen brannte. Ein Tuch, das Liese ihr gebracht, hing über ihre Schultern; sie dachte nicht daran, es wärmend umzuschlagen. Wie gefesselt von einer rätselhaften Macht saß sie in Starrheit da. Und doch arbeiteten die verworrensten Gedanken in ihrem Kopfe. Das stille Antlitz dort auf den Kissen — sie wußte, was es bedeutete. Unfaßbares von Tod, von Ewigkeit, von schwarzer Öde that sich auf — nichts als Nacht, durch die der Sturm saust. Zuweilen irrlichterierte noch etwas wie Hoffnung vorüber, doch wie eine Fiebererscheinung, seltsam, als ein kleines gespenstisches Figürchen, halb Kind, halb altes Weibchen. Das ist ja nicht natürlich, denkt Gertrud; — aber sind sie denn natürlich, begreifbar, die Geheimnisse, die Schrecken, die das Scheiden eines geliebten Menschen — nein, nein, nicht scheiden! Sie atmet, sie schlummert ja. — Armes Mutterchen! Der Gram, die Enttäuschung haben ihr Leben schnell zerfressen. Das also ist der Schluß von so viel Mühe und Arbeit und Liebe! — — Was nun weiter? — — Dann der Bruder. Ihm jetzt begegnen, die Hand reichen müssen!! Die Angst durchrieselt heiß ihren Körper. — Das bleibt ein Flecken auf ihm: die Mutter verleugnen, vergessen, um eines vornehmen Weibes willen, das den Schweiß des Daseins nicht kennt und darum vielleicht nicht zu achten weiß .— —. Oh, könnte sie ihm alles so sagen, was sie auf dem Herzen hat, rückhaltlos, wild heraus, wie es in ihr aufschreit; — die Almosen ihm vor die Füße werfen, die er — der alten Frau sich dann und wann erinnernd, vom Tische seines Glückes fallen ließ — — Aber still! sie schlummert ja dort — sie ist Gott sei Dank ruhig geworden nach langen Stunden der Pein. — — Wo wird der Bruder schlafen? Die Wohnung ist so eng. — Ob Mutter erwachen, ihn kennen wird, — — ob sie überhaupt? — Da fallen ihr schwarze Kleider ein. Gestern auf einmal fing die Mutter von schwarzen Kleidern an. Es überlief sie kalt, und doch gab sie ruhig Antwort: sie brauche keine — —

So ging es in ununterbrochener Reihe, eine wilde Jagd von Vorstellungen, Gedanken, Betrachtungen, und nebenher summte es in Gertruds Ohren wie eine ewige eintönige Melodie, und sie hörte die Uhr Stunde für Stunde schlagen und das Feuer verknistern.

Einmal kam Liese schlaftrunken herüber, ob nichts nötig sei. Gertrud winkte sie zurück, damit die Ruhende nicht gestört werde. Die Alte ließ sich's gefallen; sie hatte noch einen guten Schlaf, den Schlaf der gemeinen Leute, wie sie zu sagen pflegte.

Gegen Morgen hörte der Sturm auf. Es begann zu dämmern. Gertrud trat ans Fenster, um den ersehnten Tag zu sehen. Leise schob sie die Vorhänge auseinander. Der Mond stand noch am Himmel, ein funkelndes Sternbild darüber, herrlich, groß durch die klaren Lüfte niederglänzend.

Mit müdverwachten Augen sah sie empor und stand eine Weile. Kalt blickte die Herrlichkeit dieser Fernen auf ihr bitteres Menschenleid. Es durchschauerte sie, denn eine wohlbekannte Weise tönte in ihr auf, deutlich, hart, als würde sie ihr ins Ohr geraunt:

Wer nie die kummervollen Nächte
Auf seinem Bette weinend saß,
Der kennt euch nicht, ihr himmlischen Mächte!

Sie hatte wahrlich nicht an Verse gedacht, und doch mußte ihr armer Kopf jetzt die Fortsetzung suchen. Wie hieß es nur weiter?

Ihr führt ins Leben uns hinein,
Ihr laßt den Armen schuldig werden,
Dann überlaßt ihr ihn der Pein:
Denn alle Schuld rächt sich auf Erden.

Sie sann verloren diesen Worten nach. Da knisterte die Lampe auf; das Öl war verbrannt.

Gertrud ging hin, sie zu löschen, und nahm behutsam den Schirm weg. Einen Moment fiel das Licht auf das Bett hinüber. Allmächtiger! Was war das? — Ein namenloses Entsetzen fuhr ihr durch Leib und Seele. Welche Veränderung — — „Mutter!“ — Sie erschrak über die eigene Stimme — sie griff nach den wachsbleichen Händen, die auf der Decke lagen und lauschte — lauschte atemlos — — —



Holländisches Mädchen. Nach dem Aquarell von Julius Wengel.

Liese kam aus dem Nebenzimmer herbei. „Was — was ist?"

„Still! — Still!" gebot Gertrud irrenden Auges, dicht niedergebeugt auf das geliebte blasse Antlitz.

Kein Wort, kein Blick — nur leise flackernde Atemzüge, wie Flämmchen eines erlöschenden Feuers.

Wie eingeschnürt von eisernen Banden lauschte Gertrud. Das Herz hämmerte zum Zerspringen, laut, wie etwas außer ihr, etwas draußen auf der Straße.

Leiser, unregelmäßiger wurde der Atem, öfter die Pausen —

Liese stand am Fußende des Bettes, die Hände gefaltet erhoben: Herrgott im Himmel — steh ihr bei! Doch nur innerlich that sie das Stoßgebet. Sie rührte sich nicht. Es war still wie in einer Kirche, das eine allein hörbar. Der anbrechende Tag schien herein durch die offenen Vorhänge, schräg auf das Bett — und siehe! er durchleuchtete eine Thräne, die aus den erloschenen Augen rann, langsam, zögernd, wie der letzte Hauch — eine heilige Thräne — ein Abschied —

Dann war es lautlos still.

Gertrud kniete mit steif vorgestreckten Armen, starr, wie fallend — fallend in bodenlosen Luftraum — alles vorbei! —

Lieses harte Hand strich endlich zitternd über ihren Scheitel.

„Der liebe Gott tröste Sie, Fräulein Gertrudchen! — Sehen Sie — Er hat ihr das helle Himmelsthor weit aufgemacht!"

Dorchen war die erste bei der Verwaisten; dann Schulkinder, die aus Liebe zu ihrer Lehrerin alle Tage nachfragen kamen und heute nach der traurigen Kunde scheu die Treppe wieder hinabhuschten.

Und dann kam Julius mit seiner Frau. Ein Bekannter der Familie hatte sie am Bahnhof erwartet. Sie wußten alles.

Wie damals an jenem Weihnachtsabend krachte die schmale Holztreppe unter ihren Tritten.

Liese hatte eine schwarze Schürze vorgebunden und zeigte ein rotverweintes Gesicht. Sie führte die beiden in die Wohnstube und trat gleich wieder zurück.

Das Zimmer war leer, aber aus dem daneben, durch die halboffene Thüre drang gedämpftes Geräusch. Hedwig ließ ihren Mann vorausgehen.

Auf der Schwelle, kaum merkbar, prallte er zurück, — dann trat er ein.

Sein erster Blick fiel auf das Lager, wo die Mutter ruhte, und auf die dunkle Gestalt der Schwester.

— — „Gertrud!" —

Sie schreckte zusammen, sah zurück und deutete mit abgewandtem Gesicht nach der Toten. Die Hände hingen schlaff hernieder; keine vermochte sie zum Gruß zu heben.

Er trat an das Bett, über die Stirn fahrend, als müßt' er sich besinnen, ob das die Mutter sei, das freundliche Gesicht von einst. Er erbleichte. Dieses Antlitz sprach zu ihm, es rüttelte an ihm, trotz seiner steinernen Ruhe.

Nach einer Weile trat er zu Gertrud. — „Du Arme, hast Schweres durchgemacht!"

Ein fremder trauriger Blick glitt über ihn bis zur Erde. — „Sie — und ich!" kam es schwer über ihre Lippen.

„Warum schriebst du uns nicht früher? Man hätte vielleicht manches thun können."

„Ja, ja —" Sie nickte ohne ihn anzusehen — drei-, vier-, fünfmal.

Auch Gertrud kannte er nicht wieder, ihre thränenlose, harte Fassung, die im Widerspruch stand zu der geknickten Gestalt. Er hätte sie lieber in lautem Schmerz gefunden.

— „Wie waren Mutters letzte Stunden?"

„Die l e t z t e n?" — Sie sagte es so laut, als vergäße sie, wo sie war, und bohrte den Blick in den seinen. — „Die letzten," fuhr sie sich besinnend fort, — „die waren ruhig. — Sie schien alles schon hinter sich zu haben, Leiden und Leben. Nur im letzten Augenblick — sieh hin! —" Sie ergriff seinen Arm und führte ihn an das Lager, die Lampe unverhüllt in der Hand. — „Siehst du sie? Ich habe sie nicht weggewaschen, — da rann eine T h r ä n e aus ihren Augen — d a s war ihr Abschied — —!"

Sie hielt die Lampe hoch und sah ihn an.

Die Haut auf seinen Wangen rieselte und war blutleer. — „Gib ein Tuch," sagte er erschüttert; „das darf nicht bleiben."

„Nein, laß es! Es — war ja doch

ihre letzte Sprache!" — — Gertrud redete wie im Fieber.

Er nahm ihr die Lampe aus der Hand und zog sie hinweg. „Komm! — Hedwig erwartet dich draußen."

Sie folgte willenlos und trat auf die Schwelle. — „Auch du bist gekommen?"

Hedwig wollte sie umarmen, doch sie wehrte ab. „Ich habe die Kleider von vorgestern noch an — habe noch nicht daran gedacht — — mein Kopf ist so wirr! — Willst du auch zur Mutter? — Da drinnen —"

Hedwig hatte noch nicht einmal den Mantel abgelegt. Es war kalt und eine gefangene Luft in dem Zimmer, die ihr unwohl machte. Aber mehr als das, lag ein bleierner Druck auf ihr, seit sie Zeuge des Wiedersehens zwischen den Geschwistern gewesen.

Auch sie trat nun hinein. Es kostete sie Überwindung, denn seit ihren frühen Kinderjahren, wo sie die Eltern verloren, hatte sie nie mehr Tote gesehen.

Diese ernste Schläferin in der kärglichen, matt beleuchteten Umgebung, aus welcher die versteckte Armut hervorsah, machte ihr einen furchtbaren Eindruck; dazu die herbe, thränenlose Schweigsamkeit Gertruds, die mehr als Worte redete. Sie hatte von dem ersten Besuche her die Verhältnisse in kleinlich-komischer Erinnerung. Wie war das jetzt anders, und wie stand Julius mit einem Male als ein Anderer vor ihr, auf diesem düsteren Heimatboden. Eine Schuld lag auf ihm, die sie erst jetzt verstand.

Hedwig sprach kein Wort, während sie drinnen verweilte. Erst als sie wieder ins andere Zimmer gingen, schlang sie den Arm um Gertruds Schultern. „Wenn ich dir etwas sein kann, Gertrud — hier meine Hand, ich möchte es von Herzen! — Sieh mich an, Gertrud —!"

Ein matt verwunderter Blick begegnete ihr. — „Von Herzen? — — Mutter und ich kamen dir auch einst mit offenen Herzen entgegen —" Sie strich mit beiden Händen längs der Schläfen herab, ein bitterer Seufzer entrang sich ihrer Brust.

Da klöpfelte es zaghaft an die Thür. Julius sah hinaus. Die Schulkinder wären schon mit einem Kranze da, verkündete Liese. Hinter ihr stand richtig ein Häufchen halbwüchsiger Mädchen, die nur furchtsam über die Schwelle traten. Kein Kranz, sondern eine ganze Guirlande aus duftendem Tannengrün war es, die sie brachten. Eine von ihnen hielt Gertrud noch ein Sträußchen hin, die ersten Blumen des Jahres, Schneeglöckchen.

Gertrud sah auf den kleinen Strauß, und eine Wandlung ging über ihre Züge. — „Ich danke euch, Kinder, — das ist — lieb und gut von euch!" sagte sie leise, indem sie allen die Hand gab. — „Das Sträußchen — werde ich der Mutter — — " Sie konnte nicht weiter. Thränen perlten über die Hände, mit denen sie das Gesicht bedeckte.

Die Kinder schlichen dann still wieder von dannen.

Alles war vorbei, das Begräbnis, die Abreise des Ehepaares. Gertrud ging wieder in ihre Schule.

Die selige Frau Bremer konnte nach Ansicht der Föhrenberger mit den Ehren, die ihr erwiesen worden, zufrieden sein. Wie eine reiche Frau war sie begraben worden. Ihr Sohn hatte alles angeordnet, die Kosten auf sich genommen und sogar beim ersten Steinmetzen gleich das Grabdenkmal bestellt. Er mußte sich überhaupt nobel gezeigt haben, ebenso seine Frau, die, wie es hieß, sehr liebevoll gegen die Schwägerin gewesen sei. Gertrud konnte in ihrer Häuslichkeit bleiben wie bisher; sie hatte ihre sichere Stellung; das ist doch ein Glück, wenn man die Änderungen bedenkt, die so ein Todesfall oft im Gefolge hat.

Gertrud hatte keinen Sinn für dieses Glück. Die harten Leidenszüge in ihrem Gesicht verloren sich nicht; sie wurde auch nicht zugänglicher für wohlmeinende Fragen und Trostgründe. Bis zur Unhöflichkeit blieb sie verschlossen und zurückgezogen gegen so manche, die es doch gut mit ihr meinten. Im übrigen war sie wieder aufrecht und bemühte sich, den ausgesetzten Unterricht nachzuholen; nur fehlte ihr die alte Frische, mit welcher sie Köpfe und Herzen ihrer Schülerschar so leicht gelenkt hatte.

Es war jetzt Ende März. Der Frühling kam dies Jahr beizeiten. Allerlei Zugvögel waren schon da. In den Gärten sangen Fink und Amsel. Das Gewölk wurde leicht und flockig. Bis in weite,

weite Fernen verlor es sich in denselben Formen und Linien. Ein merkwürdiger Friede lag darin. „Die Lämmlein weiden wieder auf den Himmelsauen," hatte Mutterchen um diese Zeit gesagt.

Gertrud mußte täglich einen Spaziergang machen, weil sie schlaflos war. Da fiel ihr im Freien manches ein aus längst vergangenen Zeiten, so lebhaft, daß sie für Momente alles Traurige vergaß. Aber das Nachhausekommen weckte es wieder.

Dorchen brachte manchen Abend bei ihr zu.

„Was würdest du sagen," redete Gertrud einmal nach längerem Schweigen Dorchen an, die lesend bei ihr saß, während sie deutsche Schreibhefte korrigierte, — „wenn ich die Schulmeisterei hier an den Nagel hinge und auswanderte?"

Dorchen erschrak. — „Wohin?"

„Nach England, Frankreich, Amerika — nur fort! — Ich gehe zu Grunde, wenn ich so weiterlebe — und das Zugrundegehen ist für unsereinen keine so einfache Sache."

„Was willst du draußen?"

„Wenn ich das sagen könnte! Suchen, ob etwas in mir noch einmal anders werden kann, durch neue Verhältnisse, neue Arbeit und wäre es der Kampf um ein Stück Brot. Hier ist's so furchtbar eng und öde. Man wird seine Gespenster am hellen Tage nicht los. Ach! und so vereinsamt! Ich habe ja nur dich noch."

Dorchen nickte. „Es gibt viel einsame Menschen! Das Unglück macht einsam, das Alter, der Tod, der eigene Charakter, — und alle sehnen sich nach etwas Erlösendem, wie du — —"

„Komm mit!"

„Ich kann nicht; ich bin ja nichts! Du hast dein Wissen, mit dem du überall fortkommst. Ich bin nur gut fürs Haus und muß drum bleiben, wohin mich das Schicksal einmal gesetzt hat. Der Onkel fand, daß es genug sei, ein ‚geradgewachsenes' Weib zu werden." Sie lächelte vor sich hin. — „Das ist ein schönes Programm — —"

„In dem Kraft genug erstickt wird!"

„Im Wald können auch nicht alle Bäume groß werden. Wie viele verkümmern im Schatten, während die anderen Luft und Sonne haben. Das ist einmal so."

Gertrud betrachtete Dorchen mit weichem Blick. „Du taugst nicht in die Welt hinaus!"

„Ich habe mir's auch einmal gewünscht," sagte Dorchen verträumt, „wachsen, etwas werden und den Himmel so recht frei über sich haben! — — Aber da brauchten andere Bäume Luft und Raum — und schlossen die Zweige über mir zusammen. — Jetzt steh' ich auch im Schatten — und lebe doch fort. — — — Sage mir eins —" sie blickte unverwandt ins Licht — „ist Julius glücklich?"

„Ich weiß es nicht," sagte Gertrud kalt.

„Du weißt es!" — Dorchen nahm bittend ihre Hand. — „Du weißt es! — — Ich habe ein unerklärliches Mitleid mit ihm, obgleich er alles besitzt, was glücklich machen kann. Er war nie stark, — weißt du, wie er sich einmal nannte? Eine Reflexnatur."

„Das heißt eine treulose Natur."

„Zu innerst nicht! — Er hat hart gelitten hier — ich sah es, als er am Grabe stand — und seine Frau neben ihm, ohne ein tröstendes Wort! —"

Gertrud schwieg eine Weile und sah auf Dorchen, die noch immer ihre Hand festhielt, ganz eigen. — „Dich verdiente er nicht — aber vielleicht sie!"

„Es ist dein Bruder, Gertrud! — Du sollst diesen Hader nicht weiter nähren. Er vergiftet dich; du bist nicht mehr dieselbe. Er vergiftet das Andenken eurer Mutter, um die ihr doch beide Trauer tragt."

„Hör' auf davon!" —

„Nein," rief Dorchen in aufglühender Schwärmerei, — „nun wir einmal davon sprechen, soll es ganz sein. Du darfst mit Julius nicht so zerfallen bleiben. Er braucht dich — er muß an dir Versäumtes gut machen können!"

„Du irrst dich. Er hat verlernt, daran zu denken, daß irgendwo noch jemand ist — oder war — der auf ihn wartete."

„Jetzt wird es anders sein."

„Er ist ein anderer."

„So ganz verändert sich kein Mensch! Glaub' mir, es ist noch etwas in ihm von Bremers Julius," flüsterte sie Gertrud ins Ohr, — „ich habe es gesehen — von ferne! — — Wenn er dich sucht — sei da!"

„Das spürt die Tote nicht mehr."

„Sie sieht's — gewiß, so wahr Gott lebt!" rief Dorchen hingerissen. „Es ist zu viel Schmerz und Stückwerk hier, daß es drüben unvollendet bleiben könnte. Und alle die Liebe, die ein Leben lang gewährt? Sie höret nimmer auf, heißt es! — — Ja, geh' fort, Gertrud, — es wird dich heilen. Draußen findest du — den Weg dann vielleicht zurück —"

Die alte Standuhr mit den schwarzen Säulchen hob die Stunden aus und begann langsam zu schlagen, zehn Uhr.

Gertrud sah hin und horchte wie auf eine Stimme. Ein herber kurzer Seufzer, dann raffte sie sich auf. „Ich danke dir! — Du bist eine — tapfere Schwärmerin!" —

Bei Professor Bremers wurde seit längerer Zeit schon ein ganz anderes Leben als früher geführt.

Die Herrin — einer der Hausfreunde hatte das Wort aufgebracht — „die Herrin wollte es so."

Nun ja, der Tod der Mutter, von welcher übrigens nie zuvor die Rede gewesen, dann der gleichzeitige Unfall mit dem Kinde damals in der Abwesenheit des Ehepaares (— es war durch ein Versehen der Wärterin vom Tische gestürzt und mußte irgendwie Schaden dabei genommen haben, denn es kränkelte nachher, erholte sich indessen langsam wieder) — das waren Gründe, aber vergangene. Man stand im Oktober. Um diese Zeit hatte die intimere Geselligkeit sonst schon begonnen, hie und da etwas gute Musik, ein gemütliches Diner. Bisher nichts davon.

Hedwig bekam man selten zu sehen. Sie widmete sich „fanatisch" ihrem Kinde. Der sonst lebensfrohe Hausherr litt offenbar darunter; er hatte etwas auffallend Verstimmtes. Man redete allerlei, natürlich. So viel stand fest, bequeme Gattinnen waren Frauen, wie die seine, bei all ihren Tugenden und Talenten nicht.

Tag für Tag, da es das Wetter erlaubte, hielt sich Hedwig mit dem kleinen Ulrich im Garten auf. Er hatte die rosigen Farben noch immer nicht wieder und war in der Entwickelung zurück. Es machte ihr schwere Sorge; sie ließ ihn kaum mehr von sich, nicht einmal bei Nacht. Die Einrichtung, welche sofort getroffen worden, als man das Kind leidend fand, war noch dieselbe: ein besonderes Gemach für die Mutter und den Kleinen, nebenan die Wärterin.

Das Laub sank still im Sonnenschein von den Bäumen, große zackige Platanenblätter, mit denen das Kind spielte. Es war noch sehr warm. Auf dem Kies waren dicke Teppiche ausgebreitet. Da rutschte und krabbelte Klein-Ulrich umher und haschte in die Luft, wenn wieder so was Großes aus den Zweigen herabtaumelte, oft gerade ihm aufs Näschen.

Die gelben welken Blätter rings um das junge Wesen, — Hedwig, die ihren Klappstuhl dicht herangerückt hatte, fiel das plötzlich auf, und eine seltsame Angst kam über sie.

Immer hatte sie sich für phantasielos gehalten; seit der Föhrenberger Reise war das anders. Es war überhaupt vieles anders seitdem. Das Düstere jener Eindrücke verfolgte sie schattenhaft; es legte sich zwischen ihren Mann und sie, zwischen das Kind und sie. Mit der ungetrübten Freude, dem Vertrauen in ihren Besitz war's vorbei. Ein Schleier war zerrissen.

Sie sprach nicht davon. Sie respektierte die Trauerzeit, das Schweigen ihres Mannes über das Erlebte, selber schweigsam in sich zurückgezogen. Nicht einmal das Kind vermochte sie recht zu erheitern. Sie betrachtete es, wie oft! ernst und sinnend in seiner Ähnlichkeit mit dem Vater. Wenn der kleine Abgott einmal groß, ein Mann sein wird; sie alt, von der Welt zurückgezogen oder — zurückgestellt, mit allen Fasern des Herzens an ihm hängend, von ihm allein — von wem eher, als von ihrem Kinde? — Liebe, Treue, Schutz erwartend — und es würde an ihr geschehen, was die alte arme Frau erfahren! Sie grübelte sich in diesen wehrlosen bittersten Schmerz, während das Kind zu ihren Füßen spielte und mit seinen weichen Patschhändchen ihr Gewand berührte. Das Wort Gertruds zu dem Bruder: Ich habe die Thräne nicht weggewaschen! durchschauerte sie immer wieder.

Besser, keine Kinder haben, als solches erleben!

Da richtete der kleine Ulrich an ihren

Knieen sich auf und schaute sie lachend aus seinen Kinderaugen an.

Kein Kind haben! So etwas ausdenken können, während es dasteht und emporblickt in seiner Lieblichkeit und seine Ärmchen streckt, das Beste, Teuerste, Einzigste in der Welt!! Sie nahm es, preßte es an sich. Nein, nein, um keinen Preis, auch den der größten Schmerzen, gäbe sie es her, ihr Eigenstes, für das sie jeden Augenblick wieder ihr Leben einsetzen würde.

Sie strich über die seidenweichen Härchen und betrachtete das süße kleine Gesicht, als wollte sie dies Seelchen mit all seinen Keimen bis auf den Grund erforschen — —

Hedwig kam über die Enttäuschung am Charakter ihres Mannes nicht hinweg. Eine Brutalität hätte sie eher vergessen können, als die Feigheit, die im Glück das arme Einst mit seinen heimlichen Bittaugen verleugnete. Was sie als ein Ertragen gewisser Verhältnisse aufgefaßt und deshalb nie tiefer eingedrungen, — es war Treulosigkeit, — das „Mutterchen," von dem er einst geredet — ein Phantasiegespinst zur eignen Zier erdichtet, wie mancher von Liebesgluten Verse macht, die er in Wirklichkeit nie empfunden.

Sie hatte das Bild geliebt, welches sie sich von ihrem Manne gemacht, ein Bild mit noblen, offenen Zügen. Durch die grelle Beleuchtung eines Momentes war es verändert, eine andere Seele darin. Und dieses anders wirkte tiefer, als ein starkes männliches Unrecht, mit dem sich hadern läßt. Es vergiftete, zersetzte. Überall nun Zweifel! Wie häßlich, solch ein Umschleichen der Gedanken! Sie selber fühlte sich in ihm getroffen, verändert, unfrei, kleiner geworden.

Und dies schweigend ausgekämpft all' die Zeit her, weil sie den Mann nicht mehr demütigen wollte, als es der Lauf der Dinge ohnedem gethan, — weil auch er schwieg und den Trauerflor noch trug.

Wie, sollte es so weitergehen? — -

Auch Hedwig trug noch Trauer, schwarz von der Halskrause bis zum Saum des Kleides. Julius hatte sie schon mehrmals gebeten, das harte Schwarz abzulegen, das ihr ein leidendes Aussehen gebe. Sie trug es fort. Die Eitelkeit, ihm zu gefallen, war abgestreift.

Er übte die erdenklichste Nachsicht an ihrem sonderbaren Wesen in der Hoffnung, es mit der Zeit in die alten Bahnen zu lenken. Doch es blieb; es schien sich sogar immer fester zu setzen — ein Druck der Entfremdung und Leere.

Die Stimmung wurde unerträglich. Mit einem Male schlug in Julius der Unmut auf.

Es war in einer Nacht, als er erwachte und nicht wieder einschlafen konnte. Da zogen sie an ihm vorüber, alle die negativen Einzelheiten, höhnend, aufstachelnd. War er denn noch Mann im Hause? Zum Teufel, nein! Er war Gatte und hatte kein Weib, — Vater und hatte kein Kind. An wem lag es, als an ihm, die Dinge zu ändern? Warum nur hatte er so lange dem allen zugesehen? Es war die Macht, die von Hedwig ausging, von welcher er mit Behagen sich hatte regieren lassen, weil das Regiment angenehm, klug, schön gewesen; keine Liebesgängelei, mit Koketterien und lächelnden Schlichen, — etwas Selbstverständliches, das offen einherschritt. Dem hatte er sich unterworfen — allzu viel! Jetzt stand es anders. Es gibt eine Nachsicht, die Schwäche ist. Endlich war es an der Zeit, sie abzustreifen.

Er machte Licht und ging in dem großen Zimmer auf und ab. Wäre Hedwig da! Vielleicht war auch sie wach. Sollte er drüben an der Thür lauschen, klopfen —?

Nein! Besser so! Er konnte klar überlegen, was er morgen mit ihr sprechen wollte.

Es galt eine Entscheidung.

Julius war eben nach Hause gekommen und hatte nach seiner Frau gefragt. Im Garten sei sie mit dem Kleinen, hieß es.

Wie immer!

Er ging dorthin, nach dem geschützten Plätzchen, wo sie zu sitzen liebte, vor den hellen Platanen- und Birkenstämmen.

Die meisten Wipfel waren entlaubt, einzelne aber noch voll, ganz rostbraun oder leuchtend gelb. Eine eigene Helle ging von diesen herbstlichen Farben aus, die durch das tiefe Grün dahinter stehender Koniferen noch gehoben wurden.

Die schwarze Frauengestalt in dieser

Umgebung — Hedwig trug statt des Gartenhutes heute einen Schleier, der lose niederfiel — sah reizvoll aus.

Julius war für dergleichen stets empfänglich und die Wirkung auch gleich da. Statt der Auseinandersetzung, die ihm eben noch eine Notwendigkeit geschienen und für die er eine Art Programm, möglichst kurz — er scheute solche Erregungen — sich ausgeklügelt, wäre ihm eine entgegengestreckte Hand, ein einziger herzlicher Blick tausendmal lieber gewesen.

Wie, wenn er einfach diese Brücke schlüge? Sein gutes Recht ihr demonstrierte mit der That?

Hedwig schien sein Kommen nicht zu bemerken. Abgewendet sah sie in die blasse blaue Herbstluft, wo ein paar „Drachen" ruhig schwebten. Das Kind saß in seinem Wägelchen dicht bei ihr.

— „Ah du?" sagte sie, als er auf zwei Schritte ihr nahe war.

Ihre Blicke begegneten sich in fragender Ahnung.

„Immer nur hier, nie hinaus! Ich möchte einmal einen Spaziergang mit dir machen." — Er sprach in leichtem Ton. Sie sollte nicht merken, welch' eine Anwandlung er eben gehabt. „Geh, kleide dich an."

Er trat zu seinem Söhnchen, das an dem gestrickten Fell eines Pudels mit prächtigen Glasaugen zerrte und ganz versunken in sein Zerstörungswerk war. — „Putz, gib mir ein Händchen!"

Das Kind sah flüchtig auf und zupfte aus Leibeskräften weiter.

„Hörst du, Ulrich?"

Da erschrak es über den schärferen Ton und schaute hilfesuchend nach der Mutter.

Julius hob den Kleinen aus dem Wagen. „Kennst du mich nicht?"

Jetzt gab's Geschrei.

„Er ist erschrocken," sagte Hedwig und wollte ihn nehmen.

„Nein, laß mir ihn! Was schaden so ein paar Thränen."

„Bitte, gib das Kind."

„Er muß parieren lernen!" — Die Hand, die den Kleinen hielt, zitterte kaum wahrnehmbar, wie die Stimme, die das sprach.

Hedwig bemerkte es. — „Was fällt dir ein, das Kind so aufzuschrecken?" fragte sie.

„Gut, so soll es weggebracht werden. Aber du, bleibe!"

Er reichte ihr das Kind, das sich bei ihr sofort beruhigte. Wie zwei gegen ihn Verbündete schmiegten sie sich aneinander.

Hedwig tippte in dem nahen Gartenhaus auf eine Glocke, worauf die Wärterin den Kleinen holte.

Julius hatte sich indessen auf einen Stuhl gestreckt und blickte seinem Kinde schweigend nach.

— „Ich dachte, du wolltest einen Spaziergang machen?" fragte Hedwig zurückkommend.

„Wir können auch hier bleiben. Setze dich nur wieder. — — Was mir eben eingefallen sei, fragtest du. — — Ich will es kurz formulieren," — er blickte scharf zu ihr auf, um den Eindruck seiner Worte zu sehen, — „daß es so nicht weitergehen kann."

„Ja, — du hast recht!" sagte sie wie befreit.

Die Antwort durchfuhr ihn messerscharf. Es dauerte einige Sekunden, bis er langsam fragte: „Was liegt zwischen uns?"

Sie blickte seitwärts mit gesenkten Wimpern. — „Wenn ich das auch so kurz formulieren könnte!" — Nach einem Moment des Sinnens wandte sie die Augen traurig, und zugleich hart nach ihm. „Du fühlst es ebenso, wie ich — sonst hätten wir nicht so lange geschwiegen."

„Sprich es aus!"

— — „In unser Haus ist ein Schatten gekommen —"

„Ja, das weiß Gott!"

— „Eine zu spät gekommene Erkenntnis. — Du sagtest einmal, Frauen konstruieren sich die Welt aus ihrer Seele, nur ihr sehet sie, wie sie ist. Ich habe es so gemacht und erkenne nun den Irrtum."

Julius zog das seidene Tuch aus seiner Brusttasche, nahm den Zwicker ab und begann an demselben zu reiben. — „Und was betrifft er, dieser Irrtum?"

„Dich." —

„Hast du mir etwas vorzuwerfen?"

„Ja — eine Täuschung; freilich eine, an welcher ich die Schuld mittrage. — Ich machte mir, wie du gesagt hast, ein

Bild von dir nach meinem eigenen Fühlen und Denken."

„An solchen Täuschungen laborieren die meisten Frauen. Das sind die Lügen der Erziehung, die sich rächen. Träume, Schäume gegenüber der Wirklichkeit. Dich, Hedwig, glaubte ich frei davon. — Aber ich will dir sagen, was du vielleicht selbst nicht weißt: seit Ulrichs Geburt bist du verändert, empfindsam, grüblerisch. Du hast damals viel gelitten."

„Das ist es nicht — aber ich habe viel erlebt seitdem —" Sie hielt inne; sie sahen einander fast scheu in die Augen.

„Ließ ich es — vielleicht an Rücksicht fehlen?"

„Gegen mich, nein, — nur an Wahrheit."

„Bedenke, was du sagst!"

„Ich habe es längst bedacht, — seit dem Eindruck, den ich nicht mehr los werden kann, damals — als wir deine Mutter noch am Leben zu finden hofften und nicht mehr fanden. Es verfolgte mich Tag und Nacht, jenes Wiedersehen — die arme Mutter dort drinnen! Was stand in ihrem Gesicht geschrieben — welch ein Leidensvorwurf! Und wie sah Gertrud aus! Das war eine Verurteilung! Nie im Leben habe ich solche Pein, solche Demütigung empfunden — für dich und mich — und doppelt bitter, weil ich sah — daß es nicht echt gewesen, wie du einst von deiner Mutter gesprochen."

„Nicht weiter, Hedwig!"

„Laß uns ehrlich reden: Hingst du wirklich an der alten Frau? Was thatest du für sie, als ihre unterwürfige Liebe eben dulden? Wozu also die — Komödie?"

„Du hattest früher eine andere Auffassung!"

„Ja, ich war verblendet und selbstsüchtig in unseren glücklichen Tagen. Du schwiegst über so manches; ich fragte nicht. Ich verstand es, wie man der Heimat und Familie entwachsen, wie das Leben sich dazwischenlegen kann. Daß dein Gemüt doch hinüberreichte, das stellte dich hoch vor mir. Was Verleugnung schien, legte ich als Stolz für die Deinen aus, als Schonung, die, was ihr lieb ist, nicht preisgeben will. Ich dachte mir in deinem Innern eine gute heimliche Stelle, wo unberührt von allem Äußeren die Treue für die Deinen wohnt, und baute darauf das Beste unseres eigenen Glücks. — — Das wurde zerrissen mit einem Mal, als ich dich dort in dem halbdunkeln Zimmer sah — deiner toten Mutter gegenüber. Wie mußte sie an dir gehangen, auf dich gewartet haben! Mir graute vor solch trostloser Sehnsucht. — Seitdem liegt es auf mir wie eine Schuld, die nicht mehr quitt gemacht werden kann — wie verlorenes Vertrauen — in dich — sogar in mein Kind, das mir einst Gleiches mit Gleichem vergelten kann —"

Julius war totenbleich. Er sah seine Frau an mit vollem Blick, feindselig und doch mit einem durchglühenden Funken niedergehaltener Leidenschaft. — „Ich entdecke heute erst die Eiseskälte deiner Aufrichtigkeit!" sagte er mit einem Versuch zu lächeln. — „Doch laß uns zur Sache kommen. Was du vorbringst, berührt zunächst nicht uns, sondern dritte. Wir beide kommen doch wohl in erster Linie zu einander in Betracht. Du siehst, ich lasse dich voll ausreden, — nur sage die Hauptsache."

„Du meinst, was ich allein gegen dich vorzubringen habe? Ich wollte, es wäre das, — damit kann man fertig werden. Mir hast du nichts gethan. — Es kam so, wie Ereignisse kommen, die manches plötzlich in ein anderes Licht — oder in Schatten setzen. — Ich kann nur sagen — es ist etwas Helles, Warmes erloschen. So ein Schatten liegt über uns, der alles trübt und den ich in allem sehe, in dir, in mir — in dem blassen Gesicht des Kindes, das sich nicht mehr erholte seit dem Unfall — in jener Zeit! — —"

— „Dies alles so zu sagen, hat nur eine Frau den Mut — deren Herz schweigt! Eher beginge sie eine Lüge —"

„Ja, die Lüge wäre vielleicht bequemer. Darum wird sie auch in so vielen Fällen von uns erwartet, wie ein Vorzug des Gemüts. Nur am unrechten Platze ist sie verpönt. Weil aber nicht jede Frau das rechte Gefühl für die verschiedenen Gelegenheiten hat, wo Sünde Tugend oder Tugend Sünde ist, so entsteht diese Masse verkrüppelter Charaktere und Verhältnisse, die Elend leiden und Elend schaffen. Ich verachte die Lüge, vor allem in einem Verhältnis, das nur auf Wahrheit rein be-

stehen kann. Wie will man Wahrhaftigkeit von seinen Kindern erwarten, wenn man sie selbst nicht hält? — — Ich habe all' diese Zeit her darüber nachgedacht, wir sind traurige Erzieher für den Kleinen, so wie es jetzt mit uns steht. Das Weinen vorhin war sehr bezeichnend. Es fehlt ihm an Sonne, an dem rechten warmen Boden, auf dem es gedeihen kann. Und das Kind hat nun doch wohl das erste Recht vor uns beiden —"

„Meinst du? — — Wenn diese Sorge alles überwiegt —"

„Sind wir es ihm nicht schuldig? Und auch uns? — Das Kind, so klein es ist, leidet in dieser Atmosphäre. Es muß Liebe fühlen, soll es Liebe lernen. Denn das ist ja doch — unsere Zukunft! — Kannst du es mir verargen, wenn ich das pflegen und erhalten will um jeden Preis? Sei gerecht! Ich hatte nie Heimat, Elternhaus, Geschwister wie du; nur das, was man davon sagt, das kannte ich, und die fremdenLeute, die mich erzogen. Oft genug beneidete ich andere, die das besaßen. Ich hielt es für das schönste, heiligste Glück, für etwas, das geschenkt sein muß, nicht geschaffen werden kann. Darum zögerte ich so lange, mir eine Heimstätte zu gründen — bis ich dir begegnete. In dir sah ich die Gewähr für dieses unbekannte Glück. — — — Und nun ist so wenig davon da, — das kleine Wesen — und die zitternde Sorge um seine Erhaltung —"

— „Was willst du mit alledem sagen?"

„Daß etwas geschehen, ein Ausweg gefunden werden muß aus dieser peinvollen Lage. — So kann es ja nicht weitergehen in den langen düstern Winter hinein. — — — Ich möchte dir einen Vorschlag machen: — laß mich mit Ulrich fort nach dem Süden, wo das Kind sich vielleicht wieder ganz erholt —"

„Fort?! — — Weißt du keinen anderen Ausweg?"

„Ich weiß, es ist ein Opfer, was ich von dir fordere — aber ich glaube, es ist das einzige, was uns helfen kann."

Julius biß die Zähne aufeinander. — „Du bist — grausam weise! — — Und dann? —"

Hedwig stand vor ihm, ohne ihn anzusehen. — — „Die Zeit — kann so vieles ändern —"

„Das also!" rief er aufspringend. „Wärest du imstande, so fortzuleben unter der Maske der Zufriedenheit, statt —"

„Nein! Geh nur — geh!"

„Sage, was du dagegen hast. — Sprich dich so offen aus, wie ich."

— „Das — kann ich nicht so gut wie du! Siehst du — das ist der Unterschied in unserem Empfinden, — so souverän regiert mein Kopf den Menschen nicht —"

Er suchte nach seinem Hut, der dicht vor ihm lag.

„Laß uns ganz aussprechen, Julius!"

„Hast du noch mehr? Bitte — —"

„Nein — du!"

„Ich sage dir, es geht nicht. Morgen, wenn du befiehlst — übermorgen! Heute — —" es zuckte bitter um seinen Mund — „will ich noch einen Spaziergang machen —"

Studienzeichnung von E. Kaemmerer.

„Ich begleite dich."

„Nein! Bitte bleib — bleib!" —

Er ging raschen Schrittes den gewundenen Gartenweg zurück.

Sie sah ihm nach — es regte sich etwas wie Mitleid, wie Unsicherheit in ihr — aber sie rief seinen Namen nicht — sie blieb regungslos stehen — —

Um diese Zeit rüstete Gertrud wirklich zum Wandern. Sie führte ihren Vorsatz aus.

Seit den Ferien hatte sie ihr Lehrerinamt, das sie zwölf Jahre bekleidet, zum Schmerze ihrer Schülerinnen niedergelegt und dafür eine Stelle hoch in Schottland oben auf einem Schlosse angenommen als Erzieherin zweier junger Mädchen, mit denen sie zeitweilig reisen sollte.



Studienzeichnung von E. Kaemmerer.

Ihre Vorgesetzten ließen sie ungern scheiden. Man schüttelte den Kopf zu ihrem Entschluß, eine gesicherte Stellung in der Heimat für Unsicheres in weiter Ferne aufzugeben. Aber sie blieb dabei, auf einige Jahre ins Ausland gehen zu wollen.

Nun war das Haus bestellt, nämlich die alte Liese, die wie verwaist umherging, ordentlich versorgt; die alten Möbel auf einem Dachboden untergebracht. Kaum stand die kleine Witwenwohnung leer, so zogen gleich andere Leute mit einem Rudel Kindern darin ein, die Familie eines kleinen Bahnbeamten, die von auswärts nach Föhrenberg versetzt worden.

Die letzten Tage wohnte Gertrud bei Dorchen, um sich von Mühsal und Bewegung aller Art noch zu erholen. Es wurden ihr mancherlei Ehren zu teil von Freunden und Vorgesetzten, auch kleine rührende, von schwärmerischen Schülerinnen dargebracht, die ihr sehr zu



Studienzeichnung von E. Kaemmerer.

Herzen gingen. Trotz alledem lag es schon wie der Anhauch einer anderen frischeren Luft über ihr.

Einer der letzten Tage war noch zum Besuch auf dem Forsthaus bestimmt. Es war ein wundersam klarer Spätherbsttag.

Dorchen und Gertrud wanderten den bekannten lieben Waldsteig, welcher der Höhe entlang ins Forsthaus führte. Streckenweit gingen sie schweigend nebeneinander hin; dann faßten sie sich wieder bei den Händen, begannen ein Gespräch, um es bald wieder fallen zu lassen. Auf beiden lag das Leid des Abschieds.

Der Wald war still, die meisten Vögel fort. Nur kleine Meisen piepsten vergnügt im Sonnenschein, und Krähen flogen ab und zu. Es geschah auch, daß auf Lichtungen mitten im Weg ein Hase plötzlich Halt machte, die Löffel stellte und dann waldeinwärts stob. An schattigen Stellen lag schon Reif, während nahebei, wo die Sonne hinkam, noch schüchterne Blümchen sich hervorwagten. Die Luft war erfüllt vom Odem gefallener Blätter.

Gertrud blieb stehen und sog mit einem langen Atemzug den würzigen Duft ein. — „Ich wußte nicht bis heute, wie ich an alledem hänge! Vor Jahren hab' ich mich oft so hinausgesehnt in die Welt. — Was man sich dabei denkt in seinem Schneckenhause! — Und jetzt, wo der Wunsch erfüllt wird, ist's vielleicht zu spät."

„'s ist nicht zu spät! Und dann — hier wartet Tag für Tag jemand auf dich."

Gertrud drückte Dorchens Hand. „Wär's anders!" —

Kaum wußten sie, wie sie den Weg zurückgelegt hatten. Bei einer Biegung war schon das Forsthaus unten sichtbar, behaglich auf den Grund gebettet, den Waldberge beinahe rings umschlossen. Nach einer Seite, gen Westen nur, war das Thal offen.

Zwei Dachshunde lagen vor der Thür im Sonnenschein und schlugen an, als die beiden kamen. Vom Brunnen her, wo das Wasser armsdick aus der Röhre schoß, grüßte lachend eine Magd, die in die Stube wies.

Da saß der Förster auf dem verrutschten Ledersofa, mit hohen Stiefeln, denen man einen Gang auf feuchtem Waldboden ansah.

„Na also," begrüßte er seine Gäste; „da wären wir denn glücklich beim Abschiednehmen angekommen. Wissen Sie, Gertrud" — er schob den Tisch weg und stand ein bißchen steif auf, — „na, man soll nicht gleich mit der Thür ins Haus fallen, aber besser jetzt, als wie ein schnappender Hund erst auf die Gelegenheit warten: — toll ist es doch von Ihnen, so alles wegzuwerfen und davonzulaufen. Hat man je früher von einem Mädchen in gesicherter Lage so was gehört?"

„Die Menschen sind heute unruhiger."

„Und u n f r o h e r!" sagte der große Mann in seinen Stulpstiefeln, breit vor Gertrud stehend, mit schier zornigem Nachdruck.

Gertrud lächelte zu ihm hinauf. „Das können Sie von mir nicht sagen. Und was das Wegwerfen, das Davonlaufen betrifft —"

„Dafür haben Sie natürlich Ihre schöneren Schulausdrücke, ist aber doch dasselbe. Sagen Sie mir nur, warum begehen Sie den verrückten Streich? Hat Ihnen die Schulbehörde etwas abgezwickt oder sonst jemand einen Prügel vor die Füße geworfen? Was würde Ihre selige Mutter zu dieser Auswanderung sagen?"

— „Ja, wenn die Mutter lebte —"

In diese Tonart sollte es jedoch nicht übergehen. Der Förster sah ein bißchen verlegen umher und strich seinen Schnauzbart. — „Aber zum Donnerwetter — ihr sitzt ja noch nicht einmal!" — Er rückte mit Geräusch die hölzernen Stühle. „Bald wird auch was zu essen da sein. Ich habe einstweilen einen Imbiß genommen, weil ich seit früh mit Holzhändlern auf den Beinen war." — Er strich die Brotkrumen unter den Tisch. „Hoffentlich gibt's was Gutes! Meine Neue —" er deutete über die Schulter nach der Küchengegend, blies so etwas wie einen Seufzer durch die Zähne und sprach behutsamer, — „die andere ist sie eben nicht."

Seine langjährige Haushälterin hatte ihm vor wenig Wochen noch den Streich gespielt, zu heiraten.

„Ich werd' einmal in die Küche gehn," sagte Dorchen.

„Nein, zum Teufel! ja nicht! Sonst ist es um die Laune geschehen. Nein, wißt ihr was? Wir trinken einstweilen ein

Schnäpschen. Der Graf hat mir neulich was Feines mitgebracht.“ — Er ging an ein dunkles Wandschränkchen, nahm eine Flasche und Gläser heraus. Dann setzten sie sich an den Tisch in der Fensterecke, das gute alte Plätzchen, an dem sie, weiß Gott wie oft, gesessen. Draußen der Friede des Waldes, innen die Gemütlichkeit der Jägerstube. Gertrud schaute sich still um.

„Prosit!“ sagte der Förster, „wenn's denn nicht anders sein kann: auf eine fröhliche Abschiedsstunde und — auf ein fröhliches Wiedersehn!“ — Er leerte sein Glas auf einen Zug.

Gertrud reichte ihm die Hand über den Tisch. „Viel gute Stunden hab' ich hier genossen! Womit vergilt man so etwas?“

„Vergelten? Ei was! Als ob Freundschaft ein Tauschhandel wäre!“

„Aber ein Austausch.“

Der Förster sah zu Gertrud hinüber — es ging etwas durch seinen Blick, über sein Gesicht, wie flüchtiger Liebesschein aus jüngeren Tagen. — „Sie können das alles so schön umbiegen, wie ein Weidenrütlein. Austausch! ja, das läßt man eher gelten, respektive hätt' man einmal gelten lassen. Später — wird man großmütig oder bescheiden — wie man's nimmt, — weil nicht mehr viel zu wollen ist. — Bleiben Sie uns eben gut, Gertrud, und wenn Sie draußen genug haben, dann kommen Sie wieder zu uns, nach Hause! Wir achten Sie, wir haben Sie alle lieb — nicht wahr Dorl?“

Dorchen stützte das Kinn auf die Hand und nickte stumm.

„Was wirst denn du anfangen, wenn sie fort ist?“

„Es wird schon gehen.“

„Bist ein braver Kerl, Dorl! Ihr beide — ihr hättet bei Gott — na! — Es gibt gewisse Eseleien auf der Welt, die einmal nicht gut zu machen sind. Um eure Tapferkeit könnte euch mancher beneiden, der mehr als das Militärmaß hat und sich wie ein Held in die Brust wirft. — Laßt euch noch einmal einschenken, ihr Mädchen.“

Er leerte sein Gläschen abermals in einem Zug. Dann stand er auf, um doch einmal in der Küche nach „ihr“ und ihren Thaten zu sehen.

Mit kleinlauter Miene kam er wieder. — „Habt ihr — großen Hunger?“

Die Mädchen lachten über sein Gesicht.

„Draußen scheint mir's nämlich noch nicht sehr hoffnungsreich. — Oh Weiber, ob man bis zur Grube von diesem Joch frei wird!“

„Das soll man auch gar nicht.“

„Schutzhäuser soll man gründen für wehrlose alte Knaben. Das wäre unter dem vielen Humanitätsschwindel, von dem man hört, etwas Vernünftiges.“

„Gingen Sie dahin?“ fragte Gertrud.

„Warum nicht — in der Verzweif ——“ er schwieg jählings, denn in der Thür erschien ganz unerwartet schnell die „Neue,“ zierlich mit weißem Latzschürzchen angethan, erhitzten Wangen, lebhaftem Blick, der ersten Jugendblüte zwar längst entrückt, doch mit Spuren jugendlichen Temperamentes. Nicht ohne Selbstgefühl, das sich in einer schnickenden Beweglichkeit kundgab, trat sie auf und besorgte den Tisch.

Der Förster vollendete seine Rede von den Schutzhäusern nicht. Es kam ihm vor, als hätte seine neueste häusliche Schicksalsgöttin plötzlich gezaubert, so flog jetzt alles. Ehe er sich versah, stand ein duftender Rehbraten auf dem Tisch.

Zur Ehre seiner Schöpferin wurde er mit großem Appetit verzehrt. Nachher kamen sogar Süßigkeiten und zuletzt noch eine Extraflasche mit rubinrotem Staniolhütchen, alles der Scheidenden zu Ehren. Sie blieben sitzen wie an einer Festtafel, und dabei wurde das Gespräch immer lebhafter. Sie dachten gar nicht mehr daran, daß sie das letzte Mal beisammen saßen, bis Gertrud die Uhr zog und zum Aufbruch mahnte.

An den Waldbergen draußen begannen schon die Schatten zu steigen. Der Abend brach jetzt früh und schnell herein.

Da standen sie noch einmal mit den Gläsern in der Hand und ließen sie nachdrucksam aneinander klingen. — „Wenn's denn sein muß: eine gute Fahrt, Gertrud — Punktum!“ sagte der Förster, dem trotz des strammen Spruchs die Bewegung anzumerken war. — „Ich geh' ein Stück mit euch.“ —

Als sie die Höhe erreichten, tauchten sie noch einmal in Sonnenschein, der unten schon verschwunden war. Über dem Land draußen lag goldener Schimmer. Er umwob auch die Gestalten der drei Dahin-

schreitenden, deren riesenlange Schatten bald übers Unterholz, bald zwischen hohen Stämmen gespenstisch durchglitten. Sie redeten nimmer viel. Ein paarmal verweilten sie, Gertrud zuliebe, die sich mit stillem Blick umsah. Dann blieben auch die beiden Hunde dicht an der Ferse ihres Herrn luftschnuppernd stehen.

Bei solch einer Gelegenheit bückte sich der Förster und löste aus einem Büschel Grashalmen — ein Veilchen. — „Da — ein Frühlingsbote!" sagte er, es Gertrud gebend.

Sie nahm es aus seiner wetterbraunen Hand, und der Blick der beiden Menschen, auf deren Scheitel schon der Reif des Lebens gefallen, begegnete sich einen Moment wie in einem jener Träume, wo man jung und flügelleicht und sorglos ist und ein Hauch von Glück wie aus einem fernen wundersamen Morgenland vorüberzieht.

Mehr als eine Stunde ging er mit. Dann auf einer weiten Waldblöße, von wo der Weg bergab gegen Föhrenberg sich zog, schüttelten sie einander die Hand und trennten sich.

Noch einmal schauten sie zurück — er war schon weit, drehte sich aber wie gerufen um und schwenkte den Hut. Er sah die zwei Frauengestalten gerade am Bergkamm, wo aus dem stahlgrauen Osten der Herbstmond aufging.

Ein Winken noch, dann waren sie verschwunden.

Zur Kräftigung klein Ulrichs, der für den Winter in wärmere Lüfte kommen sollte, reiste Frau Hedwig — auf den Rat der Ärzte, so hieß es — nach dem Süden; ohne Abschiedsbesuche, ohne weitläufige Erklärung ihres Vorhabens. Sie begnügte sich mit kurzen schriftlichen Grüßen an den Freundeskreis ihres Hauses, der diese Überraschung im Rückblick auf die angenehm genossene Gastfreundschaft nicht eben befriedigt aufnahm und kritisierte. Wegen eines anderthalbjährigen Kindes, das zu Hause gewiß ebenso gut zu pflegen war, von Mann und Haus sich trennen — sonderbar! Sie liebte es freilich abgöttisch, das kleine Geschöpf — so wie Frauen eben, die erst spät die Mutterschaft kennen lernen, — liebte es bis zur Qual mit ihren tausend Sorgen, denen sich alles unterordnete, selbst die Rücksicht auf den Gatten. Das war Mutterleidenschaft, nicht Liebe!

Hedwig ließ das Gerede hinter sich.

Sie hatte das Haus fürsorglich, doch ohne jede kleinliche Frauen-Ängstlichkeit bestellt. Nirgends ein Verhüllen der Möbel, Aufrollen der Teppiche. Die wohnlichen Räume blieben wie sie waren; nur das Leben war daraus fort. Sie erschienen dem Zurückbleibenden unsagbar verödet.

Gestern Abend hatte die Abreise stattgefunden, mit Schlafwagen im Expreßzug.

Ein schrecklicher Abend — eine schlaflose Nacht. Wie Alpdruck lag dieses Auseinandergehen auf Julius. Er hatte sein Kind an sich gepreßt; er hatte mit sich gekämpft, gelitten wie noch nie. Auf dem Bahnhof durchfuhr es ihn noch, ein letztes Wort zu sprechen, sie zu beschwören: Weißt du denn, was du thust? du nimmst mir alles! — Aber das war verrückt, hier unter den Menschen im letzten Augenblick. — Die Wärterin mit dem kleinen Ulrich saß seitab. Sie hätten noch miteinander sprechen können, — aber die Kehle war zugeschnürt, und dann — er hatte sich gelobt: um keinen Preis betteln. — — „Die Zeit kann vieles ändern," hatte sie gesagt. Er klammerte sich an die Hoffnung, die in diesem einen Worte lag; äußerlich verriet er's nicht. Nur Stolz konnte ihn retten dieser kalten Korrektheit gegenüber. — — War Hedwig denn kalt — oder bloß etwas anderes, als die gewöhnliche Schablone des fügsamen Weibes, der verzogenen wohlsituierten Frau, wo Liebe, Laune, Grollen, Hingebung dicht neben einander liegen? Manchmal war ihm, als hätte sie ihn vor ihrem ganzen Geschlecht auf die Knie nieder gezwungen. Ein Gefühl der Demütigung nagte an ihm, und zugleich wußte er nicht, war es Haß oder eine andere Art Liebe, was ihn gerade in dieser allerletzten Zeit marternd zu ihr hingezogen und wieder weggedrängt hatte. Er hielt kein Verweilen mehr in ihrer Nähe aus.

So hatte sie mit dieser Reise ja doch das Richtige getroffen — aber was nachher? —

Nun kam der erste Tag allein; der erste von wie vielen?

Die Hände ballten sich. Arbeiten, nur arbeiten!

Da waren Freunde, die sich erboten, die Einsamkeit erträglich zu machen, — auch Freundinnen, welche mit allerlei Vorschlägen kamen. Alles nur Öde, Fremdheit!

Als es dunkelte, wurden, wie gewohnt, in mehreren Zimmern die Lampen angebrannt.

Julius war vor einer Stunde aus dem Kolleg nach Hause gekommen und hatte sofort zu arbeiten begonnen. Nun machte er Pause; er hielt es nicht länger aus.

Die Hände auf dem Rücken, wanderte er hin und her durch die erleuchteten Zimmer. Plötzlich blieb er stehen und setzte den Zwicker auf. Ganz *ihr* Gepräge trugen diese Räume. Nirgends falsches Schönheitsgeflunker, auch im Kleinen bewußter Geschmack. Und da hinein hatte sie dann *ihn* geführt. — — Warum kam er sich auf einmal vor wie — hier *gelassen*?

Oho, was wiegt all' der Plunder!

Vor sich selbst gibt es aber keine Komödie. Aus einem Winkelchen ganz hinten, da schaut der arme Student von einst mit dem ironischen Lächeln hervor, der noch immer die scharfe Fühlsamkeit für die Souveränetät des Besitzes hat. Man wirft den Wert der Person dagegen in die Wagschale! Thut nichts. Die Geister der Jugend werden nicht so leicht abgeschüttelt; die schlüpfen mit durch alle Wände, in alle Gewänder, die kleinen, obskuren, intimen Geisterchen! Und nun sie einmal wach, zerren sie allerlei hervor, anderes Intimes — —

Unerträglich!

Julius drehte seine Arbeitslampe aus, nahm Hut und Überzieher und ging der Stadt zu. Die Stille seines Hauses erdrückte ihn schier; er brauchte Menschen, Geräusch, Bewegung.

Kreuz und quer ging er durch die belebtesten Straßen, wo alles in elektrischem Lichte schwamm, hohe Häuserreihen grell in den Nachthimmel ragten, denen entlang die Menschenflut sich bewegte. Es war die Stunde, zu welcher man abends promeniert. Streckenweis mußte er langsamer gehen, oder auch in einem Menschenknäuel, der sich vor einzelnen Schaufenstern bildete, stehen bleiben. Hier zerstreuten ihn wenigstens die neuesten Tollheiten des Luxus, der Reklame, der Mode. Abgerissene Sätze von Gesprächen schwirrten an sein Ohr, die er halb gedankenlos weiter konstruierte. Parfüms wehten vorbei, die auf die Nerven wirken, an allerlei erinnern, — Tuberosen, Flieder, Heliotrop, narkotisch, wie es der heutige Geschmack liebt. So schlenderte er, von sich abgelenkt, ohne eigentlich zu hören und zu sehen, dahin, um endlich des Treibens müde, in eine Seitenstraße einzubiegen, die den eben noch geblendeten Augen dunkel erschien.

In diesem Zwielicht glitt eine Gestalt an ihm vorüber, oder meinte er zu sehen, die im Moment seinen Atem stocken machte, seinen Schritt hemmte, — eine Gestalt, an die er in letzter Zeit wieder öfters gedacht — ohne Sehnsucht, so, wie man in böser Zeit etwa zum Trost ein liebes verblaßtes Bild betrachtet — Dorchen!

Betroffen wandte er sich nach ihr um, — dieselbe Gestalt, derselbe Gang! Das Herz schlug ihm doch schneller. Wenn sie es wäre! — Da beleuchtete sie eben eine Laterne. Sie war einfach gekleidet, durchaus nicht großstädtisch. Auch das stimmte. Dorchen hatte diese Finessen nie verstanden. —

Er *mußte* wissen, ob sie es sei; er ging ihr nach. Was er sagen würde, wenn sie sich gegenüberstanden? Er wußte es nicht; nur das eine wußte er: sie einmal wiedersehen — ohne Zeugen — ihre Hand drücken und beweisen können: du bist mir trotz allem nicht fremd geworden, — niemand weiß deinen Wert so wie ich! — — es thäte ihm unaussprechlich wohl — gerade heute, jetzt.

Sie hatte einen ziemlichen Vorsprung. Er mußte rascher gehen, wollte er sie erreichen.

Jetzt bog sie in die Helle, unter die Menschenmasse ein. Ihr Hütchen, den schlanken Hals sah er einen Augenblick noch, dann war sie verschwunden. Julius spähte nach allen Richtungen — nichts mehr!

War es Täuschung gewesen? Wie sollte Dorchen auch hierher kommen? — Er blieb versonnen stehen mitten unter der vorbeiströmenden Menge, — seine Gedanken waren plötzlich in Föhrenberg.

Er schlug den Heimweg ein; er wollte heute Abend, statt in die Oper zu gehen, wo er in einer Loge von Freunden erwartet wurde, wieder einmal an Gertrud schreiben. Es war schon eine Zeit her,

seit ihr letzter Brief gekommen; der ganze Umsturz in seinem Hause lag dazwischen. Da dachte er nicht an diese Korrespondenz. Seit dem Tode der Mutter hatte er wie Hedwig öfter geschrieben, auch Gertrud eingeladen. Sie war nicht gekommen. Wie, wenn er sie jetzt bitten würde, sich für einige Zeit freizumachen, zu ihm zu kommen, nicht unter der Form einer Einladung — da kannte er seine Schwester zu gut — aber eines Opfers. Halt! Schrieb sie nicht in einem Briefe von Stelle-Niederlegen? Er hatte es flüchtig gelesen, weil seine eigenen Angelegenheiten ihn zu sehr beschäftigten. Er wollte den Brief hervorsuchen. War es so, wie er sich zu erinnern glaubte, dann gab es keinen Grund, seine Bitte abzuschlagen. Er wollte Gertrud sogar abholen, ihr die Reise bequem machen. Sie sollte es gut haben, das alte Einvernehmen hergestellt werden, — jetzt sollte sie ihn kennen lernen.

— — Ob jene Erscheinung Dorchen war? Noch stand sie wie fixiert vor seinen Augen — und dann ging es in das Bild über, wie sie zu seinen Studentenzeiten gewesen, neunzehnjährig, schlank wie ein Reh, große, junge, träumende Augen in dem feinen Gesicht, das immer ein bißchen anämische Blässe hatte, und ein so liebes Lächeln, zögernd, flüchtig, von merkwürdiger Innigkeit, — ein poetisches Liebchen, um das er damals oft beneidet worden. Er seufzte — aber es war in seinem Innern leichter; sogar etwas wie Zuversicht kam über ihn. —

Zu Hause fand er verschiedene Briefschaften vor, eine bleistiftgeschriebene Karte Hedwigs von unterwegs und — wie durch seine Gedanken herbeigerufen, einen Brief von Gertrud. Nach diesen beiden griff er zuerst und durchflog sie mit nervösem Blick. Von Hedwig Nachricht über die bisher gut zurückgelegte Fahrt. Von Gertrud, an das Ehepaar gerichtet, da sie noch nichts von den Vorkommnissen wußte, — wie? auch Reise-Absichten?

— — „„Meine Unterhandlungen wegen einer Stelle als Erzieherin in Schottland haben zu einem günstigen Abschluß geführt. Ich trete demnächst, der Tag ist noch nicht bestimmt, die Reise an — —““

Julius verfärbte sich ein wenig. Hedwigs bloße Schriftzüge regten ihn auf. Diese Karte war immerhin ein Pfand —! — Dann Gertrud — fort von Föhrenberg gerade jetzt, wo er in Gedanken schon Beschlag auf sie gelegt, die nächste Zukunft ihm dadurch erträglicher geschienen. Nein, das ging nicht. Da wollte er ihr gleich schreiben und seinen Plan —

„Bitte, wann wünschen Herr Professor das Abendbrot?“

Julius fuhr beinah erschrocken auf.

Abendbrot? —

Im Speisezimmer, auf dem großen Tisch, lag ein Gedeck, hell beleuchtet. Er setzte sich wie an einen Restaurationstisch, aß hastig, was ihm vorgesetzt wurde, und dachte dabei an das mit Gertrud. Eine Erzieherinnenstelle ins Ausland, auf einem schottischen Schloß — und sie aus ihren kleinen Verhältnissen heraus, nicht mehr jung — — nein, nein! Und überdies, er brauchte sie jetzt — —

Noch ein Glas Wein schnell geleert; dann stand er wieder auf, um sogleich zu schreiben, zuerst an Hedwig, dann an seine Schwester.

Mitten in dem Brief an Gertrud fiel ihm ein, daß es das Einfachste wäre, selbst zu ihr zu fahren und in Kürze alles zu ordnen. Natürlich! In wenigen Tagen wäre es gethan. Es gab eine kleine Störung in den Kollegien, die er nachholen konnte. Warum hatte er nicht früher an Gertrud gedacht? Der Brief mochte immerhin vorausgehen, sein Kommen anzeigen; auch telegraphieren konnte er morgen für alle Fälle. Der Plan mit Gertrud beschäftigte ihn auf einmal fieberhaft. Er fügte nur wenige Zeilen dem halbfertigen Briefe bei und trug ihn danach selbst noch mit dem an Hedwig — es war zehn Uhr vorüber — — in den Briefkasten an der nächsten Ecke der menschenleeren Straße.

Eine lange Fahrt mit Umsteigen und stundenlangem Warten auf kleinen öden Stationen! Nie war sie Julius länger geworden.

Dazu nach vielen hellen Tagen jetzt ein Spätherbsthimmel von zerflossenem Grau, novemberschwer. Am Nachmittag endlich kamen die Waldhöhen der Heimat in Sicht, dann die Türme und Dächer von Föhren-

berg. Und endlich hielt der Zug im Bahnhofe.

Julius hatte schon zuvor das Fenster herabgelassen, um zu sehen, ob Gertrud ihn erwartete. Nein, sie war nicht da.

Draußen hielt der bekannte Omnibus des „ersten“ Gasthofs. Droschken gab es in Föhrenberg nicht. So setzte er sich denn auf die abgenutzten Plüschpolster des engen Hotelwagens und ging vom Gasthof, wo er seine Sachen unterbringen ließ, sogleich nach Gertruds Wohnung.

Auf der kurzen Strecke traf er niemand, den er gekannt hätte. Es war sehr still in diesen kleinen Straßen und Gassen. Die Leute saßen bei dem unfreundlichen Wetter daheim.

Nun knackte wieder die alte bekannte Holztreppe unter seinen Füßen. Er zog an der Thürglocke, die einen blechernen Ton gab. Drinnen hörte er Stimmen und Getrippel, aber es wurde nicht aufgemacht. Da gab die Thür dem Drucke seiner Hand von selber nach. Ein Geruch von Wäsche und Seifendunst schlug ihm entgegen; ein paar Kinder rannten herbei, dann eine erwachsene Person.

Julius stand starr. — „Das ist doch — Fräulein Bremers Wohnung?“ fragte er.

„Jawohl, aber sie ist seit acht Tagen ausgezogen.“

„Wohin?“

„Zu ihrer Freundin, Fräulein Lörmann, der Nichte von dem Arzt. Da wird sie aber auch nicht mehr sein, weil sie ganz fortgehen wollte von Föhrenberg.“

„Schon fort?“

„Ich kann's nicht gewiß sagen, aber es war die Rede davon. Wir sind eben fremd in Föhrenberg und kennen Fräulein Bremer nicht weiter.“

— „Danke.“ — —

Die Thür schloß sich wieder, und Julius stand draußen, um sich zu besinnen, was er nun wollte.

Nicht mehr da! — Hier ist nichts mehr zu suchen für dich! — —

Er sah die niedrige gelbangestrichene Thür an, den alten Glockengriff. Wenn er an dem früher gezogen — dieses Glück da drinnen! — Er meinte zu träumen. Man hat ja zuweilen solche Träume, in denen kaum etwas vorgeht; nur ein Schlagwort ist da, ein Bild, eine Stimmung, herzpressend, traurig.

Aber das Knacken der Treppenstufen unter seinem zögernden Tritt — es war doch richtig.

Was nun?

Er hatte sich diese Reise von Gertrud nicht als so unmittelbar bevorstehend gedacht. — Und die Begegnung Dorchens neulich mußte auch Täuschung gewesen sein. — Kann er denn Gertrud bei ihr suchen? Oder einen Boten aus dem Gasthof schicken? Sie zu sich bescheiden — nein! — Das Eine ist ihm klar: Gewißheit — und dann wieder fort, sobald wie möglich!

Ohne länger zu überlegen, schlug er die Richtung nach dem Doktorhause ein.

Er konnte einen Fußweg außerhalb des Städtchens nehmen, wo um diese Jahreszeit selten jemand ging, so ein Weg für alte Leutchen und Kinderwagen, wenn das Wetter gut ist; links die Hintergärten einer geschlossenen Häuserreihe, rechts offenes Feld.

Wie geistesabwesend ließ er den Blick über diese Gegend schweifen. Die Rückseiten der Häuser, zu denen die Gärten gehörten, in ihren besonderen Physiognomien kannte er alle auswendig. Manche hatten sich verändert, manche sahen genau noch so aus wie vor Jahren mit ihren unregelmäßigen Fenstern, Giebeln und verzwickten Anbauten; in den Gärten die alten Sommerhäuschen, wasserlose Springbrünnlein, so groß wie ein Waschbecken, die jetzt voll dürren Laubes waren. Und auf der andern Seite Felder, durch welche einzelne Streifen abgeernteter Kraut- und Rübenäcker liefen. Es war hier noch ein Stück altväterischer Idylle, während nach anderen Seiten die Bauparzellierung manches schon verändert hatte, denn das kleine Föhrenberg mußte selbstverständlich auch seine Stadtvergrößerung haben.

Über den Gründen draußen webte ein leichter Dunst. Krähen gingen auf den Ackerschollen spazieren.

In einem Gefühl namenloser Öde schritt Julius dahin.

Jetzt stand er vor dem Doktorhause, das er seit Jahren nicht mehr betreten. Da kam plötzlich etwas wie das Erwachen eines andern Menschen über ihn, — es pochte auf in seiner Brust. — —

Das Dienstmädchen kannte ihn nicht. „Soll ich dem Herrn Doktor was bestellen? S'ist niemand zu Haus."

„Auch die Dame nicht, die hier zu Gaste ist?"

„Fräul'n Gertrud? Die ist gestern abgereist."

„Gestern? — Und — Fräulein —"

„Fräulein Dorchen? Auf den Friedhof ist sie wegen Allerheiligen, zum Grab von der Mutter ihrer Freundin. — Kann ich was ausrichten?"

Julius blickte die Person verloren an. — „Nein," sagte er auf die nochmalige Frage und wandte sich, den Gruß vergessend, wieder zum Gehen.

Also den einen Weg noch! — Oder es fuhr auch ein Zug abends; er hatte keinen Anschluß, brachte aber wenigstens fort von hier. Nein, das ging doch nicht, dem einzigen Ziel auszuweichen, wo er sicher fand, was er suchen würde — —

Der Friedhof lag westwärts des Städtchens in freundlicher Umgebung von Wiesen und Hügelland. Der Wald war so nah, daß zur Frühlingszeit der Ruf des Kuckucks über die Gräber tönte und viel Singvögel in dem stillen Bereich sich niederließen. Eine Allee führte hinaus.

Als Julius hier ging, lichtete sich im Westen der Himmel, nachdem hinter Gewölk eben die Sonne untergegangen war. Ein goldener Streif schien durch die blätterlosen Wipfel der Bäume, der langsam breiter wurde.

Drinnen im Friedhof, wo in verschiedenen Abteilungen Protestanten und Katholiken ruhten, weshalb auch beide Konfessionen die Gedenkfeier der Toten in gleicher Weise begingen, wurde noch für den bevorstehenden Tag gearbeitet. Da und dort hantierten Gärtner, sonst war kaum jemand auf den Wegen zu sehen.

Zum ersten Mal besuchte Julius das Grab seiner Mutter. Er wußte vom Begräbnis her wohl die Richtung, aber nicht die Reihe. Er ging fehl, mußte eine Weile suchen.

Da gewahrte er — zwischen Cypressen durch eine Gestalt, die sich emsig bewegte — ein Antlitz im Profil — — diesmal war sie es — Dorchen! Es überlief ihn — —

Sie war mit einer Guirlande beschäftigt, stieg auf einen Schemel, befestigte das grüne Gewinde oben am Kreuz des Denkmals und schlang es lose um den Stein. Jetzt trat sie wieder herab, um es so zu legen, daß die Inschrift nicht zuviel bedeckt wurde. In großen Lettern blickte der vertraute Name — seltsam fremd — zwischen dem Grün hervor, darunter ein Spruch:

— Die Liebe höret nimmer auf! —

Voller Blumen war auch der Hügel, Chrysantemen, Astern, Spätrosen.

Dorchen mochte dies alles allein geordnet haben, denn Hut, Mantel, Handschuhe hatte sie abgelegt.

Julius blieb stehen wie gebannt. Er war bleich und hielt den Atem an. Es hemmte etwas seinen Schritt, als hätte er in diesem Augenblicke nicht das Recht dorthin zu treten — so schön, so heilig erschien ihm, was sie that. Und doch, indem er es sah — brach's in seinem Innern wie eine warme Quelle auf — —

So war ihm niemals im Leben noch zu Mute gewesen — so klein und elend — so schmerzlich und erlöst zugleich — —

Er ging nicht weiter; er starrte nur unverwandt nach der einen Stelle.

Fast unverändert sah er sie, die biegsame Gestalt, das braune Gekräusel um Stirne, Schläfen und Nacken, die Zöpfe schlicht geknotet — — nur die Wangen ein wenig schmaler geworden, und um die Augen ein Zug von Müdigkeit, die Lider nicht mehr so hoch aufgeschlagen. Die Augen selbst, die sah er nicht. Wenn sie sich zu ihm wendeten — was würden sie sagen?! —

Er harrte auf den einen Blick, bebend, sehnsüchtig — und auch zagend.

Sie dort ahnte es nicht. Sie war so vertieft in ihre Arbeit, daß sie nicht aufschaute.

Doch nun erhob sie sich, wischte die Erde von Händen und Kleidern, — nahm den Hut, den Mantel — langsam. Und dann stand sie noch einen Moment — —

Zehn — fünfzehn Schritte nur zu ihr hin — ein Wort: — Dorchen! —

Nein! Er sprach es nicht. Es klopfte in seinen Schläfen, in der Brust; er biß auf die Lippen, um ihren Namen nicht zu rufen.

Nach einer Weile ging sie, ohne ihn gesehen zu haben, in entgegengesetzter Rich-



Studie von Antoine Watteau. Rötelzeichnung im Louvre zu Paris.
Nach einer Aufnahme von Ad. Braun & Co., Braun, Clément & Cie. Nchfl., in Dornach i. Els. und Paris.

tung — und entschwand zwischen Cypressen, Kreuzen und Grabsteinen.

Er sah ihr nach, solange er noch etwas von ihr gewahren konnte, mit einem Blick, als hätte er ein Phantom gesehen — den guten Geist seiner Jugend —

Es begann zu dämmern. Im Westen glomm ein schweres Abendrot, dessen Widerschein auf den goldenen Buchstaben der Inschrift leuchtete.

Jetzt erst trat Julius an den Blumenhügel.

Er stand, bis die Glocke beim Portal das Zeichen des Schließens gab.

Dann ging er, ohne sich umzusehen, den stillen Weg zurück.

Es fröstelte ihn durch und durch.

Heimgekehrt, vergrub er sich in Arbeit und Einsamkeit. Er zog sich selbst von intimen Freunden zurück. Die Teilnahme mit all ihren Fragen, die ihn seit Hedwigs Abreise liebreich verfolgte, war ihm qualvoll. Es gibt Zustände, in denen man Menschen, selbst gute Menschen, nicht erträgt. Nur eine hätte er in seine Nähe gewünscht: Gertrud. Eine Art Heimweh überfiel ihn bisweilen nach ihr, die wie niemand in ihm und seinem Leben Bescheid wußte, vor der es keiner Maske bedurfte und keine Maske gab. Es ließ ihm nicht Ruhe, sie zurückzuerobern.

An jenem Abend, von Föhrenberg aus, hatte er ihr geschrieben — einen langen Brief. Die Antwort, trotz ihrer herben Offenheit, that ihm wohl.

— — „„Daß du mich nicht mehr dort getroffen, ist für uns beide besser. Mir hätte es den Entschluß, mein Leben einmal in meine eigenen Hände zu nehmen, vielleicht doch einen Augenblick schwer gemacht, und dir nicht viel genützt. Es gibt Entscheidungen, die man ganz vollführen, und Konsequenzen, die man allein auf sich nehmen muß, zum eigenen Heil.““ — —

Das war nicht mehr die Schwester von einst! Aber ihre Wahrheit sagte ihm, daß er sie nicht ganz verloren.

Seither schrieb er ihr öfters. Er schrieb sich jedesmal eine Last von der Seele, namentlich wenn er zuvor einen der Briefe Hedwigs empfangen oder beantwortet hatte. Hier verschwieg er den leisesten Ton, der die Verfassung seines Innern, selbst das Verlangen nach seinem Kind, erraten lassen konnte; — dort schlug er, um ein Verscherztes wieder werbend, die alten Saiten an, die einmal so gut geklungen —

Hedwig berichtete regelmäßig über das Ergehen des Kindes; auch von seinen Sprachversuchen, seinen kleinen Fortschritten, — vielleicht nicht ahnend, wie grausam das gegen den Vater war. Sie hatte diese Nachrichten versprochen und hielt Wort. Von sich selbst sprach sie kaum. —

Täglich, wenn es das Wetter erlaubte, ging Hedwig mit ihrem Kleinen und der Wärterin auf den sonnigen Wegen ihres Winterasyls spazieren. Man konnte sie für eine Witwe halten, so zurückgezogen lebte sie, so gleichgiltig gegen alles, was in dem einförmigen Leben eines solchen Kurortes als Zerstreuung genommen wird.

Nun brach selbst hier im Süden der Winter ein. Da saß sie gefangen in ihrer Mietwohnung, die sie so behaglich, wie es eben ging, gemacht, aber noch keinen Moment darin Behagen gefunden hatte.

Sie beschäftigte sich mit ihrem Kind; sie las und zeichnete; auch ein Klavier stand in ihrem Wohnzimmer, aber sie berührte es selten, und wenn es geschah — dies alles füllte den Tag nicht aus. Es blieb so viel leere Zeit.

Abends begann sie jetzt mit buntem Flitterwerk sich zu beschäftigen, mit allerlei Christbaumschmuck. So klein ihr Bübchen war, es sollte die zweite Weihnacht seines Lebens nicht ohne Christbaum sein. Wollte ihr doch manchmal scheinen, als fehlte auch hier dem jungen Pflänzchen die rechte Lebensluft. Wie gab sie sich oft Mühe, das Kind zu munterem Spiel und Lachen zu bringen. Es half nichts, wenn der Kleine seinen blassen, müden, mißmutigen Tag hatte. — „Armer Schelm!“ — Und sie nahm das Kind und preßte es an sich, als müßte sie ihre heißen Wünsche in ihn hinein hauchen, ihn festhalten, bergen vor irgend einer feindlichen Macht.

Dieses Feindliche spürte sie überhaupt mit einer unbestimmten Angst oft, in sich, außer sich, in Vergangenem und Kommendem. Sie grübelte zuviel in diesem stillen, wechsellosem Dasein, und nie mehr, als wenn von „zu Hause,“ wie Klein-Ulrichs Wärterin jedesmal freudestrahlend zu ver-

künden liebte, d. h. von Julius einer der knappen Briefe eintraf, aus denen vieles zu erraten war, was er nicht schrieb.

Eine Frage quälte sie jetzt, besonders wenn sie abends allein bei der Lampe saß, mit den Christbaumsachen beschäftigt, von denen ihr Bübchen ja noch nichts verstehen, nur eben mit seinen Guckäugelchen verwundert in den Glanz und die Helle schauen würde, was schon genug war, — die Frage: ob sie Julius den Weg öffnen solle, in diesen Festtagen sein Kind zu sehen. Sie kannte ihn in seinen Bedürfnissen und „Schwachheiten,“ wie der kleinbürgerliche Gemütsmensch in ihm zuweilen sein Recht verlangte.

Er war der Frage nie mit einem Wort nahe gekommen und würde es auch nicht thun; das wußte sie.

So schrieb sie denn.

Es geschah außer dem regelmäßigen Termin, an einem Tag, da Klein-Ulrich ihr durch sein mattes Aussehen wieder einmal Sorge gemacht hatte. Jetzt schlief er. Aber sie ging immer wieder nach seinem Bettchen und atmete auf, wenn die Wärterin ob ihrer unnützen Sorge sie beruhigte. Dann nahm sie die Feder abermals zur Hand.

Diesmal kreuzten sich zwei Briefe und deren Inhalt; denn so rasch konnte keine Antwort da sein.

Julius zeigte an, daß er eine Schachtel mit „Spielzeug und anderen kleinen Dingen“ habe abgehen lassen; auch daß er die Ferien zu einer Fahrt nach Paris benutzen werde, um auf dortigen Bibliotheken Verschiedenes zu suchen.

Spielzeug!! — das war ein verhaltener Ruf nach seinem Kinde!

Hedwigs Brief regte Julius furchtbar auf. Rief sie ihn zu sich — oder sprach bloß ihr reinliches Gewissen: mein Kind ist immerhin auch das deine!?

Es vergingen Tage, ehe er zu einem Entschlusse kam.

In seiner Einsamkeit war vieles zur Klärung gelangt, zur Ruhe gezwungen. Jetzt lag wieder alles chaotisch durcheinander, und die einfache gerade Richtung, die sie stets eingeschlagen, er hatte sie nie ganz gefunden und fand sie jetzt nicht.

Da traf ihn unerwartet ein Telegramm „„Komm! — Hedwig.““

Das entschied. Jetzt rief sie ihn! Eine Art Taumel, ein Triumph ergriff ihn. Er hatte gesiegt! Über sie, die sich von ihm gewendet, die geheime Schmach dieser Trennung ihm angethan! Zum zweiten Mal streckte sie ihm die Hand entgegen; — sie machte die Rechnung gleich! Sie sehnte sich nach ihm und nahm den Schleier der Mütterlichkeit vor, um das zu verbergen. Er kannte diese Schleier, mit denen sie oft ihr Bestes, Innerstes verhüllte, wie echter Reichtum all' seine Schätze zu zeigen verschmäht, — ein Zug von herber Mädchenhaftigkeit, den sie auch ihm gegenüber nie verloren.

Ja, das war es! Und das die Macht, der er sich einst gebeugt, verliebt, wie ein Höfling in seine Königin, — die er dann bitter haßte — und jetzt wieder liebt, anders als zuvor — der Herrgewordene, mit triumphierender Phantasie.

Nun gab es kein Zögern mehr. War es doch eine Erlösung, wieder eine Heimat haben, erwartet werden — seinen kleinen, strampelnden, lieben Knaben sehen —!

Fieberhaft erregt trat er die Fahrt an, ohne sein Kommen zu melden.

— — — — — — — — — — — —

Das Haus, in welchem Hedwig wohnte, stand abseits vom Ort, erhöht inmitten eines Gartens, wo edle Nadelhölzer und immergrüne Gebüsche über die Jahreszeit täuschten. Wenn Sonnenschein darüber lag, sah es gleich aus wie Frühling.

Und es war solch' ein Sonnentag, als Julius nach langer Fahrt durch die Schneewelt des Gebirges jetzt ankam und zu Fuß den breit angelegten Gartenweg hinauf ging. Er hatte den Wagen unten entlassen.

Ohne Hast, den Gang mit Anstrengung hemmend, aber aufgeregten Blickes nach allen Seiten ausspähend nach den Zweien, gelangte er oben an.

Er wußte, daß Hedwig parterre wohnte.

Die Glasthür des Vorsaales stand angelehnt. Er ging auf gut Glück weiter und klopfte irgendwo.

— „Herein!“ —

Das war Hedwigs Altstimme! Er erkannte sie, obgleich sie entfernt wie aus einem anderen Raume her klang. Es

durchschoß ihn heiß. Er schöpfte Atem, bevor er eintrat.

Ein Gemach voll Licht und Wärme, blendend von der Sonne durchleuchtet, empfing ihn. Die Fenster standen weit offen; eine schöne Landschaft grüßte herein.

Niemand war da. Doch jetzt, dort rechts in der Thüre — nein, das war nicht Hedwig — das ist Blendung — Sinnestäuschung, diese schwarze Gestalt —

Aber sie kommt ihm entgegen — sie und doch eine andere: bleich, mit groß offenen, entgeisterten Augen.

— — „Warum zögertest du so lang?" hörte er sie mit fremder Stimme sagen.

Sie hob müde die Hand zum Gruß. Er sah es nicht.

— „Was — ist geschehen?" —

Frage und Antwort begegneten sich in einem Blick, der alles sagte, einem jener grauenvollen, die ohne Worte Schicksale künden.

So standen sie sich einige Sekunden gegenüber wie erstarrt.

— — „Drei Tage nur — — und doch eine Ewigkeit! dann — — war alles vorbei —"

Julius hörte, aber er faßte es nicht. Er war plötzlich wie des Verstandes beraubt. Was sagte sie da —? Aber nein, nein! — Seine Augen irrten auf und nieder an der vor ihm Stehenden. Es ist nicht wahr, was sie spricht — und das nicht Hedwig, nicht seine Frau —

— „Das Kind — wo ist Ulrich?"

„Fort aus dem Hause — in der Kapelle dort drüben — seit ein paar Stunden. — — In der Frühe gleich — haben sie es mir genommen —!"

Ein Beben ging durch die ganze Gestalt. Sie krampfte die Hände zusammen, aber keine Thräne netzte ihr totenbleiches Gesicht.

Sein kleiner Ulrich, sein Bübchen — nicht mehr leben? Gerade jetzt —? Er hatte ihm ja vor kurzem die Spielsachen — eine Menge Spielsachen zu Weihnachten — — Deshalb war er doch gekommen. Wie ging das alles zu? — Und hier, dies fremde Zimmer — —

Ein Schwindel faßte Julius. Er fuhr über die Stirn.

„Du mußt wohl müde sein? Komm — oder auch dort drinnen —" Sie deutete verloren in ein anderes Zimmer. „Hier können Leute kommen. — Die Wärterin ist fort — nach Blumen — sie will — —" Ihre Lippen schlossen sich zuckend. Sie wandte sich weg und bedeckte die Augen, als thäte das goldene Licht ihnen weh.

Drinnen im anderen Zimmer saßen sie sich wie gelähmt gegenüber. Hedwig erzählte langsam, qualvoll, für Augenblicke verstummend, dann wieder sich aufraffend, die kurze Passionsgeschichte, eine, wie sie Tausende von Müttern blutenden Herzens durchleben.

Diese war eine dreifache Passion. Vergangenheit, Gegenwart, Zukunft, mit ihren Bitternissen, Schmerzen, ihrer Leere drückten dreifach tief ihre Dornen hier ein.

— — „Laß uns zu ihm gehen," sagte Julius mit gebrochener Stimme.

„Sie werden wegen des Begräbnisses kommen," wandte Hedwig ein.

Er starrte seine Frau an. Begraben werden — wo? Hier? — Die Stirnadern in seinem bleichen Gesicht schwollen an. — „Zuerst muß ich es sehen, mein Kind!" rief er leidenschaftlich, — „noch ist es — — unser! —" Er zog durch die geschlossenen Zähne ächzend Luft ein.

Sie sah, daß er furchtbar litt.

Miteinander gingen sie durch den sonnigen lenzhaften Tag, nach der Kapelle, wo Klein-Ulrich auf seine letzte Heimstätte wartete. Unterwegs begegnete ihnen des Kindes Wärterin mit rotgeweinten Augen. Sie kam daher, wohin die andern gingen. Sie hatte ihren kleinen Pflegling mit Blumen geschmückt, so wie sie ihn früher gern mit den schönsten Gewändchen und Schleifen und Spitzen geputzt hatte, zum eigenen Stolze. — —

Hinter der Kapelle ein leerer Raum, gut gehalten, weil hier öfter so ein Fremdling zu vorübergehender Rast einkehrt. Zwei schmale, spitzbogige Fenster lassen mattes Licht herein durch Milchglasscheiben, die von buntem undurchsichtigem Glas umrahmt sind.

Da ruht jetzt still — vor Stunden noch ein zuckendes Leben — bleich aber lieblich, wie ein schlummernder Engel, von Blumen umgeben, das Kleinod, das Mittelglied der zwei unglücklichen Menschen, die bebend an das kleine Lager treten — —

Was sie empfinden, wie es in ihrem

Innern ringt und blutet — keiner hat ein Wort dafür; nur ihre Züge sprechen es aus, und die engen steinernen Wände, an denen bis ins Leiseste jeder Laut sich bricht.

Das Köpfchen mit seinen glänzenden Locken, die schneeweißen, rührend gefalteten Fingerchen, welche zwei Rosen umschließen — Julius verschlingt den Anblick mit glühenden Augen — und Gott weiß, was sein Gehirn durchjagt. Scheu und zart legt er die Hand auf die armen, schneeweißen Fingerchen, an denen das Geäder so fein gezeichnet ist — und starrt und starrt darauf nieder. Das war Blut von seinem Blut, war die Lebenshoffnung der nun Vereinsamten.

Wer versteht, was so ein „war" bedeutet, der es nicht selbst erfahren!

Die Rosen in den kleinen Händen zittern von seinem Zittern. Weiß Gott, wie es in seiner Brust arbeitet, die sich stoßweise hebt und senkt. — —

Hedwig legte endlich ihre Hand auf seine. — „Komm" — sagte sie.

Er zuckte auf und sah sie an.

Es blickte ihm etwas Eigentümliches, Großes, Mitleidvolles aus ihrem Schmerzensangesicht entgegen.

„Laß uns — heimgehen," sagte sie, — „und dort — unser Kind begraben — —"

Er hob seine Hand zögernd, schwer von den zwei kleinen gefalteten seines Kindes — hielt inne — und ließ sie auf Hedwigs Schulter sinken, seine heiße Stirn darauf — schluchzend aus innerster Seele.

Die letzten Stufen.

Heut im Halbschlaf in der Morgenfrühe
Sah ich eine Felsentreppe ragen,
Urgewaltig ins Gestein geschlagen. —
Jener Stiegenbau hieß: Menschenmühe.

Tausende von ernsten Wandrern gingen
Aufwärts unter blutender Beschwerde.
Hoch und steil, mit Weh nur zu bezwingen
War die Schar der Stufen, nah der Erde.

Starr und sengend war des Tages Schwüle.
Viele sah ich taumeln und erliegen.
Aber allgemach kam sanfte Kühle,
Niedrer wurden allgemach die Stiegen.

Leiser Wind umfloß der Wandrer Wangen.
Glatter, ebner, breiter ward die Treppe.
Auf den letzten Stufen lag mit Prangen
Eines Frühlingsabends Purpurschleppe.

Lind und tröstend war der Lüfte Kosen.
Aus den Wolken scholl Willkommenrufen.
Stille Genien streuten rote Rosen
Freundlich nieder auf die letzten Stufen

Ich erkannte, eh mein Traum zerstoben,
Einige der wenigen Beglückten,
Die sich in dem Rosenscheine droben
Seligernst die müden Hände drückten.

Frida Schanz.

Die echten Perlen.

Von

K. Möbius.

(Abdruck verboten.)

Den Edelsteinen muß durch Schleifen eine passende Form gegeben werden, wenn sie ihre Farbe, ihren Glanz und ihr Lichtspiel aufs schönste entfalten sollen. Die echten Perlen erhalten schon an ihrer Bildungsstätte ihre Rundung, ihren Glanz und ihre Farbe in so vollkommener Schönheit, daß sie nur in eine günstige Lage gebracht zu werden brauchen, um ihre volle Wirkung auszuüben. Sie werden daher auch seit uralten Zeiten zum Schmuck verwendet.

In Ostindien, dem auch heute noch hochberühmten Lande der Edelsteine und Perlen, war ihre Entstehung und Entdeckung in poetische und heilige Sagen gekleidet. Aus Thautropfen sollten sie entstehen, wenn diese während der Nacht in die geöffneten Muscheln fielen, und Krischna, einer der höchsten indischen Götter, sollte sie zuerst vom Grunde des Meeres heraufgeholt haben, um seine Tochter damit zu schmücken.

In diesen Sagen ist nur so viel richtig, daß seit alten Zeiten schöne Perlen in Muscheln des Indischen Oceans entstanden und daselbst gefischt worden sind.

Das berühmteste Gebiet der indischen Perlenfischerei war früher, wie auch noch jetzt, der Busen von Manaar zwischen der Südspitze Vorderindiens und der Insel Ceylon. Er ist 20—25 geographische Meilen breit und meistens nur 12—18 m tief.

Die Perlenmuschel des Busens von Manaar hat die Größe einer holländischen Auster. Ihr wissenschaftlicher Name ist *Meleagrina margaritifera* (Abb. 1). Sie ist in 6 bis 7 Jahren ausgewachsen. Dann ist ihr fast geradliniger Rückenrand 5—7 cm lang. Hier sind die beiden Schalenklappen durch eine elastische Masse, das sogenannte Schalenband fest verwachsen. Dieses Band öffnet die Schale der Perlenmuschel, indem es wie ein zwischen beiden Klappen liegender Gummistreifen wirkt. Geschlossen wird die Muschel auf den Willen des Muscheltiers durch einen sehr dicken Muskel, welcher etwas oberhalb der Mitte von der einen Klappe quer durch den Rumpf des Weichtiers zur andern Klappe geht und fest mit beiden verwachsen ist. Das Muscheltier hält seine Schale offen, solange es das Bedürfnis fühlt, Wasser zum Atmen und in diesem schwimmende Nahrung heranzuziehen. Dies geschieht durch zahlreiche mikroskopische Wimpern, welche auf ihren Kiemen ununterbrochen schwingen. Die Perlenmuschel schließt schnell

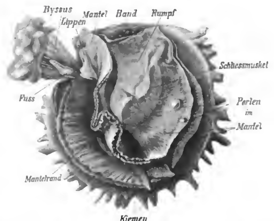


Abb. 1. Eine Meerperlmuschel, *Meleagrina margaritifera*, aus dem indischen Ocean, in halber natürlicher Größe. Originalzeichnung von E. H. Rübsamen. Oben unter dem Rückenrande der rechten Schale das elastische Band. Links von diesem ist die linke Mantelplatte zurückgebogen, um die darunter liegenden zwei Lippen der linken Seite sichtbar zu machen. Noch weiter links sieht man den Fuß mit der Furche, worin die Fäden des Byssus geformt werden. Der Byssus ist an einer Kalkmasse befestigt. In der Mitte des Weichtieres liegt der Schließmuskel, der aus einer größeren halbmondförmigen dunkleren Masse besteht und einer kleineren lanzettförmigen helleren Masse. Im Mantel nahe dem rechten Rande sind zwei Perlen. Links ist der Mantel zurückgebogen, um die Furche und die warzenförmigen Vorsprünge des Mantelrandes sichtbar zu machen und die Kiemen frei zu legen.



Abb. 2. Taucher bei der Arbeit

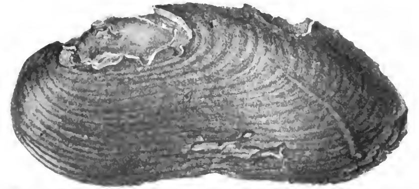


Abb. 3. Originalzeichnung von E. H. Rübsamen. Linke Schale einer Flußperlmuschel aus Bayern. Die gewölbte äußere Fläche in natürlicher Größe. In der Nähe des Rückenrandes, links oben, sind die ältesten Anwachsstreifen durch Verwitterung verschwunden, eine bei alten Flußperlmuscheln häufige Erscheinung. Rechts hat die Schale eine Schwiele, welche die Anwachsstreifen rechtwinkelig durchsetzt, nach dem Unterrande der Schale zu breiter und höher wird und mit einer runden Erhöhung endigt, unter der an der inneren Seite der Schale eine angewachsene Perle liegt.

ihre Schale zum Schutz, wenn sie berührt wird, ja schon, wenn sie plötzlich beschattet wird. Die Organe für diese Empfindungen sind nervenhaltige Wärzchen am Rande zweier Hautplatten, welche unmittelbar unter den Schalenklappen liegen. Man nennt sie **Mantelplatten**. Unter jeder Mantelplatte liegen **zwei Kiemen** um den Schließmuskel und Rumpf herum. Der **Rumpf** enthält Magen, Darm, Leber, Herz und Blutgefäße und Fortpflanzungsorgane, in denen Millionen Eier gebildet werden. An der Vorderseite des Rumpfes, unterhalb der Lippen des Mundes, entspringt ein zungenförmiger **Fuß**, den die Perlenmuschel bis zur Länge eines kleinen Fingers ausstrecken kann. Sie braucht diesen Fuß nicht allein zum langsamen Kriechen, sondern auch zum **Spinnen** ihres Byssus, eines Bündels zäher Fasern, durch die sie sich an Steinen oder anderen festen Körpern des Meeresbodens befestigt.

Die Meerperlenmuschel wohnt zwischen Korallen, Schnecken und anderen Seetieren meistens nur 6—9 m, seltener 10—18 m tief in einer Temperatur, welche wenig



Abb. 4. Originalzeichnung von E. H. Rübsamen. Die konkave innere Seite der in Abb. 3 von außen gesehenen Schale. Oben am Rückenrande sieht man die Zähne des Schlosses, unter diesen die Schließmuskeleindrücke und links unten eine angewachsene Perle. Der Druck, den diese Perle auf den Mantel ausübte, verursachte die Schwiele auf der äußeren Seite der Schale. Diese nahm an Höhe und Breite mit der Größe der Perle zu.

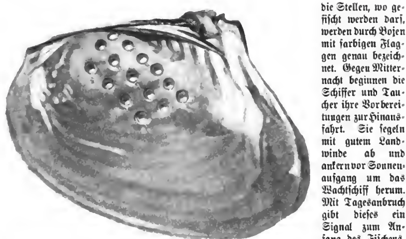
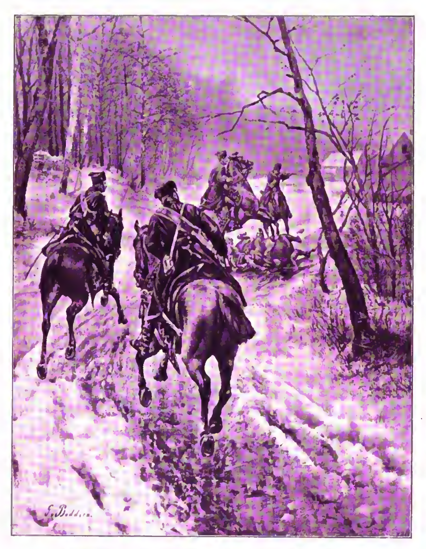


Abb. 5. Kopie nach v. Siebold, $^2/_3$ der natürlichen Größe. Innere Seite der Schale einer Cristaria plicata mit künstlich erzeugten Halbperlen. Die halbkugelförmigen Unterlagen waren durch Faden verbunden.

unter 25° C. (20° R.) sinkt. In dieses lauwarme Wasser tauchen die Perlenfischer hinab, um die am Grunde festsitzenden Muscheln heraufzuholen. Seit alten Zeiten haben die Beherrscher Indiens und Ceylons die Perlenmuscheln als ihr Eigentum angesehen. Ihre Regierungen bestimmten und bestimmen noch jetzt, wo und wann gegen die Leistung einer gewissen Abgabe an Geld oder Perlenmuscheln gefischt werden darf. Im Busen von Manaar ist die beste Zeit dafür Ende Februar bis Anfang März, weil dann dort im Laufe des Jahres das Meer am ruhigsten ist. Einige Tage vor dem Beginn der Perlenfischerei wird über der zu befischenden Strecke ein Wachtschiff verankert und die Stellen, wo gefischt werden darf, werden durch Bojen mit farbigen Flaggen genau bezeichnet. Gegen Mitternacht beginnen die Schiffer und Taucher ihre Vorbereitungen zur Hinausfahrt. Sie segeln mit gutem Landwinde ab und ankern vor Sonnenaufgang um das Wachtschiff herum. Mit Tagesanbruch gibt dieses ein Signal zum Anfang des Fischens. Die Boote rudern dann an die ihnen zugewiesenen Stellen. In jedem Boote sind zehn Taucher, von denen je fünf zugleich untertauchen. Um schnell an den Grund zu kommen, beschwert der Taucher einen Fuß mit einem Stein. Sobald sie unten angekommen sind, suchen sie nach Muscheln, reißen deren Byssus los und sammeln sie in einem Netze, das an ihrem Körper befestigt ist. Länger als 53—57 Sekunden können die



Abb. 6. Kopie nach v. Siebold, $^2/_3$ der natürlichen Größe. Innere Seite der Schale einer Cristaria plicata mit Halbperlen, welche erhabene Buddhabildchen darstellen.



Angeschossene Husarenpatrouille. Nach dem Gemälde von G. von Boddien.

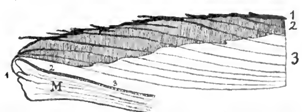


Abb. 7. Originalzeichnung. Querdurchschnitt des unteren Randes einer Süßwasserperlmuschel (Margaritana margaritifera), 30mal vergrößert. Oben der Rand der Schale, unten links der Rand des Mantels M. Die Schale zeigt drei verschiedene Schichten: 1. die Epidermis, 2. die Faser- oder Säulenschicht, 3. die Perlmutterschicht. M der Mantel, aus dessen Rande bei 1 die Epidermis herauswächst, und aus dessen äußerer Zellenlage bei 2 die Faserschicht, bei 3 und weiter hin die Perlmutterschicht abgesondert werden.

meisten Taucher nicht unter Wasser arbeiten; nur wenige halten es bis 80 Sekunden aus. In dieser kurzen Zeit raffen sie 50 bis 100 Perlenmuscheln ein, in besonders günstigen Fällen bis 150. Durch einen Zug am Tau gibt der Taucher ein Zeichen nach oben zum Aufziehen des gefüllten Netzes. Er selbst schwingt sich, mit der einen Hand über die andere greifend, an der Netzleine hinauf, bis er, die Arme an die Seiten legend, rasch in die Luft hinauffährt. Da jeder Taucher an einem Tage 40 bis 50 mal taucht, so kann jedes Boot täglich 20—30000 Muscheln fischen.

Gegen 10 Uhr vormittags, wenn der Seewind das Meer wieder in stärkere Bewegung versetzt, ruft ein Signalschuß die Taucherboote zusammen, und die ganze beladene Flotte segelt zurück ans Land. Sobald sie dort in Sicht kommt, werden am Ufer Flaggen aufgezogen, und nun entwickelt sich daselbst ein buntes lärmendes Gewühl. Die Boote legen an ihren Landestellen an. Die Muscheln werden ausgeladen; die fälligen Teile an Regierungsbeamte, an Tempel- und Haifischbeschwörer abgegeben, die meisten aber an Spekulanten verkauft und dann in abgeschlossenen Plätzen zum Absterben niedergelegt. Nachdem die Weichtiere in Fäulnis über-

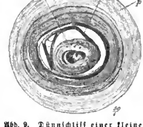


Abb. 9. Dünnschliff einer kleinen schönen Perle aus einer Seeperlmuschel von Panama, 50mal vergrößert. k) Perlenkern, e) braune Epidermisschicht, p) Perlmutterschicht.

gegangen sind, werden sie aus den Schalen genommen und in Trögen mit Seewasser zermalmt, damit die in ihnen verborgenen Perlen zu Boden sinken. Hier liegen sie nebeneinander, nachdem der faule Brei vorsichtig entfernt worden ist.

Während der Perlenfischerei sieht man zu Kondatschy, einem Hauptfischerplatze, alle indischen Sitten und Trachten. Jede Kaste ist vertreten. Gläubige und Priester aller Religionen Indiens sind hier beschäftigt. Auch Gaukler und Tänzerinnen finden reichen Gewinn. Wenn aber die Perlenfischerei zu Ende ist und auch das Suchen nach verlorenen Perlen im Sande nicht mehr lohnt, dann wird die vorher mehrere Wochen hindurch belebte Küste wieder still und öde. Der Wind fegt das Stroh der zahlreichen Hütten weg, die hier

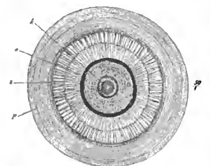


Abb. 8. Dünnschliff einer Süßwasserperle aus einem Bache bei Ülzen in Hannover, 50mal vergrößert. k) kalkiger Perlenkern, e) braune Epidermisschicht, s) Säulen- oder Faserschicht, p) Perlmutterschicht. (Die Figuren 8—14 und 16—19 sind Kopien aus meiner Schrift: Die echten Perlen. Hamburg 1857.)

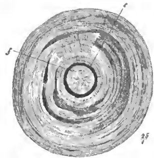


Abb. 10. Dünnschliff einer kleinen schönen Perle von Panama, 25mal vergrößert. f) krystallinischer kalkiger Perlenkern. e) braune Epidermisschicht, um welche herum eine dicke Perlmutterschicht liegt.

standen, und verwehet die Tritte der Menschen, die hier nach Unterhalt und Schätzen suchten.

Viele schöne Perlen werden seit alten Zeiten auch im Persischen Meerbusen bei den Bahraïninseln und im Roten Meere bei den Dahalakinseln gefischt. Die Perlenmuscheln des Roten Meeres sind etwas größer und dicker als die des Busens von Manaar. Ihnen ähnlich sind auch die der ostafrikanischen Küste. Sehr große Schalen haben die Perlenmuscheln bei den Suluinseln zwischen Borneo und Mindanao und an den tropischen Küsten Australiens. Diese großen Schalen haben wegen ihrer dicken Perlmutterschicht einen so bedeutenden Handelswert, daß die Perlen, welche sie enthalten, reiner Gewinn der Fischer sind. An den amerikanischen Küsten kommen Perlenmuscheln im Antillenmeere vor, besonders bei den Inseln Margarita und Cubagua, woher die spanische Regierung lange Zeit reiche Perlenerträge bezog.

Reich an Perlenmuscheln ist auch das äquatoriale Gebiet des Großen Oceans. An der Westküste von Mexiko und Centralamerika wurden schon vor der Entdeckung Amerikas Perlenmuscheln gefischt. Jetzt geschieht dies dort mit Anwendung des Taucherhelmes (Abb. 2).

Bei den Tahiti- und Marschall-Inseln leben Perlenmuscheln mit schwärzlicher Perlmutterschicht und schwärzlichgrauen Perlen.

Längere Schnüre schöner Perlen, die nach ihrer Größe, Form und Farbe zusammenstimmen, haben einen hohen Wert. Auf der internationalen Fischerei-Ausstellung zu Berlin hatten Berliner Juweliere eine Schnur gelblicher indischer Perlen ausgestellt, die 80 000 Mark wert war, eine Schnur weißer Perlen von Panama, welche 100 000 Mark kostete, und eine Schnur schwärzlicher Perlen aus dem Pacifischen Ocean, die auf 120 000 Mark geschätzt wurde.

Auch in süßen Gewässern leben Muscheln, in welchen schöne Perlen entstehen. Die Süßwasserperlenmuschel Europas und Asiens ist Margaritana margaritifera (Abb. 3 und 4). Sie gedeiht nur in klaren, schnell fließenden Flüssen und Bächen. Schon lange bekannt sind die Perlenmuscheln aus der weißen Elster in Sachsen und dem Regen in Niederbayern. Im Grünen Gewölbe in Dresden liegt eine Schnur von 177 sächsischen Perlen aus der Elster, welche 9000 Mark wert ist.

Auch in Böhmen, Schlesien, Hannover, Rußland, Schweden, Norwegen und Großbritanien kommen Flußperlenmuscheln vor. Der Perlenfischer sucht sie im Sommer bei hellem Wetter auf, indem er in dem Flusse stromaufwärts schreitet. Sobald er eine Muschel aus dem Flußsande hervorragen sieht, sucht er sie mit den Zehen seiner nackten Füße oder mittels einer langen hölzernen Zange emporzuholen. Muscheln, welche eine Perle enthalten, pflegen ihm ihren gesuchten Inhalt schon durch eine schwielenartige Erhöhung oder eine un-

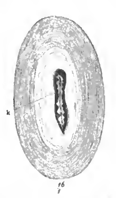


Abb. 11. Dünnschliff einer kleinen schönen Perle von Panama, 16mal vergrößert. k) krystallinisch kalkiger Perlenkern, umgeben von einer dicken Perlmutterschicht.

regelmäßige Krümmung ihrer Schale zu verraten (Abb. 3 rechts).

In China (bei Canton und Hutschefu) dient eine große Süßwassermuschel, Cristaria plicata, seit Jahrhunderten zur Erzeugung von perlenartigen Erhöhungen an der Innenseite der Schale. Man öffnet die Muschel, ohne das Weichtier zu verletzen, und schiebt zwischen den Mantel und die Schale kleine Halbkugeln oder Buddhabildchen, aus Zinn gegossen. Diese Dinge werden dann von dem Mantel aus mit Perlmutterstoff überzogen (Abb. 5 und 6). Nach zehn Monaten bis drei Jahren ist dieser Überzug $^1/_{10}$ bis $^1/_5$ Millimeter dick, was genügt, um ihn, auf seiner Unterlage ruhend, als Schmuck verwenden zu können.

So erhält man aber keine rundum freien Perlen. Diese können sich nur in den Weichteilen der Muscheln ausbilden. Um einzusehen, wie dies geschieht, muß man sich mit dem Bau und dem Wachsen der Muschelschalen bekannt machen. An einem Querschnitt einer Flußperlenmuschel (Abb. 7) erkennt man schon mit bloßem Auge drei Schichten von verschiedener Farbe: 1) eine dünne dunkelbraune bis schwarze Schicht an der gewölbten Außenfläche, die sogenannte Epidermis der Schale; 2) eine hellbraune Mittelschicht mit seinen Querstreifen, die sogenannte Säulenschicht; 3) eine bläulichweiße innere Schicht, welche an ihrer Innenfläche Perlmutterglanz zeigt, die Perlmutterschicht.

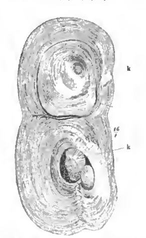


Abb. 12. Dünnschliff einer unregelmäßig länglichen kleinen Perle von der Westküste Amerikas, 16mal vergrößert. Sie enthält zwei kristallinische Kalkkerne. (k)

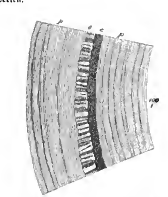


Abb. 13. Ein kleiner Teil eines Dünnschliffes einer Süßwasserperle aus Norwegen, 100mal vergrößert. p p) Perlmutterschichten, s) Säulen- oder Faserschicht, e) Epidermisschicht. Um sich die Einlagerung einer Epidermis- und Säulenschicht zwischen zwei Perlmutterschichten zu erklären, muß man annehmen, daß die Perle im Mantel von der inneren Partie, wo Perlmutterstoff abgesondert wird, nach dem Außenrande gelangte, dort eine Epidermisauskleidung erhielt und dann über die Säulenschichtzellen hinüber wieder an die Perlmutterzellen kam.

Die äußere braune Schicht (1 in Abb. 7) ist nach ihrer chemischen Zusammensetzung dem Chitin, dem Hüllstoffe der Insekten, ähnlich. Den eiweißartigen Stoff, aus dem sie besteht, nennt man Conchyolin, d. h. Muschelschalenstoff. Dieser wird von der Luft, dem Wasser und den in diesem enthaltenen Gasen nur wenig angegriffen und schützt daher die beiden darunter liegenden Schalenschichten (2 und 3 in Abb. 7) vor Verwitterung. Beide bestehen hauptsächlich aus kohlensaurem Kalk, aus ebensolchem Stoff wie Marmor und Kreide, außerdem aber noch aus innig mit dem Kalk verbundenen Conchyolin. Reiner Marmor läßt sich in Salzsäure auflösen. Durch diese wird die Kohlensäure von dem Kalk getrennt und entweicht in Gasbläschen in die Luft. Solche Bläschen steigen auch aus einem in Salzsäure geworfenen Stückchen der Mittel- und Innenschicht einer Perlmutterschale in die Höhe. Ist auf diese Weise aller Kalk zersetzt, so bleibt noch eine weiche weißliche Masse von dem früheren Umfange des Schalenstückes zurück, welche in Salzsäure unlöslich ist. Diese ist das Conchyolin der kalkhaltigen Faser- und Perlmutterschicht.

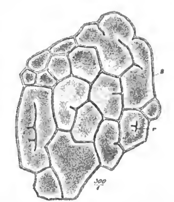


Abb. 14. Ein kleiner Teil der natürlichen Oberfläche einer braunen Perle aus einer Steckmuschel (Pinna nobilis) aus dem adriatischen Meere. 300mal vergrößert. Die bienenwabenähnlichen Grenzen der Säulen bestehen aus Conchyolin. Die Conchyolinhöhlen sind ausgefüllt von kohlensaurem Kalk. Manche Kalkfüllungen enthalten Conchyolinstreifen, v.

Keine der drei Schichten der Perlmutterschalen enthält Blutgefäße und Nerven oder sonstige lebende mikroskopische Bestandteile, aus denen das Muscheltier besteht, welches in der Schale wohnt und welches sich diese aus den Bestandteilen seines Blutes bildet.

Die lebendige Bildungsstätte aller drei Schalenschichten ist der Muscheltiermantel. Er besteht aus den beiden Hautplatten, welche die linke und rechte Seite des Muschelkörpers überziehen und weit über den Rumpf und den Schließmuskel hinausragen, sich über den äußersten Umfang der Schale hinaus ausdehnen, aber auch durch Muskelfasern in den Schalenraum vollständig zurückziehen können.

Von allen drei Schichten der Schale entsteht zuerst stets die Conchyolinschicht als dünne biegsame Haut in einer Furche am äußersten Rande des Mantels (Abb. 7, M. 1); sie wächst aus diesem heraus wie der Fingernagel aus der lebendigen Haut des vordersten Fingergliedes und vergrößert den Umfang der Schale, indem sie sich an die schon früher abgelagerte Conchyolinmasse ansetzt. So lange die Schale durch Zuwachssäume der Conchyolinschicht an Umfang zunimmt, so lange wächst auch der Mantel.

Die Bildungszellen der Faser- und Perlmutterschicht liegen einwärts von den Zellen des Randsaumes, in denen die Conchyolinhaut entsteht. Diesem Saum zunächst liegen Zellen, welche die Säulenschicht liefern und an die Conchyolinschicht anlagern (Abb. 7, M. 2); und noch weiter gegen die Mitte des Muschelrumpfes zu liegen diejenigen lebendigen Mantelzellen, welche die Perlmutterschicht ausscheiden (Abb. 7, M. 3).

Es werden also alle drei Schichten der Muschelschale nacheinander von außen nach innen zu abgelagert. Wenn der Mantel und die Conchyolinschicht nicht mehr wachsen, wird auch der Umfang der Muschelschale nicht mehr größer, aber die Dicke derselben nimmt bis zum Tode der Muschel zu, weil der innere Teil des Mantels (Abb. 7, M. 3) fortfährt, Perlmutterstoff schichtenweis abzusetzen.

Nun wird es meinen Lesern leicht werden, den Bau der Perlen, ihre chemischen und physikalischen Eigenschaften, ihr Entstehen und Wachsen zu erfassen. Schleift man Perlen, indem man sie an einer Glasplatte festkittet, erst zu Halbkugeln ab, dann diese zu dünnen Scheiben, so sieht man unter dem Mikroskop, daß alle Perlen aus dicht aufeinander liegenden Schichten bestehen. In manchen Perlenschliffen habe ich alle drei Schichtenmassen, welche die Muschelschale zusammensetzen, gefunden: innen, nahe dem inneren Kerne der Perle, 1) eine dünne Conchyolinschicht (Abb. 8, c), um diese herumgelagert 2) eine Säulenschicht (Abb. 8, s) und auf dieser 3) noch eine Perlmutterschicht (Abb. 8, p). Manche Perlen bestehen nur aus zwei Schichten: aus Säulenschicht und Perlmutterschicht, oder aus Conchyolinschicht und Perlmutterschicht (Abb. 9 und 10), oder aus Conchyolin und Säulenschicht. In manchen Perlen fand ich nur eine Schichtmasse um den Kern herum, nämlich nur die Säulenschicht oder nur Perlmutterstoff (Abb. 11 und 12). In einer Süßwasserperle aus Norwegen fand ich zwischen Perlmutterschichten (Abb. 13, p) eine Conchyolinschicht, c, und eine Faserschicht, s.

Schöne Schmuckperlen haben außen stets eine dicke Perlmutterschicht. Perlen, welche auf einer Unterlage von Conchyolin- oder Faserschichten nur eine dünne Lage Perlmutterstoff tragen, sind nicht weiß,

sondern durchscheinend grau oder bräunlich; Perlen, denen eine äußere Perlmutterschicht fehlt, sind graubraun und wenig glänzend und haben daher keinen Schmuckwert. Abb. 14 stellt einen kleinen Teil der Oberfläche einer braunen Perle dar, die in einer Steckmuschel (Pinna nobilis) des adriatischen Meeres entstand. Man sieht hier die äußeren Enden der Faser- oder Säulenschicht in 300maliger Vergrößerung. In bienenzellenähnlichen Höhlungen (s) liegt kohlensaurer Kalk.

Perlen bestehen also aus denselben Schichtenstoffen wie die Muschelschalen, innerhalb welcher sie entstanden. In einem Muscheltier, welches nur in regelmäßiger Weise Schalenstoffe absondert, entstehen keine Perlen, sondern nur in solchen Muscheltieren, deren Mantel zu einer unregelmäßigen Absonderung der Schalenstoffe gereizt wird.

Wenn irgend ein fremder Körper zwischen die Schale und den Mantel gerät; wenn sich ein kleiner Fisch, ein Wurm zwischen beide eindrängt und dort liegen bleibt (Abb. 15), so üben diese fremden Körper einen ihrer Form entsprechenden Druck aus, der die Mantelzellen reizt, sie mit Perlmutterschichten zu überziehen und dadurch von den lebenden Organen der Muschel abzuhalten. Zuweilen bohren sich Würmer und kleine Bohrmuscheln von außen her durch die Schale einer Perlenmuschel und verursachen die Bildung runder Perlmutterwülste. So entstehen angewachsene Perlen von verschiedener Form und Größe und zuweilen von solcher Schönheit, daß sie abgetrennt zu Schmucksachen verwendet werden können.



Abb. 15 Kopie nach A. Günther. Teil einer Meerperlmuschel (Meleagrina margaritifera) in halber natürlicher Größe. Auf der inneren Perlmutterseite der Schale liegt zwischen dem Schloßrande (oben) und dem Schließmuskeleindrucke (unten links) eine Erhöhung, welche die Form eines kleinen Fisches der Gattung Fierasfer hat. Dieses Fischchen wurde mit einer Perlmutterschicht überzogen, als es zwischen der Schale und dem Mantel Platz genommen hatte.



Abb. 16. Vier übereinander liegende entkalkte Hautplatten der Perlmutterschicht einer Perle von Ülzen, 500mal vergrößert.

Rundherum freie Perlen, welche an keinem Punkte mit der Muschelschale zusammenhängen, können nur innerhalb der weichen Teile des Mantels entstehen. Den ersten Anlaß zu ihrer Bildung geben meistens mikroskopisch kleine Körperchen, welche sich im Innern des Mantels aus Blut- oder Gewebebestandteilen des Muscheltieres als krankhafte örtliche Gerinnsel bilden und festsetzen, und dann einen ungewöhnlichen Reiz auf die Mantelzellen, welche die Schalenstoffe liefern, ausüben. Denn die Perlenkerne, welche man in Perlenschliffen findet, sind entweder rundliche oder längliche braune Massen, welche wie Conchyolin aussehen (Abb. 9, k), oder sie bestehen aus einer durchscheinenden weißen Masse, welche derber oder krystallinischer Kalk ist (Abb. 8, 10, 11 und 12). Harte Kieselkerne, welche der Sand des Fluß- und Meeresgrundes mit dem Atemwasser an den Mantel liefern könnte, habe ich nie im Innern einer abgeschliffenen Perle angetroffen.

Mikroskopische Tiere, die als Parasiten in Perlenmuscheln wohnen, können, wenn sie sich im Mantel festsetzen, die Entstehung freier Perlen verursachen. Man hat solche aber sehr selten darin gefunden.

Nicht bloß in den Perlenmuscheln, sondern auch in anderen Meer- und Süßwassermuscheln bilden sich Perlen. Die Miesmuscheln der Nordsee enthalten häufig viele kleine bläuliche Perlen, welche aber



Abb. 17. Teil der natürlichen Oberfläche einer amerikanischen Meerperle. 300 mal vergrößert. Man sieht äußerst feine Erhöhungen und Vertiefungen.

keinen Wert haben, weil ihnen der schöne Glanz der Schmuckperlen fehlt. In Austern findet man mattweiße, in Steckmuscheln bräunliche Perlen.

Die chemischen Bestandteile der Perlen sind Conchyolin und kohlensaurer Kalk. In Salzsäure geworfen, geben sie Kohlensäure ab, bis aller Kalk ihrer Faser- und Perlmutterschicht zersetzt ist. Dann bleibt eine weiche durchscheinend weiße Kugel von Conchyolin zurück, welche ebenso groß ist wie die harte Perle vorher war (Abb. 16). In gewöhnlichem Speiseessig wird der Kalk einer kleinen Perle von 3 bis 4 mm Durchmesser erst nach 24—48 Stunden zersetzt. Die bekannte Erzählung des Plinius, Kleopatra habe bei einem Gastmahle eine große Perle durch Essig in Flüssigkeit verwandelt, steht also im Widerspruch mit der Natur der Perlen. Der Essig der Bibel und der alten Griechen und Römer war roher Weinessig; man hatte wahrgenommen, daß er Kreide und Kalk auflöste. Aus dieser Beobachtung scheint sich bei den Alten die übertriebene Vorstellung entwickelt zu haben, daß die „Schärfe und Kraft des Essigs," von der Plinius spricht, Perlen, ja sogar Felsen zerstören könne.

Abb. 18. Ein Teil der natürlichen Oberfläche einer amerikanischen Meerperle, 300 mal vergrößert, welche in grünen und roten Perlmutterfarben schillerte.

Die Oberfläche schöner Perlen „vom reinsten Wasser," wie die Juweliere sagen, zeigt unter dem Mikroskop sehr feine Erhöhungen und Vertiefungen (Abb. 17), welche das auf sie fallende Licht nach allen Richtungen so vollkommen zerstreut zurückwerfen, daß die Perle fast leuchtend weiß erscheint.

Wenn die ruhige Oberfläche eines Sees durch einen Windstoß in viele kleine Wellen verwandelt wird, so verschwinden die Spiegelbilder der Uferlandschaft, und zerstreutes helles Licht strahlt von der vielfältig gekrümmten und bewegten Wasserfläche zurück. Ein Wassertropfen würde, wenn seine Oberfläche in mikroskopisch kleine Wellen versetzt werden könnte, weiß wie eine Perle erscheinen.

Perlen, welche bei verschiedener Drehung gegen das Auge wie Perlmutter bläulich, grünlich und rötlich schillern, haben auf ihrer Oberfläche unregelmäßig begrenzte Felder dünner Perlmuttermasse (Abb. 18), welche die unterliegende Schicht nicht gleichmäßig bedecken. Neben den Kanten der aufliegenden Felder verlaufen äußerst feine Furchen, wie an der Innenfläche der Perlenmuscheln. Diese Kanten und Furchen zusammen verursachen das der Perlmutter eigentümliche Farbenspiel. Die aus den Furchen zurückkehrenden Lichtstrahlen haben einen längeren Weg zurückgelegt, als die von den Kanten reflektierten, wenn beide im Auge zusammentreffen; indem sie interferieren, erscheinen sie uns als farbiges Licht.

Ihren eigentümlichen Glanz erhält die schöne Perle dadurch, daß sie aus zahlreichen, sehr feinen Schichten einer nicht ganz durchsichtigen, sondern nur durchscheinenden Masse besteht. Von dem Lichte, welches auf eine Perle fällt, wird ein Teil von der äußersten Oberflächenschicht, ein anderer Teil von den inneren Schichten zurückgeworfen. Die Mischung dieser verschiedenen zurückgeworfenen Lichtstrahlen erzeugt in unserm Auge die Empfindung des Perlenglanzes.

Die Perlen haben eine viel geringere Härte als die Edelsteine. Von Stahl und Quarz (Kieselsand) werden sie daher leicht geritzt. Zu Ketten aufgereihete Perlen verlieren durch gegenseitige Reibung an Glanz, und ihre Bohrlöcher erweitern sich.

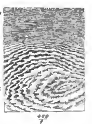


Abb. 19. Teil der abgeschliffenen Perlmutterschicht einer Perle von der amerikanischen Westküste, 400 mal vergrößert. Sie schillerte in Perlmutterfarben. Ebenso verhalten sich Schliffe von Perlmutterschalen.

Jahrhunderte lang an feuchten Orten liegende Perlen verwesen durch langsame Zersetzung ihrer Conchyolinmasse. Als beim Ausgraben der Erde für die Fundamente der Peterskirche zu Rom 1544 die Grabgewölbe der Töchter Stilichos, welche 400 n. Chr. gestorben waren, geöffnet wurden,

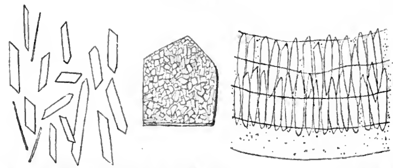


Abb. 20. Originalzeichnung. 375mal vergrößerte Glanzplättchen von Ukleischuppen. Links einzelne Glanzplättchen in verschiedenen Lagen. Rechts ein Teil einer Schuppe mit unterliegenden Glanzplättchen. Zwischen beiden ein Stückchen Glas einer zerbrochenen Pariser künstlichen Perle mit angeklebtem Schuppenglanzpulver, welches den Perlenglanz nachahmt.

fand man unter dem reichen Schmuck, mit welchem sie beerdigt worden waren, auch 53 Perlen; diese waren aber so mürbe geworden, daß sie zwischen den Fingern in Staub zerfielen.

Frische schöne Perlen von weißer Farbe sind um ein Geringes leichter als reiner Kalkspat. Ihr specifisches Gewicht beträgt 2,650 bis 2,686. Reiner wasserheller Kalkspat wiegt 2,72.

Die Farbe glänzender Schmuckperlen stimmt überein mit der Farbe der Perlmutterschicht der Muscheln, in denen sie entstehen. Die meisten Schmuckperlen sind weiß, gelblichweiß oder bläulichweiß, seltener rötlich oder schwärzlichgrau.

Abgeriebene Perlen lassen sich nicht wieder so glänzend machen wie frische Perlen, und schlecht geformten Perlen kann man durch Schleifen keine schönere Form geben, ohne ihnen den eigentümlichen Glanz zu nehmen, der eine Wirkung der Lage ihrer Schichten parallel der natürlichen Oberfläche ist. Es lassen sich deshalb auch aus dicken Perlmuttermassen keine Kugeln mit schönem Perlenglanze bereiten; solchen Kugeln läßt sich auch durch die feinste Politur kein Perlenglanz geben, weil die Schichten, aus denen sie bestehen, die Oberfläche der Kugel in verschiedenen Richtungen schneiden (Abb. 19).

Um das Jahr 1660 erfand ein Pariser Rosenkranzmacher, namens Jaquin, künstliche Perlen, welche einen den echten Perlen ähnlichen Glanz haben. Sie werden aus farblosen hohlen Glaskügelchen bereitet, denen man eine weiße, perlenartig glänzende Farbe gibt durch den silberglänzenden Stoff, welcher unter den Schuppen des Uklei oder Weißfisches (Alburnus lucidus) liegt. Dieser Silberglanzstoff besteht aus äußerst dünnen, schmalen Plättchen, welche von den Schuppen durch Schütteln im Wasser getrennt werden können (Abb. 20). Man schützt diese Plättchen durch ammoniakhaltiges Wasser vor Fäulnis, bereitet daraus einen dünnflüssigen Brei, den man durch Zusatz von Hausenblase kleberig macht, mittelst dünner Glasröhren in die Glaskugeln hineinbläst und an der inneren Fläche derselben in einer dünnen Schicht antrocknen läßt. Um diesen künstlichen Perlen mehr Festigkeit und Gewicht zu geben, füllt man sie mit Wachs aus. Schöne, künstliche Perlen sind den natürlichen sehr ähnlich, werden auch gut bezahlt und viel getragen; weniger gute künstliche Perlen finden Verwendung zu so billigen Schmucksachen, daß auch unbemittelte Personen sich am Glanze eigener unechter Perlen erfreuen können. —

Die Schönheit der Perle ist so einfach, so kindlich verständlich, aber auch so anziehend, daß sie auf die Jugend und das Alter, auf Niedere und Hohe einen ästhetischen Reiz ausübt. Um diesen genießen zu können, braucht man nicht zu wissen, woraus sie besteht und wie sie sich bildet. Wer aber hierüber unterrichtet ist, wird, wenn er Perlen anschaut, sich nicht bloß an ihrer Schönheit erfreuen, sondern auch noch den Genuß haben, ihren Ursprung und ihre Eigenschaften wissenschaftlich zu verstehen.

Silberdistel.

Von **Paul Lang.** — Vignette von **M. Röbbecke.**

Wenn das Gras sich kürzt wie der herbstliche Tag,
Wenn die Vögel verstummen in Hain und Hag,
  Entfaltest du dich auf der Heide;
Du atmest weltverlorene Ruh,
Kein naschender Falter fliegt dir zu,
  Kein Immlein lockst du zur Weide.

Du bist gesund bis ins Mark hinein,
Du schmachtest nicht nach der Sonne Schein;
  Doch, wenn am Abend und Morgen
Der Tau zu Reif erstarrt im Thal,
Genügt dies, nächtlich vom Mondenstrahl
  Dein gediegenes Silber zu borgen.





Parforcejagd. Nach dem



Gemälde von G. Marx.

Heinrich Brugsch-Pascha.

Zum Gedächtnis.

Von

Carl v. Vincenti-Wien.

(Abdruck verboten.)

Gedenkt ihr noch des märchenhaften Sarazenenbaues, welchen Meister Schmoranz aus der Erde hervorzauberte, als man 1873, das Wiener Weltausstellungsjahr, schrieb? Ach, Bau und Baumeister sind dahin; dieser liegt im goldenen Prag begraben, und wo jener seine bunte, funkelnde Pracht entfaltet, ist Rasengrund. Ich vermag ohne Wehmut den Fuß nicht auf jene Stätte im Prater zu setzen. Den Innenhof im „Hause des Ägypters“ seh' ich im Geiste vor mir: Wand an Wand gegen die Mokkaschenke im nördlichen Ausbau hatten sie ein „Angareb,“ so eine mit Leder bestriemte Pritsche aus dem Sudân, aufgestellt. Da hockten die Männer vom Nil und sonst mancher, der im muslimischen Orient jahrelang Gast und Fahrender gewesen. Darunter auch, der heute diese Zeilen schreibt. Manche stimmungsvolle Abendstunde genossen wir. Der goldene Zwiebelknauf des Betrusturmes schaute über die Seitenhalle herab, die grüngoldenen Schriftranken der koranitischen Spruchweisheit verdämmerten an den Hofwänden, unter der Dumpalme spielte der Springstrahl, der Jasmin dampfte, und wenn der Mohrenknabe den heißschäumigen Trank mit allem, was den Raucher beglückt, gebracht hatte, dann ward es im Hofe so still und morgenländisch abgeschlossen, als sollte sich plötzlich gen rechts das Weiberpförtlein oder das Schiebgitter der großen Mäschrebije oben verstohlen öffnen, damit ein schimmernd Köpfchen —



Heinrich Brugsch-Pascha. Nach einer Aufnahme von Hofphotograph W. Höffert in Berlin.

viel neugieriger als verschleiert — heraustauche. Leider waren damals alle „Verbotenen" Ismail Paschas im Emirghian am Bosporus …

Wie manches Wort weckte damals unstillbare Sehnsucht! Bisweilen blieb ich leise durchschauert, ein glücklicher Horcher und zugleich schmerzlich träumerisch in eigne vergangene Wandertage zurück lauschend. Jene Männer vom Nil, mit denen ich am liebsten verkehrte, sind heute alle heimgegangen: Haggenmacher, Mariette, Brugsch. Der Erstgenannte fiel in den feurigsten Jahren am blauen Nil im ruhmlosen abyssinischen Feldzuge mit seinem Landsmanne Werner Munzinger-Pascha. Am 17. Januar wird's vierzehn Jahre, daß Anubis den verwegenen Zauberlöser der Nilnekropolen, Mariette, der tausend Pforten des ewigen Schweigens erbrochen, an jenen stillen Ort geführt, wo Horus die Thaten abwägt; Heinrich Brugsch endlich hat sich vor wenigen Wochen in Charlottenburg dem großen Totenzuge angeschlossen, der nach ewigen Horizonten wandert. Ein von rastlosem Tagewerk Ermüdeter ging er; unter allen jenen, die Sehnsucht nach dem Aufgang treibt, einer der größten Dürster nach Wahrheit, der reichsten Wisser und begeistertsten Forscher.

Heinrich Brugsch war ein Berliner Kind. Die Kaserne der Weißen (späteren zweite Garde-) Ulanen, wo er als Unteroffiziersohn am 12. Februar 1827 geboren wurde, steht heute noch. Seine freudlose Kindheit beherrschte militärische Zucht, unerbittliche Strenge. Ein siebenjähriger Knabe, entflieht er in einer Winternacht aus dem elterlichen Heim, wird halberfroren von Fuhrleuten im Schnee aufgelesen und verfällt schwerer Krankheit. „Glaube mir, dein Junge wird einst den Galgen zieren," sagte danach der harte Lehrer des Knaben zu dessen Vater. Zwölfjährig wird er inmitten des ägyptischen Musealschatzes von Monbijou von glühender Begeisterung für die Ägyptologie erfaßt; vier Jahre später gibt er als Gymnasiast eine kurze lateinisch geschriebene Grammatik der altägyptischen Volkssprache und -schrift heraus. Diese Erstlingsschrift, welche der Gönner des jungen Gelehrten, Alexander v. Humboldt, auf seine Kosten drucken läßt, macht Aufsehen, waren doch über diesen Stoff bisher nur lückenhafte und fehlerhafte Arbeiten erschienen. Die Ägyptologie stand damals in ihrer Jugendzeit. Nach Young und Champollion war eine Stagnation eingetreten; deutscherseits hatten Spohn, Seyffarth und Uhlemann mehr hindernd gewirkt. Erst mit Lepsius und Rougé kam der Aufschwung, in welchen das Debut Brugschs fällt. Lepsius sah mit scheelem Auge auf den späteren Begründer des Studiums der demotischen Sprache und altägyptischen Geographie, er schien ihm ein gefährlicher Nebenbuhler, welchen er sich kurzweg als Zuhörer verbat.

Aber Humboldt hielt seine Hand über ihn. Auf seine Empfehlung konnte der mittellose Brugsch als königlicher Stipendiat die Pariser, Leydener und Turiner Papyri studieren. Da dringt Mariette in die heiligen Apisgrüfte des Serapeums ein, und wieder ist es Humboldt, welcher Brugsch (Anfang 1853) die erste Reise an den Nil ermöglicht. Fundgräber und Textleser, Franzose und Deutscher werden im Namen der völkerverbindenden Wissenschaft Freunde. Eine Reihe von Monographien waren die reiche Ausbeute dieser ersten Nilfahrt, das wertvollste die „Grammaire démotique," welche heute noch die Grundlage aller demotischen Forschungen bildet. Die zweite ägyptische Reise fällt in das Jahr 1859, wo Brugsch die großmütige Förderung Said Paschas findet. Die wissenschaftlichen Ergebnisse dieser Reise für Geographie und Geschichte sind in zwei Werken niedergelegt, in den „Geographischen Inschriften altägyptischer Denkmäler" und in der „Histoire de l'Égypte dès les premiers temps." Von letzterem nicht gerade wissenschaftlich geschriebenen Buche erschien 1875, viel verbessert und mit zahlreichen Textübersetzungen, eine deutsche Ausgabe: „Geschichte Ägyptens unter den Pharaonen," die populär geworden ist. Im Jahre 1863 begann Brugsch die Herausgabe der „Zeitschrift für ägyptische Sprache und Altertumskunde," welche das Jahr darauf, als er als preußischer Konsul nach Kairo ging, Lepsius übernahm und bis zu seinem Tode führte. Doch Brugsch blieb der fruchtbarste Mitarbeiter. Mochte er über einen demotischen Papyrusroman oder die serapeischen Apisstelen, über das „Totenbuch" oder den Mörissee berichten, Sachkenntnis und schrift-

stellerischer Reiz machten seine Beiträge stets wertvoll und lesbar.

Nach zwei Jahren Ägypten folgte die Zwischenzeit des Göttinger Professorates, welches ihm, dem von Paris aus Umworbenen, Lepsius verschafft hatte. In diese Zeit fällt das Hauptwerk des Ägyptologen Brugsch: das groß angelegte hieroglyphisch-demotische Wörterbuch, welches den Wortschatz aller bis dahin bekannten Texte brachte. Aber bald leidet es den an große Horizonte Gewöhnten nicht mehr in der kleinen Universitätsstadt, es zieht ihn wieder nach dem Nil, wo er, auf fünf Jahre beurlaubt, die Leitung der neugegründeten ägyptologischen Schule in Kairo übernimmt. Er sitzt am Prunktische des Suezkanalbacchanales, dessen Impresario der Khedive Ismail ist, aber er gehört nicht zu jenen, welche die goldenen Bestecke mitnehmen. Im Gegenteil, er hat von der Geldklemme, welche auf die große Verschwendung folgt, mannigfach zu leiden. Ägypten war wohl das Land der leichten Erfüllungen, aber auch der leichten Versprechungen; Brugsch sollte dies am bittersten nach dem Tode Mariettes, seines liebsten Freundes, erfahren. Man hatte ihm die Nachfolge in der Direktion des ägyptischen Museums und der Ausgrabungen versprochen, die französische Diplomatie arbeitete jedoch hinter den Coulissen und Maspéro bekam die Stelle. Dafür hat dieser freilich jetzt auf dem Genfer Orientalistenkongresse seinem großen Nebenbuhler einen besonders warmen Nachruf gewidmet. Nach Lepsius' Tode erging es Brugsch nicht besser; ein Anderer wurde Direktor des Berliner ägyptischen Museums. Auch die Engländer am Nil wollten ihn nicht. „Leute von Ihren Kenntnissen gibt es zu Hunderten in England," sagte ihm der allmächtige Wilson auf echt englisch kurz und grob. Gewiß haben ihn diese Enttäuschungen — Wilsons Grobheit wohl ausgenommen — geschmerzt, seine Wissenschaft aber hat er darum nur noch mehr geliebt und ihr die besten Kräfte gewidmet. Noch in seine letzten Lebensjahre fallen wiederholte ägyptische Reisen mit Ausgrabungen, deren Ergebnisse das Berliner Museum mit den interessantesten Objekten bereicherten. Auf den memphitischen Mumienfeldern hatte er seine letzten Kräfte verbraucht, und mit krankem Herzen kehrte er in die Heimat zurück. Aus seinen ägyptologischen Arbeiten möge, um das gedrängte Bild seines wissenschaftlichen Wirkens in den Hauptzügen zu vervollständigen, noch hervorgehoben werden: die hieroglyphische Grammatik, das große 1877 begonnene „Dictionnaire géographique de l'ancienne Égypte," ein Denkmal eisernen Gelehrtenfleißes — Brugsch war leidenschaftlicher Geograph, — dann sechs Bände „Inschriften" und endlich ein Werk über Religion und Göttergeschichte der alten Ägypter.

Wir verweilten so lange bei dem ägyptischen Lebenswerke des Heimgegangenen, weil diesem seine Hauptkraft gehörte. Alles übrige in dem bewegten Leben des Forschers und Weltkenners Brugsch spielt nur episodisch in dies Werk hinein. So seine beiden persischen Reisen, die erste mit der Mission Minutoli zu Beginn 1860 und die zweite, welche ihn ein Vierteljahrhundert später mit der deutschen außerordentlichen Gesandtschaft als Legationsrat an den Hof des Schah-in-Schahs führte; so die Wiener und Philadelphiaer Weltausstellungsepisoden, wo er als ägyptischer Generalkommissar fungierte; so seine Thätigkeit als Reisemarschall hoher Persönlichkeiten und alle übrigen äußeren Ereignisse, von denen er an seinem Lebensabend, in der letzten Stunde noch, todesahnend, so liebenswürdigberedte Kunde in seinem Büchlein „Mein Leben und mein Wandern" gegeben. Federflinke Biographen haben dies Büchlein, welches zuerst in angenehmen feuilletonistischen Dosen von der „Vossischen Zeitung" geboten wurde, tapfer ausgeschrieben, als Heinrich Brugsch auf der Bahre lag. Wir fühlen kein Bedürfnis nach Abschriftstellerei. Man lese das Buch. Der leichte Memoirenton, der Plauderstil und gewisse Geständnisse, womit der berühmte Orientalist seine Selbstbiographie gewürzt, unbekümmert darum, daß er bei Nichtkennern der Orient-Verhältnisse mißverstanden werden könnte, haben manches schnellfertige Urteil über den Memoirenschreiber hervorgerufen. Der Mann wurde leichter genommen als er war und verdiente. Insbesondere im amerikanischen Schätzungssinne ist kaum je ein Europäer, der Halborientale geworden, vom Nil „leichter" heimgekehrt als Heinrich Brugsch. Er brachte Fundschätze, aber keine anderen, Paschatitel, aber keine Mittel mit.

Er war zeitlebens ein schlechter Schatzgräber im praktischen Sinne gewesen, die Wissenschaft hat er großartig bereichert, sich selbst nicht. Ja, nicht einmal im ismailitischen Ägypten. Nach Gold sich zu bücken, hat er niemals verstanden. So begleitete ihn Frau Sorge durchs Leben bis an sein Sterbebett. Aus mehreren Ehen kinderreich, vermochte, durfte er sich keine Ruhe gönnen. Er durchstöberte seine Mappen nach Kopien von Inschriften, er trat in den achtziger Jahren als Wanderredner — eine wahre Mühsal — in den deutschen Vortragsverband ein, er schrieb mit rastloser Feder für Tagesblätter und Revüen, und als er ging, um den letzten Trunk aus dem Nil zu thun, da konnte es wieder nur mit Regierungsmitteln und Zuschüssen eines hochherzigen Privatmannes geschehen.

Deutschland ist heute reich an wissenschaftlichen Orientkennern, welche gründliches Wissen mit praktischem Bescheidwissen im orientalischen Leben verbinden. Es ist die neue Schule, welcher die Wege offen stehen. Daß dem so ist, daran gebührt Brugsch ein unbestreitbares Verdienst. Denn wie wenige hat er mit geschriebenem und gesprochenem Worte zur Kenntnis nicht allein Altägyptens, sondern auch des moslemischen Orients beigetragen. Man darf den Verstorbenen als Schriftsteller nicht unterschätzen, weil er als solcher nicht anspruchsvoll auftrat. Man braucht zwar nicht gerade der Meinung Humboldts zu sein, welcher einst seinen Schützling dem Fürsten Pückler-Muskau auch als „Stilisten" anpries, aber so wie Brugsch als Mann mit echtem Gehalt die feinsten Lebensformen verband, so steckte bei ihm in der strengen Wissenschaftlichkeit des Forschers und Gelehrten der anmutig und fesselnd darstellende und anregende Schilderer und Schriftsteller. Sein persisches Reisebüchlein „Im Lande der Sonne," sein allerliebstes Buch „Aus dem Orient," worin er auch eine Übersetzung des Papyrus Orbiney, des „ältesten Märchens der Welt," gibt, legen davon unter vielem ganz besonderes Zeugnis ab. Seine weltmännische Weise, seine vornehmen Umgangsformen, seine anspruchslose Liebenswürdigkeit eigneten ihn in hervorragendem Maße zum Reisebegleiter für Fürstlichkeiten auf der Orientfahrt. Nachdem er beim Suezkanalfeste dem Kaiser Franz Josef Museums- und Pyramidenführer gewesen, finden wir ihn später in Oberägypten mit der Familie des Erzherzogs Rainer von Österreich und dann nacheinander mit dem großherzoglichen Paare von Mecklenburg-Schwerin, mit dem Erzherzog Johann Salvator, dem brasilianischen Kaiserpaare, dem Erbgroßherzog von Oldenburg, mit welchem er die libysche Khargehoase besuchte, mit dem unvergeßlichen Kronprinzen Rudolf von Österreich, der ihm in aufrichtiger Freundschaft zugethan blieb, endlich mit dem Prinzen Friedrich Karl von Preußen.

Nicht nur einer der tüchtigsten, auch einer der liebenswürdigsten Zeitgenossen ist mit Heinrich Brugsch-Pascha aus dem Leben geschieden. Enttäuschungen haben ihn nicht verbittert, Erfolge nicht aufgebläht. Er ist nie ein „Zünftler" in der Wissenschaft geworden, was bei deutschen Verhältnissen freilich ein Fehler war. Das wußte er selbst. Und indem ich dieses bescheidene Gedenkblatt auf sein Grab niederlege, kann ich nicht besser schließen, als mit einigen warmen Worten Ludwig Pietschs, der einst von Brugsch gesagt: „Er ist ein ganzer und freier Mensch geblieben, der das Leben kennt und in dem der Gegenwart so heimisch ist wie in jenem des Altertums, und dem wohl in den Tiefen seiner Wissenschaft nichts verborgen, aber auch nichts Menschliches fremd ist!"



Bei den Alligatorjägern.

Von

Friedrich Meister.

(Abdruck verboten.)

El Lagarto — die Eidechse — so nannten die alten spanischen Ansiedler das große Reptil, das sie als den Hauptbewohner der Bayous, der Seen, Lagunen und düstern Cypressensümpfe des südlichen Louisiana vorfanden.

Alligator, so heißt unser Saurier heute; das Wort ist, wie leicht ersichtlich, eine Zusammenziehung und Verstümmelung jener spanischen Bezeichnung. In Louisiana kommen zwei Arten vor; die eine dick und kurz, mit glattem Rücken und bedeckt mit achteckigen Schuppen von der Größe einer Nickelmünze; die andere ist knorrig und knotig auf Kopf und Hals, auf dem Rücken hornig und rissig und hat große, plumpe, viereckige Schuppen; sie ist im Verhältnis viel länger als die erstere.

Man sieht in jenen Gewässern Alligatoren von der Länge eines Bleistiftes, zur Zeit, wenn die Eier ausgeschlüpft sind; man sieht aber auch Exemplare von siebzehn und zwanzig Fuß Länge. Der größte Alligator, der nachweislich bisher in Louisiana gefunden worden ist, hielt sich in einem kleinen See auf einer Plantage im Konkordiabezirk auf und wurde von dem Besitzer derselben, einem Mr. Feltus, erlegt. Schon seit Jahren war dieses gewaltige Reptil auf Meilen im Umkreise berüchtigt gewesen, da ihm im Laufe der Zeit zahllose Schweine und Hunde zum Opfer gefallen waren. Die große Menge der vergeblich nach ihm abgefeuerten Schüsse hatten es so vorsichtig gemacht, daß es fast unmöglich wurde, ihm beizukommen. Schließlich aber gelang es Mr. Feltus dennoch, das Tier auf weite Distanz durch eine wohlgezielte Kugel zu erlegen. Ein Boot schleppte es bis zum Ufer, und zwei Maultiere zogen den ungefügen Kadaver vollends auf das Trockene.



. . . zwei Maultiere zogen den ungefügen Kadaver vollends auf das Trockene.

Das Untier maß zweiundzwanzig Fuß.

Die Eier dieser Rieseneidechsen sind etwas kleiner als Gänseeier und an Stelle der Schale mit gelblich weißer Lederhaut umgeben. Die Kreolneger, wie die Abkömmlinge der ehemaligen südstaatlichen Sklaven genannt werden, sind nur selten zu bewegen, ein Alligatornest auszunehmen, da unter ihnen der Aberglaube herrscht, daß in einem der Eier eine kleine Klingel eingeschlossen sei, durch deren Klang das Muttertier herbeigerufen würde, dessen racheschnaubender Wut dann niemand entrinnen könne.

In der unbewohnten Wildnis frißt der Alligator ohne Wahl jedes Tier, das durch sein Gewässer schwimmt oder aus demselben trinkt. In angebauten Gegenden wird sein Geschmack wählerisch. Hat er erst einmal Hundefleisch gekostet, dann zieht er dieses jeder anderen Nahrung vor; unzählige Jagdhunde haben daher in den Bayous und Sümpfen schon ihr Leben lassen müssen.

Auch sollen diese Reptile eine Vorliebe für Negerkinder besitzen, an weiße Kinder jedoch nicht herangehen. Man findet diese Ansicht in jenen Gegenden allgemein verbreitet; an bestimmten Nachrichten, die dieselbe bestätigten, fehlt es jedoch. Dagegen ist zweifellos festgestellt, daß die Neger ihrerseits sehr häufig eine große Vorliebe für die Alligatoren haben, indem sie das Fleisch derselben nicht nur mit Behagen genießen, sondern demselben auch eine heilende Kraft gegen mancherlei Krankheiten zuschreiben.

In neuerer Zeit, etwa seit Beendigung des großen amerikanischen Bürgerkrieges, ist die Alligatorhaut ein sehr begehrter Artikel auf dem Ledermarkt geworden. Am häufigsten wird Alligatorleder in Frankreich verwendet, wo man Stiefel und Schuhe, Koffer, Taschen, Flintenfutterale, Portemonnaies und viele andere Dinge daraus anfertigt.

Die notwendige Folge davon ist, daß alljährlich eine bedeutende Anzahl dieser Reptilien erlegt wird. Der Marktpreis ihrer Häute bildet eine stehende Rubrik in den Handelsnachrichten der Tageszeitungen von New Orleans. Wir greifen nicht zu hoch, wenn wir angeben, daß mehr als fünfhundert Männer gegenwärtig in Louisiana das Töten und Abhäuten der Alligatoren gewerbsmäßig betreiben.

Der Alligator wird in der Nacht gejagt. Noch ist diese Jagd nicht in das Gebiet des Sports hineingezogen worden, die Welt hat daher über den Betrieb derselben nur erst wenig vernommen. Hören wir, was ein Reisender neuerdings darüber berichtet.

Der Schauplatz ist das Barataria Bayou, fünfzehn englische Meilen von New Orleans entfernt.

Auf meiner Jagd nach Sumpf- und Wasservögeln, so erzählt der Reisende, hatte mich die Finsternis überrascht, und so beschloß ich, auf den Rat meines Begleiters, des die Pirogue rudernden Mulatten, auf einem der am Ufer befindlichen niederen Hügel die Nacht über zu kampieren.

Da kein Mond am Himmel stand, wurde die Dunkelheit sehr bald undurchdringlich. Das leise, einförmige Getön der Brandung fern an der Küste bei Barataria — das Bayou hängt mit dem Meere zusammen — erhöhte noch die Wirkung dieser Einsamkeit. Gelegentlich wurde das Klagen der See durch den melancholischen Ruf des großen blauen Nachtreihers, der unsichtbar über uns hinwegzog, oder durch den plätschernden Sprung eines Fisches unterbrochen.

Die letzten Kohlen unsers Feuers waren im Verglimmen; schon wollte ich mich dem Schlaf überlassen, da hörte ich in der Ferne einen Schuß.

„Das sind die Alligatorjäger," bemerkte Tom, der Mulatte, der seine Pfeife rauchend in meiner Nähe saß.

Die Alligatorjäger — das war etwas Neues. Mein Interesse erwachte, ich besann mich kurz, und nach wenigen Minuten saßen wir wieder in der Pirogue und glitten lautlos über die stille, schwarze Wasserfläche dahin, nach der Richtung, aus welcher der Schall gekommen war.

Wir mochten etwa zwei Kilometer zurückgelegt haben, als wir ein Licht zu Gesicht bekamen, das nur wenig vom Wasserspiegel entfernt sein konnte

Diese Lichterscheinung wechselte ihre Gestalt; bald glich sie einer runden Scheibe, halb so groß wie der Vollmond, wenn er im Zenith steht, bald schrumpfte sie zu einem schmalen Mondviertel zusammen, und dann ging ein langer, sich allmählich erweiternder Lichtstreif von ihr aus, wie der Schweif eines Kometen. Ab und zu ver-

schwand sie auch gänzlich, um gleich darauf wieder als Halbmond mit Kometenschweif und dann in voller Rundung ohne Schweif sichtbar zu werden.

„Das ist eine Blendlaterne," bemerkte Tom wiederum ganz ruhig.

Dann ließ er plötzlich einen schrillen, langgezogenen Ruf erschallen, der mindestens ebensoweit hörbar sein mußte, wie vorhin der Büchsenschuß.

„Damit die Alligatorjäger nicht hierher schießen," erklärte er.

Der Ruf wurde beantwortet; wir fuhren noch einen halben Kilometer weiter und sahen uns nun neben einem langen Boote; Tom faßte den Rand desselben und zog unser kleines Fahrzeug dicht heran.

In dem Boote saßen zwei Männer, die unsern Gruß in Kreolenfranzösisch kurz erwiderten. Der im Buge des Fahrzeugs sitzende Mann trug eine Blendlaterne vor dem Kopfe. Er hatte sich dieselbe mittelst eines Riemens um Hut und Schädel geschnallt, so daß ihm die starke Glaslinse, durch welche das Licht ausstrahlt, in ihrem kurzen Tubus über das Gesicht hinausragte. In der Hand hielt der Mann eine lange Büchse von kleinem Kaliber.

Sein Begleiter saß ein wenig hinter der Bootsmitte, das Gesicht nach vorn gewendet; er führte die Ruder, mit denen er das Boot vorwärts schob. Die Bekleidung beider Männer war der für die Sumpfjäger oder „Swamper" charakteristische, verschossene, aus Baumwollensamt gefertigte Anzug. Ihr Kreolenfranzösisch und gebrochenes Englisch bewiesen, daß sie zu jener Klasse von Jägern und Fischern gehörten, die in dieser Wildnis dasselbe Nomadenleben führen, wie die wandernden Araber in der Wüste.

Der Büchsenträger war ein verwitterter, grauer alter Mann, der von seinem jüngeren Gefährten mit dem Namen Paul angeredet wurde; er wiederum nannte den letzteren Colan, was eine kreolische Abkürzung von Nikolas ist. Der Jüngere war der Redseligere, Gesicht und Arme waren dunkel gebräunt, und das schwarze zottige Haar hing ihm in dichten Massen bis auf die Augenbrauen. Zwischen den Lippen hielt er eine Cigarette, die er so oft erneuerte, als die Pausen im Rudern ihm das Wickeln einer solchen gestatteten.

Ich fragte die Männer nach dem Zweck ihrer nächtlichen Fahrt.

„For kill li caymans — Alligatoren zu töten, —" lautete Colans, in einer Mischung von Englisch, Französisch und Kreolisch gegebene Antwort.

Auf eine weitere Frage gestattete man uns bereitwillig, an der Expedition teilzunehmen, vorausgesetzt, daß wir uns ganz ruhig verhielten.

Letzteres war notwendig, ebenso wie die Abhaltung der Jagd zur Nachtzeit. Infolge des stetig zunehmenden Bedarfs für Alligatorleder ist die Verfolgung dieser Reptilien eine so eifrige geworden, daß dieselben, durch Erfahrung gewitzigt, sich bei Tage fast gar nicht mehr in Schußweite antreffen lassen.

Ich kletterte vorsichtig in das Boot hinüber und ließ Tom in der Pirogue, die ins Schlepptau genommen wurde.

Langsam, fast unmerklich, ging es vorwärts. Still und schwarz lag die Flut, hier und da in bleichem Phosphorschimmer aufleuchtend, wo ein Raubfisch seine Beute verfolgte; vereinzelt nur spiegelten sich die Sterne des Firmaments auf dem Wasser. Im Buge stand jetzt hoch aufgerichtet des alten Jägers schattenhafte Gestalt; von seinem Haupte strahlte, scharf abgegrenzt, eine lange Lichtgasse über die schwarze Tiefe und hinaus in die Finsternis, die dadurch noch dichter zu werden schien.

„Horch!" rief plötzlich der Alte in scharfem Flüsterton.

Ich lauschte, hörte aber nichts als den Ton der Brandung fern auf dem Küstensande der Insel Barataria.

„Cayman est ça," murmelte der greise Laternenmann.

Gleich darauf vernahm ich ein Grunzen, ähnlich dem einer wühlenden Sau; ihm folgte ein langes, tiefes Gestöhn, das ich sogleich als das „Gebrüll" eines ausgewachsenen Alligators erkannte. Colan lenkte darauf zu. Die Lichtgasse warf ein helles Oval auf den Wasserspiegel. Das Gebrüll wurde lauter, dann verstummte es. Jetzt erschienen in der Mitte der Lichtscheibe auf dem Wasser zwei Punkte helleren Lichts, grünlich, wie das Leuchten des Sumpfglühwurms. Sie waren etwa acht Zoll von einander entfernt und befanden sich an dem einen Ende eines langen dunklen, un-



. . . im Buge stand hoch aufgerichtet des alten Jagers schattenhafte Gestalt .

bestimmten Körpers, der unter dem Wasserspiegel lag.

„O!“ rief Colan laut. „Ein großer Cayman!“

Im Nu waren die hellen Punkte samt dem dunklen Körper verschwunden.

Der Laternenmann warf einen entrüsteten Lichtstrahl voll in des Schuldigen Gesicht, auf dem sich die tiefste Zerknirschung malte, dann ließ er die leuchtende Gasse mit einem zwischen den Zähnen gemurmelten „sacré-é-é!“ wieder über das Wasser schweifen. Die Ruder lagen still, das Boot trieb mit der trägen Strömung langsam dahin. Zehn Minuten vergingen, da tauchten die beiden Lichtpunkte an einer andern Stelle von neuem auf. Colan lenkte das Boot herum.

„Doucement!“ flüsterte Paul.

Geräuschlos glitten wir vorwärts, bis nur noch ein Lichtpunkt sichtbar war, ein Zeichen dafür, daß wir uns dem Alligator

von der Seite näherten. Es war dies notwendig, da eine von vorn kommende Kugel stets abgleitet. Paul erhob die lange Büchse. Die helle Scheibe auf dem Wasser zog sich mehr und mehr zusammen und wurde leuchtender, der Lichtpunkt in der Mitte derselben aber flammte zuletzt so intensiv, als trüge der große Saurier den Kohinur im Kopfe.

Das Boot war bis auf zehn Meter herangekommen; der Lauf der Büchse erglänzte in der Lichtgasse, dann krachte der Schuß. Der helle Punkt auf dem Wasser mit dem halben Leibe in die Luft, fiel wieder zurück und peitschte die hoch aufschäumende Flut mit dem Schweif so gewaltig, daß jeder Schlag lauter erschallte, als der Büchsenschuß.

„Moi tué li," sagte Paul in ruhigem Triumph und fürchterlichem Französisch.

Sein Gefährte wickelte sich eine neue Cigarette und lenkte still das Boot ab zur Suche nach weiterem Wild.

Im Laufe weniger Stunden waren fünf Alligatoren erlegt. Man ließ die Kadaver ruhig im Wasser. Paul erklärte mir, daß



. . . der Lauf der Büchse erglänzte in der Lichtgasse . . .

erlosch augenblicklich und in dem runden Schein der Laterne, der jetzt nur noch wenige Fuß im Durchmesser hatte, erblickte man Schaumblasen und kleine wirbelnde Trichter.

Dreißig Sekunden mochten vergangen sein, da schoß eine große, dunkle Masse aus der Tiefe heraus, wälzte sich herum und wies den breiten, gelbweißen Bauch eines ungeheuren Alligators. Eine Minute lang trieb das Reptil regungslos, nur leise erschauernd, auf dem Wasser; dann streckte es krampfhaft seine häßlichen Beine aus, warf sich dieselben zunächst sinken, dann aber gegen Morgen wieder an die Oberfläche kommen würden; sein Lagerplatz befand sich eine Strecke weiter unten am Strande, und da die langsame Strömung die toten Reptile an jenem Orte vorbeiführen mußte, so konnte er dieselben dann gemächlich aus Ufer ziehen.

Für diese Nacht war die Jagd vorbei, und ich verabschiedete mich mit Dank.

Am folgenden Morgen suchten wir die Alligatorjäger in ihrem Lager auf. Die erlegten Tiere waren bereits in Sicher-

heit gebracht, und die beiden Genossen beschäftigten sich eifrig mit dem Abhäuten des größten. Man begrüßte uns und lud uns zu einem Topf Kaffee ein. Ein Vorrat dieses braunen Trankes ist Tag und Nacht in den Kohlen des Lagerfeuers dieser Jäger zu finden. Unter einem offenen, nur aus einigen Pfählen und einem Palmblätterdach bestehenden Schuppen befand sich ein Sack Salz zum Konservieren der Häute, nebst einem Quantum gesalzenen Alligatorfleisches. Auch an dem niederen Buschwerk in der Nähe hingen solche Fleischstücke. Die Jäger sagten mir, daß sie das Fleisch mit nach Hause nähmen, um es im Winter als Köder für den Krabbenfang zu verwenden. Tom aber meinte, der größere Teil davon würde ihnen selber wohl gut schmecken.

Der Alligator wird nur in den heißen Monaten gejagt. Wenn die kühlere Witterung einsetzt, dann legen die Jäger sich auf das Enten- und Schnepfenschießen, auch betreiben sie den Fisch- und Krabbenfang. Im Frühling bebauen sie notdürftig das um ihre bescheidene Hütte liegende Feld, mit Ungeduld den Sommer erwartend, der ihnen wieder den lohnenderen nächtlichen Alligatorfang bringt.



Von

Paul von Szczepański.

(Abdruck verboten.)

„Am Vormittag des 19. August hat mein nunmehr verstorbener Ehemann die letzten Worte seiner ‚Erinnerungen‘ niedergeschrieben. Wenige Stunden darauf machte ein Schlagfluß seiner Thätigkeit ein Ende.

Tiefgefühlten Dank allen, die ihm in seiner vierzigjährigen segensreichen Wirksamkeit beigestanden haben!

Bonn, den 29. August 1894.

E. v. Ernsthausen,
geb. v. Waldow.“

Es sind schlichte Worte, welche die Witwe des ehemaligen Oberpräsidenten der Provinz Westpreußen dem Vorwort hinzugefügt hat, mit dem A. Ernst von Ernsthausen seine „Erinnerungen eines preußischen Beamten“ (Bielefeld und Leipzig, Verlag von Velhagen & Klasing) einleitet. Aber sie machen auf den, der sie liest, in Verbindung mit dem ebenso schlichten Vorwort des Verfassers einen tiefen Eindruck. Ein Mann, der auf der Stufenleiter des Beamtentums hoch genug gestiegen ist, um mit Befriedigung auf seine Laufbahn zurücksehen zu können, dem dann einige Jahre der Muße vergönnt waren, das Erlebte noch einmal in der Erinnerung an sich vorüberziehen zu lassen, und dem der Tod die Feder aus der Hand nahm, nachdem er den letzten Punkt unter seine Erinnerungen gesetzt hatte! Einen Glücklichen möchte man denjenigen nennen, dem ein solches Schicksal zu teil geworden ist, und lange — fast bis zum Schluß — liest man die „Erinnerungen eines preußischen Beamten“ mit der Empfindung, daß das Glück in diesem Falle einem Tüchtigen bis an sein Lebensende treu geblieben sei. Das ist nun freilich, soweit das Glück bei diesem Lebenslauf eine Rolle gespielt hat, ein Irrtum. Herr von Ernsthausen mußte das Gefühl haben, daß seine Laufbahn vorzeitig und ungerechterweise ein Ende genommen hat, daß die Muße seiner letzten Jahre eine ihm von starker Hand aufgezwungene war, und er glaubte Ursache zu haben, sich in der Vollkraft des Schaffens als „kaltgestellt“ zu betrachten. Das hat seinen letzten Jahren offenbar nicht nur das Behagen genommen, sondern an seiner Seele gezehrt, — der Leser sieht am Schluß nicht mehr den Glücklichen, sondern nur noch den Tüchtigen, und aus den schlichten Worten der Witwe des Verfassers klingt es fast wie eine Anklage. A. Ernst von Ernsthausen ist ein Mann von vornehmer und starker Empfindung gewesen, — fast zu viel des Persönlichen verschließt er vor dem Leser seiner Erinnerungen. Seine Heirat erwähnt er in zwei Zeilen, und in fünf oder sechs Zeilen dann später noch einmal erledigt er alles, was ihm von Glück und Leid in seiner Ehe widerfahren ist, den Tod zweier Kinder, die Freude,

die er an zwei anderen erlebt. Trotzdem wird ihn niemand für eine kalte Natur halten. Wohl aber für eine zurückhaltende, und als solche erweist er sich auch in der Darstellung des letzten Teiles seiner Beamtenlaufbahn. Nur einmal geht er aus dieser vornehmen Zurückhaltung heraus, als er ein Dankschreiben veröffentlicht, das das Hilfskomitee für die Überschwemmten der Provinz Westpreußen im Dezember 1890 an ihn gerichtet hat und hinzufügt: „Ich habe keinen Anstand genommen, dieses Schreiben hier anzurücken, weil niedrige Bosheit es gewagt hat, meine Amtsniederlegung mit der Überschwemmung in Verbindung zu bringen." Wenn man nach den Gründen für diese Amtsniederlegung suchen will — und der Leser, der dem Verfasser durch sein Leben gefolgt ist und den tüchtigen Mann schätzen gelernt hat, sucht naturgemäß danach — muß man schon zwischen den Zeilen lesen. Ernsthausen macht kein Hehl daraus, daß er als Verwaltungsbeamter, ob ihm nun ein kleiner oder großer Bezirk anvertraut war, das Interesse des ihm anvertrauten Bezirks in erster Linie im Auge gehabt hat und daß es ihm schwer geworden ist, wenn das lokale Interesse seines Bezirks hinter dem großen Staatsinteresse zurückstehen mußte. Diese Auffassung, so naheliegend sie einem Manne von nicht außerordentlich biegsamem Charakter und so nützlich sie in vielen Fällen dem verwalteten Bezirk sein mag, läßt doch Friktionen als unausbleiblich erscheinen, und es ist gewiß ein Beweis dafür, wie hoch man die Tüchtigkeit Ernsthausens an höchster Stelle geschätzt hat, wenn sich ihm diese Reibungen erst in der letzten Periode seiner Amtsführung fühlbar gemacht haben. Von dieser letzten Periode sagt Herr von Ernsthausen: „Vom 1. April 1879 ab, an welchem Tage ich das westpreußische Oberpräsidium zu Danzig übernahm, sind mir noch neunundeinhalb Jahre der Thätigkeit in dieser Stellung vergönnt gewesen, eine längere Zeit, als ich an irgend einem anderen Orte im Amte zugebracht habe. Demzufolge ist denn auch die Zahl der mehr oder weniger hervorragenden Männer, mit denen ich amtlich oder gesellig in Verkehr getreten bin, eine sehr große. Viele davon haben mich unterstützt, andere habe ich bekämpfen müssen: die meisten sind noch unter den Lebenden. Ich würde fürchten, die in solchen Fällen üblichen Rücksichten aus den Augen zu lassen, wenn ich jene erst kurz vergangene Zeit in ein allzu grelles Licht setzen wollte. Es kommt aber noch ein Umstand hinzu. Auch der inaktive Staatsbeamte kann sich der wenigstens moralischen Pflicht nicht entschlagen, Dinge, die ihm lediglich durch sein Amt zur Kenntnis gekommen sind, mit vorzugsweiser Diskretion zu behandeln. In dem, was ich bisher geschrieben, hat mir die Befolgung dieses Grundsatzes keine Schwierigkeiten gemacht. In der Darstellung der Danziger Zeit würde dies aber der Fall sein. Die Verhandlungen, die ich in den verschiedenen Dienstzweigen habe führen müssen, sind sehr umfangreich gewesen. Nicht alle eignen sich schon jetzt zur Veröffentlichung, namentlich nicht diejenigen, welche sich beispielsweise auf die Reichs- und Landtagswahlen, auf das Verhältnis der Staatsverwaltung zur Presse und auf die Austreibung der Polen russischer Staatsangehörigkeit beziehen, und doch würde ich sie, wenn ich überhaupt auf diese Gegenstände näher eingehen wollte, nicht zurückhalten dürfen, da sie zur Erklärung und Begründung meiner eigenen Handlungsweise unentbehrlich sind." Man darf hiernach wohl schließen, daß die hier erwähnten drei Punkte in erster Linie zu den Differenzen Anlaß gegeben haben, die Herrn von Ernsthausen zum Rücktritt nötigten. Auch mag das Gefühl persönlicher Kränkung, mit dem er offenbar aus dem Amt geschieden ist, ganz berechtigt gewesen sein. Denn alle Verehrung für den Fürsten Bismarck kann ihm nicht nachsagen, daß er Leute, die ihm redlich gedient hatten, in dem Augenblick, da sie ihm unbequem wurden, mit Glacéhandschuhen angefaßt habe. Man kann den Groll des Oberpräsidenten von Ernsthausen verstehen und ihn persönlich für ganz berechtigt halten, ohne doch Partei gegen den preußischen Ministerpräsidenten Fürsten Bismarck nehmen zu müssen. Denn wenn man den Größten nicht die Fehler ihrer Vorzüge nachsehen wollte, so müßte man auch darauf verzichten, daß sie ihre Vorzüge geltend machen. Und in der Sache ist Fürst Bismarck, wenn die Ansichten beider Herren auseinandergegangen sind, zweifellos im Recht gewesen; denn seine Stellung war die autoritative, und es ist schlechterdings nicht abzusehen, wohin es führen würde, wenn jeder Verwaltungsbeamte seine von der autoritativen abweichende Ansicht zur Geltung zu bringen versuchte. Das erfordert gewiß manchen Verzicht auf eigene Überzeugungen gerade in politischer Beziehung, — Opfer, wie sie ähnlich in jeder abhängigen Stellung gebracht werden müssen. Herr von Ernsthausen charakterisiert seine eigenen politischen Anschauungen als „streng monarchisch, aber volksfreundlich," ein weiter Rahmen, in dem mit Ausnahme der socialdemokratischen so ziemlich sämtliche offiziellen Fraktionsanschauungen Platz haben dürften. Und daß ihm der Fraktionszwang als ein für den Verwaltungsbeamten besonders lästiger Zwang erscheint, deutet er auch bei anderer Gelegenheit, bei einer Charakteristik des Danziger Oberbürgermeisters von Winter an: „Soll man Winters politische Richtung im engeren Sinne bezeichnen, so sagt man am besten und kürzesten: er war gemäßigt liberal. Dagegen würde es unmöglich sein, ihn in eine der bestehenden Parteien oder parlamentarischen Fraktionen einzureihen — wie man dies bei höheren Verwaltungsbeamten sehr oft findet. Beide, die Fraktionen wie die Beamten entwickeln sich, aber nach verschiedenen Gesetzen, so daß sie sich, selbst wenn sie ursprünglich von gleichen Grundlagen ausgegangen sind, nach Lösung des parlamentarischen Zusammenhanges nicht leicht wieder zusammenfinden. Es liegt dies in der Natur der Dinge. Die Fraktionen sind vor allem darauf bedacht, ihre parlamentarische Stellung nicht nur zu erhalten, sondern auch zu verstärken. Der außenstehende Beamte kann den taktischen Manövern, welche aus diesem Bestreben hervorgehen, ebensowenig blindlings folgen, als den

Wechsel der Anschauungen unbesehens mitmachen, der zuweilen das Ergebnis einer inneren Umbildung ist, oft aber auch unbewußt demselben Motive entspringt. Muß man unser Fraktionswesen für eine notwendige Einrichtung halten, — und man wird es ja wohl müssen — so kann man es von einem höheren Standpunkte als ein Mittel zur Teilung der Arbeit ansehen, welches die Erörterung der Beratungsgegenstände auf Grund aller im Volke vertretenen politischen Ansichten ermöglicht und verkürzt. In diesem Getriebe aber hat der Verwaltungsbeamte keinen rechten Platz. Seine Aufgabe, so verschiedenartig sie in die Erscheinung tritt, ist eine einheitliche, und die Mittel, die zu ihrer Lösung führen, unter denen ich eine gewisse Zurückhaltung in der aktiven Politik und eine Duldsamkeit auch gegenüber abweichenden Meinungen hervorheben möchte, gehören nicht zu denjenigen, welche im Fraktionswesen gedeihen." Diese Zurückhaltung in politischen Dingen und im Gegensatz dazu ein sehr lebhaftes Eintreten für die lokalen Interessen des ihm unterstellten Bezirks tritt bei Herrn von Ernsthausen schon sehr früh, schon in seiner ersten Landratsstellung in Mörs hervor; sie sind ihm schon früh oberster Grundsatz geworden und durch seine ganze Laufbahn geblieben. Kein Zweifel, daß sich die seiner Fürsorge unterstellten Bezirke gut dabei gestanden haben. Ebenso sicher aber kann man annehmen, daß die Regierung auch ihrerseits diese Grundsätze als die richtigen anerkannte und gerade um ihretwillen Herrn von Ernsthausen zweimal an Plätze schickte, die ihr besonders wichtig erschienen, — einmal betraute sie ihn 1865 mit der kommissarischen Verwaltung der ersten Bürgermeisterstelle in Königsberg, als die Königsberger sich darauf gesteift hatten, den der Regierung nicht genehmen Berliner Stadtkämmerer Hagen an der Spitze ihres Gemeinwesens zu sehen, und 1871 gehörte Herr von Ernsthausen zu denjenigen Männern, die Fürst Bismarck für besonders geeignet hielt, die Elsaß-Lothringer mit dem neuen Regiment auszusöhnen und an das neue Regiment zu gewöhnen. Herr von Ernsthausen wird dorthin gesandt, wo augenblicklich die Harmonie fehlt oder wo sie überhaupt erst hergestellt werden soll, und wo daher ein Mann besonders am Platze scheint, dessen Energie sich mit Milde paart und der die Einwohnerschaft durch geschicktes Eingehen auf ihre lokalen Interessen zu gewinnen weiß. Gewiß ein Zeichen von besonderem Vertrauen, wenn man den geborenen Rheinländer und rheinischen Landrat, dem der Osten der Monarchie bis dahin ganz fremd geblieben war, für den geeigneten Mann hielt, die Stadt der reinen Vernunft zur Vernunft zu bringen. Es gelang dem Regierungskommissar auch wirklich, ohne ernstliche Konflikte durch das bewegte Fahrwasser hindurchzusteuern. Die eine Meinungsverschiedenheit, die vielleicht eine ernstere Wendung hätte nehmen können, wurde von den Ereignissen überholt und ausgeglichen. Herr von Ernsthausen berichtet darüber: „Unter den Mitgliedern der Stadtverordnetenversammlung nahm damals eine der hervorragensten Stellen der Arzt Dr Möller ein, der, früher Leiter der inneren Klinik an der Königsberger Universität, sein Amt infolge politischer Vorkommnisse hatte aufgeben müssen. Ich hatte ihn schon im Abgeordnetenhause kennen gelernt, wo er sich durch Schlagfertigkeit der Rede, geistige Schärfe und unbefangene sachliche Auffassung hervorthat. Diese Eigenschaften bewahrte er auch in der Stadtverordnetenversammlung und war mir nicht selten eine wertvolle Stütze. Ein zweiter Arzt, Dr. Falkson, war durch eine leichte Redegabe gewissermaßen der Wortführer der Stadtverordneten geworden, ohne übrigens dem Dr Möller an Tiefe und Gründlichkeit gleich zu kommen. Das gute Verhältnis, das zwischen mir und den Stadtverordneten bestand und bei manchen der Sache fernerstehenden Personen wohl den Glauben erweckte, ich könne wirklich einmal zum Bürgermeister von Königsberg gewählt werden, erhielt aber doch einen Stoß. So leicht es nämlich war, sich mit den Stadtverordneten über rein geschäftliche Dinge zu verständigen, so gab es doch ein Gebiet, auf dem sie nicht mit sich reden ließen. Es war dies die Politik. Der Konflikt der Staatsregierung mit dem Abgeordnetenhause, dessen nahes Ende niemand voraussehen konnte, war damals noch in voller Kraft, und die Stadt der reinen Vernunft, wie man sie gern nennen hörte, stand in der Mehrzahl ihrer Einwohner auf seiten des Abgeordnetenhauses. In der Stadtverordnetenversammlung hatte diese Richtung ein noch stärkeres Übergewicht als in der Bürgerschaft, und jene glaubte es sich und dem liberalen Rufe ihrer Stadt schuldig zu sein, bei Gelegenheit ein kräftiges Zeugnis ihrer politischen Gesinnung abzulegen. Unzweifelhaft war auch die wiederholte Wahl des Berliner Stadtkämmerers Hagen mehr auf das Bedürfnis einer politischen Demonstration, als auf landsmannschaftliche Gefühle oder geschäftliche Erwägungen zurückzuführen. Selbstverständlich war ich bestrebt, Anlässe zu politischen Kundgebungen der Stadtverordneten möglichst fern zu halten, und ich muß es anerkennen, daß fast bis zum Ende meiner kurzen Verwaltung nichts vorkam, was mich zu einem Einschreiten nötigte. Im Mai 1866 jedoch, als der Krieg mit Österreich immer näher rückte, hielt sich die Stadtverordnetenversammlung für berufen, ihre Stimme zu erheben; sie beschloß eine Eingabe an die Staatsregierung, in welcher sie gegen den drohenden Krieg Verwahrung einlegte. Da ich der Ansicht war, daß die Entscheidung über Krieg und Frieden nicht zu den Gemeindeangelegenheiten gehöre, so beanstandete ich auf Grund der Städteordnung die Ausführung des Beschlusses, worauf Dr. Falkson in öffentlicher Sitzung unter dem Beifall seiner Kollegen den Ausspruch that, es sei nun doch wohl ratsam, bald zur Bürgermeisterwahl zu schreiten. Mich berührte dieses nicht weiter, da ich meine Ernennung zum Regierungs-Vicepräsidenten in Königsberg bereits in der Tasche hatte. Nach einer Dauer von nicht ganz elf Monaten erreichte mein Kommissorium mit dem 30. Juni 1866 sein Ende."

Die Königsberger werden nicht gern daran erinnert sein, daß ihre Stadtväter im Jahre 1866

es für ihre Pflicht hielten, gegen den Krieg Verwahrung einzulegen. Und doch ist es nützlich, an solche Vorkommnisse zu erinnern. Nicht um darans Kapital gegen freie politische Anschauungen zu schlagen, die wahrscheinlich noch heute wie vor dreißig Jahren die Stadt Königsberg beherrschen, und gegen die es nichts beweist, daß die Königsberger Stadtväter im Jahre 1866 einen Krieg zwischen Preußen und Österreich für ein unabsehbares Unglück hielten. Diese Anschauung teilten damals Mitglieder aller Parteien mit ihnen. Wohl aber beweist der Vorgang, daß die Führerschaft der Falkons, mögen sie nun in politischen Parteien oder in städtischen Kollegien das große Wort haben, immer in einer Sackgasse oder in einem Sumpf ihr Ende findet. Und daran mögen sich die Königsberger und auch andere Gemeinden erinnern, wenn die Falkons mit ihrer „leichten Redegabe ohne Tiefe und Gründlichkeit" eine Rolle zu spielen versuchen.

Da die Straßburger und Colmarer Zeit die bewegteste im Leben des Verfassers gewesen ist — die erstere nennt er auch zugleich seine glücklichste — liegt es auf der Hand, daß ihre Schilderung auch dem Leser am interessantesten erscheint. Wenigstens dürfte das für denjenigen Leser der Fall sein, der nicht ein Fachinteresse an dem Buche nimmt und die „Erinnerungen eines preußischen Beamten" nicht mit dem Ehrgeiz liest, sein Leben auch als Oberpräsident oder vielleicht gar als Minister zu beschließen. Was jeden Leser ungemein sympathisch berühren dürfte, das ist die Wärme, mit der Herr von Ernsthausen von allen jenen spricht, denen er ein dankbares Gedenken schuldig zu sein glaubte, und das Stillschweigen, mit dem er über diejenigen hinweggeht, die ihm persönliche Gegner gewesen sind. Das Buch wird zweifellos schon deshalb viele Leser finden, weil es nicht viele preußische Beamte gegeben hat, die am Abende ihres Lebens noch so viel Frische besaßen, daß sie ihren Thätigkeitsdrang in solcher Rückschau bethätigen mußten. Und unbefriedigt wird kaum ein Leser das Buch aus der Hand legen; denn selbst wenn er der behandelten Materie an sich nur ein platonisches Interesse entgegenbringt, so werden ihn doch die vielen Persönlichkeiten von Bedeutung fesseln, mit denen der Verfasser amtlich und außeramtlich in Beziehungen gestanden hat, und nicht zuletzt der Verfasser selbst, der es so gut verstanden hat, sein Leben hindurch dem Beamten und dem Menschen ihr gutes Recht zu wahren.

Auf welchem Wege und aus welcher Veranlassung die „Streifzüge" von Richard Grelling (Verlag des Bibliographischen Bureaus, Berlin) zu einem Buch geworden sind, würde mir gänzlich unerklärlich sein, wenn ich nicht kürzlich bei meinen seltenen Ausflügen in politische Blätter auf eine den Verfasser betreffende Notiz gestoßen wäre. Ich weiß nicht mehr, ob es in einem fortschrittlichen Blatt Eugen Richterscher oder anti-Eugen Richterscher Richtung war, — es ist entschuldbar, wenn der entsetzte Zuschauer die beiden Löwen, die sich bis auf die Schwänze gegenseitig auffressen, nicht mehr von einander unterscheiden kann. Aber in einem fortschrittlichen Blatte war es, wo darüber geklagt wurde, daß sich noch immer kein altes und eingesessenes freisinniges Reichstagsmitglied trotz offenkundiger Altersschwäche bereit gefunden habe, zu Gunsten des jungen und bedeutenden Berliner Rechtsanwalts Richard Grelling auf sein Mandat zu verzichten. Für mich war das eine lebhafte Überraschung, denn von einem vielbeschäftigten Berliner Rechtsanwalt, der in seinen Mußestunden Theaterstücke schreibt, die immer ein „vielversprechendes" Talent verraten, kann man doch nicht ohne weiteres annehmen, daß er noch mehr Mußestunden hat, in denen er sich auch als einen Politiker ausweist. Aber das Unbegreifliche wird manchmal doch Ereignis, und ist es vielleicht gar schon lange, ehe der den Versammlungen des Vereins „Waldeck" Fernstehende etwas davon ahnt. Glücklicherweise erscheint dann ein solches Buch wie Richard Grellings „Streifzüge," gerade rechtzeitig, um über die wahre Bedeutung eines Mannes den Ahnungslosen Licht zu bringen. Also Richard Grelling ist ein bedeutender Politiker. Ein Teil der in diesen „Streifzügen" sicher nicht zum erstenmal, sondern bereits früher in einer längst schon den Weg alles Papiers gegangenen Zeitung veröffentlichten Aufsätze trägt ganz ausdrücklich den Gummistempel „Politik" an der Stirne. Und was diese politischen Aufsätze außerdem noch für schöne besondere Titel haben! „Die Bedrohung der Reichsverfassung," „die Edelsten der Nation," „Alter Wein in neuen Schläuchen," „Agrarier und Landarbeiter," „Zollkrieg und Völkerfreundschaft," — das verspricht doch genug. Und Richard Grelling geht auch durchaus eigene Wege, er wirkt durch Überraschung. Wie angenehm enttäuscht ist z. B. jeder Leser, der unter der Spitzmarke „Die Edelsten der Nation" Richard Grelling auf Laskerschen Pfaden zu finden erwartet und der ihm auf diesen Pfaden nur ungern folgen würde, gleichviel, ob sie in Santomischl oder in Berlin W, dem mit allem modernen Komfort eingerichteten Ghetto der Reichshauptstadt endigen. Wie angenehm enttäuscht ist der Leser, wenn er Richard Grelling unter der Spitzmarke „Die Edelsten der Nation" wirklich über den deutschen Adel sprechen hört! Da macht es denn weiter nichts aus, daß der Redner außer dieser Überraschung nur noch über Gemeinplätze zu verfügen hat. Den folgenden historischen Rückblick z. B. habe ich dort, wo er am Platze ist, in den Leitartikeln auf die blödeste Gedankenlosigkeit der Leser spekulierender Tagesblätter, mindestens ein dutzendmal gelesen: „Nicht freiwillig hat die Aristokratie sich ihre früheren Herrschaftsrechte entreißen lassen: die brandenburgischen Kurfürsten und die ersten preußischen Könige haben mit Feuer und Schwert den preußischen Staatsgedanken gegen die widerstrebenden Junker zur Geltung bringen müssen, und noch die Geschichte dieses Jahrhunderts beweist, daß das stolze Bewußtsein mancher Adelsfamilien, länger als die Hohenzollern auf der märkischen Scholle zu wohnen, nicht erloschen ist, sondern von Zeit zu Zeit wieder auflebt

und dem Königtum" (hier erlaube ich mir, ein Fragezeichen zu setzen) „scharfe Opposition bereitet. Von der Zeit der Quitzows bis zu den Marwitzens und Finkensteins am Anfang dieses Jahrhunderts haben die Junker nicht vergessen können, daß ihre Vorfahren einst selbständige Herren gewesen und daß der preußische Staat ihnen ihr Herrentum geraubt hat." Das alles ist so selbstverständlich, daß wirklich ein politisch bedeutender Kopf wie Richard Grelling dazu gehört, um hieraus schließlich die Berechtigung einer Mahnung an den Adel zu folgern, er möge, wie Hutten, in der Tugend den Maßstab des wahren Adels sehen. Wer läßt sich denn ein wohlerworbenes Recht anders wie mit Zwang entreißen, und warum sollten diejenigen märkischen Familien, die länger auf ihrer Scholle sitzen, als die Hohenzollern in der Mark regieren, sich dessen nicht mit Stolz erinnern? Es ist doch eine Thatsache, deren sie sich nicht zu schämen brauchen. Oder steht Grelling innerlich doch auf dem Standpunkt, daß nur das Hausieren im Umherziehen den Edlen der Nation macht? Mit der Logik eines bedeutenden Politikers sieht Richard Grelling in der Thatsache, daß einige altpreußische Adlige von der Liste der Eingeladenen zum Königsberger Kaiserdiner gestrichen wurden, wahrscheinlich einen Beweis dafür, daß auch heute noch der Adel nicht vergessen kann, „daß seine Vorfahren einst selbständige Herren gewesen und daß der preußische Staat ihm sein Herrentum geraubt hat." Das Ereignis ist zu neu, als daß Grelling es schon in den Kreis seiner tiefsinnigen Betrachtungen ziehen konnte. Er hätte es sich sicher sonst nicht entgehen lassen. Ich denke weniger klein von den Menschen. Ich glaube nicht, daß ein durch Jahrhunderte erzogenes Herrenbewußtsein dazu notwendig ist, um seine persönliche Überzeugung hochzuhalten, auch wenn man sich Fürstengnade dadurch verscherzt, sondern nur ein ganz einfacher Mannesstolz.

Da das Buch sehr dünn geworden wäre, wenn Richard Grelling nur seine politischen Aufsätze darin veröffentlicht hätte, so hat er durch die Drucklegung einiger Preß- und Censurprozeßakten das Volumen verstärkt. Darunter befinden sich die Akten über den Prozeß um das Aufführungsrecht der „Weber" von Hauptmann und der „Hanna Jagert" von Hartleben. Da Grelling beide Prozesse gewonnen hat, kann man's ihm nicht übel nehmen, wenn er sie als Skalpe an seinen Gürtel hängt. Zur Sache habe ich hier zu sagen, daß da unter anderem in Sachen Hanna Jagert eine Gegenerklärung, vom Oberpräsidenten von Achenbach gezeichnet, veröffentlicht ist, die den Standpunkt der Regierung in viel präziserer und glänzenderer Form vertritt, als diejenige ist, über welche Richard Grelling selbst zu verfügen hat. Ob man nun den Standpunkt des Oberpräsidenten in dieser Frage in allen Punkten teilt oder nicht teilt, man sieht mit Vergnügen, wie er die Klinge führt. Und das ist der Genuß, den ich dem Grellingschen Buche verdanke. Da der Verfasser auf meine Stimme bei einer eventuellen Reichstagswahl kaum gerechnet haben dürfte, ist das mehr, als ich verlangen kann.

Eine illustrierte „Entwickelungsgeschichte der Natur" veröffentlichte Wilhelm Bölsche im Verlage von W. Pauli's Nachf. (H. Jerosch) Berlin. Das Buch ist glänzend geschrieben und Lesern, die sich nicht ihre Weltanschauung daraus holen wollen, möchte ich es empfehlen. Sie werden manche Bereicherung ihres Wissens daraus schöpfen, freilich auch dem Verfasser nicht überallhin folgen können. In der Vorrede sagt der Verfasser selbst: „Gewarnt muß werden vor einem Mißverständnis: der im wissenschaftlichen Denken ungeschulte Mensch, eben dem Dogma auf anderm Boden entwachsen, sucht gern im Resultate der Naturforschung nur wieder ein neues Dogma, dem er sich bedingungslos anvertrauen will. Nicht befriedigt, wenn ihm der Forscher ein ernstes, ahnendes Begreifen vollkommenen Zusammenschlusses der bisher ergründeten Naturerscheinungen als „Ziel aufs innigste zu wünschen" hinstellt, möchte er die ganze Arbeit in viel weiterem Sinne gethan sehen, wenn er das Museum betritt. Der schrankenloseste Hypothese ergibt er sich lieber mit unbedingter Gläubigkeit, als daß er mit dem echten Forscher auch dem Zweifel, der Lücke ihr Recht läßt und die junge Wissenschaft des Werdens als eine werdende Wissenschaft der Jungen faßt, deren Zauber vielfach gerade in diesem eigenen Werden liegt. Kommt der populäre Darsteller diesem Drange allzu eifrig entgegen, so stellt sich als schlimme Folge sehr leicht eine rasch um sich greifende Blasiertheit ein. Im Fluge ist der Blick des eiligen Besuchers über die aufgehäuften Schätze hingejagt. Mußte ihm dann selbst der zuvorkommendste Führer schließlich verraten, daß gewisse letzte Fragen auch der lückenlosesten Entwickelungsgeschichte der Natur vorläufig unlösbar bleiben, so erscheint nachträglich wohl der ganze Gewinn arm, und es regt sich eine Verstimmung gegen die Wissenschaft, die Rückfällen bedenklichster Art in eine trügerische, aber stets verheißungsvolle Sphäre durchaus unwissenschaftlichen Denkens Thür und Thor öffnet."

Ich glaube, man braucht nicht auf der Suche nach einem neuen Dogma zu sein, um sich an den Resultaten wissenschaftlicher Forschung zu erfreuen, und man kann Bölsches „Entwickelungsgeschichte der Natur" mit nur selten durch die Offensive des Verfassers getrübtem Vergnügen lesen, ohne doch von ihm zu seinem Dogma bekehrt zu werden. Denn da er die letzten Fragen eben auch wissenschaftlich unbeantwortet lassen muß, gefährdet er den Deismus ebensowenig wie das Christentum. Wo seine wissenschaftliche Entwickelungsgeschichte der Natur mit der Schöpfungsgeschichte des Alten Testaments in Konflikt gerät, wird dieser Konflikt doch leicht durch ein sehr schönes Bibelwort gelöst, das, wissenschaftlich und mystisch zugleich, noch viel tiefer ist als die ganze von Darwin ausgehende Naturbetrachtung: „Vor Ihm sind tausend Jahre wie ein Tag, und ein Tag wie tausend Jahre!"



Es ist eine sehr beliebte Allgemeinforderung on die Kunst, doß ein Bild oder ein Bildwerk durch sich selber sprechen und keiner Erklärung bedürfen soll. In der That läßt auch keines der Bilder, die dieses Heft schmücken, den Beschouer über den Vargong im unklaren, den es darstellt — mit einer Ausnahme. Wer die Stotuette van Eduard Hübner, „Der dumme Junge von Meißen“ betrochtet, der wird, wenn ihm nicht zufällig die histarische Anekdote bekannt ist, der sie ihre Entstehung verdonkt, gewiß sagen: „Höchst originell, reizend und wohrscheinlich ouch chorokteristisch, ober wer ist der dumme Junge van Meißen, und wie kommt er, der offenbar ein Gänsejunge war, zu der für einen solchen besonders unerklörlichen Dummheit, die ihm anvertrauten Tiere so geschickt zu transportieren, daß sie somt und sanders ersticken müssen?“ Da muß zum vollen Verständnis dos erklörende Wart zu Hilse kommen. Klaus Norr, mit dem Zunomen „der dumme Junge van Meißen,“ dessen wohrer Name der Nochwelt ebensowenig ousbewahrt ist wie sein Geburts- und Sterbejohr, ist nichtsdestoweniger eine „historische“ Persönlichkeit. Er hot dem Kurfürsten Ernst von Sochsen († 1486) und seinen Nachfolgern, sowie dem Bischaf Ernst van Magdeburg treulich gedient, in der Charge eines Hasnarren, die als offizielles Hosomt bekanntlich längst abgeschofft ist, und seine Herren müssen seine Narrheit hach geschötzt haben, denn bei einer Erbteilung sall sein Wert von den Erben auf 3000 Gulden, noch anderen unverbürgten Nachrichten sogar auf 80000 Reichstholer ongerechnet worden sein. Es geschieht des Klous Norr in vielen Büchern und Schriften ous jener Zeit Erwähnung, und seine 1572 gesammelt und im Druck erschienenen Sprüche und Späße waren im XVI. Jahrhundert ols Unterhaltungsbuch weitverbreitet und geschätzt. Freilich deutet nicht nur der Umstond, doß diese erst lange nach seinem Tade erschienen, dorouf hin, daß Klaus Narr nicht der Urheber dieser gedruckten Norrheiten gewesen ist, sandern nur seinen Nomen für eine Sommlung van allerhond Späßen hot hergeben müssen. Auch die Geschichte, wie er als Norr entdeckt wurde, läßt darouf schließen, daß er mehr zu jenen Narren gehörte, die durch ihre unfreiwillige Thorheit ihre Herren ergötzten, ols zu den philasaphisch angehauchten, die ihre Weisheit in das Gewand der Tharheit kleideten, um ungestroft den Fürsten die Wohrheit sogen zu können. Wie der dumme Junge van Meißen als Hosnorr entdeckt wurde, das erzöhlt nämlich der olte Floegel in seiner Geschichte der Hasnorren folgendermoßen: „Als Kurfürst Ernst van Sachsen einst durch Ranstädt bei Meißen ritt, wurde Klous, der oks ormer Leute Kind die Gänse hütete, neugierig und wollte sehen, woher der große Lärm entstände; domit ihm ober seine Gänse unterdessen nicht gestahlen würden, steckte er die Jungen mit den Köpfen nebeneinander unter seinen Gürtel, und die Alte nahm er unter den Arm. Als der Kurfürst diesen seltsamen Menschen erblickte, mußte er herzlich über seine Einfalt lachen, urteilte ober gleichwahl, der habe einen notürlichen Beruf zum Hosnarren; doher ließ er den Vater vor sich kommen und fragte ihn, ab er zufrieden wäre, wenn er seinen Sohn mit sich on den Haf nähme? Der Vater ontwartete: ‚Sehr gern, gnädiger Herr, denn der Junge ist mir nichts nütze, und durch seine Passen wiegelt er dos ganze Darf auf.‘ Hierauf nahm der Kurfürst Klousen zu sich und schenkte dem Bouern für die Gänse, die er unter seinem Gürtel erwürgt hatte, zwanzig Gulden.“ Es scheint donoch, ols ab sich in Klaus Norr die Einfalt mit einer gewissen Verschmitztheit gepaort habe, und die Vereinigung dieser beiden Eigenschoften liest mon ouch in den Gesichtszügen der Statuette von Eduord Hübner, die, forbig behondelt, auf der vorjährigen Berliner Kunstausstellung jeden Beschouer in dem Grode fesselte, daß er sich die Erklärung nicht entgehen ließ. Und wenn ein Kunstwerk in dieser Weise onregend wirkt, sa fällt die Allgemeinfarderung, daß es auch ahne Erklärung verständlich sein müsse Unsere onderen Bilder bedürfen zu vallem Verstöndnis weder eines Ausflugs in die Geschichte, noch einer Geschichtenerzählung. Wie packend ist die Situotian in der farbig reproduzierten Studie von A. Lüben: „Schußfertig“ behondelt. Der Jäger im Bergwald ouf dem Anstand. Im Busch var ihm ein Knacken. Jeder Nerv spannt

sich in ihm. Noch einen Augenblick, und er wird das Gewehr heben und der tödliche Schuß wird fallen. Denn daß der nicht daneben schießt, das sieht man ihm an — er ist ein weidgerechter Jäger. Im Gegensatz dazu ein Studienblatt von Antoine Watteau, eine Porträtstudie offenbar, die sich der Künstler indessen schon in eines seiner großen figurenreichen und anmutigen Bilder hineindachte, als er sie gerade so festhielt. Keine aktive Teilnehmerin eines seiner entzückenden Schäferfeste, sondern eine Zuschauerin, ein Mauerblümchen, wie wir es heute nennen, aber nicht der Not gehorchend, sondern dem eigenen Triebe. Denn sie ist hübsch genug, um jeden Augenblick einen Tänzer zu finden, mit dem sie in den Reigen treten kann. Die Zierlichkeit des Rokoko mit moderner Eleganz vereinigt zeigt E. Kämmerer in seinen drei Studienzeichnungen. Ein Rokokoherr, der seiner Dame auf den Knieen irgend ein süßes Schäferlied recitiert, und ein Rokokodämchen, das mit zierlich aufgehobenem Kleid über den Rasen trippelt und zum blauen Frühlingshimmel aufschaut; dazu eine Dame im Empirekostüm, anmutig in ihrer Haltung wie irgend eine der vielbewunderten Tanagrafigürchen. Die Pariser Schule und die Luft des Pariser Salons ist bei Kämmerer ebenso unverkennbar, wie eigenste deutsche Art bei R. Raudner. Seinem alten Manne sieht man es an, daß er innerlich viel erlebt hat, ob auch vielleicht sein äußeres Leben in irgend einem kleinen Neste still dahingeflossen ist, — er hat das Leben nicht gedankenlos an sich vorüberziehen lassen, sondern über vieles nachgedacht, und manches scheint ihm sonderbar erschienen zu sein, denn ein herber Ausdruck hat sich in die charaktervollen Züge eingegraben. Und so glatt und unbeschrieben das Gesicht des halbwüchsigen Bauernjungen von demselben Künstler auch noch ist, — in seinen Augen zeigt sich doch schon derselbe grüblerische Ausdruck, wie wir ihn bei dem alten Manne finden, und wie er auch, weicher zwar, bei Otto Knilles „jungem Manne" auftritt. Ganz unbefangen dagegen schaut noch das kleine holländische Mädchen von Julius Wengel drein, dem selbst die frauenhafte Haube nichts Altkluges verleihen kann. Und wenn der Beschauer in der Zärtlichkeit, mit der die Kleine ihr Kätzchen herumträgt, schon etwas von mütterlichen Gefühlen erkennen will, so hat die kleine Holländerin damit doch vor keinem anderen kleinen Mädchen etwas voraus. Diese mütterliche Zärtlichkeit pflegt bei ihnen allen schon die erste Puppe zu erwecken. Die gleiche mütterliche Zärtlichkeit finden wir auf dem Bilde „Lieblinge" von G. Chierici, trotzdem der italienische Meister natürlich auch italienische Kinder malte und trotzdem Holländerinnen und Italienerinnen sonst nicht viel Gemeinsames miteinander haben. Bei beiden ist die gleiche Regung, die sich freilich den verschiedenen Temperamenten entsprechend auch verschieden äußert, — hier in wilder, dort in sanfter Zärtlichkeit. — F. Simm ist der Maler schöner Frauen und schöner Gewänder, und bei allen Kunstkennern, die mehr Wert auf die minutiöse Durchführung eines Bildes als auf den Gehalt desselben legen, sehr geschätzt. Er behandelt das Detail mit außerordentlicher Sorgfalt und die Farbe mit Geschmack, weiß aber auch die Gesichter seiner schönen Frauen zu beseelen, so daß man ihm sehr Unrecht thäte, wollte man ihn nur zu den Toilettenmalern rechnen. So fesselt auch seine nach der Mode des Empire gekleidete Dame, die, auf einem stillen Parkplatz sitzend, einen lieben Besuch erwartet, durch die Anmut ihrer lässigen Haltung und das Sprechende des Ausdrucks. — Dramatisches Leben zeigt das Bild „Angeschossene Husarenpatrouille" von G. von Boddien. Unwillkürlich verlegt man sich, trotzdem man den Feind nicht sieht, die Scene in den großen Krieg gegen Frankreich. Das Gelände und die ganze Situation ist derartig, daß man sich unter den Feinden französische Franktireurs vorstellt. Ein einsames Gehölz im Walde, ganz geeignet zum Versteck für die fanatisierten französischen Bauern, die aus dem Hinterhalt jeden deutschen Soldaten niederknallten, der in erreichbare Nähe kam, und dann, wenn die Vergeltung ihnen nahte, ihre Gewehre versteckten und in ihren blauen Blusen und Holzschuhen harmlose Bauern vorstellen wollten, die Schonung erwarteten. Die Husarenpatrouille hat sich, etwas unvorsichtig vielleicht, dem scheinbar unbewohnten Gehöft genähert. Da ein Knall, eine kleine Rauchwolke aus einem der Fenster, eines der Husarenpferde überschlägt sich, von einer Kugel getroffen, und wälzt sich über seinem Reiter. Aber für die übrigen ist das nur das Signal zum Angriff; im Galopp sprengen sie auf das Gehöft los, und ein gutes Glück mag ihnen geben, daß sie es nicht stärker besetzt und auch den einen, der aus dem Hinterhalt geschossen, nicht bereits durch eine Hinterthür in den Wald entwischt finden, wenn sie anlangen. Gleichfalls Reiterleben, aber fröhliches und friedliches, schildert die Parforcejagd von G. Marx. Hinter den jagenden Hunden der Master und das Feld der Reiter, Damen in faltenlos sitzender Amazone, Herren in rotem Frack und in Uniform. Dazwischen auch wohl ein lediges Pferd, das in dem eben passierten Birkenwäldchen den Reiter abgestreift hat. So geht die wilde Jagd durch die frische Herbstluft über das Brachfeld, vorbei an dem eleganten Gefährt, dessen Insassinnen ausgestiegen sind, um die Jagd an sich vorüberreiten zu sehen. Nehmen sie auch an der Jagd selbst nicht teil, so werden sie doch sicher bei dem nachfolgenden Jagddiner nicht fehlen und den Sieger mit besonderer Huld beglücken.

Zuschriften sind zu richten an die Redaktion von Velhagen & Klasings Monatsheften in Berlin W, Steglitzerstr. 53.

Für die Redaktion verantwortlich: Theodor Hermann Pantenius in Berlin.

Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig. Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.

